Für Geist und Herz

eine Monatschrift

für die nordischen Gegenden.

Erster Band

Erstes, zweytes und drittes Stück.

Reval,
gedruckt mit Lindforsischen Schriften 1786. und in Commission zu haben in der Glehnschen Buch- und Kunsthandlung.

Preis des Jahrgangs: 8 Rubel S. M.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Subscribenten Liste.

In St. Petersburg.

Sieben und zwanzig.

In Ehstland.

Herr Candidat Arvelius auf Kieckel.
— Baranius
— Collegen-Assessor von Berg.
— Cammerjunker von Berg. 2 Exemplar.
— Oberlandgerichts-Assessor Herrmann von Brevern.
— Major Carl von Brevern.
— J. E. Bergien.
— Obristlieutnant von Clodt von Metstacken.
— Major von Cabrit.
— C. F. Darchow.
— Generallieutnant und Ritter von Essen.
— Major von Essen.
— Flott-Lieutnant von Essen.
— von Engelhardt.
— Obristlieutnant von Eckermann auf Jewe.
— Kammerherr von Fersen.
— Generallieutnant, Gouverneur und Ritter von Grotenhielm.

Herr Aeltester Gregori.
— M. H. Gebauer.
— Official Hueck.
— Kreis-Marschall von Helwig.
— Hofrath von Hoffmann.
— Jencken.
— Capitain und Gewissensgerichts-Assessor von Krusenstern.
— würklicher Etats-Rath von Kursel.
— Pastor Koch auf Jewe.
— Titulair-Rath von Koskull.
— Kreisgerichts-Assessor von Klugen.
— Kreis-Richter von Löwenstern.
— Collegen-Assessor von Meiners.
— Collegen-Assessor von Meyendorff.
— J. J. Nottbeck.
— Sekretär Adam Nottbeck.
— Kreisdoctor Pezold in Wesenberg.
— Ritterschafts-Sekretär von Peetz.
— Rittmeister von Reutern.
— von Ramm.
— Collegen-Assessor Reutlinger.
— Assessor von Richter.
— Dietrich Rodde.
— Advokat Riesemann.
— von Rosen.
— Kreis-Revisor Schramm.
— von Schilling von Orgena.
— Baron von Schilling in Wyburg.
— Pastor Schwabe in Leal.
— Oberlandgerichts-Assessor von Schwengelm.
— Tribunal-Rath Baron von Stackelberg.
— Baron von Stackelberg.

Herr

Herr Kreisgerichts-Aſſeſſor Baron von Salza.
— würklicher Etats-Rath Baron von Stackelberg.
— Kammerherr Baron von Tiefenhauſen.
— Tidemann.
— Kammerherr Graf von Tiefenhauſen.
— Kapitain Jacob von Tiefenhauſen.
— Baron von Ungern Sternberg.
— Oberlandgerichts-Aſſeſſor von Vietinghoff.
Fräulein von Vietinghoff.
Herr Th. H. Witte.
Demoiſell Maria Wiſtinghauſen.
Herr General, Vicegouverneur und Ritter von Wrangel.
— Major von Wrangel.
— College an der Ritterſchule Wagner.
— General von Yhrmann.

Auf Öſel.

Herr Rathsherr P. F. Bazoncourt.
— Vicegouverneur, Etats-Rath und Ritter von Campenhauſen.
— Regiſtrator C. G. Cölln.
— Titulair-Rath O. J. von Eckeſparre.
— Capitain und Kreisgerichts-Aſſeſſor C. G. von Eckeſparre.
— Paſtor Frey zu Pyhha.
— Poſtmeiſter Harnack.
— Paſtor Luce.
— Land- und Kreismarſchall von der Oſten Sacken.
— Collegen-Aſſeſſor Baron von Stackelberg.
— Provincial-Sekretär Sahmen.
— Regiſtrator Swahn.
— Niederlandgerichts-Aſſeſſor G. F. von Saß.
— Aſſeſſor L. G. von Vietinghoff.

In allem Hundert und sechs. Kaum schmeichelte ich mir, die Anzahl der Subscribenten, in kurzer Zeit so ansehnlich vermehrt zu sehn, und dieß setzt mich in den Stand, diese Schrift wenigstens noch drey Monate fortzusetzen. Wächst die Zahl meiner Leser bis Hundert und zwanzig; so sind meine Wünsche befriedigt. Was über hundert und zwanzig geht, kommt dem Publicum zu gut, denn alsdann bin ich im Stande, auch seine Wünsche zu erfüllen, und den Preis herabzusetzen. Ein Jeder, der sich die Mühe geben will, die Unkosten zu berechnen, wird finden, daß ich mehr auf die Ehre, gelesen zu werden, als auf Gewinn kalkulirt habe.

Einige meiner Leser hier in der Stadt, muß ich bitten, ihre Exemplare ordentlicher, als bisher geschehen, abhohlen zu lassen. Ich weiß keinen bessern Weg, als sie von der jedesmaligen Vollendung eines Stücks durch das Wochenblatt zu benachrichtigen.

Der Umschlag zu diesem Journal ist bis jetzt sehr verschieden ausgefallen, bald roth, bald blau, bald gelb. Die Noth zwang mich dazu, denn ich mußte nehmen, was hier zu haben war. Nun aber habe ich mir einen hinlänglichen Vorrath in Leipzig bestellt, der bereits fertig geworden, und den ich mit dem ersten Lübeckschen Schiffe erwarte.

Ver-

Verschiedene Ungenannte haben mich mit Zuschriften beehrt, und mir besonders viel Gedichte zum Einrücken gesandt. So gut auch diese Gedichte immer seyn mögen; so werden mir die Herren doch verzeihen, daß ich keinen Gebrauch davon mache, da der größte Theil unsers Publicums den Versen nicht sehr gewogen ist, und ich daher den Vorsatz gefaßt habe, nur hin und wieder einige einzuweben. Prosaische Aufsätze hingegen, besonders die Ehstland betreffen, sollen mir willkommen seyn.

Den Einsender des Romans, der den Buchstaben S. unterzeichnet hat, muß ich bitten, sein Manuscript wieder abfordern zu lassen. Es ist allzu voluminös, und würde wenigstens vier meiner Monatsstücke ausfüllen.

Wegen Mangel des Raums habe ich in diesem Stück die Fortsetzung der Zaide nicht geben können; sie wird aber einen großen Theil des vierten Stücks ausfüllen, wo ich auch die Geschichte der Flibustier schließen werde.

Dem Einsender B. zur Nachricht: daß ich die Fortsetzung der Briefe, über Ehstlands Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, richtig erhalten habe.

Hin

Hin und wieder eingeschlichene Druckfehler, wird das Publicum gütigst übersehen.

Meinen Herren Collecteurs danke ich hier nochmals öffentlich für ihre gütige Unterstützung.

Der Herausgeber.

An die

Fürstin Daschkoff.

Ohne Zittern, ohne knechtisches Beugen vor Namen und Rang, naht sich Dir ein deutscher Mann, legt diese Schrift am Fuß der Ehrensäule Deines Ruhmes nieder, und begehrt — nichts.

Mit Zittern, mit Ehrfurcht und stiller Bewunderung Deiner Verdienste, naht sich Dir ein deutscher

scher Mann, legt diese Schrift am Fuß der Ehrensäule Deines Ruhmes nieder, und begehrt — Nachsicht.

Empfindung und Wille bestimmen den Werth des Opfers.

Zwey Worte an die Leser.

Es giebt der periodischen Schriften so viele, und darunter manche so beliebte, daß es verwegen und überflüßig scheint, ihre Zahl mehren zu wollen. Aber sonderbar bleibt es doch immer, daß einige sechszig Monatsschriften in deutscher Sprache nur Deutschland Mutter nennen; daß Ehstland, eine so ansehnliche Provinz, kein Scherflein zu dem Tribut zahlt, den die Litteratur dem Publikum monatlich abträgt. Fehlt es uns an guten Köpfen? — gewiß nicht! fehlt es uns an Lesern? — auch nicht! das beweißt die Erscheinung dieser Schrift, welche ohne Unterstützung des lesenden Publikums nicht hätte erscheinen können. Woher also diese Lust zu lesen, und diese Unlust selbst zu schreiben? Mir dünkt, ich habe die Quelle der leztern gefunden. — Den Sommer bringt beynah ein Jeder auf dem Lan-

de

de zu, dort fesseln ihn Wirthschaftssorgen und häusliche Geschäffte; dort lockt ihn der heitere Abend weg vom Schreibpult ins Grüne, und wer kann es ihm verargen? es giebt der ländlichen Freuden so mancherley; jeder Monat, beynahe jeder Tag hat seine angewiesene Arbeit, und die überbleibenden Minuten sind dem Glück der häuslichen Eintracht und Ruhe gewidmet. Im Winter strömt Alles in der Stadt zusammen. Glänzende Abwechselungen von Bällen, Schauspielen, Konzerten und Gastmählern, vereinen sich, auf den künftigen Sommer die Freuden des Landlebens wieder schmackhaft zu machen. Auch das edle Whist nimmt manchen Theil der Zeit hinweg, um welche die Musen buhlen. Das ist nun so einmal der hergebrachte Lebensschlendrian. Ich kenne vortrefliche Männer, die sehr gut für Geist und Herz schreiben würden, weil sie selbst Geist und Herz besitzen; die sich aber begnügen, im Zirkel ihrer Familie die neusten, litterarischen Produkte vorzulesen, und deren Art vorzulesen allein schon beweißt,

beweißt, daß ihre eigene Schriften vorgelesen zu werden verdienten. Ich hoffe, daß hier Mancher in seinen Busen greifen, und fühlen wird: „das geht auf mich!„ ohne daß ich nöthig habe, durch Nennung seines Namens, seiner Bescheidenheit zu nahe zu treten.

Euch fordere ich also auf, ihr Männer **mit Geist und Herz!** unterstützt durch eure Beyträge eine Schrift, die alsdann gewiß nicht ohne Nutzen bleiben wird. Bemerkungen über das Vaterland, historische Bruchstücke aus der Vaterländischen Geschichte, Biographien großer Männer, deren Ehstland so manche erzeugt, diese, und dergleichen Stücke würden mir immer am willkommensten seyn. Wie gern würde ich selbst solche Aufsätze liefern, wenn es mir, der ich noch ein Fremdling in diesem Lande bin, nicht an Materialien dazu gebräche. Sollte aber vielleicht Einer oder der Andere dergleichen gesammelt haben, dem die Zeit nicht erlaubt, sie selbst zu ordnen und auszuarbeiten, und will er mir sie anvertrauen; so werde ich mich eifrigst bemühen

hen, seinem Zutrauen zu entsprechen. Viele unserer besten Familien zählen unter ihren Ahnen große Männer, von denen uns nichts übrig blieb, als ihr Name, und die dunkele Erinnerung ihrer Thaten. Wäre es nicht rühmlich und angenehm, ihre Asche in eine Urne zu sammeln, sie mit frischem Lorbeer zu kränzen, und unsern Jünglingen zur Bewunderung und zum Vorbild aufzustellen? dann würde das kindische Pochen auf den Glanz der Voreltern, dem wahren Ahnenstolz Plaz machen, dem Stolz, ihnen einst gleich zu werden.

Nur noch ein Wort von meinem Plan und meinem Ehrgeiz bey dieser Schrift. Ich wünschte nicht, daß sie als eine Feuille du jour angesehen würde, die man liest und wegwirft; es wird mein Stolz seyn, sie nicht allein **unterhaltend**, sondern auch **nutzbar** zu machen. Gedichte und kleine Erzählungen kann ich freylich nicht ganz daraus verbannen, wenn ich den schmeichelhaften Wunsch erfüllt sehen will, auch von Damen gelesen zu werden; die eine Hälfte dieses Werkes

kes soll aber gewiß immer aus Bruchstücken der Geschichte bestehn; **interessant**, weil sie wahr sind; **unterhaltend**, weil ich mich bemühen werde, das Gewand der trocknen Geschichte, gegen das der anmuthigen Erzählung zu vertauschen; **nutzbar**, weil nicht ein Jeder Lust und Zeit hat, sie aus dem Wust der gelehrten Weitschweifigkeit heraus zu klauben. Was oft Folianten und Quartanten füllt, steht hier auf wenig Blättern, zwar ohne Allegate, aber der Wahrheit getreu, und nach meinem besten Vermögen so eingekleidet, daß auch vielleicht Damen es nicht wegwerfen werden.

Dieß Erste Stück wird also das Schicksal des Ganzen entscheiden; diesem Ersten werden alle folgende ähnlich seyn. Drey Stücke machen einen Band von achtzehn Bogen, und wenn die Anzahl der Subscribenten sich mehrt; so soll jeder Band mit einem Kupfer von **Chodowiecky** geziert werden.

Ich wünschte, daß diejenigen, die dieses Journal mit Beyträgen beehren wollen, ihren

Auf-

Aufsätzen jederzeit ihren Namen beyfügen mög-
ten. Zu allen mit einem K. unterzeichneten,
bekenne ich mich als Verfasser. Es versteht sich
von selbst, daß Alles, was gegen die strengsten
Sitten läuft, wie auch persönliche Satyre, aus
dieser Schrift auf immer verbannt bleibt. Nich
allein Männer, und verheyrathete Frauen, —
auch Jünglinge, Mädgen und Kinder müssen
sie lesen dürfen, ohne Klippen ihrer Unschuld z
scheuen. Das ist mein Plan, das ist mei
Ehrgeiz; die Zeit wird lehren, ob ich Wort ha
te; die Zeit wird lehren, ob ich mich im Ge
schmack unsers Publikums geirrt habe.

Kotzebue.

Gedicht

Gedichte.

Alexander der Große und Diogenes.

Der große griechsche Held, (wer kennt nicht Alexandern?
der einst den kühnen Wunsch gethan,
auf einer Brücke in den Mond zu wandern;)
traf eines Tags den sonderbaren Mann,
Diogenes, mit seiner Blendlaterne,
auf dem Begräbnißplatze an.

Der Prinz bemerkt ihn lang von ferne,
sieht, wie er suchend und gebückt,
nach dem und bald nach jenem Leichensteine,
nach der und bald nach jener Seite blickt.
„Was suchst du?„ ruft der Held, den seine Neugier drückt.

Diogenes.

Mein Prinz! ich suche die Gebeine
der Könige von Macedonien;
und sieh! ich fand zwey nackte Schädel,
die sich so ähnlich, wie zwey Tropfen Wasser sehn.

doch ist nur Eines Herkunft edel,
und zwar aus deinem eigenen Geschlecht:
der andre, Prinz — war ein gemeiner Knecht.
Sprich, Alexander, kannst du unterscheiden?
Sprich! welcher war der Fürst von beyden?

K.

Rauch und Klang.

Der Bettler Matz gieng um die Mittagsstunde,
ein schwarz Stück Brod in seiner Hand,
Den Garkoch Luchs vorbey, der in der Bude stand,
und ein gespicktes Reh am Spieße langsam wand.
Freund Matz, der in Gesellschaft ein'ger Hunde,
den Wohlgeruch sehr appetitlich fand,
und dem das Wasser aus dem Munde
in hellen Tropfen lief, trat ohne Scheu hinein,
und sog den Dampf vom Braten und von Suppen,
die Luchs hier aufgetische in wollustvollen Gruppen,
mit langen, giergen Zügen ein.
Das schwarze Brod, sonst hart und trocken,
mischt zwischen seinen Zähnen sich

mit

mit Bratendampf, der aus der Küche stieg,
und er verzehrt es ganz, bis auf den letzten Brocken;
drauf streicht er sich den Bauch und will von dannen gehn.
„Holla! ruft Meister Luchs, dir wird der Beutel jucken!
„So ist es nicht gemeynt! denkst du umsonst zu stehn,
„den Dampf, die Quintessenz des Bratens einzuschlucken?
„Bezahl! bezahl!„ — Warum nicht gar!
Wer Teufel wird den Rauch bezahlen?
der ohne mich ja doch verloren war?
„Kann seyn! allein mit solchen kahlen
„Beweisen kommst du hier nicht ab.
„Nicht wahr, der Rauch erquickte dich von Herzen?
„wer war es, der den Rauch dir gab?
„Mein Braten wars — drum Geld!„
Mein lieber Herr, Sie scherzen.
„Beym Teufel nein!„ — Nun das ist sonderbar!
„Mag seyn, nur Geld!„ —
Mein Herr, ich bin kein Narr!

und kurz und gut! ich zahle keinen Hell
„Der Streit wird warm, das Volk umringt
Platz;
schon droht Herr Luchsens Zorn dem Kopf
armen Matz
mit Messer, Gabel, Löffel, Teller:
als Jürg' erscheint, ein kleiner, lus
Schneider,
Spaßmacher in dem Viertel dieser Stadt
der in der Schöpfung neuer Kleider,
und Rechtsgelehrsamkeit sich Ruhm erworben
„Der, ruft der Koch: der hier sey u
Richter!„
Ich bins zufrieden, seufzt der arme Ma
Freund Jürge schneidet Amtsgesichter,
und hört zuerst die Parten an.
Drauf spricht er: „Matz! du mußt bezah
„gieb mir dein Geld!„ — Matz zahlt mit
dem Blick. —
Der strenge Richter läßt zu dreyenmale
den Silbergroschen auf die Erde fallen,
und giebt ihn drauf an Matz zurück.
„Die Frau Gerechtigkeit soll leben!„
so ruft er: „Nachbar Luchs, ich richte
Gebühr.

„Du haſt ihm deinen Rauch gegeben,
„Er gab Dir ſeinen Klang dafür. . .

K.

Fabel.

Es war ein harter, kalter Winter,
als Wilhelm einſt am Fenſter ſtand,
und einen Vogel halb erfroren,
in die Scheiben pickend fand.

* * *

Mit einer Mitleidvollen Thräne
laßt er das arme Thier herein,
und kauft für den erſparten Groſchen,
dem Vogel Hanf und Zwieback ein.

* * *

„Brav Junge!„ ruft die frohe Mutter:
„Doch höre mich, und folge mir!
„Dem Vogel öffneſt du dein Fenſter,
„Dem Armen öffne deine Thür.“

K.

Der Kochtopf und die Kaffeetaſſe.

Hört! was mit hochgerümpfter Naſe,
einſt eine Dresdner Kaffeetaſſe,

ders an Bescheidenheit gebrach,
zu einem irrdenen, bejahrten Kochtopf sprach:
„Mein Freund, du dauerst mich von Herzen,
„denn traun! der niedrige Beruf,
„für den dich die Natur erschuf,
„ist Mitleid werth, und muß dich bitter schmerzen.
„Den ganzen Tag am Feuer stehn,
„in dickem Rauch und Flammen sitzen,
„und kochen, braten, sieden, schwitzen,
„da mögte die Geduld dem Hiob wohl vergehn.
„Dein schwarzes Kleid — wie es nach Rauche stinkt!
„man fürchtet sich, dich anzurühren.
„Nun sieh einmal auf mich, wie Alles glänzt und blinkt,
„wie mich die bunten Blumen zieren;
„weiß, grün und roth ist mein Gewand,
„verguldet und geschmückt mein Rand,
„man hütet sich, mich zu beschmutzen,
„man präsentirt gar säuberlich
„auf fein lackirten Tellern mich,
„und hat man mich gebraucht, gleich muß die Magd mich putzen.
„An mir verschwenden ihre Kunst

„zuweilen

„zuweilen hochberühmte Maler;
„ich steh bey meinem Herrn in Gunst
„und koste manchen schönen Thaler.
„Als Johann jüngst mein Schwestergen zerbrach,
„gleich must' er aus dem Dienste laufen;
„dich kann man für zwey Groschen kaufen,
„zerbrichst du auch, so frägt man nichts darnach.„

Der Kochtopf hört, als ein verständger Mann,
die Prahlerey gelassen an.
„Ich, ruft er aus, muß freylich immer sitzen,
„und kochen, braten, sieden, schwitzen;
„doch bin ich stolz darauf! den Topf hat man erdacht,
„um seinem Herrn durch steten Fleiß zu nützen,
„die Tasse aber nur zu eitlem Putz und Pracht.
„Ich diene Jedem gern, bey mir ist arm und reich,
„gering und vornehm sich einander gleich;
„drum hält mich Jedermann in Ehren,
„doch dich! — dich kann man leicht entbehren.„

* * *

So viele hören es, so wen'ge glauben dran:
das schöne Kleid macht nicht den Mann!

K.

Griechischer Heldenmuth.

Als Xerxes einst, mit unzählbarem Heer,
vor eine Stadt der Griechen rückte,
und, Nebelwolken gleich, man schon den Staub erblickte;
beschloß das edle Volk in tapfrer Gegenwehr,
zu sterben, oder obzusiegen.
Ein Jeder griff zum Helm, zur Lanze, Schild und Speer,
und schien den Mauern zuzufliegen.
Nur Einer war, der zitternd rief,
indem er todtenblaß durch alle Reihen lief:
„Beym Adler Jupiters! ihr Brüder!
„hört und befolgt des klügern Freundes Rath!
„stimmt in den Friedenston die wilden Kriegeslieder!
„macht Eure Thore auf! legt Eure Waffen nieder!
„Er kömmt, der stolze Frind! der Sieger Xerxes naht!
„Gleich Wetterwolken deckt sein Heer das Sonnenlicht.„
„Nun gut! versetzt ein ehrlicher Soldat:
„und ziemt es uns darnach zu fragen?

„Ey

„Ey desto besser, Weib! denn scheint die
Sonne nicht;
„so werden wir den Feind bequem im
Schatten schlagen.“

K.

An Bav im Wolfspelze.

In einem Wolfspelz prangt Herr Bav.
Wie muß der Gläubige und Orthodox erschrecken!
Sonst pflegte nach der Schrift, das Schaaf
den Wolf zu decken;
Hier aber deckt der Wolf das Schaaf.

K.

Die schöne Unbekannte,

eine dramatisirte Erzählung.

Personen.

Sir Heinrich.
Sir William.
Sir Karl.
Lady Runzel.
Die alte Betty, ihre Kammerfrau.
Tom, Sir Heinrichs Kammerdiener.
Eine junge, unbekannte Dame.
Einige Nebenpersonen.

Die

Die Scene ist, wie man schon aus dem Klang der Namen hört, auf englischem Grund und Boden, und zwar in London.

Sir Heinr. und sein alter Kammerdiener.

Sir Heinr. Geh ehrlicher Tom! ich danke dir für deine treuen Dienste; aber ich kann dich nicht mehr brauchen.

Tom. Mich nicht mehr brauchen?

Sir Heinr. Ich thu dir unrecht. Brauchen wohl; aber nicht mehr bezahlen.

Tom. Sie scherzen, gnädiger Herr.

Sir Heinr. Frag meine ungestümen Gläubiger, ob ich scherze? durchblättre ihre Papiere, wenn sie mit jedem Morgen mein Vorzimmer bestürmen; geh auf meine verwüsteten Güter, durchstreiche meine Felder voll Unkraut, frage meine ausgesaugten Bauern; blick in mein leeres Haus, meine leeren Taschen; — und beantwort' es dir dann selbst, ob ich Lust habe zu scherzen?

Tom. Freylich, freylich ist es nicht mehr so wie es war! Ihr gutes Herz, gnädiger Herr, hat ihrem Beutel manchen Streich gespielt; auch hat Ihr alter Diener ja selbst schon oft ganz unvor-

vorgreiflich von Einschränkungen gesprochen: aber warum wollen Sie denn eben bey mir den Anfang machen? eben bey mir, der ich nun in's zwölfte Jahr ehrlich und redlich gedient? Glauben Sie mir, Sir, wenn Sie mich verstoßen; so geh' ich eben so nackend aus Ihrem Hause, als ich hineinkam. Doch nein, ich irre: zwölf Jahr mehr nehm' ich mit heraus; schwarzes Haar bracht' ich mit, nun ist es grau geworden, und wer wird dem alten Taugenichts ein Bett geben, worauf er ruhig sterben könne?

Sir Heinrich nimmt ihn gerührt bey der Hand. Ich, so lange ich eins habe.

Tom. O das wußt' ich wohl, daß Sie den kahlen Tom nicht verstoßen würden; aber Sir, es jammert mich, daß — (er stockt.)

Sir Heinrich. Nun?

Tom. Daß es Ihnen auch nur einfallen konnte, eben bey mir den Anfang zu machen. Alle Ihre andere Bediente sind junge unbändige Wüstlinge, sie spielen und laufen den Dirnen nach; sie würden Ihnen auch das letzte noch gestohlen haben.

Sir Heinrich. Ehrlicher Tom! du thust mir Unrecht. Ich unterscheide dich sehr wohl

von jenen Tagedieben, die jeden Monat ihre Herren wechseln, und kaum ihre Namen wissen; aber jene sind mir unentbehrlich, wenn ich die Rolle noch eine Zeitlang fortspielen will, die meine Geburt und meine ehemaligen Reichthümer mir zu bestimmen schienen. Ich kann mich allein ankleiden; aber ich kann mir nicht die Wagenthür selbst aufmachen: ich kann mich mit einem Stück Rostbeef und einem Trunk Schmalbier sättigen; aber ein Schweitzer an meiner Pforte muß dafür sorgen, daß mich niemand dabey überrasche. Kurz Tom! Armuth drückt nur in Gesellschaft reicher Leute. Ich muß entweder ihre Zirkel fliehen — und das kann, das darf ich noch nicht — oder ich muß lernen das entbehren, was ich unbemerkt entbehren kann.

Ein Bedienter. Die Wittwe Franck, gnädiger Herr, sie bittet um ihr Monatsgeld.

Sir Heinrich. Sie soll warten. (der Bediente ab) Da Tom, gieb ihr das. Sag' ihr — daß sie nicht wiederkommen soll. Du weißt, ich gebe gern; aber ich habe nichts mehr zu geben.

(Tom ab.)

Sir

Sir Heinrich wirft sich auf einen seidenen, hin und wieder zerrissenen Sofa, und blättert ohne Aufmerksamkeit in einem Buche, das ihm eben zur Hand liegt.

Ein Bedienter. Ein Fremder wünscht Sie zu sprechen, Sir.

Sir Heinrich. Ein Fremder? mich? wer ist er? wie heißt er?

Bediente. Er wollte uns seinen Namen nicht sagen.

Sir Heinrich. Habt ihr ihn sonst nie hier gesehn?

Bedienter. Nein, gnädiger Herr.

Sir Heinrich. Doch keiner von —

Bedienter. Nein, gnädiger Herr.

Sir Heinrich. Worauf antwortest du mir?

Bedienter. Ich glaubte, Ew. Gnaden wollten fragen: doch keiner von denen, die alle Morgen hieher kommen.

Sir Heinrich finster. Laß den Fremden hereintreten.

Sir William stürzt in seine Arme.

William und Heinrich waren Jugendfreunde. Sie liebten sich aufrichtig und warm, denn kein Interesse, sondern schon die Kindheit

knüpfte

knüpfte sie aneinander. Gespielen ohne Zank, Schulkammeraden ohne Neid, bald darauf beyde die Zierde aller glänzenden Zirkel, beyde oft Nebenbuhler, doch immer Freunde; beyde sehr reich gewesen, und muthwillig Alles verschwendet, nur William noch einige Jahre früher als Heinrich. Damals bot Heinrich dem verarmten Gefährten seiner kindischen und Jünglingsfreuden, alles an, was Spiel und Pracht ihm noch übrig gelassen hatten. Damals zitterte eine dankbare Thräne in Williams Auge. Er grub seines Freundes Großmuth mit tiefen Zügen in sein Herz; aber er nahm nichts an. Zu stolz, von der Großmuth anderer zu leben; zu stolz, seinen Neidern den Herabgesunkenen zu zeigen, der noch vor wenig Wochen Tausende verschwendete; entschloß er sich nach Indien zu gehen, um wieder zu gewinnen, was er verlor, oder auch arm, aber doch unbekannt und unverspottet die Straße seines Lebens zu wandern. Länger als ein Jahr lebt' er in Dürftigkeit, von einem kleinen Amte, das ihm die ostindische Kompagnie anvertraute. Endlich riß der schwarze Wolkenschleyer, der den Horizont seines Schicksals deckte; die Sonne

lächelte,

lächelte, die Liebe winkte ihm. Eine junge, sehr reiche Kaufmanns-Witwe bemerkte gerade zu rechter Zeit, daß er ein schöner Mann sey, offen, thätig, unterhaltend und zuvorkommend. Ihre Augen theilten ihm diese Bemerkung mit, er verstand sie, sie verstand ihn, und in solchen Fällen, pflegt das Verständniß gemeiniglich auf eine Heyrath hinaus zu laufen. Das war auch hier der Fall, Hymen jagte den Amor vor sich her, und hatte den Pluto in seinem Gefolge. Sir William sezte sich mit dem jungen Weibe zu Schiff, und segelte lustig nach Engelland. Es versteht sich, daß Einer seiner ersten Besuche, den Gefährden seiner Jugend gewidmet war; und wer jemals Jahre lang von einem Busenfreunde getrennt zubrachte, wird fühlen, ohne daß ichs ihm male, was die beyden Jünglinge in der ersten Umarmung empfanden, was sie in halbartikulirten Sylben stotterten, und so weiter.

William. Und nichts bliebe dir übrig?

Heinrich. Nichts. Alle meine Güter sind verschuldet, keinen Ziegel auf dem Dach kann ich den meinigen nennen, bald werden meine Gläubiger, des Vertröstens müde, zugreifen,

und

und mir wird kaum ein Stab bleiben, an dem ich betteln gehen kann.

William. Pfuy Heinrich! ein Freund bleibt dir immer. Ich hab' es nicht vergessen, was du einst für mich thun wolltest; vergiß du nicht, was ich jetzt für dich thun kann.

Heinrich. Ich hab' es vergessen, was du einst nicht annehmen wolltest; vergiß du nicht, was ich jetzt nicht annehmen kann.

William. Jener Fall ist nicht der jetzige. Was du noch hattest, war wenig; was ich jetzt habe ist viel. Es war ohne prophetischen Geist voraus zu sehen, wohin es in einigen Jahren mit dir kommen würde. Das Glück warf mir dreytausend Pfund jährlicher Einkünfte zu, und ich kann mit der Hälfte leben. Meine Freundschaft bleibt der deinigen noch weit nach, denn du botest mir mehr, als du entbehren konntest.

Heinrich. Sophisterey! das Gefühl meiner Ehre empört sich dagegen.

William. Nun wohl, ich schweige, und werde nicht eher wieder reden, bis es wirklich so weit mit dir gekommen ist. Aber giebt es denn kein Mittel, dir noch wieder aufzuhelfen?

Hein-

Heinrich, mit einiger Bitterkeit. Und welches?

William. Kannst du nicht hier in London thun, was ich in Indien that? eine reiche Heyrath.

Heinrich. Du spottest. Welche Frau würde das Schicksal eines ruinirten Verschwenders theilen? Es wäre lächerlich von mir, solch' einen Antrag zu thun, und noch lächerlicher von ihr, ihn anzunehmen.

William. Oho! nicht so lächerlich als du glaubst. Zum Beyspiel: ich komme gestern Abend hier an; ich besuche diesen Morgen in aller Frühe meinen Banquier, oder vielmehr ich will ihn besuchen, finde ihn aber nicht, denn er ist todt. Man führt mich zu seiner Witwe, die, weil sie Millionen und ein reich möblirtes Hotel besitzt, sich Lady schelten läßt. Auch will sie vor ihr Geld noch jung seyn, und es wäre albern, ihr den süßen Wahn zu rauben. Der Hauptumstand ist, daß ihr seliger Gemahl, ein ärgerer Schelm als Judas, dich als seinen vornehmsten Schuldner hinterläßt. —

Heinrich. Doch nicht —

William. Lady Runzel, ganz recht.

Heinrich. Was! du könntest mir zumuthen, die Hexe zu heyrathen?

William. Ja, ja, warum nicht? hier ist nicht von der Hexe die Rede, sondern von ihrem Gelde. Was kümmern dich ihre Falten, wenn eine reizende Mätresse dir die deinige verscheucht? Was kümmert dich ihr zahnloser Mund, wenn ein Rosenwangiges Mädgen dich in die Lippen beißt? was kümmern dich ihre triefenden Augen, wenn du sie nie berührst, als um sie zuzudrücken? „Madam, „Sie wohnen auf diesem Flügel, und ich auf „diesem. Madam, Sie wählen sich ihre „Gesellschaften, und ich mir die meinigen. „Madam, Sie geben mir ihr Geld, und ich „Ihnen meinen Namen.„ Da hast du in wenig Worten die ganze Ehstandsgeschichte.

Heinrich. Du hast Lust zu scherzen.

William. Zum Henker nein! und ich rathe dir selbst, bald Ernst zu machen. Bald sage ich; denn obgleich das ganze Viertel der Stadt über die alte Lady Runzel lacht; so schwärmen doch beynahe ein Dutzend junge Herren um sie herum, eben so vornehm und

eben

eben so ruinirt als du. Doch im Vertrauen, sie ist nicht gleichgültig gegen deine Figur, und willst du dir nur eine Woche lang den gehörigen Zwang anthun; so schnappst du deinen Mitbuhlern die reiche Beute weg.

Heinrich. Nun ja William, deine Gründe überzeugen mich, mein Kopf spricht ja, aber mein Herz —

William. Dein Herz hat keine Stimme.

Heinrich. Weit gefehlt! es überschreyt meinen Kopf. Ach William! ich liebe.

William. Du liebst? Das ist ein schlimmer Streich. — und wen liebst du? wenn es erlaubt ist zu fragen?

Heinrich. Das weiß ich nicht.

William. Gehorsamer Diener! die Reihe zu scherzen, kommt, wie es scheint, an dich?

Heinrich. Auf Ehre! ich weiß es nicht.

William. Du hast sie doch gesehen?

Heinrich. Ja.

William. Gesprochen?

Heinrich. Ja.

William. Wo?

Heinrich. Gesehen in der Kirche, gesprochen im Park. Ich schmeichle mir sogar ihr

nicht

nicht gleichgültig zu seyn, aber ihren Namen, selbst ihre Wohnung habe ich nicht erforschen können.

William. Und sie läuft so ganz allein in der Welt herum?

Heinrich. Oft allein, zuweilen in Begleitung einer Kammerfrau. — Aber ich sage dir William, und wenn ich sie mitten unter den Töchtern der Freude fände; ich würde den Gedanken für Gotteslästerung halten, der diesen reizenden Engel —

William. Schon gut, das übrige schenke ich dir, es steht in jedem Roman. Uebrigens thu was du willst. Die Geschichte scheint mir ein wenig verdächtig, doch was hindert dich der schönen Unbekannten nachzulaufen, und jenen vernünftigen Entwurf dennoch auszuführen. Nur daß Lady Runzel nichts davon erfährt, denn die Witwen haben Luchsaugen, und sind schwer zu betrügen. Auch flattert da ein junges Närrgen um sie herum, ein Sir Karl, den Niemand kennt, der aber viel von seinen Gütern im nördlichen Theil der Insel schwatzt, windig, wie ein Fächer, fade wie Zuckerwasser, und schmeichelnd, wie ein Poet.

Nimm dich in Acht, Heinrich! solche Nebenbuhler sind bey einer Lady Runzel gefährlich. Ich glaube noch obendrein bemerkt zu haben, daß er sich mit ihrer alten Kammerfrau versteht. Thu dein Bestes, und ich will das meinige thun. Du lächelst? — verlaß dich auf mich! Lady Runzel beehrt mich mit ihrer Freundschaft.

Scene, St. James Park.

Sir Heinrich durchstrich, vorwärts gebogen, mit auf den Rücken geschlagenen Händen und finsterer Miene, die dunkelsten Gänge. Die Sonne schien warm, er fühlte sie nicht; die Nachtigall schlug, er hörte sie nicht. Was that er denn? — Er wog bedächtig den Rath seines Freundes auf der Wagschale der Vernunft, und obgleich statt alles Gegengewichts nur ein leerer Beutel darauf lag; so wuste doch dieser leere Beutel das volle Herz in sein Intresse zu ziehn, und das Züngelgen stand mitten inne.

Ein weibliches Niesen scholl aus dem nächsten Gebüsch, er blickte auf, und siehe die schöne Unbekannte saß nur zehn Schritt von ihm auf einer Rasenbank. Ob sie mit Fleiß genießt, oder ob sie eben in die Sonne gesehn, das ist ein Punkt,

den

den ich unentschieden lasse. Nun ist es mit dem Niesen, und mit dem Gesundheit wünschen dabey, eine eigne Sache. Der hohe Adel bückt sich schweigend, aber mit einer süßen Mine; der neue Adel und die Roturiers sagen: à vos souhaits; der Bürger: zur Gesundheit! und der Bauer: Gott helf! Sir Heinrich gehörte ohnstreitig zum hohen Adel, er hätte also mit einer bloßen Verbeugung vorübergehen können; aber da sein Nutzen es erheischte, sich für diesesmal zu den Roturiers zu rechnen, und in solchen nutzbaren Fällen der hohe Adel es so genau nicht nimmt; so trat er zehn Schritt näher, und lispelte fein: à vos sohaits Mademoiselle.

Sir Heinr. Ich danke es dem Zufall und dem schönen Wetter, Sie so unverhofft hier zu finden. Ueberall suche ich Sie, und überall fliehen Sie mich.

Die Unbekannte. Ich fliehe Sie nicht, Sir.

Heinrich. Immer diese niedergeschlagenen Augen, wenn ich vor Ihnen stehe? verdien' ich keinen Blick?

Die Unbek. Ich kann Sie sehen Sir; aber warum soll ich Sie denn eben zu viel sehen?

Hein-

Heinrich. Unbekannter Engel! darf ich eine Auslegung dieser Worte wagen? hassen Sie mich nicht?

Die Unbek. Ich hasse Sie nicht.

Heinrich. So enthüllen Sie mir das Geheimniß Ihres Namens, Ihres Standes! Wo soll ich meine verlorne Ruhe wieder suchen?

Die Unbek. (lächelnd). Weder in meinem Namen, noch in meinem Stande. Nur da, wo Sie sie verloren haben.

Heinrich. In Ihren Augen?

Die Unbek. wirft einen zärtlichen Blick auf ihn. Er ergreift ihre Hand und drückt sie feurig an seine Lippen.

Die Unbek. (sich losreissend.) Gemach Sir! Sie vergessen sich. (Er trat ehrerbietig zurück.) Ist Ihre Liebe aufrichtig; so habe ich Ihnen nur wenig Worte zu sagen, und Sie werden mir gehorchen. Suchen Sie nicht mich zu kennen, ich verbiete es Ihnen. Genug, ich kenne Sie, und hasse Sie nicht. Ich kenne auch den Verfall Ihrer Glücksumstände, sie sind den meinigen gleich. Beyden aufzuhelfen, sey meine Sorge; Ihre Neubegier noch einige Tage zu unterdrücken, die Ihrige.

Noch

Noch eins Sir, Sie vernachläßigen eine gewisse Witwe, deren beträchtliche Forderungen sie zum Meister Ihres Schicksals macht. Gehn Sie zu ihr, ich befehle es Ihnen, und suchen Sie ihr zu gefallen. Sie stutzen? — Denken Sie was Sie wollen; aber gehorchen Sie mir! Ich gehe, und verbiete Ihnen, mir zu folgen. Vielleicht sehen wir uns bald wieder.

Sie sprachs und gieng, und ließ den armen Heinrich in der sonderbarsten Gemüthsbewegung, die ihn jedoch nicht hinderte, sie mit den Augen zu verfolgen, um vielleicht den Weg zu beobachten, den sie nehmen würde. Die schöne Unbekannte sah sich einigemal um, bemerkte es, und kam schleunig zurück.

Die Unbek. Ach Sir Heinrich! ich bin verloren! wenn ich es nicht wieder finde!

Heinrich. Was, meine Theure?

Die Unbek. Das Portrait meines Vaters — es hieng an meiner Uhr — es hat sich losgerissen — in jener Allee muß ich es verloren haben — Ums Himmelswillen! helfen Sie mir suchen!

Sir Heinrich flog davon wie ein Pfeil vom Bogen,

gen, Allee auf, Allee nieder, die Blicke bald rechts, bald links gekehrt, das Gras durchtappt, den Sand durchwühlt, aber alles umsonst! Mit gesenkten Blicken kehrte er zurück, und hub jammernd an: „es ist nicht zu finden!„ — schlug die Augen auf, und sah, daß auch sie nicht mehr zu finden war. Nun merkt' er erst, warum sie das Portrait ihres Vaters verloren hatte. „Sonderbar!„ dacht' er bey sich selbst: „Alles, was sie sagt, alles, „was sie thut, ist sonderbar. Verbieten, befehlen und wieder verbieten, immer ums dritte Wort. „Das ist ihr so geläufig, als wenn sie ihr Lebenlang nur mit Sklaven umgegangen wäre. Und „was verbietet sie? — nicht zu erforschen, wer „sie ist. Und was befiehlt sie? — der alten Lady Runzel die Cour zu machen. Sonderbar!„ murmelte er noch einmal in den Bart, gieng aber doch sogleich, den Befehl der schönen Unbekannten zu erfüllen.

Zimmer der Lady Runzel.

Lady Runzel, die eben von einer Spazierfahrt zurückgekommen, zu der alten **Betty**:

Es ist heute gewaltig warm, Betty, ich bin triefend naß über den ganzen Leib.

Betty.

Betty. Mylady haben sich erhitzt, große Perlen stehen Ihnen auf der Stirn.

Lady R. Du kennst ja meine alte Passion. (Sie tritt vor den Spiegel, indem sie die Handschuh auszieht) Ach wie ich aussehe! Gesicht und Hände —

Betty. Wie blauangelaufener Stahl.

Ein Bedienter. Sir Heinrich will aufwarten.

Lady R. Wer? Sir Heinrich? Hast du auch recht gehört?

Der Bediente. Ich kenne seine Equipage genau.

Lady R. Betty! geschwind! ein wenig Puder! hier ist er mir ganz weggeschmolzen. Die verdammten grauen Haare! — Die Schminkdose! — ein Pflastergen auf diese Warze. — So — nun zieh die rothen Fenstergardienen halb zu, das verbreitet ein so schönes Licht. — So — nun gieb mir ein Buch! gleichviel was für eins, nur kein Gesangbuch. — So — (zum Bedienten) laßt ihn herein treten!

Sie warf sich in studierter, nachläßiger Stellung auf den Sofa, schlug das Buch auf und schielte

schielte nach der Thür. Sir Heinrich trat herein, in einem sehr eleganten Frack, das Haar in schöner Unordnung, mit aller Grazie der großen Welt. Ich übergehe die ersten gewöhnlichen Komplimente. Sir Heinrich, von Natur geschaffen zu gefallen, kam der Natur durch die ungezwungenste Höflichkeit zu Hülfe. Er legte so viel süßes in seinen Ton, so viel Anstand in seine Bewegungen, so viel Feinheit in seine Schmeicheleyen, daß die alte Dame bald aus der Glut der Sonne in die Glut der Liebe gerieth, und ihre nassen, stahlblauen Lippen, nach Heinrichs Kusse schmachteten. Doch wollte sie ihn vorher noch ein wenig dafür bestrafen, daß er sie so lange vernachläßigt hatte.

„Wissen Sie auch, Sir Heinrich, hub sie „an, daß ich Braut bin?„

Heinrich (erstaunt.) Braut?

Lady R. hielt sein Erstaunen für Schrecken, und fuhr lächelnd fort:

Der gute, selige Lord Runzel war freylich ein braver Mann, aber unter uns gesagt, schon ein wenig bey Jahren. Meine Eltern zwangen mich, seiner Reichthümer wegen, zu dieser Verbindung, und so bin ich nun in der Blüte meines Lebens zur Witwe geworden.

Es

Es ist billig, daß das Herz auch seine Meynung sage, wenn man der Vernunft lange genug geopfert.

Heinrich. Und ihr Herz hat gewählt?

Lady K. Hat gewählt, Sir, einen jungen, liebenswürdigen Mann von zweyundzwanzig Jahren, Sir Karl Baronet, reich und schön. Vielleicht kennen Sie ihn?

Heinrich. Ich habe nicht die Ehre.

Lady K. Aber was ist Ihnen? Sie werden ja mit einemmale so finster?

Heinrich. Ich muß gestehen, Mylady, diese Erklärung hat mich überrascht. Ich kam hieher — die Wahrheit zu sagen — in einer ganz andern Absicht, als Ihnen Glück zu wünschen.

Lady K. Sollten Sie mir irgend ein Glück mißgönnen?

Heinrich. Keines, wenn es mir erlaubt wäre, es mit Ihnen zu theilen.

Lady K. Allerliebst! Sie haben doch wohl nicht erwartet, daß ich Ihnen nachlaufen soll? Wahrhaftig! und wäre man gleich bis zum sterben in Sie verliebt gewesen; man würde nicht einmal Gelegenheit gefunden haben,

ben, es Ihnen merken zu lassen. Sie waren ja unsichtbarer als ein Sylphe.

Heinrich. Wie wenig kannten Sie mein Herz! wie unrichtig beurtheilen Sie mein Betragen! Sie wissen es Mylady, Ihr seliger Gemahl hinterläßt mich als seinen großen Schuldner. Würde es nicht eigennützig geschienen haben, wenn ich mich jetzt um Ihre Hand beworben hätte? Erst wollte ich diese Schuld tilgen, und dann würd' ich es gewagt haben, Ihnen ein Herz anzubieten, das durch Ihre eben gethane Erklärung zerfleischt worden.

Die gerührte Lady Runzel suchte es wieder zu heilen, indem sie gestand, daß es zwischen ihr und Sir Karl noch nicht so weit gekommen. Sie gab ihm alle mögliche Aufmunterung, und bekannte sogar, in der Ergießung ihres alten, übersprudelnden Herzens, daß sie, gekränkt durch seine anscheinende Verachtung, ihrem Sachwalter bereits Befehl gegeben, Sir Heinrichs Schuld gerichtlich beyzutreiben; daß sie aber diesen Befehl noch am selben Abend zurücknehmen wolle. Ihr Gesicht war beym Erguß dieser Zärtlichkeit so allerliebst mumienhaft, ihr graues Auge so einladend matt, daß es vielleicht nur auf Sir Heinrich ankam,

Aus-

Aussöhnung und Verlöbniß in einer Stunde zu feyern. Er begnügte sich indeß mit einem feuchten Kuß, und Sommer und Winter trennten sich für diesesmal. Die alte Betty, ein getreuer Spion in Sir Karls Solde, ermangelte nicht, ihn sogleich von der Annäherung eines fürchterlichen Nebenbuhlers zu benachrichtigen. Indeß sie über die Straße trippelte, und mit sich selbst plappernd von Wort zu Wort wiederholte, was sie am Schlüsselloch erlauscht hatte, wiegte sich Lady Runzel in süßen Träumen, wählte bereits das Negligee ihrer Brautnacht, und ordnete die Schüsseln beym Hochzeitmahl. Plötzlich ward sie auf eine sehr unangenehme Art unterbrochen. Die schöne Unbekannte trat ins Zimmer.

Die Unbek. Ich komme vielleicht ungelegen, Madam —

Lady K. Ja wohl ungelegen Miß! zudringliche Personen sind nie willkommen.

Die Unbek. Es thut mir leid Madam. Freylich mag die unterdrückte Wayse kein erwünschter Anblick seyn, für den unterdrückenden Wucherer.

Lady K. Verdammt will ich seyn, wenn ich aus Ihrem Wischiwaschi klug werden kann!

Kom-

Kommen Sie mir nur nicht wieder mit ihrer alten Geschichte, in der kein Menschenverstand ist.

Die Unbek. Sie haben Recht Madam, nicht Menschen Verstand, Menschen Bosheit, ist darinn, und ich wünschte, daß Sie Menschen Gefühl dabey hätten.

Lady R. Was? ich kein menschlich Gefühl? wovon leben Sie, Miß? wer giebt Ihnen Pension? wer sorgt vor Ihren honetten Unterhalt? wären Sie nicht längst ein Raub des Hungers geworden, wenn dieß unverdiente menschliche Gefühle nicht für Sie spräche?

Die Unbek. Geben Sie mir mein Vermögen zurück, und Sie sollen mich nie wiedersehn.

Lady R. Ha! ha! ha! ihr Vermögen! und immer ums dritte Wort Ihr Vermögen. Gehn Sie, meine schöne Miß! Sie sprechen mit keinem Kinde. Was geht mich Ihr Vermögen an? wenn Sie anders je welches hatten.

Die Unbek. Wusten Sie nichts davon, daß mein Vater, als er seine rühmliche Laufbahn endete, sterbend mich Ihrem Gemahl, seinem treulosen Freunde anvertraute? — Sehen Sie

mir ins Gesicht! — wusten Sie nichts davon, daß er zehntausend Pfund Sterling als mein Erbtheil empfing? — Haben Sie nichts unter seinen Papieren gefunden? — sehen Sie mir ins Gesicht! — Sie wollten eine junge, unerzogene Wayse, ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Schutz, im Elend verschmachten lassen; ihr Gewissen überschrie endlich ihre Habsucht, Sie setzten mir eine kleine Pension aus. Können Sie meinen Blick ertragen? — O allzuleichtgläubiger Vater! wüßtest du, daß ich deine Asche mit Thränen benetze, indeß Wucherer deine mit Schweiß errungene Haabe verprassen! — Zum letztenmal Madam! werfen Sie einen Blick auf Ihren Ueberfluß und auf meinen Mangel! zwingen Sie mich nicht —

Lady K. Was! mir drohen? — Hören Sie Miß! ich weiß von Ihren ganzen Roman nichts, und will nichts davon wissen.

Die Unbek. Nun wohl Madam! Die Seufzer der unterdrückten Unschuld bleiben nicht immer ungehört und ungerochen. Zittern Sie vor den meinigen. —

Lady K. Ah Ciel! diese insolence — Verdammt sey mein weiches Herz, daß es

den

den Bettlern so gern verzeiht! — Hier Miß! (sie reicht ihr einen Beutel) Bewundern Sie meine Großmuth, und betreten Sie meine Schwelle nie wieder!

Die Unbek. (ihr den Beutel vor die Füße werfend.) Behalte dein Gold! wer weiß, wie viele Flüche der Witwen und Wayfen noch ausser den meinigen daran kleben. Gieb mir, was du mir schuldig bist! Noch drey Tage gebe ich dir Bedenkzeit! du verachtest eine hülflose Wanse — aber es kommt eine Zeit, wo du vor ihr zittern wirst.

Auf der Straße.

Sir Heinrich steht in einer Bude und kauft Handschuh.

Die schöne Unbekannte wird in einer Sänfte vorbeygetragen. Heinrich bemerkt es, läßt Hut, Stock und Handschuh in der Bude liegen, eilt ihr nach und hält die Träger an.

Die Unbek. Sir, ich verbitte mir das!

Heinr. Zürnen Sie nicht, holder Engel! verzeihen Sie der Heftigkeit meiner Leidenschaft —

Die Unbek. Ey Sir, die Liebe berechtigt zu keiner Unbesonnenheit. Träger, geht zu!

Heinr. Nur noch einen Augenblick! — Ich kam blos, Ihnen zu sagen, daß — daß ich bey der Witwe gewesen — daß ohne Ihren freundschaftlichen Rath, meine Güter vielleicht in diesem Augenblicke schon ein Raub meiner Gläubiger wären. Ich wagte es, Ihre Sänfte anzuhalten, nur um Ihnen zu danken. Sehen Sie Miß, die Dankbarkeit machte mich verwegen, und der verzeiht man schon eher etwas.

Die Unbek. (lächelnd.) Nun ja, ich verzeih Ihnen, wärs auch nur um der Wendung willen. Doch, jetzt verlassen Sie mich! Meine Geschäffte rufen mich hier in der Nähe zu Mylady Squanderfield. Ich verbiete Ihnen, mir zu folgen, ich verbiete Ihnen, meine Rückkunft zu erwarten.

Heinr. (betreten.) Miß! — diese grausame Behandlung —

Die Unbek. (im muthwilligen Ton.) Still! still! Sir Heinrich, die Liebe befiehlt. — Apropos da wir doch eben von Liebe reden: wenn es Ihnen mit der liebenswürdigen Lady Runzel nicht Ernst ist; so unterhalten Sie sie von nun an blos in ihrem süßen Wahn, verstar-

ken

ſen Sie ihn aber nicht, und das übrige bleibt
meine Sorge. Leben Sie wohl! (bey dieſen
Worten ſchlüpfte ſie aus der Sänfte.) Ehe drey
Tage vergehen, ſollen Sie mich wiederſehn
nd kennen lernen.

Husch! war ſie in Lady Squanderfields Pallaſt,
nd Sir Heinrich kehrte gedankenvoll in ſeine
andſchuhbude zurück. „Sie hat mir verboten,
ihr zu folgen? nun gut, ich bleibe. Aber auch
ihre Rückkunft nicht zu erwarten? — nein, meine
ſchöne Miß! und ſollt' es mir den Hals koſten,
ſo wie es mir bereits das Herz gekoſtet hat; ich
will wiſſen, wer Sie ſind, wo Sie wohnen, was
Lady Squanderfield Ihnen angeht, kurz!
Alles, Alles will ich wiſſen, und ſollte ich bis
zum erſten Hahnengeſchrey auf Sie lauren.„

Eine Stunde verfloß, die ſchöne Unbekannte
am nicht zurück. Die zweyte Stunde und Sir
einrichs Geduld lieſen miteinander zu Ende. Er
eſchloß, der Lady Squanderfield, als einer alten
Bekanntſchaft, einen Beſuch zu machen, und klopfte
ck an ihren Pallaſt.

Der Schweizer. Was beliebt Sir?

Sir Heinr. Zu Lady Squanderfield.

Der Schweizer. Niemand zu Haus. Die

Lady

Lady ist schon seit zwey Monaten auf dem Lande.

Sir Heinr. Auf dem Lande? — Aber die junge Dame, die vor einigen Stunden —

Der Schweizer. Passirte nur durch zur Hinterpforte hinaus.

Sir Heinrich (im Weggehn.) Daß ich mir auch einbilden konnte, ein Weib zu überlisten.

Tages darauf. Zimmer der Lady Runzel.

Die alte Dame an ihrer Toilette. Sir Karl um sie herflatternd, sucht durch tausend süße Schmeicheleyen, den Eindruck zu verlöschen, den Sir Heinrichs Besuch den Abend zuvor, in dem Herzen der jungen Mumie zurückgelassen hatte. Er reicht ihr die Haarnadeln; er liest ihr ein Gedicht aus dem neusten Almanach vor; er bewundert ihren Geschmack; er schielt nach ihrem welken Busen; er macht der Alten weiß, daß sie roth geworden sey, und so weiter. Ein Bedienter meldet Sir Heinrich. Die Eitelkeit der Lady Runzel weidet sich an der ersten Verlegenheit der beyden Nebenbuhler.

Sir Heinr: Mir deucht Sir, ich hätte Sie schon sonst wo gesehn; aber ich kann mich nicht besinnen wo?

Sir

Sir Karl. Leicht möglich! vielleicht im Specktackel, bey Hofe, im Parck —

Sir Heinr. Nein, nein.

Sir Karl. Ach! jetzt fallt mirs bey. Mein Gott besinnen Sie sich nicht? bey lady Courtwillf, Mistriß Commons, Miß Lower, und noch bey zehn andern Damen, wo Sir Heinrich mich verdrungen hat.

Sir Heinr. (erröthend.) Einer von uns irrt sich, und ich getraue mich zu behaupten, daß Sie es sind.

Sir Karl. Und wenn es auch wäre; aber warum werden Sie roth über eine solche Lumperey? ist Sir Heinrich nicht überall als der unbeständigste, und doch als der beliebteste Held der Damen bekannt?

Sir Heinr. (kalt.) Es gab eine Zeit, wo Sie vielleicht Recht hatten, und das, was Sie eben sagen, ist mir ein neuer Beweis, wie schwer es ist, die Fehler der Jugend, der Welt vergessen zu machen.

Sir Karl. Sie erbauen mich Sir, und wenn ich Sie nicht besser kennte —

Sir Heinr. (etwas hitzig.) Und ich sage Ihnen, daß ich Sie gar nicht kenne, und daß

daß alle meine Bekanntschaften das nemliche Unglück haben.

Sir Karl. Zum Henker! desto schlimmer für Sie! Sie mögen freylich ihre Ursachen haben, sich für einen Schüler der Weisheit auszugeben, und ich wünsche im Voraus derjenigen Dame Glück. —

Sir Heinrich stand im Begrif, bitter zu antworten, als Lady Runzel ihn durch ein brüllendes Gelächter unterbrach, und ihn bat, Scherz zu verstehen.

Sir Karl. Ja wohl Scherz Mylady! denn hätte ich Lust, ernsthaft zu reden, ich könnte Dinge berühren, die in der Nacht des tiefsten Geheimnisses schlummern.

Sir Heinr. Heraus damit!

Sir Karl. Sie wollen es?

Sir Heinr. Heraus damit! ich werde Sie entlarven, Sir.

Sir Karl. Und ich werde den Anfang machen, bey einer gewissen schönen Unbekannten, die —

Sir Heinr. (verwirrt.) Eine Unbekannte —?

Sir Karl. Ja, eine Unbekannte, der Himmel weiß woher? schön ist sie, das ist wahr,

wahr, schön und liebenswürdig, das wissen Sie; bescheiden und tugendhaft, das weiß ich. Sie hat Ihnen schon manchen artigen Streich gespielt.

Sir. Heinrich (höchst verlegen.) Streich gespielt?

Sir Karl. Ja, ja Sir! und leicht möglich, daß sie sich blos lustig über Sie macht. Aber trotz dieser sonderbaren Maskerade, ist Sir Heinrich leichtsinnig genug, ihr ein Opfer bringen zu wollen, das —

Sir Heinr. Genug Sir!

Sir Karl. An wem ist nun die Reihe, zu entlarven? — Ich weiß noch mehr. Ueberall folgen Sie ihr, und überall entwischt sie Ihnen. Indeß erfüllt Sir Heinrich aufs gewissenhafteste alle Befehle dieser unbekannten Zauberinn. „Sie vernachläßigen eine gewisse „Witwe, sprach sie einst, deren beträchtliche „Forderungen sie zum Meister ihres Schick„sals machen. Gehn Sie zu ihr, ich befehle „es Ihnen, und suchen Sie ihr zu gefallen.„ Und siehe, noch am selbigen Tage liegt Sir Heinrich zu Lady Runzels Füßen, und ist glücklich genug, ihr zu gefallen.

Sir

Sir Heinr. (in unbeschreiblicher Verlegenheit) Mein Herr —

Sir Karl. O so wohlfeil kommen Sie nicht ab. Alles, Alles weiß ich! auch das, daß seit gestern die Verhaltungsbefehle etwas anders lauten. „Unterhalten Sie die „Dame in ihrem süßen Wahn, verstärken „Sie ihn aber nicht! das übrige sey meine „Sorge.„ So schieden Sie gestern.

Sir Heinr. steht versteinert, seine Lippen zittern, er versucht es umsonst, ein Wort hervorzubringen; auch war er nicht frech genug, mit dreister Stirn zu leugnen.

Lady K. (indem ihr der Geyfer aus dem Munde sprudelt.) Ich hoffe, daß Sir Heinrich mich inskünftige nicht mehr mit seinen Besuchen beehren wird, und daß er sogleich —

Sir Heinr. (einfallend.) Gehen wird Madam, ja das wird er. Was Sie betrifft, Sir Karl, so hoffe ich Sie bald anderswo zu treffen.

Sir Karl (ihm nachrufend.) Nach Belieben Sir! ich werde Sie nicht lange fliehen.

Wer mahlt die schmerzlichen Empfindungen des armen Heinrichs? Vor den Augen der Lady Runzel durch einen Nebenbuhler entlarvt zu werden,

den, war freylich schon unangenehm; doch war es nichts, gegen folgende Betrachtungen, die in ihm aufstiegen.

„Wer ist Sir Karl? — in welchen Verbindun„gen steht er mit der schönen Unbekannten? — „wie innig müssen diese Verbindungen seyn, da er „ihre interessantesten Geheimnisse weiß? — oder „ist es vielleicht kein Geheimniß? — wird meine „Liebe vielleicht zur Anecdote gemacht, mit der „man sich in der halben Stadt herumträgt? — „hat die Unbekannte meines offnen Herzens gespot„tet?„ Tausend solche niederschlagende Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, und er kam nicht in der besten Laune zu seinem Freunde Sir William.

Wie belohnte unterdeß die alte Dame ihren jungen Ritter? — Sie fuhr geraden Weges mit ihm nach der **Fleet** *) und machte ihn in der nemli-

*) Die sogenannte **Fleet** ist eine privilegirte Kapelle, wo man sich vor einer Parlaments-Acte, ohne viele Ceremonien, in der Geschwindigkeit trauen ließ. Eine solche Verbindung war leicht wieder zu lösen, und wenn man sich von einer Heyrath nicht viel Gutes versprach, pflegte man im Sprüchwort zu sagen: **das ist eine Fleetsheyrath.**

nemlichen Viertelstunde zum Herrn ihrer Person [illegible].

Am andern Morgen in aller Frühe, erschien in Sir Williams Vorzimmer, der Lauser der Lady Runzel, mit einer Karte, die ihn aufs dringendste einlud, sich sogleich zu ihr zu begeben. Sir William, der noch nichts von ihrer geschehenen Verbindung muthmaßte, ließ anspannen, und fuhr hin.

Lady Runzels Zimmer.

Die Neuvermählte, in der nachläßigsten Morgenkleidung, alle ihre Reize auf einer Bergere ausgestreckt, ihre welken Wangen ohne roth, ausser was in einigen Fugen kleben geblieben; ihre grauen Haare ohne Puder, ihr Auge voller Thränen. Sir William tritt herein.

Lady R. (ihm entgegen brüllend.) Ach, Sir William! trösten Sie das unglücklichste Weib unter der Sonne!

Sir William. Was zum Henker Madam! kann Ihnen seit gestern wiederfahren seyn?

Lady R. Ich bin ohne Rettung verloren! und wahrscheinlich auf immer!

Sir William. Ein Räthsel für mich. Wenn Sie die Gnade haben wollen, sich näher zu erklären —

Lady

Lady R. Dieser Bube — dieser Sir Rud. — ist für gestern. —

Sir William. Nun?

Lady R. Mein Gemahl.

Sir William (erstaunt.) Ihr Gemahl?

Lady R. Ja Sir! Ich Unglückliche! und doch bin ich Witwe!

Sir William. Ich weiß nicht, Mylady — ob nicht vielleicht der Schmerz — Ihren Verstand —

Lady R. Ach Sir! Sie sollen Alles wissen. Der Schändliche schilderte mir Ihren liebenswürdigen Freund mit den häßlichsten Farben, ich Leichtgläubige wurde hintergangen; ich gab nur seinen Schmeicheleyen und dem Wunsch nach Rache Gehör — er bediente sich dieser tumultuarischen Stimmung meines Herzens — überredete mich, mit ihm nach der Fleet zu fahren, — und ich hatte die Schwachheit —

Sir William. Genug Madam! das übrige versteht sich von selbst. Im Dunkel der Nacht hat er vermuthlich ihre Kleinodien und baaren Gelder zusammen gepackt, und ist damit verschwunden.

Lady R. Ach! noch weit schlimmer als das.

Sir William. Wie! — war' er im Stande gewesen, Sie zu mißhandeln?

Lady R. Ueber alle Beschreibung! Er hat seit gestern nicht eine einzige Sylbe mit mir gesprochen. Er hat sich in sein Zimmer geschlossen, meine Gegenwart vermieden, meinen Anblick geflohen —

Sir William (lächelnd.) Ach ja! jetzt versteh ich. Das ist eine impertinente Beleidigung.

Ein Bedienter kam, Sir Heinrich zu melden, und einen Augenblick nachher öffnete ihm Sir Karl selbst die Thür.

Sir Karl. Nur hier herein, Sir! nur hier herein! Es soll mir lieb seyn, wenn Sie meiner Frau dann und wann die Cour machen wollen, damit sie doch nicht ganz aus der Mode kommt.

Sir Heinr. (betroffen.) Ihrer Frau?

Lady R. (heulend.) Leider, Sir! zur Strafe, daß ich Sie verkannte, bin ich an dieses Ungeheuer vermählt, das mich in wenig Tagen zu tode martern wird.

Sir Heinr. (mit Unwillen.) Wär' es möglich? Sir Karl —

Sir

Sir Karl (mit leichten Ton.) Ohne Komplimente, meine Herren! Meynen Sie, daß ich, troß meiner Jugend, mich nicht auch ein wenig auf die Menschen verstehe? Auf ihr Gewissen, Sir Heinrich: waren Sie verliebter in Madam, als ich? Ohne ihre Schulden, und ohne den Rath der schönen Unbekannten, würden Sie sie je eines Blickes gewürdiget haben? ihr Geld gefiel uns beyden, ich habe Sie überlistet, Sir. Madam hat eine Figur geheyrathet, und ich einen Geldkasten. Was ist dagegen zu sagen?

Sir Heinr. Zum mindesten das: daß Ihr Betragen mir nicht großmüthig scheint.

Sir Karl. O was die Großmuth betrifft, so ist sie meine Frau, und ich habe niemand Rechenschaft zu geben. Aber sollte Madam unzufrieden mit mir seyn; so will ich sie nicht geniren. Ihr herannahendes Alter und ihre schwache Gesundheit, erzeugen vielleicht in ihr den Wunsch, ihr Leben in der Schweitz zu beschließen. Dort ist die Luft weit reiner, als im neblichten London; das Geld ist rar, die Lebensmittel wohlfeil, kurz! sie wird mit den funfzig Pfund Sterling, die ich ihr als Pen-

sion

sion aussetze, wie eine Prinzessinn leben können.

Lady K. Ha Barbar! — O meine Herren! vertheidigen Sie mich gegen diesen Unmenschen!

Sir William (ihr ins Ohr.) Der unbesonnene Schritt, den Sie gethan haben, giebt ihm in der That große Rechte über Sie.

Sir Heinr. (bey dem das gute Herz den Meister spielt.) Mylady, ich nehme mich Ihrer an.

Sir Karl (mit festem Ton.) Halt mein Herr! Sie ist mein Weib, und wer wagt es, meinen Hausfrieden zu stören. Bin ich nicht der Herr meines Weibes? hat sie mir nicht gestern an heiliger Stätte Gehorsam gelobt? worein mischen Sie sich, Sir? ich erlaubte Ihnen, meiner Frau die Cour zu machen; aber nicht sie gegen mich aufzuwiegeln.

Sir Heinr. Ich würde Ihnen mit dem Degen in der Faust antworten, wenn ich Sie für einen Edelmann hielte; aber Sie sind ein verkappter Betrüger, der —

Sir Karl. Ehe ich Ihnen als Edelmann antworte — eine Frage an Sie Madam. Antworten

worten Sie mir mit aller der Unterwürfigkeit, die Sie Ihrem Gemahl schuldig sind. Sie sind unzufrieden mit mir: was wollen Sie mir geben, wenn ich Sie ohne Lärm Ihrer Verbindlichkeit entlasse?

Lady K. Fordern Sie, Sir! fordern Sie!

Sir Karl. Nun wohl, ich verlange wenig. Zehntausend Pfund Sterling, und Sir Heinrichs Schuldverschreibung.

Sir Heinr. Ich protestire gegen den letztern Punkt. Auch wird mich Madam keinem solchen Gläubiger Preiß geben. Doch vor allen Dingen, Sir Karl, folgen Sie mir auf einen Augenblick.

Sir Karl. Nicht von der Stelle, bis Madam sich erklärt hat. Noch eine Viertelstunde geb' ich ihr Bedenkzeit, wo nicht, so mache ich unsere Verbindung öffentlich bekannt.

Mit diesen Worten schlüpfte er zur Thür hinaus, und Lady Runzel willigte ein, ehe noch eine Viertelstunde verlaufen war. Doch hatte dieser kleine Roman die traurige Wirkung für London, daß die alte Dame dieser Residenz, ihre Gegenwart auf immer entzog. Sie begrub sich und ihre Reize auf einem kleinen Landgut, wo sie sammt der

alten

alten Betty ihr Seelenheil einmal wieder hervorsuchte, und in wenig Jahren das Muster der Frommen im ganzen Kirchsprengel wurde.

Tages darauf. Zimmer Sir Heinrichs.

Gedankenvoll stützt er sein Haupt, das von der schönen, treulosen Unbekannten, und von seinen Schuldverschreibungen in Sir Karls Händen, durchkreuzt wird. Ein Bedienter tritt herein und meldet Sir Karl, welcher gleich darauf selbst die Thür öffnet.

Sir Heinr. Nun wahrhaftig! Sir Karl hier zu sehen, ist eine Ehre, deren ich nicht vermuthen war.

Sir Karl (lächelnd.) Ich komme als Abgeordneter, Sir; als Bevollmächtigter der schönen Unbekannten, Krieg oder Frieden mit Ihnen zu schließen. Die erste Frage, die ich in ihrem Namen thun muß, ist: Lieben Sie sie noch? und wenn Stand, Sitten und Vermögen ihrer Schönheit entsprechen, werden Sie den Besitz ihrer Hand wünschen?

Sir Heinr. (verächtlich.) Da Sie mein Herr, sich ihr Bevollmachtigter zu seyn rühmen; so finde ichs nicht der Mühe werth, darauf zu antworten.

Sir

Sir Karl. Sir Heinrich sollte doch wenigstens bedenken, welche Gewalt ich als Gläubiger über Ihn habe. Doch nur von ihr wollt' ich reden; erlauben Sie mir also nur eine Frage, nur eine Einzige. Ehe Sie wußten, daß ich mit der schönen Unbekannten in Verbindung stehe, liebten Sie sie aufrichtig?

Sir Heinr. Ja; ich glaubte sie damals meiner Liebe werth.

Sir Karl. Sie ist es noch, und wird es ewig seyn. Als den ersten Beweis ihrer Neigung für Sie, sendet sie Ihnen durch mich ein Bündel Papiere, mit der Bitte es zu verbrennen.

(Er überreicht es ihm, Sir Heinrich durchläuft es flüchtig, und findet mit größtem Erstaunen, seine Schuldverschreibungen.)

Sir Heinr. (in großer Bewegung.) Mein Herr — dieß Anerbieten — Ihre anscheinende Verbindung mit der schönen Unbekannten —

Sir Karl. (lächelnd.) Nicht anscheinend, lieber Sir! diese Verbindung ist wirklich, und wird hoffentlich nie aufhören.

Sir Heinr. (kalt.) So nehmen Sie Ihre Papiere nur wieder mit.

Sir Karl. (öffnet die Thür.) Nun Miß Fanny! haben Sie genug gehört?

Die schöne Unbekannte tritt herein. Sie schlägt den Schleyer zurück, und macht den Sir Heinrich eine tiefe Verbeugung. Nachdem die erste Bestürzung, und die ersten Komplimente vorüber, das Mißtrauen aber aus Sir Heinrichs Blicken noch nicht ganz verschwunden war, nahm die Unbekannte das Wort:

Es mögte scheinen mein Herr, als ob ich mich Ihnen so ziemlich leichtsinnig in die Arme würfe, und wer weiß, ob ein Gericht von strengen Matronen mich nicht verurtheilen würde. Hier haben Sie in wenig Worten meine Geschichte, ganz kurz, um Ihnen keine Langeweile zu machen; ohne Schmuck, um Sie mit dem Stempel der Wahrheit zu schmücken. Ich bin eine Schottländerinn und heiße **Fanny Norton.** Mein Vater war Obrister, gieng mit nach Amerika, focht gegen die Rebellen und starb mit dem Degen in der Faust. Vor seiner Abreise vertraute er sein Vermögen dem Wucherer **Kunzel**, und mich, seine einzige Tochter, den Händen einer armen, aber an Tugend und Herzensgüte reichen Verwand-

wandtinn. Kaum erscholl der Ruf seines Todes, als der ehrlose Wucherer das Depositum seines Freundes ableugnete, und mich dem Elend zum Raube ließ. Sir Karl nahm sich meiner an, und wie er es angefangen, mein und Ihr Vermögen den Klauen der alten Witwe zu entreißen, das wissen Sie Sir, so gut als ich.

Sir Karl. Und dieser Sir Karl —

Fanny (lächelnd.) Ist mit Ihrer Erlaubniß, meine Kammerjungfer. — Sind Sie nun zufrieden? — und bin ich Ihnen als Miß **Fanny Norton**, mit einer Aussteuer von zehntausend Pfund Sterling noch eben so werth, als ich Ihnen zu seyn schien, arm und unbekannt; so —

Doch, was brauchts da weiter Erzählung, wo sich das Ende von selbst versteht.

Historische Bruchstücke.

I.

Greuel des Fanatismus zu Thorn, im Jahr 1724.

Kein Winkel unter der Sonne, über welchen das Ungeheuer **Fanatismus** nicht wenigstens

Ein-

Einmal seine eyternde Beulen ausdrückte, und durch einen Tropfen seines fressenden Giftes den blühenden Garten der Toleranz, in eine seiner dürren Wüsten verwandelte; keine Familie auf der Welt, in der die Religionswuth nicht wenigstens Einmal den Saugling von der Mutter Brust riß, und sein blutiges Gehirn an den Wänden umher versprützte; kein König in der Geschichte, der von Religionsunsinn umnebelt, nicht wenigstens Einmal blutige Fußtapfen auf seinem Throne zurückließ; keine Obrigkeit auf Erden, in deren Mitte der Fanatismus nicht wenigstens Einmal der Gerechtigkeit das Schwerd aus den Händen gewunden hätte. Fanatismus! du Schandfleck der Religion! du, ihr Gefahrte vom Orient zum Occident, der du ihr die Fackel vortrugst, als sie eine neue Welt suchte; du Bewohner der niedrigsten Hütten! du Herrscher in den Pallasten! Unschuld ist deine Speise und Blut ist dein Trank, Heucheley dein Gewand und Marter deine Freude.

Thorn, eine bekannte Stadt des polnischen Preußen, wurde von den Rittern des deutschen Ordens erbaut. Kraft ihrer bestätigten Rechte,

wählt

wählt sie ihre Obrigkeit selbst, richtet und bestraft selbst jeden Verbrecher. Als die Oberherrschaft des deutschen Ordens anfieng, ihr lästig zu werden; begab sie sich im Jahr 1454 unter den Schutz der Krone Polen, mit feyerlicher Bestätigung aller ihrer Rechte und Privilegien. Die Fackel der Reformation begann zu leuchten; auch **Thorn** folgte ihrem Lichte und Luthers Lehre. König und Pabst suchten umsonst den Strom zu dämmen, der unaufhaltsam daherrauschte, sich oft zwischen Felsenklippen verbarg, oft ungesehen unter der Erde fortströmte, und dann plötzlich wieder sprudelnd hervorstürzte.

Ein päbstlicher Legat, der im Jahr 1521 Doctor Luthers Bildniß, nebst seinen Schriften, auf dem Sanct Johannis Kirchhof verbrennen wollte, wäre fast vom Pöbel gesteinigt worden, und floh, indem er den Bannstral hinter sich zurückließ. Sigismund der Erste ließ vergebens ein Edict ergehen, in dem er das Einführen lutherischer Bücher verbot. Die neue Lehre griff um sich, wie die Flamme auf den Steppen, bis endlich im

Jahr

Jahr 1557 Sigismund August die lutherische Religion mit Privilegien versah. —

Weh uns! daß wir ein Privilegium haben müssen, um den Lehren der Vernunft folgen zu dürfen! — und die Lutheraner in dem Besitz von vier Kirchen bestätigte. Sternberg, Bischoff zu Culm, brachte es aber im Jahr 1593 durch tausend Jesuiterstreiche, so weit, daß die Sanct Johannis Kirche den Lutheranern genommen, und den Katholicken eingeräumt wurde.

Gleich der Schlange, die bey nächtlicher Weile, in die Hütten der sorglosen Erdbewohner, bis zu ihrem Lager schleicht, und nur dann erst bemerkt wird, wenn der nackte Fuß des Schlummernden ihre naßkalte Haut berührt, und er schaudernd zurückbebt; so nisteln die Jesuiten sich nach und nach in Thorn ein, erhielten im Jahr 1605 Erlaubniß, Schulen zu errichten, und wagten es schon im Jahr 1606, eine öffentliche Procession auf dem Sr. Johannis Kirchhof zu halten. Der Rath und die Bürgerschaft hielten sich für berechtigt, die Jesuiten mit sammt ihrer Schule aus der Stadt zu jagen. Sie thaten es, aber desto

kränkender war es, daß der König sie sogleich wieder einsetzte, auch bey hoher Strafe gebot, daß Niemand die Jesuiten und ihre Schüler in ihren heiligen Gauckeleyen hindern solle.

Im Jahr 1611 waren sie frech genug, sich mit einem Privilegio zu verschanzen, welches der Bischoff von Culm, der 1577 gestorben war, 1593 unterschrieben hatte, und welches natürlich um so mehr Kraft haben mußte, weil es aller Wahrscheinlichkeit nach, in den elysäischen Feldern ausgefertigt worden. Im Jahr 1614 wagten sie es nunmehro, ihre Processionen bis auf die Straßen zu erstrecken, da doch bisher nur der St. Johannis Kirchhof der Schauplatz ihrer frommen Possen gewesen war. Der Rath, welcher die Fesseln der Vernunft nicht mehr für stark genug hielt, die Gesellschaft Jesu im Zaum zu halten, ließ die Gassenketten vorziehen, worauf die Procession, in Gegenwart sämmtlicher Heiligen, die Kette in den Bann that, die Stadt mit einem Hagel von Schimpfworten überschwemmte, sich aber doch endlich zurückverfügte, ohne daß es für diesesmal zu Prügeln gekommen wäre.

Dieser unsinnige Processionsstreit währte bis um das Jahr 1643, wo man sich dahin verglich, den Katholicken am Frohnleichnamstage zu vergönnen, in gewissen Straßen der Stadt die Fastnachtsnarren zu spielen.

Als die Benedictinernonnen sahen, daß eine dreiste Stirn zwar nicht besser kleidet, als eine Wange mit rosenfarbener Unschuld geschmückt, daß aber eine dreiste Stirn schweigt, wo die Unschuld verhungert; so brachten auch sie einen alten Schenkungsbrief vom Jahr 1345 zum Vorschein, den sie von Ludolph König, Heermeister des deutschen Ordens, der lange vorher schon wahnwitzig war, erhalten zu haben vorgaben, und Kraft dessen ihnen die Sanct Jacobs Kirche unwidersprechlich zugehörte, in deren Besitz sie auch im Jahr 1667, trotz aller Gegenvorstellungen gesetzt wurden. Nun besaß die Stadt nur noch die Marien Kirche, und da derjenige Bissen immer reizender scheint, der den Gaumen noch nicht gekützelt, als der, den man schon verschluckt hat; so war es sehr natürlich, daß das lüsterne Pfaffenauge nun auch diesen noch zu ergieren suchte.

Schandfleck der Geschichte unsers Jahrhunderts!

erts! meine Hand zittert, dich zu mahlen. Könnte ich die Finsterniß zu Farben reiben, und meinen Pinsel in die Glut der Hölle tauchen, was wären Finsterniß und Höllenglut gegen die schwarze Nacht eurer Seelen!

Am 16ten Julius, im Jahr 1724 hielten die Katholicken auf dem Kirchhof der Sanct Jacobs Kirche eine feyerliche Procession. In Unschuld und Einfalt standen einige lutherische Bürgerskinder, mit ihren Hüten unter dem Arm, außer dem Kirchhof und sperrten das Maul auf. Ein Jesuiterschüler vermahnte sie mit kräftigen Schimpfworten, und noch kräftigern Ohrfeigen, auf die Kniee zu fallen. Im Getümmel machte diese Begebenheit wenig Aufsehn; die lutherischen Knaben hatten ihre Ohrfeigen mit nach Haus genommen, ohne sich gegen irgend Jemand zu beschweren, und Alles wäre ruhig abgelaufen, hätte nicht der Jesuiterschüler, durch den guten Erfolg seiner Tapferkeit, kühn gemacht, zwey Stunden nachher, nebst einigen seiner Gesellen, alle ihm begegnende Lutheraner auf der Straße anfallen, und der Jungfrau Maria zu Ehren auszuprügeln beliebt. Der Zulauf wurde immer

stärker,

stärker, und Koth und Steine saußten um die Köpfe der streitenden Partheyen. Was war wohl natürlicher, als daß die Stadtsoldaten sich endlich zu Friedensmittlern aufwarfen, und den Rädelsführer auf frischer That in Verhafft nahmen. Der ungezogene Haufe der Jesuiterschüler ward dadurch noch mehr in Harnisch gejagt. Zügellos schwärmten sie Tages darauf durch die Straßen, verfolgten einen Bürger bis in sein Haus, drangen mit Ungestüm auf die Loslassung ihres Kammeraden, und als endlich wieder die Bürger zusammenliefen, um dem Verfolgten beyzustehn, zogen die Polakken zur Ehre Gottes ihre Säbel und drohten einzuhauen. Die Stadtwache hielt es für Pflicht, auch hier zu zeigen, daß sie Stadtwache sey, und nahm den Urheber dieses zweyten Unfugs abermals in Verhafft. Den ersten Gefangnen hatte der ehrliche Präsident **Rössner**, ein gerechter, aber auch ein zum Verzeihen geneigter Mann, bereits ohne einige Strafe entlassen, und sich begnügt, an dem Buben einige väterliche Lehren und Warnungen zu verschwenden. Ein mehreres glaubt' er für diesesmal überflüßig, weil er den ganzen

Unfug

Unfug für nichts mehr noch weniger hielt, als einen unbesonnenen Jungensstreich. Da aber dieser zweyte Tumult ihn fürchten ließ, daß allzugelinde Ahndung nur Oel ins Feuer gießen möchte, und daß die rohe Brut ihn endlich für eine Bildsäule der Gerechtigkeit und nicht für ihren Minister halten würde; so ließ er den zuletzt aufgefangenen jungen Frevler einsperren, um vom Pater Rector des Jesuiter Collegii eine angemessene Genugthuung zu fodern. Man hatte glauben sollen, eine so vorsichtige Behandlung, mit Ernst und Milde verbunden, würde in den Kopfen der unruhigen Jünglinge Ebbe hervorbringen — vergebens! die Sonne schimmerte durch die Wolken, und der Sturm braußte noch immer fort.

Nachdem die zügellosen Knaben fruchtlos den tollen Versuch gewagt hatten, ihren gefangenen Kammeraden mit Gewalt zu befreyen; so verfolgten sie wüthend mit bloßen Säbeln einen lutherischen Bürger, der sich fliehend in den Pallast des königlichen Burggrafens rettete. Nun schwärmten sie von Straße zu Straße, fanden einen deutschen Studenten im Schlafrock vor seiner Hausthür, der, weil er Krankheit

heit halber einige Wochen das Zimmer hüten müssen, herabgekommen war, um frische Luft zu schöpfen, und von allem, was bisher vorgegangen, so wenig wußte, als der Mufti; mißhandelten ihn, schleppten ihn über Hals und Kopf nach dem Jesuiterkollegio, und warfen den kaum Genesenen, unter Bedrohung ihn gar todt zu schlagen, in ein stinkendes Loch. Hier ließen sie ihn liegen, überschwemmten von neuem die Straßen, fielen mit bloßem Säbel Alles an, was ihnen aufstieß, und wurden endlich auf Befehl des Präsidenten, von den Stadtsoldaten verfolgt, und in das Jesuiterkollegium zurückgejagt.

Nun ließ der alte Rocssner die Bürgerschaft zusammenrufen, befahl ihnen bey schwerer Strafe, sich ruhig zu verhalten, und schikte einen Sekretär an den Pater Rector, um den unschuldig gefangenen, deutschen Studenten loszubitten. Der Herr Pater Rector aber meynte: seine Jesuiterschüler hätten wohl eben so viel Recht, den ersten besten mit sich fortzuschleppen, und in ein Loch zu werfen, als die ordentliche Obrigkeit der Stadt; er drang daher auf die Auswechselung der beyden Gefangenen gegen einander.

Es

Es war gerade ein Festtag; die Einwohner schlenderten müßig auf den Straßen herum, und sammelten sich endlich haufenweis, jedoch ohne irgend Jemand das geringste Leid zuzufügen, auf dem St. Johannis Kirchhof, um die Rückkunft des Sekretärs, und den Ausgang der Sache abzuwarten. Unter diesen wehrlosen Haufen, beliebten die großmüthigen Jesuiterschüler, aus den Fenstern ihres Collegiums mit Steinen zu kanoniren, welches höchst natürlicherweise den versammelten Bürgern so ungezogen und heimtückisch vorkam, daß sie sich endlich entschlossen, ihnen alle ihre Steine ohne Umstande zurückzuschicken, wodurch es denn geschah, daß kein Fenster im ganzen Collegio unzerbrochen blieb.

Während dieses neuen Lärms, erschien der Sekretar, besänftigte durch gütliches Zureden die Vernünftigsten unter den Bürgern, die auch sogleich ihre Steine von sich warfen; und die Hartnackigern ließ er durch die Wache auseinder stöbern. Hierauf besetzt' er das Thor des Jesuitercollegii mit Soldaten, um einen Einbruch des Pobels zu verhindern, und gieng seiner Wege.

Die

Die Ruhe ward durch diese vorsichtigen Anstalten auf einige Augenblicke wieder hergestellt; die Herren Jesuiterschüler aber hatten an der Steinkanonade Geschmack bekommen, und fiengen von neuem an, ihre Batterien aus den zertrümmerten Fenstern spielen zu lassen. Jetzt stand das Volk im Begrif, das Collegium in seiner gerechten Wuth zu stürmen; als der Sekretär zum zweytenmal erschien; und den Pöbel durch die Erklärung beruhigte: „der deutsche Student sey in Freyheit gesetzt.„ Ein frohes Gemurmel folgte auf diese erwünschte Nachricht; man drängte sich haufenweis um den Sekretär, um es aus seinem eignen Munde zu hören, und dann sich ruhig nach Hause zu begeben; als mitten unter den dicksten Haufen der Steinhagel von neuem so groß und dicht herabflog, auch sogar von Flintenschüssen begleitet wurde, daß weder die königlichen Soldaten, welche der Hauptmann der königlichen Garde zu Hülfe schickte, noch auch die Stadtwache sich nähern konnten, wenn sie nicht, wie die alten Griechen, unter einem Dach von Schilden anrücken wollten. Der Pöbel gerieth daher endlich in die heftigste, und nun nicht

mehr

mehr zu zähmende Raserey. Das Collegium wurde mit stürmender Hand erobert, alle Zimmer erbrochen, alle Möbeln zerschmissen, alles vorgefundene Holzwerk heraus auf den Platz getragen, und ein groſses Feuer angezündet. Die Wache drang endlich durch und machte dem Tumult ein Ende.

Unwahr und unerwiesen ist aber die Behauptung der nachmaligen Herren Inquisitoren, als hätte das Volk die sämmtlichen Bilder der Heiligen, als des heiligen Ignatius, des heiligen Antonius, der sehr heiligen Buhlschwester Magdalena u. s. w. ins Feuer geworfen; oder als habe der Rath, an diesem unglücklichen Tage die Stadtthore eine Stunde früher als gewöhnlich zu schlieſsen befohlen. Erst Tages darauf wurden die Thore geschlossen, um den Rädelsführern den Weg zur Flucht abzuschneiden.

* * *

Kaum hatte die Nacht ihren Schleyer über die Greuel des entwichenen Tages gegossen, kaum hatte die kommende Sonne die Spitze der Kirchen verguldet, in denen Büberey den Altar schandete; als die Jesuiten mit vereinter Tücke,

ihr

ihr schreyendes Bubenstück begannen. Gleich einem eyternden Geschwür, das so lange um sich frißt, bis der Brand es schwärzt, suchte die Gesellschaft des **duldenden** Jesu durch die bittersten Klagen, die dicken katholischen Köpfe in Flammen zu setzen. Residenz und Provinz ertönten von der Erzählung der Greuel, die die Ketzer in **Thorn** verübt; jeder rechtgläubige katholische Christ ward aufgefordert, die Ehre Gottes zu rächen — als ob kleine, winzige Menschen Einen Gott **beleidigen**, oder einen Gott **rächen** könnten. — Die Dissidenten durften sich an den meisten Orten nicht mehr öffentlich sehen lassen, den Deputirten der Stadt **Thorn** wurde es auf die Seele gebunden, auf dem bevorstehenden Reichstage, die Sache scharf zu betreiben, und der polnische Hof, des Pfaffengeschreyes müde, verordnete endlich eine Commission zu Untersuchung der Begebenheiten des 16ten Julius. Zugleich ward auf allerhöchsten Befehl, der Commendant von **Thorn** in Verhaft genommen, und die Besazzung mit zwey Kompagnien von der Garde verstärkt.

Dieß Betragen der Krone Pohlen war ungerecht;

gerecht; da sie vermöge des Tractats, den diese Stadt freywillig mit ihr gemacht, nur Majestätsverbrechen zu rügen befugt war, die ordentliche Obrigkeit aber zu jeder Zeit die peinliche Gerichtsbarkeit ausgeübt hatte.

Am 16ten September ward die königliche Commission eröffnet. Die erwählten Richter wohnten zuerst dem Gottesdienst in der St. Johannis Kirche bey, und riefen den höchsten Richter unser aller um Beystand und Erleuchtung an, welche ihnen Gott aus weisen, aber unerforschlichen Gründen versagte. Hierauf ward der Anfang mit Abhörung der Zeugen gemacht. So lange der Bischof von Plocko, und der Woywode von Culm, ein Paar würdige Männer, zugegen waren; so lange hatten auch Gerechtigkeit und Billigkeit Sitz und Stimme in der Versammlung. Als aber diese beyde — leider nur allzufrüh! — das unglückliche **Thorn** seinem Schicksale überließen, erlaubten sich der Bischof von Cujavien, und der Kronkämmerer, Fürst Lubomirsky, beyde geschworne Feinde dieser Stadt, jeden Greuel einer entflammten Rachsucht. Der Gerechtigkeit entfiel die Wage, die Religion weinte, und die Menschenliebe entfloh

verhüllt vielleicht zu den Küsten der Antropophagen. Gebrandmarkt sey Euer Andenken, ihr Henker der Unschuld! verflucht von euren Zeitgenossen! verflucht von der Nachwelt! Hinkend verfolgt Euch die Geschichte, aber sie erhascht Euch früh oder spät, und hängt Eure Namen an die Schandsäule, die über dem Grabe Eurer Gemordeten steht. Der Geschichtschreiber schaudert, indem er euch nennt, und wirft die Feder weg, die er mit euren Namen besudelte.

Jeder Zeuge, den der angeklagte Rath vor Gericht stellte, ward als Mitschuldiger verworfen; wer aber gegen einen Bürger der Stadt zeugen wollte, ward mit Frohlocken bewillkommt, wäre es auch nur ein erkaufter Landstreicher, eine mißvergnügte Magd, oder ein geschwätziges altes Weib gewesen. — Der Schuster Wunsch ward aus Rachsucht von seiner katholischen Magd angegeben, und sogleich in Verhaft genommen; da aber bald darauf das Nagen ihres Gewissens sie quälte, lief sie bleich und zitternd zum sehr ehrwürdigen Pater Marczewsky, und zeigte die Unschuld ihres Herrn an. Der liebreiche Mann empfieng sie mit den Worten: „Je du

„H**! hast du Einmal deine Aussage beschwo-
„ren; so packe dich fort!„ (Man hat nicht erfahren, woher der ehrwürdige Pater Marczewsky wußte, daß die Magd eine H** sey) — Der Nadler Schultz hätte sich mit zwölf polnischen Gulden loskaufen können, weil er sich aber mit seiner Unschuld loskaufen wollte, mußte er sterben. — Eben so der Weisgerber Hertel, dem seine Freyheit fünf Ellen holländisches Tuch kosten sollte. Am 26sten September saßen bereits bis achtzig Personen gefangen, und unter diesen einige, welche augenblicklich beweisen konnten, daß sie am selben Tage gar nicht in der Stadt gewesen.

Wer die katholische Religion annahm, war frey, wäre er auch der verruchteste Bösewicht gewesen. Die Rathsdiener wurden mit der Tortur bedroht, weil sie nicht gütlich bekennen wollten, was sie nicht bekennen konnten: „daß der Präsident Rössner selbst Befehl zum „Aufruhr ertheilt.„ Nachdem diese saubere Commission zwey Monat also gewirthschaftet, ließ sie sich noch zum Schluß für ihre gehabte Bemühung 2950 Ducaten auszahlen, und zog mit Hinterlassung von sechs und sechszig Gefangenen von dannen.

Die

Die Stadt sandte zwey Deputirte an den Hof — umsonst! — sie lud die Jesuiten, wegen falscher Zeugen Aussage, vor das königliche Hofgericht — umsonst! ihr Untergang war beschlossen. Der Reichstag übertrug die Entscheidung dem königlichen Assessorialgericht, welches einseitig folgendes Urtheil sprach. — Damals taugte der protokollirende Engel seine Feder in Blut, und zog einen Strich durch das Wort Bruderliebe.

Urtheil.

„Da die Ketzer in Thorn die ihnen verstatte-
„te Religionsduldung schon oft gemißbraucht;
„da nunmehro sogar ein gewisser Heyder sich
„unterfangen, sich an einen katholischen Stu-
„denten zu vergreifen, (welcher ihm doch
nur im gottseligsten Eyfer von der Welt,
einige wohlgemeynte Ohrfeigen gegeben,
weil er den Hut vor dem allerheiligsten
Skapulier der Mutter Gottes nicht ab-
genommen) da man diesen katholischen Mär-
„tyrer sogar in die Wache geworfen, (weil er
ein unnützer Bube war) und der Präsident
„Rössner ihn trotz alles Bittens nicht losgelas-
„sen, (weil er sonst noch mehr dumme

Strei-

Streiche hätte machen können) da der Prä-
„sident Rößner ferner dem daher entstandenen
„Tumult nicht gesteuert, sondern ruhig zugesehen,
„daß man den heiligen Ignatius, den heiligen
„Antonius und mehrere andere Heilige, auf die
„schändlichste Weise gebraten, und da endlich
„der Vicepräsident Jerncke sich gleiches Ver-
„brechens schuldig gemacht; so sollen die Herren
„Ankläger zuförderst ihre Anklagen beschwören,
„so wahr ihnen Gott und das Leiden
„Christi helfen wolle, zeitlich und ewig-
„lich! und darauf sollen dem Praesidenten und
„Vicepräsidenten die Köpfe abgeschlagen, und
die Güter des Präsidenten Rößner confiscirt
werden. Die vornehmsten Rädelsführer (hier
folgen ihre Namen) sollen gleichfalls ihrer Kö-
pfe verlustig seyn; denenjenigen aber, die den
heiligen Ignatius, zusammt dem Skapulier
der Mutter Gottes gebraten, soll, ehe sie ihre
Köpfe verlieren, noch die rechte Hand abgehauen
werden. Karvis aber soll (weil er sich
auch nicht geduldig hat maulschelliren
lassen) geviertheilt, und sein Körper ausser der
Stadt verbrannt werden. Noch viele andere
soll man ihrer Aemter entsetzen, auf ein Paar
„Jahr

„Jahr ins Gefängniß werfen, und wenn sie le-
„bendig wieder herauskommen, mit ansehnlicher
„Geldbuße belegen. Von diesem Gelde soll
„man alsdann der heiligen und unbefleckten
„Jungfrau und ihrem gebratenen Skapulier zu
„Ehren, eine marmorne Säule errichten, gerade
„auf dem Platze, wo es gebraten worden. Die
„Kaufdiener und Jungens, die an dem Tumult
„Theil gehabt, soll man mit Hundepeitschen
„züchtigen. Ferner soll, zur Strafe der Stadt,
„inskünftige die Hälfte ihres Raths und ihrer
„Schöppen katholisch seyn, wie auch die Hälfte
„der Stadtsoldaten; damit die rechtgläubigen
„Jesuiterschüler Schutz finden (wenn sie dum-
me Streiche machen wollen). Die Sanct
„Marien Kirche soll man den sehr ehrwürdigen
„und liebreichen Vater Bernhardinern des Fran-
„cisscaner-Ordens sammt der Bibliothek und dem
„Kirchengeräthe einräumen. Wenn in Zukunft
„sich Jemand unterfängt, die Rechtglaubigen
„auf einige Weise zu hindern, wenn sie das
„Skapulier der Mutter Gottes herumtragen;
„so soll er 500 Dukaten Strafe zahlen. Schließ-
„lich soll sich Niemand unterstehen, zu sagen,
„oder zu denken, daß dieses Urthel ein dummes

„Urthel

„Urthel sey, bey Vermeidung des Scheiterhau-
„fens, und das Alles von Rechts wegen!„

Dieß, mit dem Stempel der Gerechtigkeit und Menschenliebe geschmückte Urtheil, ward am 16ten November in Warschau öffentlich publicirt. Der Russisch Kayserliche, der Römisch Kayserliche, und der Königlich Preußische Minister machten Vorstellungen dagegen — umsonst! Der Rath zu Danzig schrieb an den König — umsonst! Die Könige von Preußen, Engelland, Dännemark und Schweden schrieben an den König — umsonst! August wiegte sich im Arm seiner Buhlerinn und Wollüste erstickten jeden Keim menschlicher Empfindung. Der Fürst Lubomirsky wurde zum Executor ernannt, mit tückischem Lächeln schlurfte er bereits im Geist das Blut der Unschuldigen, und aus Furcht, der König werde endlich sich rühren lassen, langte er über Hals und Kopf in sechs und zwanzig Stunden zu Thorn an.

Die beyden ehrlichen Greise Rössner und Zerncke, waren eben in der Kirche und wurden vom Altar weggerissen. Der Rath appellirte an die Gnade des Königes, der dieß erste heilige Recht, das den Monarchen zum Vater seines

nes Volkes macht, nicht kannte. Die zum Tode verurtheilten Bürger ließen folgende Bittschrift an den König abgehn:

Gnädigster König und Herr! *)

Ew. Majestat vertreten hienieden Gottesstelle, und wie kann ein König Gott ähnlicher werden, als durch Gerechtigkeit und Gnade. Gottes Barmherzigkeit hält das Schwerdt seiner Gerechtigkeit in der Scheide, und der armen Weiber und Kinder Thränen, Seufzer und Winseln, waren immer kräftig, die Strenge derselben zu mildern.

Gnädigster König und Herr! wir arme Unglückliche und unschuldig Verurtheilte, fallen mit unsern Weibern und Kindern in tiefster Unterthänigkeit zu Ew. Majestat Füßen, und bitten um Gnade und um Gerechtigkeit. Man höre uns, ehe man unser unschuldiges Blut vergießt; man richte uns nach deutschen Rechten und preussischen Gewohnheiten; man überführe uns durch unverwerfliche Zeugen. Der göttlichen Allwissenheit ist es bekannt, und wir sind es zu beweisen erbötig, daß die gegen uns aufgestellte Zeugen,

*) Ich habe an dieser Bittschrift mit Vorbedacht keine Sylbe geändert.

gen, theils nicht einmal in der Stadt gewesen, theils ihr Zeugniß nachher selbst bereut haben, theils durch Drohungen verleitet, und nie mit uns confrontirt worden. Magde und alte Weiber können unmöglich gegen Ew. Majestät treue Bürger und geschworne Unterthanen zeugen. Wir appelliren daher mit Vertrauen und Zuversicht an Ew. Königl. Majestät Gnade und Gerechtigkeit, und berufen uns auf unsere jederzeit geleistete Treue, wie wir oft mit duldender Ergebung in Ew. Majestät Willen es angesehn, daß man unsere Häuser in Steinhaufen verwandelt, unser Rathhaus verbrannt, unsere Thürme gesprengt, unsere Mauern und Walle geschleift und uns selbst mit harten Brandschatzungen belegt hat. Gnadigster König und Herr! lassen Sie sich rühren durch unsere in Blut und Thränen wallende Herzen und Augen! lassen Sie sich um Gottes und Christi willen rühren, durch das Winseln und Seufzen unserer armen Weiber und unmündigen Kinder, die nach unserm Tode ihr Brod würden betteln müssen. Wir sind bereit, mit Gut und Blut zu erweisen, daß wir bis in den Tod sind und bleiben wollen,

Ew. Majestät getreuste Unterthanen.

Verge-

Vergebens! die armen Unglücklichen wurden keiner Antwort gewürdigt.

* * *

Am 5ten December versammelte sich das Blutgericht. Als Kläger erschienen, der sehr fromme und sehr liebreiche Pater Wolensky und der Kronsfiscal. Die Gefangenen wurden herbeygeführt und das Urthel verlesen. Da es lateinisch abgefasst war, die meisten Verurtheilten aber kein latein verstanden; so war der Pater Wolensky so gefallig, ihnen mit seiner Sprachkunde behülflich zu seyn. Hierauf traten die unglücklichen Schlachtopfer wieder ab, und es blieb nun nichts mehr zu beobachten übrig, als die kleine Formalitat des Eydes, den der Kläger schworen sollte. Der Pater Wolensky verdrehte höchst andächtig die Augen, faltete die Hände über seinen Schmerbauch, stieß einen frommen Seufzer aus, und versicherte die Herren Richter: „daß er als ein Geistlicher keinen „Gefallen am Blutvergießen habe.„ So sprach sein Mund; aber sein rollendes Auge schoß aus dem linken Winkel des linken Augapfels einen schielenden Blick auf einen seiner Ordensbrüder. So steigt eine Rakete im Schlachtfeld empor,

und

und eilend ſtürzt dann zu Hülfe herbey, der tückiſch gelagerte Hinterhalt. Der Jeſuit, und mit ihm ſechs beſtochene Zeugen, fielen nieder auf die Kniee, erhuben ihre Finger und ſchwuren den verlangten Eyd: „ſo wahr ihnen Gott „und das Leiden Chriſti zeitlich und ewiglich „helfen wolle!„

„Aber ums Himmelswillen!„ — ſo ſprach einige Tage nachher ein Freund zum andern — „wie haſt du ſolch ein Zeugniß ablegen können, „da du doch am Tage des Tumults nicht einmal „in der Stadt warſt?„ „Ey zum Henker! verſetzte der ehrliche Schurke: Die Ketzer ſind ja „ohnedieß verdammt, und der Pater Wolensky ſagt, daß wir ein verdienſtliches Werk gethan haben.„

O du liebenswürdiger und ſehr aufgeklärter Pater Wolensky! vermuthlich ſitzeſt du anjetzo zur Rechten des heil. Ignatius, mit dem allerheiligſten Skapulier um den Hals, und erndteſt den Lohn deines ſanftmüthigen Eyfers.

Noch am ſelben Abend wurde den beyden Bürgermeiſtern ſowohl, als den übrigen Verurtheilten angekündigt, ſich zum Tode zu bereiten, und Tages darauf ſahen die Bürger mit ſtarrem

Blick und stummen Schaudern auf öffentlichen Markt eine Blutbühne errichten. In der Nacht des 7ten Decembers wurden noch einige polnische Fahnen in der Stadt gelassen, und der Markt ringsum besetzt.

Der Morgen brach an, die Sonne blieb verhüllt, dicker Nebel lag um die Stadt, giftig und kalt, wie die Herzen der Blutrichter. Schweigend verließ jeder Bürger die schlaflose Ruhestatte, die er in der vergangenen Nacht naß weinte; schweigend kniete mancher Hausvater in eine Ecke seines Zimmers, um für die Seelen seiner unglücklichen Brüder zu beten. Niemand weinte, denn Angst fesselte die Thränendrüse. Still und schwer athmend öffnete hin und wieder Einer das Fenster und blickte nach der Sanct Johannis Kirche — Der Nebel machte das Kreuz auf dem Kirchthurm unsichtbar. Es herrschte eine fürchterliche Stille in der ganzen Stadt, die Straßen waren leer, die Häuser verschlossen. Wenn ein einzeler Dragoner über die Straße gieng; so klang es dumpf und hohl bis zu dem entferntesten Thore. Sieben Frauen und sechs und zwanzig Kinder, die nun bald sieben Witwen und sechs und zwanzig Waisen

sen werden sollten, wimmerten zu den Füßen ihrer Männer und Vater, die halb wahnsinnig auf sie herabsahen. Der Pater Wolensky schlurfte eine Tasse Schokolade und sahe nach der Uhr.

Es war fünf Uhr des Morgens, als ein Hauptmann mit funfzig Mann den alten Präsidenten Rösiner aus seinem Hause abhohlte. Der ehrwürdige Greis wankte ein wenig, als er auf die Straße kam, doch wollt' er sich nicht führen lassen. Sein Antlitz war heiter, der kalte Nordwind spielte mit seinen weissen Haaren. So wie die Gipfel der Alpen in Schnee gehüllt, auf die Wetterwolken unter sich blicken, so sah er herab auf seine Henker.

Aengstlich lauschend, mit zurückgehaltenem Athem und bleichen Gesichtern, standen die Bürger hinter den Vorhängen ihrer Fenster, und sahen den sechsundsechzig jahrigen Greis zum Tode führen, der ihnen und seiner Vaterstadt vierzig Jahre lang die treusten Dienste geleistet hatte. Er war von Jesuiten und Bernhardinern umgeben, die seit der Bekanntmachung des Urtheils alles versuchten, ihn von seinem Glauben abtrünnig zu machen. „Begnügt euch an meinem Kopf!„ versetzte der standhafte Biedermann:

mann: „die Seele soll mein Jesus haben!.. So wurde er bis in den innern Platz des Rathhauses geführt, und ihm sein altes, graues Haupt vor die Füße gelegt.

Friede! Friede! sey mit deiner Asche!
Trost des Himmels ward dem Duldenden gewährt,
und die Friedenspalme eines Engels
wand sich, Kühlung dustend um dein Henkerschwerdt.
Friede! Friede! sey mit deiner Asche!
Jener leste Richter wird dein Rächer seyn!
Heiße Thränen weint die ungetauschte Nachwelt
auf dein moderndes Gebein.

Um acht Uhr begann das Trauerspiel auf dem Markte. Das Blutgerüst war mit polnischen Soldaten umgeben, kein Bürger ließ sich blikken. Zitternd und mit aufgehabenen Händen wurden die unglücklichen Schlachtopfer herbeygeschleppt. Sie hatten kaum die Kraft, die Lippen zu bewegen; die lutherischen Prediger beteten für sie. Ihre Weiber hiengen an ihnen und blieben ohnmachtig liegen, als sie die Blutbühne betraten; die kleinen Kinder wimmerten. Man bot ihnen Gnade an, wenn sie zur katholischen

lischen Religion übertreten wollten — keiner nahm sie an. Der Henker lächelte tückisch, und fieng an zu metzeln.

Kein Kopf flog auf dem ersten Hieb vom Rumpfe, jeder Ketzer sollte die Bitterkeit des Todes tausendfach schmecken. Erst ward die Hand abgehauen — dann ließ man dem Verstümmelten Zeit, das zuckende Glied zu betrachten — — dann brüllte er heulend seinen Brüdern den Schmerz entgegen, der auch ihrer harrte, und das war Musik in den Ohren der heiligen Henkersknechte — dann ward ihm der Kopf abgeschlagen — aber nicht auf einmal. Einer, namens Gutbrodt, empfieng drey Hiebe, und richtete sich dreymal wieder in die Höhe, um den letzten, tödtenden Hieb zu erflehen. Sein Weib wurde wahnsinnig, mußte weggeführt werden, und starb zwey Tage nachher unter den Anfallen der schrecklichsten Raserey. Man hatte die Bühne nicht mit Sand beschüttet, das Blut floß auf nackter Erde, und tröpfelte durch die Fugen der Bretter herab, wo es von den Hunden aufgeleckt wurde. Die zulezt Herbeygeführten glitschten in Blut, knieten in Blut und legten ihr Haupt auf den blutigen Block. Karwis wurde geviertheilt und ihm das Herz aus

dem

dem Leibe gerissen, welches der Henker rauchend und zuckend emporhielt, und dabey ausrief: „Sehet da, ein lutherisches Herz!„ Darauf wurden die Körper unter den Galgen geführt und verbrannt. Die lutherischen Prediger mußte man mit Wache nach Haus begleiten, um sie vor der Wuth des hohen und niedern katholischen Pobels zu schützen.

Der Vicepraſident Zerncke wurde aus höchstköniglicher Milde begnadigt, um, wie es in dem Gnadenbriefe heißt, seine **väterliche zärtliche Liebe** gegen die gute Stadt **Thorn** zu erkennen zu geben. Sein eigentliches Verbrechen aber war, daß sein Haus zu nahe an der Jesuiterschule, und den Herren Patribus sehr bequem lag. Er verſprach freywillig auszuziehen, und 60000 polnische Gulden zu bezahlen; und so schenkte man ihm das Leben, hätte er auch die Bildsäule des heiligen Ignatius an den Galgen gehangt.

Schaudere Menschheit! weint ihr guten Seelen! knirscht ihr gefühlvollen Manner! **Alle diese Greuel geschahen in dem erleuchteten achtzehnten Jahrhundert.**

K.

II.

Kurze Geſchichte der Flibuſtier.

Vor etwas mehr als hundert Jahren, ehe noch die Engelländer auf Jamaika, und die Franzoſen auf St. Domingo ſich einniſtellten, wurden die Spanier von Seeraubern beyder Nationen, nachmals ſo berühmt unter dem Namen der Flibuſtier, von der kleinen Schildkröteninſel verjagt. Dieſe Inſel liegt zwo Meilen von St. Domingo, ſie ward von den Räubern beveſtigt und zum furchtbarſten Schlupfwinkel der kühnſten Verwegenheit gewählt. Sie bildeten unter ſich kleine Partheyen, von 50, von 100, und 150 Mann, ihre ganze Schiffsmacht beſtand aus einer oft ſehr unanſehnlichen Barke, ohne einen Ruheplatz, ohne Schutz für der brennenden Sonnenhitze, und den häufigen Regengüſſen, beyde ſo gemein unter dieſem Himmelsſtrich, ja ſogar nicht ſelten in Gefahr, Hunger zu ſterben. Aber ein Schiff ließ ſich ſehen, und vergeſſen waren alle dieſe Mühſeligkeiten. Es ſey ſo groß es wolle, die Flibuſtier entern es, ohne zu berathſchlagen, und ein geentertes Schiff war faſt immer ein verlornes Schiff.

In großer Noth griffen dieſe Räuber alle

Nationen an, die Spanier aber immer. Der unversöhnliche Haß, den sie diesem Volke geschworen, gründete sich — sonderbar genug! — auf die Grausamkeiten, die es ehemals an den Amerikanern verübt hatte; doch war diese seltsame Menschenliebe, nicht die einzige Triebfeder ihrer Handlungen; man hatte ihnen in der neuen Welt Jagd und Fischerey untersagt, sie glaubten, was ein Monarch nie glaubt, daß es auch Dinge gebe, die Gott für alle geschaffen, und der Unwille über dieß Verbot, mischte sich in das Gefühl der Rache ihrer unterdrückten Brüder. Sie schifften sich nie ein, ohne den Himmel um Sieg anzuflehen, und kehrten nie mit Raub beladen zurück, ohne ihm für den Sieg zu danken.

Die Schiffe, die aus Europa kamen, waren so ziemlich sicher für ihnen, weil sie wußten, sie würden darauf nur Waaren finden, deren Verkauf beschwerlich und wenig vortheilhaft gewesen wäre. Aber waren diese Schiffe auf der Rückreise begriffen mit Gold, Silber und Diamanten, der neuen Welt beladen, dann lauerte man ihnen auf, dann griff man einzelne Fahrzeuge an, und verfolgte ganze Flotten in der Ferne. Wehe dann dem Schiffe, das zurück

blieb,

blieb, oder durch einen Zufall von den übrigen getrennt wurde, es ward ohne Rettung ein Raub der Flibuſtier. Der Spanier, ſtarr vor Entſetzen, bey dem Anblick eines ſo unverſöhnlichen Feindes, ließ den Sabel aus der Hand fallen, und ergab ſich ohne Gegenwehr. War die gemachte Priſe reich, ſo ſchenkte man ihm das Leben; fand ſich aber der Sieger in ſeiner Hofnung getauſcht, ſo ward oft die ganze Equipage ins Meer geworfen.

Pierre Legrand von **Dieppe** gebürtig, hat auf einer Barke nicht mehr als 4 Kanonen und 28 Mann, und wagt es, dem Viceadmiral der Gallionen anzugreifen. In dem Augenblicke, da er deſſen Schiff entert, läßt er ſeine eigene Barke in den Grund ſenken, um ſich und den ſeinigen den Weg zur Flucht abzuſchneiden. Die Spanier ſtehen verſteinert bey dieſer Verwegenheit, keiner wagt es, ſich ihm zu widerſetzen. So ſtürzt er, mit der Piſtole in der Hand, bis in die Kagüte des Admirals, der mit ſeinen Officiers Karten ſpielte, er ſetzt ihm das Gewehr auf die Bruſt, und zwingt ihn, ſich zu ergeben. An der nächſten Küſte ward der Admiral, mit den meiſten ſeiner Leute ausgeſetzt, als eine unnütze Laſt des Schiffes, das ſie ſo ſchlecht zu hüten

ten

ten wußten, und man behielt nur so viel Matrosen zurück, als nöthig waren, es zu regieren.

Fünfundfunfzig Flibustier begaben sich ins südliche Meer, und trieben ihre Streifereyen bis an die Küsten von Kalifornien. Um das nördliche Meer wieder zu gewinnen, machen sie zweytausend Meilen gegen den Wind in einem bloßen Nachen. Bey der Magellanischen Meerenge fallt es ihnen bey, daß es ihnen Schande machen würde, aus einer so reichen See ohne Beute zurückzukommen; sogleich kehren sie wieder um, und steuern auf die Straße nach Peru. Sie wittern aus, daß in dem Hafen von Nauka ein bewaffnetes Schiff liege mit vielen Millionen beladen, sie greifen es an, erobern es, und reisen damit zurück.

Le Basque, Jonqué und Laurent de Graff kreuzen vor Carthagena mit drey kleinen, übel ausgerüsteten Schiffen; siehe da erscheinen aus dem Hafen zwey große Kriegsschiffe, um diese Rauber zu überwaltigen, und lebendig oder todt nach Carthagena zu schleppen. Der Kampf beginnt, die Spanier werden geschlagen und ihre Kriegsschiffe erobert. Die Sieger behielten die Schiffe, schickten aber die Mannschaft zurück

mit

mit einem Gruß an den Gouverneur: „daß sie „solche Schurken nicht brauchen könnten.„

Zu Carthagena wurden einst ansehnliche Reichthümer unter hollandischer Flagge eingeschifft, um sie den Raubereyen der Flibustier zu entziehen. Michel und Brouage erfahren es, sie greifen die beyden mit diesen Schätzen beladenen Schiffe an, und nehmen ihnen Alles. Die hollandischen Schiffskapitains, empfindlich gekränkt, sich von Fahrzeugen überwunden zu sehen, die weder an Größe noch Stärke sich mit ihnen messen konnten, wagen es, Einem dieser Verwegnen ins Gesicht zu sagen: „Ohne Bey„hülfe deines Kammeraden hättest du nicht un„gestraft mit uns anbinden sollen!„

„So laß uns von forne wieder anfangen:„ versezt der stolze Flibustier: „mein Kammerad „soll ein ruhiger Zuschauer bleiben. Deine „Schätze habe ich dir genommen; schlage ich „dich aber zum andernmale, so nehm' ich dir „auch deine Schiffe.„

Die vorsichtigen Republikaner fanden es nicht rathsam, die Ausfoderung anzunehmen; sie entfernten sich schnell, aus Furcht, bey längerem Verzug, sie nicht einmal ausschlagen zu können.

Zwey spanische Kriegsschiffe, jedes von sech-

zig Kanonen, verfolgen Laurent, der mit einem geringen Fahrzeug kreuzte, und ereilen ihn. Laurent, da er sieht, daß die Flucht unmöglich ist, versammelt seine Kameraden, und redet sie folgendergestalt an: „Ihr seyd zu erfahren, um nicht einzusehn, welche Gefahr „uns droht, und zu tapfer, um sie zu fürchten. „Wir müssen hier Alles versuchen, und Alles „wagen, angreifen und vertheidigen, Tapferkeit, List, Verwegenheit, selbst Verzweiflung „sieh uns bey! Weg Furcht! nur die Schande, „nur die Barbarey unserer Feinde müssen wir „fürchten! um beyde zu entgehen, auf zur Schlacht!„

Er sprachs, ihm jauchzt die Menge, er ruft den Verwegensten seiner Brüder, und befiehlt ihm laut, beym ersten Signal, das er ihm geben wird, Feuer ins Pulver zu werfen. Dieser Befehl zeigt einem Jeden, daß Sieg oder Tod sein Loos seyn müsse. Mit majestätischer Kühnheit segelt nun das Schiff mitten zwischen seinen Feinden durch, und giebt zur Rechten und Linken volle Lagen. Und siehe die Mannschaft der spanischen Schiffe wird durch dieses Kanonenfeuer so lichte, daß sie nicht ferner zu streiten wagt, gegen eine Handvoll Unerschrokkener,

kener, die selbst im Fliehen die Ehre des Sieges davon tragen. Der spanische Kommendant bezahlte mit seinem Kopfe die Schande, mit der er durch seine Unwissenheit und Feigheit den Namen seiner Nation brandmarkte. In jedem Kampfe blieben die Flibustier sich immer gleich.

Hatten sie ansehnliche Beute gemacht; so begaben sie sich in der ersten Zeit nach der Schildkroten-Insel, um sie zu theilen; nachmals aber giengen die Franzosen nach St. Domingo, und die Engelländer nach Jamaica. Alle schwuren, nichts vom Raube entwendet zu haben. Wenn, — was doch sehr selten geschah — Einer des Meineids überwiesen wurde; so ward er bey der ersten Gelegenheit als infam an einem wüsten Ufer ausgesezt. Vor allen andern wurden diejenigen belohnt, die im Streite verstümmelt worden waren. Der Verlust einer Hand, eines Armes, eines Fußes trug zweyhundert Thaler ein; ein Auge, ein Finger, nur die Hälfte. Zwey Monate lang erhielten die Verwundeten täglich drey Livres zu ihrer Heilung. War die Beute nicht groß genug, um diese ehrwürdige Verbindlichkeit zu erfüllen; so war das ganze Volk der Flibustier verbunden, wieder in See zu laufen, und so lange zu kreu-

zen, bis genug da war, eine so heilige Schuld abzutragen.

Wenn auf diese Art Gerechtigkeit und Menschlichkeit befriedigt waren; so theilte man das Uebrige. Der Befehlshaber bekam so wie die andern, nicht mehr als Ein Theil; war man aber mit seinem Muth, seiner Tapferkeit und Verschlagenheit besonders zufrieden; so bekam er auch wohl drey oder vier Theile. Wer ein Fahrzeug mit Mund- und Kriegsprovision ausrüstete, bekam den dritten Theil der Beute. Gunst hatte nie Einfluß in die Theilung, das Loos entschied Alles. Diese Ehrlichkeit erstreckte sich sogar bis auf die Todten, der Kammerad des Gebliebenen bekam dessen Theil. Fand sich kein solcher, so ward es an die Familie geschickt; hinterließ er weder Kammeraden noch Familie, so schenkte man das, was das Loos ihm zugeworfen, an Arme und Kirchen, die für die Seele des Abgeschiedenen beten sollten.

Hierauf gieng es an ein Schmausen. Wein, Weiber, Spiel und alle Ausschweifungen, wurden so lange getrieben, bis nichts mehr übrig war; und stracks erblickte das Meer auf seinen Wellen halb nackte, halb verhungerte Menschen, die es vor Kurzen mit Millionen bereichert hatte.

Um-

Umsonst verschwendete es seine Schätze von neuem an dieß wilde Völkgen; sie hatten immer das nemliche Schicksal. Wenn man sie frug, wie es möglich sey, das so schnell wieder zu verthun, was man mit so mancher Gefahr, durch so manches Wagestück errungen, so pflegten sie ganz naiv zu antworten: „Eben weil wir „täglichen Gefahren ausgesetzt sind, müßt ihr uns „gar nicht nach eurem Maaßstabe messen. Heute lebendig, morgen todt, warum sollen wir „sammeln? Unser Kalender geht immer nur bis „auf den Tag, den wir erleben; nicht bis auf „den, den wir vielleicht erleben werden. „Wir sind keine Geizhälse weder mit unserm „Gelde, noch mit unserm Leben; wir wollen „beydes genießen.„

Als die spanischen Kolonien, die immer auf bessere Zeiten gehofft hatten, ihre Schiffe täglich diesen Verwegenen zum Raube werden sahen; fiengen sie bald an, die Schiffahrt überhaupt zu vernachläßigen. Sie opferten Alles auf, was ihre wechselseitigen Verbindungen ihnen an Stärke, Bequemlichkeit und Reichthümern gewährten, und bildeten unter sich kleine isolirte Staaten. Sie fühlten freylich wohl die Unbehaglichkeiten, die aus diesen angenommenen

menen Grundsätzen entstanden; aber die Furcht, in gierige, zum Morden und Plündern gewöhnte Hände zu fallen, war stärker als Ehre, Politik und Interesse. Damals entstand unter ihnen jene Unthätigkeit, die noch bis auf den heutigen Tag herrscht.

Natürlich gab diese Muthlosigkeit, der Verwegenheit der Flibustier neue Kraft. Sie hatten sich bis dahin in den spanischen Besitzungen nur selten gezeigt, und höchstens um einige Lebensmittel wegzukapern. Nun aber, da die Beute zur See sich von Tage zu Tage verminderte; fiengen sie bald an, von den Küsten zu fordern, was das Meer ihnen versagte. Die reichsten und bevölkertesten Gegenden wurden geplündert und verwüstet. Der Ackerbau und jede Kultur fielen eben so, wie die Schiffahrt, und bald wagten es die Spanier eben so wenig, sich auf ihren Landstraßen zu zeigen, als an ihren Küsten.

Unter den Flibustiern, die auf dieser neuen Laufbahn sich hervorthaten, war vorzüglich **Montbars**, ein Edelmann aus Languedoc. Ein Zufall ließ ihm in seiner Kindheit ein Buch in die Hände fallen, worinn die hollischen Grausamkeiten, die die Spanier in der neuen Welt verübten,

verübten, mit den schwärzesten Farben gemahlt waren. Seine junge Seele ward heftig erschüttert, er knirschte und weinte, wenn er las, wie Geiz und Fanatismus die blühenden Felder mit Blut gedüngt hatten; er knirschte und weinte, und schwur dieser unmenschlichen Nation den bittersten, unversöhnlichsten Haß — er schwur ihn, und hielt seinen Schwur, oft bis zur Raserey. Als er einst noch auf Schulen, in einem Schauspiel die Rolle eines Franzosen übernahm, der mit einem Spanier in Wortwechsel gerieth, warf er sich plözlich über seinen Mitspieler her, und würde ihn erdrosselt haben, hätte man ihn nicht mit Gewalt zu sich selbst gebracht. — Seine feurige Einbildungskraft sah immer zahllose Völker, erwürgt durch Ungeheuer, deren Raubhöhle Spanien war; er durstete nach ihrem Blute, um das Blut dieser Unschuldigen zu versöhnen. Der sonst so ehrwürdige Enthusiasmus der Menschenliebe, ward in ihm zur grausamern Wuth, als der Durst nach Gold oder der Fanatismus der Religion, denen man so viele Opfer geschlachtet hatte. Diese Opfer schienen im Innersten seiner Seele um Rache zu schreyen. Kaum hörte er von den Brüdern der Küste (so nannte man damals die

die Flibustier) als von den unversöhnlichsten Feinden der Spanier reden; so stand auch sogleich der Entschluß vest in seiner Seele, sich an sie zu ketten. Er schiffte sich ein.

Unterwegens stieß ihm ein spanisches Schiff auf; es ward angegriffen, und nach damaliger Sitte sogleich geentert. **Montbars** stürzte mit dem Sabel in der Faust auf den Feind, bahnte sich einen Weg durch dicke Haufen, wüthete zweymal von einem Ende des Schiffes bis zum andern, und stieß Alles nieder, was ihm die Spitze bot. Er siegte, das Schiff ward genommen, die Beute reich. Aber ihn lockte nicht Beute; mit blutiger Wollust betrachtete er zum erstenmal, während seine Kammeraden den Raub theilten, die aufgehäuften Leichen einer Nation, der er unersättlichen Blutdurst geschworen hatte.

Bald bot sich ihm eine neue Gelegenheit dar, diesen Durst zu befriedigen, aber nicht zu löschen. Sein Schiff trug ihn nach St. Domingo. Die französischen Einwohner der Insel brachten nur wenig Erfrischungen am Bord, und entschuldigten sich damit, daß die Spanier ihre Plantagen verheert. „Und das leidet ihr?„ rief Montbars trotzig. „Wir leiden es nicht, antwor-

antworteten sie in eben dem Tone: „und der „Feind kennt uns wohl; er hat die Zeit abge„lauert, als wir auf der Jagd waren. Aber wir „erwarten nur noch einige unserer Kammera„den, die noch übler behandelt worden als wir, „und dann sollt ihr nur eure Lust sehen.„ „Wollt „ihr, versezt Montbars, so werde ich an eurer „Spitze fechten, nicht um euch zu kommandiren, „sondern um mich zuerst in des Feindes Sabel „zu stürzen.„ Die Barbaren begafften ihn vom Kopf bis zum Fuß, das wilde Feuer seines Auges that ihnen wohl; sie nahmen sein Anerbieten an, und er hielt Wort. Als es zum Treffen kam, erstaunten selbst die Kühnsten über seine Verwegenheit. Der Tollkühne that Wunder der Tapferkeit, und der entschiedenste Sieg krönte seinen Muth. Der Rest seines Lebens blieb gleich diesem ersten Versuch. Er verfolgte zu Wasser und zu Lande die Spanier so wüthend, daß er endlich den Beynahmen: der Ausrottende davon trug.

Ein jeder Flibustier bemühte sich, in seine Fußtapfen zu treten, und bald sahen sich nun die Spanier gezwungen, sich in ihre bevestigten Plaze einzusperren, aber auch da beschloß man, sie anzugreifen. Diese neue Art des

Krieges

Krieges erforderte ansehnliche Macht, und die Bündnisse zwischen mehreren Rotten wurden häufiger. Der erste solche Bund, der Aufsehen erregte, sah an seiner Spitze den Olonier, also genannt von Sables-d'Olone, seinem Vaterlande. Vom niedrigen Stande eines Miethlings,*) hatte er sich nach und nach bis zum Commandeur von zwey Barquen und zweyundzwanzig Mann emporgeschwungen. - Mit diesen bemächtigte er sich auf der Küste von Cuba einer spanischen Fregatte. Als die Gefangenen niedergemetzelt wurden, warf sich ein Sklave zu seinen Füßen, um vielleicht durch eine Treulosigkeit sein Leben zu erkaufen. „Ich war vom „Gouverneur der Havana bestimmt, rief er, „alle Flibustier aufzuhängen, die in unsere „Hände fallen würden, denn er glaubte bereits „unsers Sieges gewiß zu seyn.„ Der Olonier schäumte, als er dieß saubere Geständniß hörte, er ließ sich die gefangenen Spanier herbeyführen, und hieb einem nach dem andern den Kopf ab, wobey er jedesmal das Blut aufleckte, das von

*) Miethlinge, eine Art Menschen, die sich in Europa verkauften, um in den Kolonien drey Jahr als Sklaven zu dienen.

von seinem Säbel herabtraufelte. Hierauf segelte er nach Port-au Prince, wo vier Schiffe lagen, die bestimmt waren, Jagd auf ihn zu machen; er griff sie an, nahm eins nach dem andern weg, warf ihre Mannschaft ins Meer, und ließ nur einen Einzigen übrig, den er mit folgendem Briefe an den Gouverneur der Havana sandte:

„Du wolltest mich fangen, ich habe dich ge„fangen. Zu feige, dich selbst mit mir zu „messen, schickst du deine feilen Miethlinge ge„gen mich aus. Du wolltest die Meinigen hän„gen lassen, ich habe die deinigen in die See „geworfen. Ich will die Spanier morden, so „lange bis ich aus ihren Leichen eine Brücke „übers Meer machen kann, und wehe dir! „wenn du selbst in meine Hände fallst.„ Darauf versenkte er seine Prisen, sammt seinen eigenen Barken, und begab sich mit der eroberten Fregatte nach der Schildkröten-Insel.

Hier fand er Le Basque, berühmt durch manche kühne That. Er war es zum Beyspiel, der unter den Kanonen von Portobelo ein Kriegsschiff wegnahm, das mit fünf bis sechs Millionen Livres geladen war. Die beyden Abentheurer machten bekannt, daß sie vereint

auf

auf eine wichtige Unternehmung auslaufen würden, und sogleich sammelten sich zu ihrer Flagge vierhundert und vierzig Mann, der starkste Hause Flibustier, den man noch beysammen gesehen hatte. Sie segelten nach der Bay von Venezuela, die sich funfzig französische Meilen weit ins Land erstreckt, eroberten die Vestung, die die Mündung vertheidigt, vernagelten die Kanonen, und ließen die Garnison von zweyhundert und funfzig Mann, über die Klinge springen. Von da schifften sie nach Maracaibo, das am westlichen Ufer des Sees gleiches Namens, zehen Meilen von dessen Mündung, erbaut ist. Die Stadt ist reich, und treibt starke Handlung mit Leder, Taback und Cacao; aber die Straßen, auf denen es sonst so geschaftig wimmelte, waren ode und leer, die Einwohner hatten sich mit ihren Schätzen auf die andere Seite der Bay geflüchtet. Hätten die Flibustier die Zeit benutzt, statt vierzehen Tage zu verschmausen; so würden sie in Gibraltar, am äußersten Ende der See, doch noch erwischt haben, was man ihrer Raubgier entrücken wollte. Statt dessen zerstießen sie sich die Köpfe an Retranchements, die man in der Eil aufgeworfen hatte, siegten zwar endlich, aber bezahl-

bezahlten dieſen Sieg mit Blut, und fanden wieder ein leeres Neſt, denn alle Koſtbarkeiten waren bereits weiter tranſportirt. Im Aerger hierüber, verbrannten ſie Gibraltar. Es würde Maracaibo nicht beſſer ergangen ſeyn, wäre es nicht m[illegible]ngender Münze gelöſt worden; doch rau[illegible] ſie zugleich, alle Trucifixe, Gemählde, Heiligenbilder, Glocken u. ſ. w. um, wie ſie vorgaben, auf der Schildkröten-Inſel eine Kapelle zu bauen, und ſie damit auszuſchmücken.

Während dieſe Bande die Beute von Venezuela luſtig verzehrte; begab ſich **Morgan**, der Angeſehenſte unter den engliſchen Flibuſtiern, auf den Weg nach **Jamaica**, um Portobelo anzugreifen. Sein Plan war ſo gut angelegt, und wurde ſo glücklich ausgeführt, daß er die Stadt überrumpelte und wegnahm, ohne den Säbel zu ziehn. Um die Citadellen mit eben ſo leichter Müh zu erobern, ließ **Morgan** die Sturmleitern durch Weiber und Pfaffen anlegen, überzeugt, daß Galanterie und Aberglaube die Spanier abſchrecken würde, Feuer zu geben auf das, was ſie am mei-

sten liebten, am meisten ehrten. Aber solche Narren waren die Spanier doch noch nicht, sie schossen frisch auf ihre Pfaffen und auf ihre Weiber, die Flibustier sahen sich genöthigt, Sturm zu laufen, und mit Leichnamen die Schätze dieses berühmten Hafens aufzuwiegen.

Weit wichtiger war die Eroberung von Panama. Morgan kreuzte zuerst an den Küsten von Costa Rica, um auf der Insel Sanct Catherine, wohin die Uebelthäter der spanischen Indien verbannt waren, Wegweiser zu seinem Vorhaben zu erhaschen. Dieser Posten war so gut bevestigt, daß der unerschrockenste General fruchtlos davor hätte liegen können, so lange als einst die Griechen vor Troja. Sobald aber nur die Flaggen der Räuber sich zeigten, schickte der Gouverneur eine heimliche Gesandschaft, mit der Frage: „wie er sich ergeben könne, ohne feig zu schei„nen?„ Man kam überein, daß Morgan um Mitternacht ein entlegenes Fort zum Schein angreifen solle; daß alsdann der Kommendant einen Ausfall aus der Citadelle thun

werde,

werde, um diesem Fort zu Hülfe zu kommen, daß die Belagerer ihm in den Rücken fallen, und zum Gefangenen machen sollten, welche Gefangenschaft unfehlbar die Uebergabe des Platzes nach sich ziehen werde. Auch ward ausgemacht, von beyden Theilen hitzig zu feuern, aber Niemand zu verwunden. Die ganze Komödie wurde vortreflich gespielt. Die Spanier wagten nichts, und hatten doch das Ansehn, ihre Pflicht gethan zu haben. Die Flibustier machten einen Steinhaufen aus den Vestungswerken, schifften eine unendliche Menge von Kriegsmunition ein, die sie zu St. Catherine gefunden hatten, und richteten ihre Segel nach dem Fluß Chagre, der einzigen Straße, die ihnen offen stand, um zum Ziel ihrer Entwürfe zu gelangen.

An der Mündung dieses Flusses erhub ein eiler Felsen, den die Wellen peitschten, stolz in Haupt. Er trug auf seinem Rücken ein nzugängliches Fort, vertheidigt durch einen ffizier voller Muth und Fähigkeit, und durch ne Garnison, ihres Kommendanten würdig. ie Flibustier fanden zum erstenmale eben so

harte

harte Köpfe, als die ihrigen, und schon waren sie zweifelhaft, ob sie die Belagerung fortsetzen oder aufgeben sollten, als ein glücklicher Zufall ihre Ehre rettete. Dem braven Kommendanten, dessen Namen die undankbare Nachwelt nicht aufbehalten hat, zerschmetterte eine Kanonenkugel den Schadel, und das Fort gerieth in Flammen. Dieß doppelte Unglück benutzten die Belagerer, und eroberten die Festung im Sturm.

Morgan ließ seine Schiffe da vor Anker, und vertraute sie der Obhut einiger wenigen; er selbst ruderte mit Schaluppen drey und vierzig Meilen den Fluß hinauf, bis Crucco, wo er aufhört schiffbar zu seyn. Hier landete er, und sezte seinen Weg zu Lande bis Panama fort, das nur funf Meilen davon liegt. Auf einer weiten Ebene, ohnfern der Stadt, stieß er auf zahlreiche Truppen, zu seinem Empfang gerüstet; aber er zerstreute sie, wie der Wirbelwind den Staub, und zog siegreich in die verlassene Stadt.

Hier fand er unermeßliche Schätze, in Kellern und Brunnen vergraben, und auf Fahrzeugen,

zeugen, die die Ebbe auf trocknem Sande gelassen hatte. Auch die benachbarten Wälder und Höhlen wurden durchwühlt, und an die Sonne gezogen die ihnen anvertrauten Kostbarkeiten. Noch nicht zufrieden mit dieser reichen Beute, schwärmten die Unsinnigen im Lande herum, und wo sie einen Spanier, einen Neger oder einen Indianer, aus seinem Schlupfwinkel hervorzogen, peinigten sie ihn mit den grausamsten Martern, um ihm das Geständniß verborgener Reichthümer zu erpressen. Ein Bettler in Lumpen, den der Zufall in ein Schloß führte, das die Furcht zur Einöde gemacht, fand daselbst Kleider, deren er sich ohne Umstande bediente. Kaum war er mit seiner Toilette fertig, als die Räuber ihn erblickten, ihn für den Besitzer des Schlosses hielten, und auf die Folter legten, damit er anzeigen solle, wo er sein Gold vergraben; und als Er, der vielleicht in seinem Leben wenig Gold gesehn, nichts gestehen wollte und nichts gestehen konnte, ward er den Sklaven überantwortet, die ihn umbrachten. So gaben die Spanier die Schätze der neuen Welt zu-

rück,

rück, wie sie sie empfangen hatten: in Blut gebadet.

Mitten unter dem Greuel der Verwüstung, schlich sich die Liebe in des stolzen Morgans Herz. Seine Eigenschaften waren eben nicht fähig, zartliche Gefühle einzuflößen; er wollte die schöne Spanierinn, die ihn besiegt, eben so erobern als eine Vestung, das heißt mit Sturm. Aber sie riß sich aus seinen Armen, und rief, flammende Wuth im Auge: „Halt „Bösewicht! die Freyheit konntest du mir „rauben, aber nicht die Ehre. Ich kann „mich rächen und sterben!„ Bey diesen Worten zieht sie einen Dolch aus ihrem Busen, den ihr Morgan mit Müh entwindet.

Widerstand erhizt nur heftiger; seine Liebe ward Liebeswuth: auf zärtliches Zuvorkommen folgte nun die grausamste Behandlung. Die stolze Spanierinn blieb unerschütterlich, die Flibustier fiengen an zu murren, daß ihr Anführer um des Eigensinnes eines Weibes willen, sie nun schon einen Monat der Unthätigkeit Preiß gegeben, und kurz!

Mor-

Morgan, der nemliche Morgan, der eine Veſtung nach der andern einnahm als ein Frühſtück, mußte weichen, dem edlen Starrſinn eines Weibes. Panama ward angezündet, der Sieger zog ſich zurück, mit einer großen Menge von Gefangenen, die einige Tage nachher ranzionirt wurden, und ſo erreicht' er die Mündung des Chagre, wo ſeine Schiffe ihn erwarteten, mit unermeßlicher Beute beladen.

Dieſe Beute ſollte nun getheilt werden; der angeſezte Tag erſchien, Alles lag noch im tiefſten Schlummer begraben, als Morgan, mit den vornehmſten Flibuſtiern ſeiner Nation, Eines der Schiffe beſtieg, und nach Jamaika ſegelte, ſtrotzend von den Schätzen einer Stadt, in der die Reichthümer der alten und neuen Welt zuſammenfloſſen. Dieſe Treuloſigkeit, von der man kein Beyſpiel hatte, verurſachte eine unausſprechbare Wuth. Die Engelländer verfolgten den Räuber, in der Hofnung, ihm die Beute zu entreißen, oder mit ihm zu theilen. Die Franzoſen, die der Verluſt gleich nahe angieng, ſegelten

mit

mit günstigem Winde nach der Schildkröten-Insel, von da aus sie verschiedene Streifereyen wagten. Aber keine war von Bedeutung, bis ums Jahr 1683, damals entspann sich ein Unternehmen von der größten Wichtigkeit.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Schloß Oberpahlen,
gedruckt bey Grenzius und Kupzau.

I.
Gedichte.

Roms Alterthümer.

Man staunt euch an mit ehrfurchtsvollem Schweigen,
zerstörte Tempel, Göttern einst geweyht!
im Circus kauft man heutzutage Feigen;
er Kampfplatz dient nur noch für einen Katzenstreit.
a von der Römer Macht seyd ihr die stärksten Zeugen,
ch warlich! mehr noch von der Macht der Zeit.
ie finstre Eule, die dem Tagesschimmer
tflattert, kreischt durch diese Zimmer,
ist Wohnplatz Kaiserlicher Herrlichkeit.
r stolzen Trümmer! ach! ihr seyd doch nur die Trümmer
n dem was ihr gewesen seyd.
welch ein weites Feld für einen stillen Denker!
Weltbezwingerinn! dich stürzt' und hob dein Muth!
ars gab das Daseyn dir, und Mars war auch dein Henker;
kaufteſt deinen Ruhm um deiner Bürger Blut;
yrhunderte gewohnt zu siegen,
d dir die halbe Welt den Lorbeer um den Schlaf:

und doch — da nun auch dich die Reihe traf —
doch mußtest du der Sichel unterliegen.

Ach! so wird einst in wenig hundert Jahren,
von alle dem, was hier sich haßt und liebt,
von alle dem, was heute uns umgiebt,
kein Stäubgen mehr sich mit dem andern paaren,
und in so kurzer, kurzer Zeit
ist unser Loos — Vergessenheit.

O Mädgen! das Natur mit Mutterhand geschmücket,
wenn deine Augen je Todt und Verwesung sahn;
so ist gewiß dein Herz dem Stolz nicht unterthan! —
O Jüngling! dieser Mund, der küssend dich entzücket,
Grinzt Zähnefletschend dich vielleicht in kurzem an.

Du arme Närrinn, die auf Rang und Ahnen
du kindisch pochst; dein Wappen bricht die Zeit!
dir wird vornehme Albernheit
den Weg zur Eitelkeit nicht bahnen.

Wenn in der Erde Schoos, von eitlem Tand entblößt,
dereinst wir alle ruhn, reich, arm, gering und edel;
wenn meinen ausgegrabnen Schädel
einst meines Enkels Fuß aus seinem Wege stößt;
wenn von der Hand, die dieses schrieb,
kaum noch ein morscher Knochen übrig blieb; —
Was tröstet dann mich in der letzten Stunde,
wenn sich dereinst mein mattes Auge schließt?
und wenn aus meinem kalten Munde
der letzte Seufzer schon den nahen Todt begrüßt? —

Weg Voltärs böser Traum! ich bin nicht blos Maschine!
mein Geist wirft nur die Hülle ab, schwingt

hwingt sich hinauf bis zu dem Seraphine,
nd sieh! zur Wiege wird mein Grab!
ur Wiege der Unsterblichkeit,
ntrückt dem Possenspiel, das sie hienieden treiben,
ein Geist, mein Geist wird ewig bleiben!
r nur verspottet kühn die Allgewalt der Zeit.

K.

Das Mädgen.

Ja ich will lieben Jüngling! sieh mir ins Gesicht!
s glüht — ich wiederstrebe länger nicht.
Doch wird die Liebe mir auch soviel Freude geben,
ls sie mir Müh gemacht, bis jetzt zu wiederstreben?

* *

Du nennst uns grausam? — Jüngling nein!
ir fühlen nur zu tief — doch ihr, ihr macht uns schen;
wäre keiner ungetreu,
würde keine grausam seyn.

* *

ie Lieb' ist süß, und wer dir wiederspricht,
r gehe sich in Höhlen zu vergraben;
uch fürchten wir uns vor der Liebe nicht,
ur der Geliebte ists den wir zu fürchten haben.

* *

Wenn euer Schwur den ersten Kuß uns stahl,
enn eure süßen Worte uns bethören;
ch welche Wollust euch zu hören!
nd euch nicht trauen dürfen — welche Quaal!

* *

hr seyd des Schmetterlings gelehrge Jünger,
r naschet, und flattert fort, und werdet kaum mehr roth;

auf Stunden liebt ihr uns, und wir, wir guten Dinger,
wir wollen lieben bis an unsern Todt.

* *

Auch wir sind Menschen und sind frey!
weh also der, die unbesonnen wählte!
Was denkt ihr Männer denn? — die Römer Sklaverey,
wo man das Mädgen zu den Dingen zählte,
nein, nein ihr Herrn! Gottlob! die ist vorbey.

R.

Tändeley an einen Blumenstrauß.

Ihr süßen Blümchen! auserkohren
hat euch das Schicksal zu der reinsten Lust;
an Florens Busen wurdet ihr gebohren,
und sterben werdet ihr an meiner Minna Brust.

R.

Epilog.

(Beym dießjährigen Schluß der, zum Besten der Armen errichteten Liebhaber Schaubühne in Reval. vom Verfasser als Fähndrich, im Schröderschen Lustspiel dieses Namens gesprochen, d. 24sten Febr. 1786.)

Laßt mich, Freunde! laßt mich sie genießen
diese Thräne, die dem nothgedrängten Edlen floß.
Engel eiferten sie wegzuküssen,
selbst für sie ist diese Wollust groß! —
Giebt es Freude, die an Himmels Wonne gränzt auf Erden,
o so ist es die, dem Dürftgen wohlzuthun,
brüderlich zu leichtern die Beschwerden,

die

ie mit Zentnerlaſt auf manchem Edlen ruhn.
Iſt des Jammers nicht in jedem Stande? —
Ach! der Leiden ſchwer und mancherley
drücken Menſchen zu der Menſchheit Schande,
und doch ſchilt man oft noch Wohlthun — Schwär-
merey?
„Schwärmerey! welch Herz kann dich entbehren?
„welche Weisheit wird' dich nicht verzeihn?"
Ewig, ewig wollen wir dich ehren,
freudig unſre Kräft' und unſre Kunſt dir weyhn. —

Wie? ſprach ich was von Kunſt? Ihr Gönner!
Ach! das fällt mir wie ein Stein aufs Herz!
Hätt' ich doch geſchwiegen! — nun ihr Herren Kenner!
ich will hoffen, ihr verſteht doch Scherz?
Denn mit Kunſt zu pralen hatt' ich warlich nicht im
Sinn;
ie von uns zu fodern ſeyd ihr auch zu billig,
unſre Schwächen zu bekennen, ſind wir willig;
m Nachſicht anzuflehn, wenn oft durch dick und dünn,
ber Stock und Stein wir ſtolperten und ſtürzten,
der auch den Brey ſtatt Zimmt, mit — Pfeffer
würzten;
as war es eigentlich, was noch geſchehen ſollte;
ls mir das Wörtgen Kunſt ſo aus dem Munde rollte,
nd nun — ich glüh an beyden Ohren!
ein armer Kopf hat das Konzept verlohren. —
Umſonſt! ich finde nicht hinein;
doch was thuts? ein Bock mehr oder minder!
Ihr überſahn ſo viel, Ihr werd't auch dieß verzeihn.

So nehmt den Dank, den ſo viel Arm' uns zollen,
ehmt ihn, nebſt unſerm Dank, für eure Nachſicht an;

wenn Neid, wenn Schmähsucht uns misdeuten, lästern wollen;
so seht auf unsern Zweck, fühlt ihn — und richtet dann.

Rühlbergh.

Am zweyten Geburtstage seines einzigen Sohnes, von °°a°°

Da trabst du hin mit deinem Steckenpferde,
du Kleiner! sorgenlos und froh,
so unbewußt, wie dir und dieser Erde
zwey schneller Jahre Lauf entfloh.

Nicht quält Erinnerung gefühlter Leiden,
nicht Ahndung künftger Schmerzen dich,
und immer ist, schuldlos wie deine Freuden,
der Augenblick der dir entwich.

Selbst dieses Tages mancherley Gefühle
sind Räthsel dir, du Glücklicher!
du weißt wie gestern bey dem heutgen Spiele
als ob nicht dein Geburtstag wär.

Wie neid' ich dich, wenn der Vergangenheiten
getrunkner, bittrer Kelch mich schreckt,
und Ahndung mancher Unbehaglichkeiten
der Zukunft, mich zum Kummer weckt!

Selbst heute trübt Erinnerung der Leiden,
den Freudenbecher den du reichst.
Noch fühl' ichs lebhaft, wie du nah dem Scheiden,
jüngst jede Hoffnung mir verscheucht.

Doch nun gerettet! soll mein Jubeltönen
mir diesen Tag zum Feste weyhn —

und

und dennoch mischt der künftgen bangen Scenen
geheimes Vorgefühl sich ein.

O daß ich nie zu klagen Stoff mehr fände,
wenn dieser Tag mir wiederkehrt! —
und wenn ich einst mein Tagewerk vollende,
so sey noch meines Segens werth. —

Kaiser August.

Ein römischer Soldat zu Kaiser Augusts Zeiten,
ein alter, unbescholtner Mann,
und ein gedienter Unterthan,
rief diesen Fürsten einst um seinen Beystand an,
weil er gezwungen sey, sich vor Gericht zu streiten.
August befahl dem nächsten Kämmerling,
den alten Kriegsmann zu begleiten.
„Wie Herr! sprach der Soldat; als ich zu Felde gieng,
„und als bey Actium die stolzen Feinde pochten,
„(noch seh ich uns in dem Gedränge stehn)
„da hab ich selbst — ich selbst für dich gefochten!
„Hier! willst du meine Wunden sehn?"
er warf den Panzer ab und zeigte seine Narben.
„Ich opferte für dich mein Blut
„(Pflicht war es, aber auch erfüllte Pflicht ist gut)
„ließ mich zerstechen und zerhauen,
„und du willst jetzt mein Glück dem Höfling anvertrauen?"

Gerührt reicht ihm August die Hand:
„Dich, spricht er, soll man nicht beleidgen!
„Komm Alter, komm! ich habe dich verkannt:
„Komm vor den Richterstuhl! ich selbst will dich vertheidgen!"

II.
Kleine Erzählungen.

Alles Glück ist Täuschung, wehe dem, der sie uns raubt.

Drammatisirte Anecdote, (*)

Personen:

Der Justizrath Bauch.
Baron Hurra, eine Art von Cagliostro.
Caspar Simpler und
Franz Simpler, zwey Brüder.

Der Schauplatz ist in irgend einer großen oder kleinen Stadt, und zwar im Speisezimmer des Justizrath Bauch. Er selbst an einer runden Tafel, von der man bereits die Speisen abgetragen; vor ihm nur noch ein Parmesankäse und Flasche Cyperwein. Im Nebenzimmer ein Lhombretisch, um den sich zwey harrende Schmarutzer gelagert. Justizrath Bauch mit über den Bauch gefaltenen Händen, ein Stück Käse kauend und halb schlummernd, hielt folgenden Monolog; jedoch nicht laut, denn er war kein Liebhaber vom lauten Sprechen:

„Soll ich noch eine Flasche Wein, oder ein paar „Tassen Kaffee trinken? — soll ich aufstehn oder ein„schlafen? soll ich Lhombre spielen oder Fliegen fan„gen? — Um fünf Uhr habe ich wichtige Geschäf„te

(*) und zugleich ein Rechtshandel, der in Eisenhardts und Pittavals Sammlungen zu prangen verdient.

„te — da kommt der Pastor A** und bringt mir „ein paar Tulpenzwiebeln — und der Pastor B** „hat mir einen Surinamschen Schmetterling verspro„chen — und der Pastor C** wollte mir ein Pfeif„enrohr drechseln — und (hier gähnt' er mit weit „aufgesperrtem Schlunde) und mein Secretair wird „mir, Gott weiß was für Schriften bringen, die ich „unterschreiben muß. —"

Diese letztere Betrachtung hatte solch' eine narcotische Kraft für den weisen Richter, daß ihm der halbgekaute Käse entschlüpfte, und sein Kopf, so schwer als eine zwanzigpfündige Bombe, auf seine Achsel fiel.

Guter Justizrath! wüßtest du, welch' eine Prüfung deiner harrt! Nicht Fliegen noch Tulpenzwiebeln; nicht Schmetterlinge noch Pfeifenröhre werden dich aus deinem süßen Schlummer wecken. Schon schallt es die Straße herauf, ein wildes Gemurmel, wie das Brausen gebrochener Wellen; schon klingelt es an deiner Pforte, als ob es Sturm läuten wolle; schon stürmt es die Treppe herauf, ein dumpfes Gemisch von Männerstimmen und Bachantenraserey; schon stürzen sie in dein Speisezimmer, dieß Heiligthum deiner Gottheit, und du Sohn der Themis fährst taumelnd empor.

Die Gebrüder Simpler schleppen den Baron Hurra beym Kragen herein.

Franz. Gerechtigkeit Herr Justizrath!

Caspar. Gerechtigkeit und Rache!

Baron Hurra. Uber Euch! über Euch ihr undankbaren Buben!

Franz. Mach mich wieder blind!

Caspar. Mach mich wieder taub!

Baron Hurra. Ihr seyd Narren, die man ins Hospital schicken muß.

Sie schreyn noch eine Weile fort, so daß keiner den andern versteht. Justizrath Bauch nimmt sein richterliches Ansehn zusammen, und gebietet Stillschweigen.

Justizrath. Einer nach dem andern, meine Herren! Einer nach dem andern! Langsam und deutlich!

Franz. Dieser Mensch hat mich unglücklich gemacht.

Caspar. mich auch.

Baron Hurra. Glücklich hab' ich sie beyde gemacht, und Undank ist mein Lohn.

Justizrath. Da werde mir Einer klug daraus; das ist ein verwickelter Handel.

Baron Hurra. Ganz und gar nicht verwickelt. Gestrenger Herr Justizrath, ich bitte um geneigtes Gehör.

Justizrath. Es sey Ihm gewährt.

Er rüttelt sich mit einer Amtsmine auf seinem Sessel zurecht, und Baron Hurra beginnt:

„Diese beyden Herren sind Brüder; beyde erkennen „die Natur für ihre Stiefmutter, denn beyde wurden „an Leib und Seele verwahrlost. An der Seele — „denn woher sonst die Schwärze ihres Undanks? am „Leibe — denn noch vor wenig Tagen war der Eine „blind und der andere taub; beyde zusammen genom-

„men

„men hatten nicht mehr als zwey offene Augen, und „zwey brauchbare Ohren. Nun urtheilen Sie! — „hier steht der Blinde; er sieht so gut als wir — „hier steht der Taube; er hört so gut als wir. Und „wer war es, der ihnen diese Wohlthat erwieß? der „diesen eingewurzelten Staar heilte? diese verstopften „Ohren öffnete? der war ich! Alle meine Kenntniß„se, meine ganze Kunst hab' ich aufgeboten, es ist „mir geglückt, und was hab' ich verdient? Beloh„nung oder Scheltworte?"

Justizrath. Belohnung, das versteht sich.

Franz Halt! nicht so schnell, gestrenger Herr Justizrath, ich werde Ihnen mit Worten das Gegentheil beweisen. Blind wurd' ich gebohren, das ist wahr, und ach! wäre ich es noch; so würde ich nicht in diesem Augenblicke mit dem tiefen Gefühl meines Schmerzes vor ihnen stehn. Was man nie hatte ist leicht zu entbehren; was man verlohr vergißt man nie. Ich liebte ein Mädgen, sie war mein ganzes Glücke. Ich sah sie nicht; aber ich hörte sie doch. O welch' ein süßer Ton der Stimme! welch' ein einnehmendes Lispeln! Tage lang konnt' ich sie hören, und mir war wohl. Wenn vollends ihre weiche Hand mich berührte, wenn ich an ihrem vollem Busen schlummerte, o so vergaß ich mein Gebrechen und nichts mangelte meinen Glücke. Schon war der Tag unserer Hochzeitfeyer bestimmt; als ein feindseliger Dämon mir die Bekanntschaft dieses Wundermannes verschaffte. Er drang mir seine Hülfe auf, ich ließ mich beschwatzen; und wurde unglücklicherweise geheilt. Mein erster Blick fiel auf Amalien. O Himmel! welch eine Gestalt! von den Blattern zerfressen, mit triefenden Augen,

runz-

runzlichten Wangen, rothen Haaren und Säbelbeinen. Sie sprach, es war wohl noch immer der süße Ton ihrer Stimme; aber er stieg aus einem gähnenden Schlunde herauf. Sie berührte mich, es war wohl noch immer der sanfte Druck ihrer Hand; aber sie schielte mir dabey durch Mark und Bein. Kurz! verschwunden war meine Liebe, und unausstehliche Leere, nie gefühlte Unbehaglichkeit füllt nun mein Herz. Ich bin unglücklich, und wem verdank ich es? diesem ungebetenen Arzte, der mir seine Hülfe an den Hals warf. Hätte er mich in meiner seligen Blindheit gelassen, Amalie wäre nun mein Weib, und in meinen verschlossenen Augen eine Grazie.

Justizrath. Kurios! sie haben alle beyde Recht.

Caspar. Hören Sie nun auch mich, gestrenger Herr Justizrath! Taub wurde ich gebohren, das ist wahr, und mein halbes Vermögen gäbe ich darum, wenn ich die selige Zeit meiner Taubheit zurück erkaufen könnte. Ich liebte ein Mädgen, sie war mein ganzes Glück. Ich hörte sie nicht, aber ich sah sie doch. O welch eine himmlische Gestalt, welch' ein schlanker Wuchs! welch' ein schmachtendes Auge! welch' ein muthwilliges Grübgen in der Wange! Tage lang konnte ich vor ihr stehn, und ihre Reitze mit vollen Zügen in mich saugen. Ich blickte in ihr blaues Auge, und glaubte darinn zu lesen, was ich nicht zu hören vermogte. Schon hatte, trotz meiner Taubheit, die Glut meiner Liebe sie besiegt; schon war der Tag unserer Verbindung nahe, als dieser Räuber meines Glückes mich kennen lernte, viel von seiner Kunst schwatzte, mir seine Hülfe aufdrang, und mich endlich unglücklicherweise heilte. Ich flog zu meiner Henriette, ich bat sie zu reden, und sagte ihr daß ich sie

hören

hören könne. Sie redete — aber o Himmel! es war so dummes Zeug, Alles was sie vorbrachte, war so abgeschmackt, trug so sichtlich den Stempel der Albernheit, daß ich ihr leblos in ihr schönes Gesicht staunte. Es war wohl noch immer der schöne Mund; aber es sprudelte Unsinn heraus. Es war wohl noch immer das süße Grübchen in der Wange; aber diese Wange lächelte ewig wo nichts zu lachen war. Kurz! ihre Reitze schwanden in meinen Augen, ich sah nur eine dumme Dirne, und meine Liebe verlosch. Eben die unausstehliche Leere, eben die nie gefühlte Unbehaglichkeit, über die mein Bruder klagt, empfinde ich doppelt stark. Ich bin unglücklich! und wem verdank ich es? — Diesem unberufenen Arzte, der mich wieder meinen Willen heilte. Hätte er mich in meiner seligen Taubheit gelassen, Henriette wäre nun mein Weib, und in meinen verschlossenen Ohren klüger als die Göttinn der Weisheit.

Justizrath. Kurios! sie haben alle drey Recht.

Alle drey auf einmahl. Nein, ich habe Recht!

Justizrath. Silentium meine Herren! das ist ein sehr verwickelter casus. — Jeremias! hohle mir einmahl das Corpus Juris herunter. Jeremias trabte nach des Justizraths Studierstube, blies den Staub von ein paar dutzend Büchern, und brachte, weil er nicht lesen konnte, statt des Corpus Juris, irgend einen alten heydnischen Philosophen, in unsere Muttersprache übersetzt.

Der Justizrath Bauch schlug auf gut Glück den Folianten auf, und das Erste was ihm in die Augen fiel, war das Sprüchelgen: „Alles Glück ist Täuschung; wehe dem, der sie uns raubt!“

III.

Clementine.

Nach einem Französischen Stoffe von Kiölberg.

And if she, whom love doth honour
be conceald from the day,
Ser a theausand guards upon her,
Love! will find out the way. —

Percy's Reliques etc.

Und schließt sie durch Riegel vom Tagstrahl hinweg;
Durch Schlösser und Riegel, findt Liebe den Weg!

Herder.

Das laute Geschrey der Menge, die keinen Zweifel an die Allmacht des Naturtriebes erlaubt, der Aeltern und Kinder an einander bindet, ist dem unbefangenen Beobachter schon oft verdächtig geworden, der, besonders im Cirkel der sogenannten feinern Welt, so häufig das Glück und die Ruhe eines Kindes Trieben aufopfern sah, an denen keine Spur von der Liebe zu finden war, die jene gutmütige Leichtgläubigkeit, der alten Sage nach, für so unzertrennlich vom Vater- oder Mutterherzen hält. — Nachstehende Geschichte die zu allen Zeiten und in allen Ländern und Ständen, unter den, den verschiedenen Verhältnissen angemessenen verschiedenen Umständen, ihres Gleichen die Menge findet, mag vor der Hand als ein geringer Beytrag zur Bestätigung jener Beobachtung, gelten. —

Graf

Graf Terny der einzige Sohn eines alten angesehenen reichen Hauses, ward sehr jung von seinem Vater, der beträchtliche Güter im südlichen Frankreich besas, nach der Hauptstadt gebracht, um ihm dort die Bildung geben zu lassen, die seine Bestimmung, der Kriegsdienst, foderte. Der junge Graf, gegen den die Natur von Seiten des Körpers und Geistes eben freygebig, wie das Glück von Seiten des Vermögens gewesen war, nutzte hier die wenigen Jahre in denen sein Vaterland des Friedens genoß aufs Beste; als der Krieg in Flandern ausbrach und ihn in seinem siebzehnten Jahre auf die gefährliche Bahn der Ehre rief. Muth und Ehrgeiz leiteten seine Schritte und noch im ersten Feldzuge trug er die Achtung seiner Obern, die Bewunderung seiner Cammeraden, und eine beträchtliche Wunde davon, die ihn die Armee zu verlassen nöthigte. Zu weit von seinen väterlichern Gütern entfernt, um in seinem itzigen Zustande die Reise dorthin wagen zu dürfen, ließ er sich nach Calais bringen, wo er die beste Behandlung seiner Wunde, und die Hülfe seiner ihm dort so nahen Verwandten in England, erwarten konnte. Hier fand er noch einen französischen Officier der aus Paris gebürtig, etwas älter wie er, und ebenfalls verwundet war. Aehnlichkeit des Schicksals gab die erste Gelegenheit zu ihrer Freundschaft; Aehnlichkeit ihrer Gesinnungen knüpfte sie aufs festeste. Nach einigen Monaten waren beyde leidlich hergestellt. von Bernay, so hies der Officier, redete den Grafen, der sich doch noch zu schwach zur Fortsetzung des Feldzuges fühlte, ihn nach Paris zu begleiten, wo sie den Winter bey seinem Vater, einem sehr reichen Finanzpächter unbringen wollten. Dieß geschah; — Im folgenden

Früh-

Frühjahr gingen beyde wieder zur Armee, machten bey einem Regimente zwey Feldzüge miteinander, und kehrten darauf nach der Hauptstadt zurück, wo sie mit jedem Tage unzertrennlicher wurden, und der Graf sich sogar von dem finstern geitzigen Vater seines Freundes gelitten sah. — So lebte der Graf den Winter durch in allen Vergnügungen die die Hauptstadt und besonders die Sorgfalt seines Freundes ihm verschaffen konnte, der ihn unter andern auch bey seiner Schwester der Frau von Orner eingeführt hatte. Hier saßen sie an einem schönen Frühlingsabende beysammen, als Bernay den Vorschlag that: ob sie nicht den andern Tag Gesellschaft machen, und seine jüngere Schwestern, in einem Kloster etliche Meilen von Paris besuchen wollten? — Der Graf stutzte nicht wenig da er nach so langer Vertraulichkeit, seinen Freund itzt zum erstenmahl von zwey unverheiratheten Schwestern reden hörte; willigte aber um so lieber in den Vorschlag, da sein Freund besonders von der ältern mit einem Feuer sprach, das seine Neugierde, und sein Mitleid für ihre Bestimmung, zum voraus rege machte.

Clementine, — so hieß die Unglückliche, die dem Geitze und der Ehrsucht eines fühllosen Vaters am Altar der Religion, oder eigentlicher des Aberglaubens, geopfert werden sollte, — war das dritte Kind des Herrn von Bernay, die nebst ihrer jüngsten Schwester Seraphine zum Schleyer verdammt war, um die beyden ältern Geschwister im ungetheilten Besitz eines ungeheuren Vermögens zu lassen. — Seit drey Monaten war sie im Kloster, um sich dort im Umgange mit ihren künftigen Schwestern, zu einem Stande zu bereiten, zu dem sie keinen Beruf fühlte,

und zu dem sie nur die Verzweifelung treiben konnte, um der eckelhaften Verbindung mit einer vornehmen Mißgeburt zu entgehen an die ihr Vater sie zu verhandeln seiner Gewinnsucht zuträglich gefunden hatte. — Ihr lebhafter Geist und eine unbezwingbare Freymüthigkeit hatten sie von ihrer Kindheit an ihren Eltern, die sklavische Unterwerfung foderten, verhaßt gemacht. Ihr Bruder war der einzige der gerne etwas für sie gethan haben würde, wenn die Furcht vor dem Verlust der Gunst der Eltern, von der sein ganzes Glück abhieng, ihn nicht zurückgehalten hätte. Warscheinlich war daher von seiner Seite die Einladung des jungen Grafen nicht ganz ohne Absicht, wenigstens läßt die Uneigennützigkeit seines Betragens in der Folge wenig Zweifel an dieser Vermutung. — Der Graf fand sich des andern Morgens in aller Frühe ein, und die Gesellschaft befand sich nach einer angenehmen Wasserfahrt von einigen Stunden in der Nähe des Klosters. Die Wärme mit welcher Bernay von Clementinen am vorigen Abend gesprochen hatte war nicht ohne Würkung auf den Grafen gewesen. Sein bisher von Ruhmsucht erfülltes Herz fing an eine Leere zu fühlen, die ihm die gewöhnliche Munterkeit raubte. Während der ganzen Fahrt beschäftigte sich seine Fantasie mit den Schrecken des erzwungenen Klosterlebens, und wäre gewiß in unzeitige De-

clamation ausgebrochen wenn nicht die anmuthige Gegend durch die sie hinfuhren, die Gährung seines Herzens einigermaßen besänftigt hätte. So sas er izt als ein stummer Beobachter der Schönheiten, die seine beyden Gefährten mit lauter Bewunderung seiner Aufmerksamkeit empfohlen. In dieser Stimmung betrat er das Kloster. — Sie wurden ins Sprachzimmer geführt, wo ihn der Anblick von Gitter und Riegel mit einem Schauer erfüllte — und nun trat Clementine hervor, eine schlanke Blondine aus deren großem blauen Auge ein feuriger Geist blickte, und deren ganzer Bau einen gesunden zum Genuß des Lebens geschaffenen Körper verrieth. — Es bedurfte keines weitläuftigen Räsonements um den Grafen schon beym ersten Anblick zu überzeugen: daß diese Vollkommenheiten unmöglich für einen Kerker bestimmt sein konnten, der von der Natur, wenn man dieselbe dabey zu Rathe gezogen hätte, blos geist- und körperlichen Krüppeln zum Zufluchtsorte angewiesen worden seyn würde. — Nach dem ersten Bewillkommen der Geschwister, fand der Graf bald Gelegenheit mit Clementinen in Gespräch zu kommen und hier vollendete ihr Witz und der Scharfsinn mit dem sie seine Galanterien abzuwenden wußte die Bezauberung, die den Grafen schon beym ersten Anblick gefesselt hatte. Er suchte den Besuch so lang als möglich auszudehnen,

dehnen, da er in Clementinens Auge immer deutlicher las daß seine Gegenwart und Unterhaltung kein Mißfallen in ihr erregten, und sie ihm hinlänglich zu verstehen gab, daß eben kein innerer Beruf sie zum Klosterleben führte. — Endlich äußerte Frau von O., daß es Zeit zum Aufbrechen wäre — und Clementine nahm einen scheinbar gleichgültigen Abschied vom Grafen, der es kaum verbergen konnte, daß er es bey diesem ersten Besuche zu lassen nicht sonderlich Willens sey. Kaum war die Gesellschaft ins Boot gestiegen als die Frau von O. mit einigem Unwillen gegen den Grafen anfing: Sie haben meinem Vater einen üblen Dienst geleistet — daß sie meine Schwester die er fürs Kloster bestimmt, mit Schmeicheleyen über ihre Schönheit, und das Glück das sie in der Welt machen könnte unterhalten haben. — O warhaftig meine gnädige Frau das müssen Sie mir vergeben, fiel der Graf ein, wie hätte ich mir einbilden können, daß ihre Fräulein Schwester anders als grundhäßlich, oder gebrechlich wäre, da man sie den Augen der Welt entziehen will — aber beym Himmel! ein so schönes geistreiches Geschöpf einzukerkern wäre Todsünde. — Allerliebst! erwiederte sie, es müsste dem Himmel sehr angenehm seyn, wenn man ihm nichts als den Abschaum der Welt darbringen wollte! —

Der Graf. (etwas hitzig) Sie wollen mich wol gar glauben machen, daß Ihre Schwester blos ihrer Schönheit wegen dem Himmel zum Opfer ausgesucht worden ist; — und warlich nicht dem Himmel, sondern Ihrem Vortheile will man sie opfern, die Religion hat an diesem Zwange keinen Antheil, wenn sie die ältere Tochter wäre, würde sie nie das Kloster gewählt haben, und wirds auch izt nicht thun, wenn ich mich nicht sehr irre; sollt' es aber doch geschehn; nun so bringt sie warhaftig dem Himmel nicht das Gelübde ihres Herzens, sondern die Wünsche ihrer Familie dar. —

Frau von O. (mit unterdrücktem Unwillen) Meine Schwester ist zu vernünftig, als daß sie einen Stand wählen sollte, zu dem sie nicht taugt; der einer Nonne erfodert schlechterdings Beruf, und wenn sie den nicht fühlt, so glaube ich nicht, daß sie irgend jemand zwingen wird. —

Der Graf. Wenn ihre Fräulein Schwester ihren freyen Willen hätte, so würde sie, glauben Sies mir, in Ihren Orden treten, wenigstens dann gewiß, wenn sie meinen guten Rath annehmen wollte.

Frau von O Das habe ich sehr wohl gemerkt, als sie ihr die Glückseligkeiten des Eyestandes so lebhaft anpriesen.

Der

Der Graf. Habe ich denn nicht recht gnädige Frau? Wie? wenn ich mich auf Ihr Zeugniß beriefe? Ich möchte wol wissen ob Sie Nonne zu werden Lust hätten?

O! von ganzem Herzen! antwortete sie mit einem tiefen Seufzer, und Tränen im Aug, die den Grafen etwas stutzig, zugleich aber auch aufmerksam machten, daß er wider seinen Willen sich in der Hitze etwas vergessen und verraten habe. — Um den etwanigen Folgen dieser Uebereilung vorzubeugen unterdrückte er seine Neugier, die die unerwartete Antwort und die sichtbare Schwermuth der Frau von O. rege gemacht hatte; und suchte nur das Gespräch wieder auf Clementinen und ihre jüngere Schwester zu lenken, da es ihm dann durch eine angenommene Gleichgültigkeit gelang, einen Theil des Argwohns zu zerstreuen den seine erste Hitze bey ihr erregt hatte. Er war so glücklich sie wieder ganz auf ihren vorigen Ton zu bringen, gab ihr dem Anscheine nach völlig recht, und entschuldigte sich nur mit seinem Leichtsinn, der ihn zu diesem zweckwidrigen Betragen verleitet hätte. Ich überlasse es gerne, sagte er unter andern, ihrem Beichtvater und den ehrwürdigen Klosterdamen, ihnen die Glückseligkeiten ihres künftigen Standes begreiflich zu machen; mir aber der ich keinen

nen Begriff davon habe, würde dieses sehr übel gestanden haben, im Gegentheil, da ich sie doch unterhalten wollte, konnte ich als bloßer Weltmann nichts bessers thun, als dem Vergnügen der Welt einigermaßen das Wort reden, dieß wird um so weniger schädliche Folgen haben können, da ich ihr Kloster gewiß nie wieder betreten werde. So wenig diese letzte Versicherung sein wahrer Ernst war, so nahm sie doch die Frau von O. in so weit dafür, daß sie bey allen folgenden Besuchen die sie ihren Schwestern machte, die Begleitung des Grafen aufs sorgfältigste verhinderte. So bald sie ans Land gestiegen waren nahm der Graf seinen Freund auf sein Zimmer, um ihm unbelauscht sein Herz öfnen zu können. Dieser antwortete ihm mit einer Umarmung, daß er alles dieses schon in seinem Betragen gegen Clementinen gelesen, und sich im Herzen darüber gefreut habe. Aber fuhr er fort liebster Graf! Sie haben große Hindernisse zu übersteigen; unter diesen ist der hartnäckige Vorsatz meines Vaters das größte, der die beyden Mädchens platterdings zum Schleyer bestimmt, und besonders Clementinen, die er wegen ihrer Widerspenstigkeit von jugendauf haßt. So herzlich wir uns auch immer geliebt haben, so kann ich nichts für sie thun, da ich selbst ganz von meinem Vater abhänge, bey dem das Glück und die Neigung seiner

Kinder

Kinder gegen seinen Eigensinn in gar keinen Anschlag kömmt. Meine arme älteste Schwester würde gewiß auch nie den von O. geheiratet haben, wenn sie nicht dazu gezwungen gewesen wäre, um sich vom Kloster zu retten, das sie izt gerne wählen würde, um von einem Ungeheur loszukommen, der sie aufs gräßlichste mißhandelt. Die beyden jüngsten sind zum Kloster gezwungen, da sie durch den Heyrathscontract der ältesten beynahe ganz enterbt sind, und mir selbst wäre es um kein Haar besser gegangen, wenn ich mir nicht beyzeiten, fast mit Gewalt, Recht zu verschaffen gewust hätte. So gerne ich nun auch einen Theil meiner Erbschaft fahren ließe um meine Schwester durch Sie glücklich zu sehen, so ist daran, wenigstens bey Lebzeiten meines Vaters, gar nicht zu denken, der durch keine Mittel von seinen Vorsätzen abzubringen ist.

Sie irren sich sehr, erwiederte der Graf, wenn Sie glauben, daß das Vermögen ihrer Schwester bey mir in einigen Betracht kömmt. Ich habe, dem Himmel sey dank! mehr als wir jemahls brauchen werden, und werde mit der Zeit noch mehr haben. Ich bitte Sie also künftig dieses Puncts nicht weiter zu erwähnen; Sie sollen Ihr Vermögen meinetwegen ungestöhrt besitzen, und wenns zehnmahl gröſſer

wäre. — Nun, fiel ihm Bernay ins Wort, — kömmts denn noch immer darauf an, wie meine Schwester gegen Sie gesinnt ist. So ungern sie im Kloster ist, so wenig ist bey ihr auf alle Ueberredung zu rechnen, wenn ihr Herz nicht selbst auf Ihrer Seite ist. Erst seit kurzem, ist mein Vater darauf gefallen, sie auf immer dem Kloster zu weyhen, denn bis dahin waren sie alle drey blos dort, weil er keine Töchter in seinem Hause um sich leiden konnte. Sie sollte zu gleicher Zeit mit der ältesten verheirathet werden, da aber der Mann nicht nach ihrem Sinn war, so widersetzte sie sich meinem Vater aufs heftigste und sagte ihm endlich gerade aus: sie sähe wol, daß er sie durchaus unglücklich machen wolle, sie würde also lieber ins Kloster gehen, so wenig Beruf sie auch dazu fühle, als durch diese Heirath sich schon bey lebendigem Leibe dem Teufel in die Arme werfen! so nannte sie das würklich eckelhafte Geschöpf dem sie bestimmt war. Mein Bitten und Zureden war umsonst, sie trieb es so weit, daß mein Vater sich vornahm sie nie wieder zu sehen und sie ohne Abschied zu nehmen den andern Morgen in das Kloster bringen lies, wo sie nach zehn Monathen eingekleidet werden soll. — So stehen die Sachen, und so wenig Hoffnung ich habe daß Sie zu ihrem Zwecke gelangen werden, so will ich doch von Herzen mein Möglichstes

ſtes zu ihrer Unterſtützung thun, wenn Sie demungeachtet noch Luſt haben ſollten, einen Verſuch zu wagen. — Der Graf nahm ihn beym Wort, und machte Clementinen den Tag darauf wieder einen Beſuch wo er ihr alles geſtand was er für ſie fühlte, und ihr ſchwur: daß er, wenn ſie anders ſeine Wünſche genehmigte, ſchon Mittel finden würde, ſie troß Gitter und Riegel aus den Armen eines barbariſchen Vaters und den Mauren des Kloſters zu reißen! — Sie antwortete ihm: ſein Anerbieten ſey ſehr übel angebracht, ſie habe freywillig das Kloſter gewählt, und erwarte mit Sehnſucht den Tag wo der Schleyer ſie auf immer von einer Welt trennen würde, die ihr ſo verhaßt wäre. Ihre Augen und Mienen ſagten unterdeß das Gegentheil, und nachdem ſie den Finger auf die Lippen gelegt hatte, ſagte ſie mit dem heftigſten Unwillen: daß ſie ſich dergleichen Beſuche und Zumuthungen, ein für allemahl verbäte; er könne unterdeß nachmittags wiederkommen, um einen Brief abzuholen, den ſie ihrem Bruder ſchreiben wolle. — Der Graf ſtand ganz beſtürzt über das Widerſprechende ihres Betragens da, bis er im Winkel einer Nonne gewahr wurde, die ihr ganzes Geſpräch angehört, und Clementinens Aufrichtigkeit verhindert hatte. — So ärgerlich ihm dieſer Umſtand war, ſo ſahe er doch die übeln Folgen zu gut ein, die er haben

könnte; ſchlich ſich alſo in aller Stille aus dem Kloſter. — Ein Plan über den andern, wie er Clementinen ſeine Anſchläge zu ihrer Befreyung mittheilen wollte gieng ihm durch den Kopf, endlich entſchloß er ſich ihr einen Brief zu ſchreiben und ihr denſelben nachmittags zuzuſtecken. Er unterrichtete ſie in dieſem ausführlich von dem was er mit ihrem Bruder abgeredet hatte, ſchwor ihr nochmals eine ewige Liebe, und bat ſie, unter den Mitteln die er zu ihrer Befreyung vorſchlug, dasjenige zu wählen, das ihr am leichteſten ausgeführt, und von ihr unterſtützt werden zu können, ſchiene; in dreyen Tagen würde er ſich wieder einfinden um ihre Antwort abzuholen. Mit dieſem eilte er zur beſtimmten Zeit zum Sprachzimmer, wo ihm Clementine gleich beym Eintritt durch Mienen zu verſtehen gab, daß ſie belauſcht würden. Sie gab ihm nebſt einigen gleichgültigen Aufträgen den Brief an ihren Bruder, nahm den ſeinen mit allen Merkmalen der Freude an und verbarg ihn indem ſie ſich entfernte, in ihren Buſen. Voller Erwartung eilte der Graf nach Paris und gerade zu ſeinem Freunde, der ſogleich den Brief erbrach, aber ſeinen Inhalt anfänglich ſo wenig zu reimen im Stande war, als der Graf. Sie bat darinn ihren Bruder, es nicht mehr zuzulaſſen, daß der Graf ſie beſuche, da er durch ſeine ungebürliche Reden beſonders der jun-

gen

gen Nonne die ihnen zugehört gar groſses Aergerniſs gegeben, von welcher ſie es erſt nach langen Bitten und Plagen erlangt habe, das Vorgefallne der Prioſrinn zu verſchweigen, doch nur unter der Bedingung, daſs ſie den Grafen nie wieder vor ſich laſſen wolle. Ihr Bruder aber möchte ſo gut ſeyn und ſie ja recht balde wieder beſuchen, u. ſ. w. — Aus allem dieſen war es ziemlich ſichtbar, daſs der Brief in Gegenwart der lauſchenden Schweſter geſchrieben war, und ſo verhielt es ſich auch in der That. Bernay, dem dieſer Vorfall gar nicht lieb war, bat den Grafen künftig mehr auf ſeiner Huth zu ſeyn, und verſprach ihm nochmahls allen Vorſchub zu thun, wenn nur ſein Vater nichts von der Sache erführe. Der Graf der ſichs geſchworen hatte eher das Kloſter in Brand zu ſtecken als Clementinen drinnen ſtecken zu laſſen, kehrte ihres Verbots ungeachtet, am dritten Tage dahin zurück. Aber hier hatte ſich die Scene gewaltig verändert, die Lauſcherinn hatte geplaudert; erſchien ſtatt Clementinen nach die er fragte, und verbot ihm im Namen der Priorinn das Kloſter. Dieſes Compliment brachte den Grafen ſo auſser ſich, daſs er ihr die gröſsten Bitterkeiten und Drohungen ſagte, und das Kloſter endlich unverrichteter Sachen verlaſſen muſste, da ſie die Glocke zu ziehen und ihn als einen böſen Geiſt mit Weyhwaſſer zu bannen drohte.

Voll

Voll Verzweifelung eilte der arme Graf zu seinem Freunde und bat ihn so bald als möglich zum Kloster zu fahren um den übeln Folgen seiner Uebereilung vorzubeugen. Auch diese Hoffnung schlug ihm fehl, der junge Bernay mußte alle Vorsicht anwenden um seinem Vater nicht verdächtig zu werden, dem die Priorinn gemeldet hatte, daß ein junger wohlgebildeter Cavalier im Kloster gewesen wäre, der sich alle Mühe gegeben hätte Clementinen von der Annahme des Schleyers abzurathen; daß sie ihm Gehör gegeben zu haben schiene, da sie seit seinem Besuche beständig zerstreut, und in ihren Andachtsübungen sehr nachläßig gewesen wäre. — Nach langem Bitten erhielt es noch der Graf von ihm, daß er sich entschloß einen zuverläßigen Bedienten mit Briefen an seine Schwester abzusenden. Hiezu wählte der Graf einen der seinigen, und nachdem sie ihm beyderseits hinlängliche Creditive an Clementinen mitgegeben hatten, schrieb Bernay einen langen Ermahnungsbrief, den er öffentlich überreichen konnte, indem er ihr unter andern erbaulichen Sachen meldete: wie er mit der innigsten Betrübniß die Klagen Ihrer Vorgesetzten vernommen, daß sie einem leichtsinnigen jungen Menschen zur Aergerniß des ganzen Klosters Gehör gegeben; er wünsche, nicht mehr davon zu hören, auch es nicht zu wissen, wer der Verwegene gewesen,

weſen, der ſich unterſtanden ſeinem Vater und ihm zu trotzen, weil es nur zu ernſthafte Folgen haben würde u. ſ. w. — In dieſem Tone predigte er ihr einen ganzen Bogen voll, weil er gewiß wuſte, daß dieſer Brief ſeinem Vater zu Geſichte kommen, und ihm die beſte Gelegenheit geben würde allen Verdacht von ſich zu entfernen, und ſich in der Gunſt ſeines Vaters wieder völlig feſtzuſetzen — Der Bediente, der, um ja nicht erkannt zu werden in Bernays Livree gekleidet war, kam noch denſelben Abend mit erwünſchter Antwort von Clementinen zurück. Auch ſie hatte in dem Briefe an ihren Bruder, den die Priorinn zum Durchleſen bekommen hatte, ihren Leichtſinn mit zerknirſchtem Herzen bereut, verſprach auf das heiligſte alle künftige Aergerniß zu vermeiden, und bat ihn aufs flehentlichſte ſeine Fürſprache anzuwenden um den gerechten Unwillen ihres Vaters zu beſänftigen. In dem andern Briefe an den Grafen zeigte es ſich deutlich wieviel gefährlicher ein ſchöner und unternehmender Mann, einem eingeſperrten Mädgen iſt, als einer andern die im freyen Weltleben, durch den beſtändigen Umgang mit dem andern Geſchlecht, vor Gefahren geſchüzt und gewarnt wird, denen jene im erſten Augenblick entgegen rennt. — Sie meldete ihm mit der größten Zufriedenheit: daß ſie mit Freuden ſein Anerbieten annähme durch ſeine Hülfe aus dem

ihr

ihr so verhaßten Kerker zu entkommen; daß ihr ihre Freyheit nur dadurch noch werther werden würde, wenn sie sie ihm zu verdanken haben, und ihrer in seinem Armen genießen können würde; daß selbst das traurige Schicksal ihrer älteren Schwester, sie nicht von der Ausführung zurückschrecken könne; daß ihr der Verlust ihrer Freyheit und die tödliche Langeweile des Klosterlebens fürchterlicher wären als alles Unglück, das ihr in der Welt zustoßen könne; u. s. w. Nur bat sie ihn noch, ja vorsichtig zu Werke zu gehen und jedesmahl wieder einen Ermahnungssermon von ihren Bruder seinen Briefen beyfügen zu lassen, damit sie denselben der Priorinn, von der sie aufs genaueste beobachtet werde, vorzeigen könne; sie würde ihm so oft als möglich schreiben und ihn von allen benachrichtigen, was sich etwa für ihr Vorhaben vortheilhaftes ereignen würde. So trunken der Graf von Freude war, so ernsthaft ward Bernay nach diesem Briefe. „Das sind die schönen Folgen des Einsperrens! brach er endlich mit einem Seufzer aus, Sie haben in kurzer Zeit zu viel gewonnen Graf, aber nun keinen Schritt weiter, ehe Sie mir Ihre Absichten bestimmt erklären. So wie ich meine Schwester kenne ist sie izt in der gefährlichsten Lage; ich schwöre Ihnen nochmal aufs heiligste Ihnen auf alle Weise ja selbst wenns so weit kommen müste, zur Entführung behülflich

zu seyn, aber auch von Ihnen fordre ich vorher den feyerlichsten Eyd, daß sie nie von meiner Schwester Schwachheit einen üblen Gebrauch machen wollen; so leicht Ihnen dieses vielleicht werden würde, so würde es Ihnen oder mir das Leben kosten." — Der Graf that alles was er verlangte mit der größten Bereitwilligkeit, und von diesem Augenblick an betrachteten sie sich wie Brüder. — So ging die Sache den halben Winter durch fort, ohne von bedeutenden Vorfällen unterbrochen zu werden, als sie mit dem neuen Jahre die unerwartete Ordre erhielten, sich zur Armee zu verfügen. Ein Donnerschlag für den armen Grafen, gehorchen muste er, aber Paris verlassen ohne Clementinen noch einmahl zu sehen, das war ihm unmöglich. —

Alle Versuche ins Kloster zu kommen waren vergebens, er ward ohne Erbarmen abgewiesen, da der alte Bernay von seinem Unternehmen Nachricht bekommen, und aufs strengste verboten hatte, irgend jemand der nicht zu seinem Hause gehöre, ohne seinen ausdrücklichen Befehl vor Clementinen zu lassen. — Nun war guter Rath theuer, aber wo findet ihn Liebe nicht! — des Grafen getreuer Kammerdiener dem er seine Unruhe nicht verbergen konnte, half ihm aus der Noth; mit etwas Schminkfarbe und veränderter Frisur machte er ihn so unkenntlich, daß Bernay zu dem er in seiner Li-

vree

vree mit einem Briefe von sich selbst ging, ihn nicht eher erkannte, bis er sich ihm selbst entdeckte. Den Tag darauf schickte ihm dieser einen Brief und die Livree seines Reitknechts, in welcher er sich ins Kloster verfügte, wo er ohne Widerstand Clementinen zu sehen bekam, und ihr ohne selbst von ihr erkannt zu werden, den Brief ihres Bruders übergab; in einem andern von ihm selbst unterrichtete er sie von seiner Verkleidung. Den Nachmittag stellte er sich wieder ein um die Antworten abzuholen, bey dieser Gelegenheit äußerte Clementine ihre Betrübniß aufs deutlichste, doch so daß alle die nicht von den wahren Umständen unterrichtet waren, die Trennung von ihrem Bruder für die Ursache derselben halten musten. Um keinen Argwohn zu erregen muste sich der Graf damit begnügen, und eilte zum Kloster hinaus, wo er sogleich den an ihn gerichteten Brief erbrach. — So sehr Clementine sich gefreut hatte ihn dort zu sehen, so sehr war sie um ihn bekümmert, wenn man ihn erkennen würde. Sie schwur ihm, daß sie ohne Bedenken eher ihr Leben aufopfern als es zulassen würde auf immer von ihm getrennet zu werden. — Nachdem der Graf alle Anstalten getroffen hatte seinen Briefwechsel zu unterhalten, ging er mit seinem Freunde zur Armee, wo sie gleich getrennt wurden. Das Corps bey dem sich der Graf befand war in diesem Feldzuge sehr glücklich.

Nach

Nach Endigung deſſelben erhielt er Urlaub und eilte izt zu ſeinem Freunde. Wie groß war ſein Schrecken, als er dieſen nicht mehr vorfand. Er war einen Monat vorher in einem Scharmützel geblieben; zugleich erhielt er von Clementinen die Nachricht, daß ihre älteſte Schweſter vor Kummer geſtorben ſey, ſie ſelbſt aber ſich nicht mehr im Kloſter, ſondern bey ihrem Vater befände.

(Den Schluß nächſtens.)

IV.
Hiſtoriſche Bruchſtücke.

Zaide (*)
oder
die Enttrohnung Muhamed des Vierten.

Mächtig iſt die Triebfeder der Ehre! nicht Gefahr, noch Schreckbild des Todes vermag zu feſſeln die Hand, die nach dem Zepter ſich ſtreckt; aber tauſenfach unerſchütterlicher iſt der Plan den die Liebe entwarff. Nur ſie ſtürzt ſich lächelnd in brauſende Fluten; nur ſie ſpielt muthwillig mit Felſen und Bergen; nur ſie macht, wenn ſie will, die Sonne am Mittage blind, nur die Liebe iſt ſtark wie der Todt, und nur Liebe und Todt machen uns einander gleich.

Das

(*) Ich habe den Stoff zu dieſem Fragment der Geſchichte, aus dem ſechſten Theil der Werke des le Noble entlehnt, und mit Hülffe der Türkiſchen Geſchichte ausgearbeitet. So wie es hier iſt, kann ich es mit gutem Gewiſſen ganz mein nennen, wovon ſich ein Jeder überzeugen wird, der Luſt hat, meinen Währmann ſelbſt nachzuleſen. Was die Wahrheit der damit verflochtenen Intrigue des Serails betrifft; ſo beruft ſich le Noble

Das Unglück, das die Ottomanniſchen Waffen in dem Kriege mit dem Deutſchen Kaiſer verfolgte, war nicht die einzige Urſach des Sturzes Muhamed des Vierten.

Wahr iſts, der Türkiſche Pöbel hält den Mann, den das Schickſal haßt, für einen Feind Gottes und ſeines Propheten; und glaubt ſich, ſonderbar genug! berechtigt, den Unglücklichen dem Staate zu opfern, der nichts verbrach, als daß er unglücklich war. Doch was auch dieſe Gährung des Pöbels zu der Entthronung Muhamed des Vierten beytrug; ſo ſpann doch nur die Liebe den Faden, und ließ ihn verſteckt durch andre verweben.

Sultan Ibrahim, Muhameds Vater, der bis zum Jahr 1648. das Türkiſche Reich beherrſchte, war der flatterhafteſte Wollüſtling, der je auf einem Throne ſaß. Seine, mit Spiegeln getäfelten Wände,

Noble auf Einen ſeiner Freunde, der zur Zeit der Entthronung Muhamed des Vierten, ſich mit dem Franzöſiſchen Geſandten Girakdin in Conſtantinopel aufhielt, und noch unter der Regierung Solimanns eine Zeitlang Gelegenheit hatte, geheime Nachrichten zu ſammlen. Er mag alſo die romantiſchen Züge dieſer Geſchichte verantworten: die Hauptſachen ſind unbezweifelt wahr. Den Namen: Abra Mule habe ich des Wohlklangs halber in Zaide verwandelt. K.

ſeine mit Zobelfellen belegten Betten, ſeine Kunſt, die erſchöpfte Natur durch Arzeneyen zu unterſtützen, ſeine Sammlung muthwilliger Gemählde, der Wiederſtand, den die Damen ſeines Serails ihm oft auf ſeinen eigenen Befehl thun muſten; — Alles dieß, und tauſend andere kleine Anecdoten, bey deren Erzälung mir die Ehrbarkeit die Feder aus der Hand reiſſen würde, ſtellen ihn hinlänglich als den feinſten, in der Schule der Wolluſt graugewordenen Kämpfer dar. Natürlich daß eine Speiſe ihm nie lange behagte; daß eine Blume ihm nur wenig Augenblicke Wohlgeruch duftete. Ein Weib, das er Sukir Para, das iſt ein Stückgen Zucker nannte, ſchon zu alt um ſelbſt Liebe zu erwecken, kuppelte nun für ihren ehemaligen Buler, und ſammelte die erſten Roſenknoſpen für die unerſättliche Weſpe. Doch bald waren die Fluren leer, und Ibrahim wagte es, ſein kühnes Auge auf Morads, ſeines Bruders Wittwe zu werffen. Hohn war die Antwort, Verachtung der Lohn ſeiner Brunſt. Sukir Para, um die üble Laune zu zerſtreuen, die der Gedanke, dieſe einzige Luſt nicht geküſſt zu haben, nothwendig hervorbrachte; berichtete Ibrahim, daß der Muffti eine ſchöne Tochter habe.

Der Muffti, der Pabſt des Türkiſchen Reiches, iſt eine heilige Perſon, vor der ſelbſt der Kaiſer zittert;

tert; in seiner Hand steht nicht selten das Schicksal des Trohnes, sein Fetsa (*) ist gleich dem römischen Bannstrahl. Es wäre Unsinn gewesen seine einzige Tochter zur Beyschläferinn zu rauben; Ibrahim warb um sie als Sultaninn. Der verschmitzte Alte, der seinen Mann kannte, und wuste, daß er schon verschiedene Söhne hatte, schüttelte sein graues Haupt, und gab ehrerbietig zur Antwort: „Mir verbietet der „Koran meine Tochter zu zwingen, ihre Wahl ist die „Meinige" Stolz und voller Selbstvertrauen wandte sich Ibrahim an das Mädgen, das, vom Vater unterrichtet, gern oder ungern, die Ehre Sultaninn zu heißen, ausschlug. Unbefriedigte Wollust ist gleich einem gereitzten Tiger; der Muffti ward verbannt, das Mädgen gewaltsam entführt, geschändet, und so dem armen, alten Vater zurück gesandt, in dessen Brust von diesem Augenblick an die glühendste Rache kochte. Er verband sich mit Mehemet Pascha, einem angesehenen Mitgliede des Divans, und mit dem Aga der Janitscharen, ja er wuste sogar die Mutter des Sultans in sein Interesse zu ziehen.

Am 7ten August 1648. erdrosselten die Janitscharen den Vezier, und zwangen den Kaiser das Reichssiegel dem Mehemet Pascha zu übertragen. Tages

(*) Fetsa, ein Decret des Muffti.

darauf ertheilte der Mufti ein Fetfa, Krafft deſſen Ibrahim vor den verſammelten Divan gefordert wurde, ſeine bisherige Regierung zu verantworten. Ibrahim ſpottete der Ladung und zerriß das Fetfa. Ein zweytes noch ſchärferes erſchien, des Inhalts „daß „der Sultan, durch Zerreißung des Fetfa der Macht „Gottes geſpottet; daß er alſo kein Gläubiger, ſondern ein Gawr ſey, unwerth den Thron der Ottomannen länger zu bekleiden.“

Ibrahim befahl dem Vezier, den Kopf des Mufti zu holen, aber umſonſt! Schon drangen die Janitſcharen von allen Seiten ins Serail, und der unglückliche Sultan floh in die Arme ſeiner Mutter. Er ward in ein Zimmer geſperrt und bewacht. Wütend rannte er mit dem Kopf gegen die Wand, um ſich das Leben zu nehmen. Dieſer letzte Wunſch ward gewährt, vier Stumme erdroſſelten ihn.

Er hinterließ drey Söhne: Muhamed in einem Alter von zehn Jahren, Sultan unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter; Solimann ein Jahr jünger, und den fünfjährigen Achmet.

Muhamed ward bald ein Mann, ſchön und geiſtreich, geſchickt in Leibesübungen, tapfer, höflich, großmüthig, freygebig, brauſend in der Liebe, warm in

der

der Freundſchaft, und nie kalt gegen wahres Verdienſt. Der Karackter Solimanns hingegen trug das Gepräge der Verſtellung und der Melancholie. Er ſprach wenig aus Politik; er ſtudirte den Koran aus Politik; auch er war kein Feind der Liebe; aber ſeine Leidenſchaften giengen nie ohne Mantel. So waren die Brüder beſchaffen, deren Einen Landesſitte und der Sturm der Janitſcharen auf den Thron ſeines Vaters rief; indeß der andere im Serail, unter Weibern und halben Männern, im Taumel des Ueberfluſſes, vergebens nach ſeiner Freyheit ſchmachtete. Den jüngern Bruder Achmet, hatte die Natur ſo übel geformt, und ſeinem Verſtande ſo enge Grenzen geſetzt, daß er in dieſer Geſchichte keine Rolle weiter ſpielt.

Hundert Beyſpiele ſeiner Vorgänger würden Muhamed entſchuldiget haben, wenn er ſeine Brüder aus dem Wege geräumt hätte: Er that es nicht, ſelbſt dann nicht, als ſein Horizont von Jahr zu Jahr ſchwärzer zu werden begann, und Jeder der ein Recht zum Throne hatte, dem gährenden Pöbel eine willkommene Puppe war, mit der er eine Zeitlang ſpielte, und ſie in Purpur kleidete, oder wegwarf, nachdem es den Janitſcharen gefiel. Muhamed begnügte ſich, ſeine Brüder immer mit ſich zu führen, und nicht immer mit ſcharfen Augen über ihr Betragen zu wachen, denn Argwohn war ſeiner Heldenſeele fremd.

Aus der Nacht eines tiefen Kerkers zog die Sultaninn Mutter den Bassa Cuproli hervor, machte ihn zum Vezier, übergab ihm das Siegel des Reichs, und stellte ihn an die Spitze des Divans. Sein Vater war ein französischer Renegat, geboren in Champagne ohnweit Chalons, in einem Dorfe das Cuperli hieß, daher sein Name, den er auf die Nachwelt pflanzte. Ein Mord aus Uebereilung, zwang ihn zur Flucht. Das Schiff, welches ihn trug, ward von türkischen Freybeutern genommen, und Cuproli wankte keinen Augenblick in der Wahl zwischen Turban oder Sklavenwamms. Er kam nach Constantinopel, nahm Dienste unter den Janitscharen, seine Gestalt und sein Muth zeichneten ihn aus, er schwang sich schnell empor, erhielt ein Timar, (*) nahm Weiber, und sah bald seinen Sohn in seine Fußtapfen treten, der endlich, nach manchem Wechsel des Glücks, zur höchsten Ehrenstelle des Reiches hinauf klimmte, sich in dieser schwindelnden Höhe erhielt, und dem — ohne Beyspiel im Ottomannischen Reiche — zwey Söhne und zwey Schwiegersöhne, in der glänzenden Würde eines Veziers folgten.

Sein ältester Sohn, ohngefähr im Alter des neuen Sultans, ward unter dessen Edelknaben erzogen; der jüngste

(*) Timar ein Lehn auf Lebenszeit.

jüngste mit dem Prinzen Solimann, dessen liebster Gespiele er wurde, und so wuste der schlaue Vater zu dem Herzen beyder Fürsten sich einen Weg zu bahnen.

Er starb; seine Lorbeern folgten ihm ins Grab, und sein ältester Sohn in der Veziers Würde. Doch auch diesen entriß ein frühzeitiger Todt seinem wachsenden Glücke, und **Kara Mustafa** trat in seine Stelle.

Damahls schlummerte das Ottomannische Reich in lang ersenfzter Ruhe. Ein Waffenstillstand mit den christlichen Mächten, gab ihm Zeit neue Kräfte zu sammeln. Muhamed genoß im Schoose seines Serails die Früchte seiner Siege in Polen und Ungarn; auch die väterlichen Freuden hatte ihm die Sultanim Favorite durch das Geschenk eines hoffnungsvollen Sohnes kennen gelehrt. Doch nicht selten überließ er sich ausschweifend dem wilden Vergnügen der Jagd, und — troß der Eyfersucht der Sultanim — der Wollust heimlicher Liebe.

Kara Mustafa, unwerth seines blinden Vertrauens, bewog ihn, den Stillstand mit dem Deutschen Kaiser zu brechen, die Folgen waren anfangs glänzend, doch nur zu bald verstummte das Siegesgeschrey, und Boten des Unglücks verfolgten einander auf der Ferse. Wien ward belagert, die Macht der

Ottomannen schien die Standarte Mahomeds auf die Trümmern des Reiches im Occident pflanzen zu wollen; nur Einen Tag noch konnte Wien sich halten; da erschien plötzlich der König von Polen und der Prinz Carl von Lothringen; vor ihnen her gieng der Engel des Todes und der Sieg trug ihnen die Palmen nach. Umsonst ließ Kara Mustafa den Abend vor der Schlacht, dreißig tausend Gefangene niederhauen; umsonst stellte er sein ganzes Heer von hundert und neunzehn tausend Mann, gegen fünf und sechzig tausend Christen; umsonst wurde zu gleicher Zeit die Stadt wütend bestürmt; schon ertönte der Kalemberg vom Donner der Kanonen; schon rückte Carl von Lothringen mit dem linken Flügel seines Heeres muthig auf dem Feind ein; schon eroberte der Prinz von Sachsen-Lauenburg den Posten bey Holstadt; der König von Polen und der Prinz von Waldeck drangen gegen sieben Uhr des Abends ins Türkische Lager, und gleich darauf bemeisterte sich Carl von Lothringen der Contrescarpe und der Vorstädte von Wien. Die Türken flohen, die Nacht deckte ihre Flucht. Jauchzend, mit empor gehabenen Händen, standen die Bürger auf den Mauren ihrer befreyten Stadt. Dem König von Polen ward das reiche Gezelt des Veziers zu theil. Er both dem Deutschen Kaiser die Hälfte der Beute; aber Leopold schlug sie aus. Der Bischoff von Wien riß

den

den halben Mond vom Thurm der Hauptkirche und pflanzte das Kreuz an seine Stelle. (*)

Keiner dieser Schläge des Unglücks unterbrach die Freuden des Serails in Muhameds Residenz. Er scherzte, küßte, jagte und liebte gerade wie vorher; je schlimmer die Deutschen Nachrichten klangen, je brünstiger stürzte er in die Arme seiner Weiber, je rauschender ergötzte er sich im Kreis seiner Lieblinge.

Unter diesen war Einer Namens Solimann Bassa, erzogen in der Weichlichkeit des Serails, und doch männlich, tapfer, grosmüthig und beherzt. Sein Turban deckte eine erhabene Stirn, an die sich eine Adlernase schloß, das Feuer seines Auges war wie der Blitz der Diamanten, ein einnehmendes Lächeln zierte seinen Mund wenn er sprach, und frische Röthe glühte auf seiner Wange. Mit dieser Gestalt verband er einen durchdringenden Geist, mit allen Intriquen des Serails genau bekannt. Der Sultan liebte ihn, und — was mehr ist — wer ihn kannte liebte ihn, nicht um des Sultans Willen. Sein Busenfreund war der Kjsler Aga, das Haupt der Verschnittenen. Der Kaiser selbst hat kaum mehr Macht

(*) Der halbe Mond ward im Jahr 1529. errichtet, als Solimann die Stadt belagerte, und die Türken machten sich anheischig, nicht nach diesem Thurme zu schießen.

Macht im Serail, als dieser schwarze Halbmann, seiner Wachsamkeit ist das Heer der Sklavinnen der Liebe anvertraut, ohne seinen Willen stiehlt sich kein Sonnenstrahl durch ihre Gitter, er lenkt die Gunst des Sultans wie Phöbus seine Rosse; die ihm zum Feinde hat, ist lebendig begraben, und wäre sie die Göttin der Schönheit selbst. Daher fließt so manches Geschenk, das der Sultan den Weibern macht, in seinen Schatz zurück; daher ist sein Vorgemach jeden Morgen mit Bittenden aller Art gefüllt, die nie mit leerer Hand vor ihm erscheinen, daher werden allein zu seinem Dienst auf Kosten des Staats sechshundert Pferde gefüttert.

Der Günstling des Sultans, der Busenfreund des Kislar Aga, war natürlich keine kleine Person. Der erste Beweis des Zutrauens den Muhamed der Vierte ihm gab, war die Ernennung zum Seraskier (*) der Armee in Polen.

Solimann reißte ab; und zu einer Zeit, wo der Fluch auf den Ottomannischen Waffen zu ruhen schien, wo die braven Deutschen den Heldenmuth ihrer Väter — aufs höchste gespannt durch den Gedanken, daß Gott es sey, für den sie kämpften — in jede Schlacht mit sich brachten: siegt nur Solimann, trotz der Verräthe-

(*) Seraskier ist ein General.

rätherey des Fürsten Cantemir, schlug die Polen in der Moldau im Jahr 1685, und warf eine ansehnliche Verstärkung in Kamieniec. Jeder Bote, den er nach Konstantinopel sandte, brachte einen neuen Lorbeerzweig mit sich; jeder Bote der aus Deutschland kam, war entronnen und besprützt mit dem Blute seiner Brüder.

Eines Tages befand sich Solimann an der Spitze von zweyhundert Reutern, um ein Defilee zu recognoscirer; als fern aus einem hohlen Wege Waffengetös in seine Ohren schlvo. Zu gleicher Zeit jagte mit verhängten Zügel ein Tartar auf ihn zu, der ihn benachrichtigte, das ein Haufe von vier bis fünfhundert Polen, zweyhundert Tartarn umzingelt habe, welche gesandt waren, einige bedeckte Wagen zu begleiten.

Kaum war der Seraskier der Noth der Seinigen verständigt worden, als er seinen Trupp theilte, und mit der einen Hälfte geraden auf den hohlen Weg zusprengte, indeß die andere durch einen Umweg den Polen in den Rücken fiel. Der solcher gestalt überraschte Feind, dem auf allen Seiten der Todt entgegen grinzte, und der einen vielleicht noch stärkern Hinterhalt fürchtete, zog sich unordentlich in den nahen Busch zurück, und hinterließ den Wahlplatz mit Todten bedeckt. Die Nacht brach ein und Solimann hinderte

derte die Flucht der Polen nicht. „Wen geleitest du da in den bedeckten Wägen?“ frug der Seraskier den Führer der Tartaren.

Der Tartar. Ein Mädgen Herr, wohl schwehrlich des Blutes werth, das um ihretwillen vergossen worden. Verstand ich recht, so ist sie dem Großherrn zum Geschenke bestimmt.

Solimanns Neubegier ward rege, er ritt zum Wagen, zog den Vorhang weg, und Himmel! — ihm war es als hätt' er die Sonne enthüllt. Der Zügel entfiel seiner Hand, stummes Erstaunen mahlte sich auf seinem Gesichte, die Zunge steckte und der Hofmännische Gruß, mit dem er sie zu bewillkommnen gedachte, zerschmolz in ein unvernehmliches: Ha!

Ihrer Sinne durch den Schrecken beraubt, lag vor ihm ein sechszehnjähriges Mädgen aus Rosenglut und Lilienschnee gewoben. (*) Noch waren ihre langen Augenwimper geschlossen, und der Schleyer, der Gesicht und Busen decken sollte, zu schön verschoben, um dem Wunsch, in ihr Auge zu blicken, nicht gern noch Anstand zu geben. Der muthwillige Zephyr spielte mit dem neidischen Schleyer und lößte die blon-

de

(*) Sollte es wohl ein Fehler seyn, einem Mann wie Wieland Gleichnisse abzuborgen?

de Locke von der Diamantnen Nadel gefesselt. Schon färbte sich die berstende Lippe mit frischerem Roth, schon drängte sich ein balsamischer Seufzer, wie das Lispeln des Abendwindes, wenn er kaum die Spitze des Halmes bewegt, aus der geregten Brust. — Zaide schlug die Augen auf, und mit diesem ersten Blick fesselte sie das Herz des Seraskiers auf ewig. „Allah!" lispelte das süße Mädgen; ihr Thon war gleich dem Hauch von Vanhalls Flöte. Den Sieger der Polen durchbebte eine fremde Empfindung, das Blut trat in seine Wange, das kriegerische Feuer seines Auges verloschi, der männliche Thon seiner Stimme verlohr sich in unartikulirtes stammlen.

Solimann mit zur Erde gesenkten Blick. Gesegnet sey die Stunde! Du Engel aus Mahomeds Paradieß, die mich zu deiner Rettung herbeyführte.

Zaide. Wer bist du? in wessen Gewalt bin ich?

Solimann. Alles was dich umgiebt, ist in Deiner Gewalt, und Solimann Bassa der Erste deiner Sklaven.

Zaide. Bist du Solimann, der Schrecken der Polen?

Solimann. O nie war mein Durst nach Ruhm heißer, als nun, da ich weiß, daß der Ruf meinen Namen dir nannte.

Zaide. Du verstehst zu schmeicheln, wie zu siegen?

Soli-

Solimann. Du verſtehſt zu quälen, wie zu bezaubern.

Zaide. Solimann, ich ſchätzte dich ehe ich dich ſah; ich verdanke dir gern meiner Rettung. — Doch du kennſt die Sitten deines Landes.

Sie warf einen Blick voll Seelengüte auf ihren Befreyer, und ſchlug den Schleyer über.

Ehrfurchtsvoll zog ſich der Seraskier zurück, ließ den Wagen der unbekannten Schöne durch ſeine Reuter bis zum Nachtlager geleiten, und nachdem er dem Führer der Tartaren auf die Seele gebunden, des andern Morgens in aller frühe, in ſeinem Zelt zu erſcheinen, und Nachricht zu bringen: wer dieſes Mädgen ſey? woher ſie komme? wohinn ſie gehe? wem ſie angehöre? — ſo kehrte er ganz allein, Schritt vor Schritt ins Laager zurück, und bemerkte nicht eher daß er da war, bis ſein Pferd mit der Naſe an das Zelt ſtieß.

„Was iſt das?“ hub er an, nachdem er ſich mißmuthig auf den Polſter geworfen: „welch' eine unbe„kannte Empfindung tobt in mir? — iſt es das erſte „ſchöne Weib das ich ſah? — war ich nicht oft beym „Anblick der ſchönſten Circaſſierinn, ja ſelbſt gegen „die Reitze des ganzen Serails unempfindlich und „kalt? — ſpottete Muhamed nicht oft dieſer Schwä-

che,

„ehe, die im Grunde mich werther ihm machte? —
„ertheilte er nicht oft in meiner Gegenwart der Sulta-
„ninn Favorite lächelnd den Befehl, den Schleyer fal-
„len zu lassen, weil ich ein Mensch sey, der eben so
„wenig Sinne habe, als ein büßender Fakir? —
„Was war es denn, das mich beym Anblick dieser
„Unbekannten so gewaltsam erschütterte? — "

Alle diese Fragen, mit denen er sich Stundenlang marterte, dienten im Grunde zu nichts, als ihm zu beweisen, daß die Liebe sein Herz beschlichen, ehe er selbst daran dachte. Er hätte sich ehrlich und aufrichtig gestehen sollen: „ich bin verliebt" und ohne sich weiter über diese alltägliche Erscheinung zu wundern, wäre er zu der Frage gekommen: „was ist anzufan-
„gen?" statt dessen quälte er sich mit der psychologischen Grille: „ob nicht vielleicht das, was er empfin-
„de, dem schnellen Uebergang von einem so verschiede-
„nen Gegenstand auf einen Andern zuzuschreiben sey?"

„Wenn ich ins Serail gieng;" monologirte er weiter: „so wuste ich vorher, im Serail sind schöne
„Mädgen, du wirst ihre zauberische Musik hören, du
„wirst ihre wollüstigen Tänze sehn, und wenn der
„Kaiser bey Laune ist; so befiehlt er ihnen auch wohl,
„den lästigen Schleyer wegzuwerfen. Alles das wuste
„ich mir auf den Fingern vorzusagen, und eben das
„schwächte den Eindruck. Aber heute — ich komme

„gegen die Polen zu kämpfen, und finde ein schönes „Mädgen; ich eile meinen schmutzigen Tartaren zu „Hülfe, und rette einen Engel. Beym Bart meines „Vaters! und wäre das Mädgen nur halb schön — „in der Aufwallung meines Blutes, das Kampf und „Sieg durcheinander peitschen, würde sie mir gefallen „haben. Und endlich — war ich nicht ihr Retter? „war sie nicht gewissermaßen mein Geschöpf? — ver„breitet solch ein Gedanke nicht unendliches Interesse „über die Kreatur, die ohne unsern Schutz ein Raub „des Elends worden wäre?"

Guter Solimann! so wahr oder falsch auch deine Schlüsse seyn mögen, du suchtest dich selbst zu täuschen. Verriethe dirs nicht die Röthe, die dir ins Gesicht stieg, als man dir entdeckte — deine Reuter seyen heim gekommen? Verriethe dirs nicht die wollüstige Bangigkeit, die durch deine Adern strömte, als der Führer der Tartaren in dein Zelt trat?

Solimann ihm entgegen. Nun, was ist das für ein Kleinod, das man dir anvertraute?

Der Tartar. Herr, das Mädgen — heißt Zaide und ist eine Russin von Geburt. Wie man mich verständigte, ward sie in einem Alter von sechs Jahren bey einer Streiferey meiner Brüder geraubt, und an einem Sklavenhändler verkauft, der sie seit zehn

Jah-

Jahren aufs ſorgfältigſte erzogen. Man ſagt, ſie ſey eines Bojaren Tochter.

Solimann. Und die Beſtimmung ihres Schickſals?

Der Tartar. Murza führt ſeine Sklavinn dem Vezier Kara Muſtafa zu, der ſie als eine würdige Zierde des Serails dem Sultan überliefern ſoll.

Solimann erſchrocken. Dem Sultan?

Der Tartar. Der Zug geht durch Siebenbürgen nach Belgrad. Von da mit Empfehlungsſchreiben des Veziers, geraden Wegs nach Adrianopel.

Solimann. Und ihr habt ſie geleitet — wohin?

Der Tartar. Nach Kolenko, einem Schloſſe zwey Meilen vom Lager. Die armen Dinger werden Morgen Raſttag halten, denn der Schrecken hat ihnen gewaltig zugeſetzt.

Solimann. Sie iſt dem Großherrn beſtimmt — ein heiliges Kleinod! — daß man ihr mit Ehrfurcht begegne, und es an nichts mangeln laſſe! — Genug! — Laß mich allein!

Der Tartar gieng, und Solimann blieb allein, mit ſeinem Gram und ſeiner Liebe. Nein, länger konnte er ſichs nicht verhehlen, daß Zaide einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als alle Schönheiten Circaſſiens; und gerade dieſes Mädgen muß dem Sultan beſtimmt ſeyn, der für ihn nicht blos Sultan, der

zugleich sein Freund ist; ihn mit Wohlthaten überhäuft — zwar — noch hat Muhamed diesen Engel nicht gesehn, und ein Gut, das man nicht kennt, ist kein Gut. — Solimann ist Befehlshaber der Truppen, Meister auf den Grenzen von Polen, Herr der beyden Ufer des Dniesters — wie, wenn er die Reise der schönen Zaide hinderte? wenn er sie bald hie, bald da aufhielte? und unterdessen Mittel suchte, sein Herz zu befriedigen. — Aber welche Mittel? — seine Untergebne lieben ihn; doch, wer unter einer Armee von siebenzigtausend Mann keinen Feind hat, der muß mehr seyn als ein Mensch. Wird nicht der Neid mit seiner rußigen Schwinge, der Haß, die Schadenfreude, die Kabale, werden sie nicht vereint das Geheimniß auswittern? mit hämischer Tücke dem Kaiser hinterbringen? und Muhamed ist feurig, pflegt nicht lange zu untersuchen, würde sich als Sultan und Freund doppelt beleidigt finden — ach! Alles nur zu wahr! niederschlagend genug, um Hoffnung und Schlummer von dem Lager des armen Solimanns zu verscheuchen.

Das Zimmer der Zaide, im Schlosse Kolenko.

Zaide auf eine Ottomanne, in süßer Schwermuth begraben. Zulima, ihre Wärterinn und Vertraute, sitzt zu ihren

ihren Füßen und beobachtet ſie ſchweigend. Halb erſtickte Seufzer heben den ſchönen Buſen ihrer Gebieterinn, und eine umſonſt zurückgezwungene Thräne, fällt auf den güldenen Saum des Schleyers. Länger hält ſich Zulima nicht. „Wie „lange iſt es nun," hebt ſie mit gerührtem Tone an: „wie lange iſt es nun, Zaide, daß ich dir diene?"

Zaide. Wie kömmſt du jezt auf die Frage?

Zulima. Beantworte mir ſie.

Zaide. Als ob du dir ſie nicht ſelbſt beantworten könnteſt. Ward ich dir nicht anvertraut, ſobald ich in das Haus des Murza trat? Ich war damals ſechs Jahr, und nun (mit einem Seufzer) bin ich ſechszehn.

Zulima lächelnd. Daß du nun ſechszehn biſt, verräth dieſer Seufzer. Zehn Jahr habe ich dir alſo gedient?

Zaide etwas ärgerlich. Ja doch, ja! was willſt du damit?

Zulima. Zürne nicht. Ich wollte nur nachrechnen, wie oft ich in dieſen zehn Jahren deine Liebe mit Undank belohnt? wie oft ich dich verrathen? wie oft ich deine kleinen Geheimniſſe verkauft?

Zaide. Schwärmſt du?

Zulima. Nicht? — hab' ich das nie? (ſie nimmt ſie bey der Hand) und Zaide hätte alſo heute zum Erſtenmal ein Geheimniß vor mir?

Zaide verlegen. Ich? ein Geheimniß?

Zulima. Woher dein feuchtes Auge? woher dein ſtarrer Blick? woher das ängſtliche Wallen deines Buſens?

Zaide. Der Schrecken —

Zulima mit inniger Güte. Die Hand aufs Herz! belüge mich nicht.

Zaide ihr Geſicht verbergend. Ach Zulima! ich bin ein Kind.

Zulima. Nein, liebe Zaide, du haſt aufgehört ein Kind zu ſeyn, und dieſe Empfindung iſt dir ſo neu — du liebſt.

Zaide weint.

Zulima. Und liebſt ſtark, wie ich ſehe, denn du liebſt zum Erſtenmale.

Zaide. Er iſt liebenswürdig.

Zulima. Du ſahſt der Männer wenige, was Wunder, daß der Erſte dir als ein Gott vorkömmt.

Zaide. Ach Zulima —

Zulima. Nun ja doch, er iſt ſchön, er iſt einnehmend, dein Retter, dein Befreyer, ein Mann voll Muth und Stärke — auch das würkt auf das Herz eines Mädgens — aber doch nur Solimann Baſſa; doch nur der Unterthan Muhameds, der Sklave deſſen, der bald dein Sklave ſeyn wird.

Zaide. Schweig? Dieſer Gedanke —

Zulima. iſt dir zum erſtenmal läſtig? O ich ken-

ne

ne das. Die erſte Liebe kleidet jeden Gegenſtand in eine andere Farbe, roth wandelt ſich in ſchwarz, und ſchwarz nimmt die Farbe des Lichtes an. Doch nur Geduld! der Rauſch verſchwindet, und Alles wird wieder, wie es war. — Indeß plaudere mir ſoviel du willſt von deiner Liebe vor, ich will dich anhören, und dir wird leichter werden. — Ich höre kommen. Faſſe dich, und nimm eine andere Stellung an.

Murza tritt herein.

Zulima. Noch ſo ſpät Murza? was bringſt du?

Murza mürriſch. Immer wollt ihr, daß man euch bringen ſoll. Nichts bring' ich.

Zulima. Nu, nu, alter Murrkopf! was willſt du denn hohlen?

Murza. Bleib mir mit deinem Wortſpiel vom Halſe! nichts will ich hohlen. Sehen will ich, was ihr macht? wie euch der Schrecken bekommen?

Zulima ſchalkhaft. Ich befinde mich Gottlob wohl.

Murza. Seht doch! ſie befindet ſich wohl; nun, dem Himmel ſey Dank! — Aeffgen! deine Roſen haben abgeblüht, nach dir frägt man nicht mehr, wenn der Sturm vorüber iſt. Zaide, wie iſts?

Zaide. Recht gut.

Murza. Potz Element! da ſteht ja noch das ganze Abendbrodt, das ich dir ſchickte, unangerührt.

Zulima. Um Verzeihung, ich habe etwas davon genossen.

Murza brummend. So wollt' ich, daß es Gift gewesen wäre! — iß doch, liebe Zaide! du wirst mir sonst mager.

Zulima. und trägst mir einen Beutel weniger ein.

Murza. Wirst du schweigen? — Höre Zaide! ich habe etwas mit dir zu reden. Solimann Bassa hat uns von der Gewalt der Polen befreyt; wir sind ihm Dank schuldig —

Zulima spöttisch. Den du doch wohl nicht bezahlen wirst?

Murza ohne auf ihr Geschwätz zu hören. Ich werde deshalb morgen mit dem frühsten ins Lager reisen, und ihm einen Turban bringen, den köstlichsten, den ich habe. Doch das ist nicht genug! Du sollst mir ein Briefgen mitgeben, und ein klein Geschenk, so etwas von deiner eigenen Hand.

Zaide. Ich, Murza? wo denkst du hin?

Murza. Ja du, du. Ists etwa zuviel, sich zu bedanken, wenn man einem Helden wie Solimann Glück und Ehre schuldig ist? — Sieh nur, ich wünschte ein Empfehlungsschreiben an den Vezier von ihm zu bekommen; auch sagt man, er sey ein großer Freund des Kislar Aga.

Zulima. Aha! dacht' ichs doch, daß etwas dahinter ſteckte.

Zaide mit heiterm Geſicht. Wenn du meynſt Murza? — ich habe eine Leibbinde, die ich ſelbſt geſtickt — und — und ich will ſchreiben.

Zulima ſchalkhaft. Ey ja doch, das würde ſich ſchicken. Zaide, die künftige Beherrſcherin des Serails, ſchreibt an Solimann Baſſa —

Murza. Ich laſſe dir den Mund zunähen, wenn du nicht ſchweigſt. — Schreib, liebe Zaide, ſchreib! recht höflich, recht rührend! in einer Stunde komme ich zurück, den Brief und die Binde zu hohlen.

Murza gieng und Zaide ſchrieb:

Zaide an Solimann Baſſa den Seraskier.

„Murza befiehlt mir, dir zu ſchreiben, und ich „gehorche ihm mit Vergnügen. Nimm als ein Zei„chen meiner Achtung dieſe Leibbinde, die ich ſelbſt ge„ſtickt, ohne zu wiſſen, daß ich ſie einſt ſo gerne ver„ſchenken würde. Trage ſie und denke zuweilen an „Deine

dankbare Zaide."

Tages darauf.

Das Gezelt des Solimann. Nicht unwichtige Geſchäfte und Berathſchlagungen ſind der Gegenſtand ſeiner Frühſtunden; einige ſeiner geſchickteſten Offiziere ſtehen um ihn her,

als man ihm die Ankunft des Murza meldet. Seine Farbe verändert sich, sein Blick wird heller; Dinge, die er sonst wohlbedächtig zu überlegen pflegte, werden in einer Minute abgethan, die Umstehenden entfernt und Murza hereingelassen. Ein Sklave, mit Geschenken belastet, folgt ihm.

Murza (wirft sich vor Solimann nieder, und berührt mit dem Gesicht die Erde) Der große Prophet wolle dich segnen, gleich dem Palmbaum am fruchtbaren Ufer! sey deinen Feinden ein fressendes Feuer, deinen Freunden ein wärmender Sonnenstrahl. Dich grüßt durch mich Zaide, die schöne Sklavinn des glorreichen Kaisers der Ottomannen; die Schrecken des entwichenen Tages haben den Empfindungen des Dankes Raum gegeben, der dir Unüberwindlicher gebührt. Sie sendet dir diesen Brief und diese Leibbinde, den dein unterthänigster Sklave diesen unwürdigen Turban beyzufügen wagt.

Solimann (entreißt dem Sklaven den Brief, durchläuft ihn mit glühendrother Wange, und widersteht gewaltsam der Begierde, ihn an seine Lippen zu drücken) „Sey „mir willkommen!" ruft er mit dem gleichgültigsten Ton, den sein bewegtes Herz ihm vergönnt: „Wenn „gedenkest du abzureisen?"

Murza. Morgen oder übermorgen, wenn die Gesundheit der Weiber es verstattet.

Solimann. Und welchen weg wirst du nehmen?

Mur-

Murza. Ich gedenke die grade Straße nach Adrianopel zu ziehen, wohin die Befehle des Veziers und des Kislar Aga mich rufen. Dein Knecht weiß, daß der mächtige Kislar Aga und der tapfre Solimann Bassa Freunde sind; er wagt es daher in tiefster Unterwerfung, dich um ein Empfehlungsschreiben anzuflehn.

Solimann zu seinen Sklaven. Man bewirthe ihn aufs Beste! — Geh, Murza! folge ihnen ins nächste Zelt; ich schreibe indessen an Zaide, ihr für das niedliche Geschenk zu danken. — Morgen wolltest du reisen, sagst du? — Nicht Morgen, besser daß die Weiber sich ganz erhohlen. Und dann Murza, ein Mädgen, meinem Sultan bestimmt, kann ich nicht ziehen lassen, ohne für sie zu thun, was Eile, Verwirrung und Geschäfte mir zu thun verstatten. Ich veranstalte ein kleines Fest auf morgen; unterdessen sende ich meine Befehle vor euch her, damit ihr nirgends aufgehalten werdet. Auch den Brief an den Kislar Aga werde ich nicht vergessen.

Murza warf sich zur Erde, stammelte in hochtrabenden, orientalischen Ausdrücken seinen Dank, und folgte darauf den Sklaven, die ihn aufs köstlichste bewirtheten. Bey seiner Rückkehr erhielt er folgenden ofnen Brief:

Solimann an die schöne Zaide.

„Nie hat ein Sterblicher lieber seine Pflicht er-
„füllt, als Solimann, da er die schöne Zaide rettete
„nie ward erfüllte Pflicht schöner belohnt, als heut
„durch dein köstliches Geschenk. Vergönne mir, rei
„zendes Mädgen! das vielleicht bald meine Gebiete
„rinn seyn wird, morgen zu deinen Füßen den Dan
„zu stammeln, den weder mein Mund, noch mein
„Feder auszudrücken vermögen. Der große Prophe
„nehme dich in seinen mächtigen Schutz!"

Solimann.

„Aber was soll am Ende daraus werden?" fru
sich der besiegte Held. „Bin ich thöricht genug z
„hoffen? den Besitz eines Mädgens zu hoffen, da
„meinem Kaiser bestimmt ist? Ha! jedem ander
„würde ich sie mit dem Säbel in der Faust abtrotzen
„— Ersticke diese unbesonnene Leidenschaft, weil e
„noch Zeit ist! — und ist es denn noch Zeit? — N
„nein, nein! ich liebe, ich liebe heftig! Wäre ich elen
„genug, um nicht einmal hoffen zu dürfen? Kehr
„zurück, holde Göttinn! in dieß wunde Herz; sie sol
„es wissen, daß ich sie liebe, vielleicht bleibt sie nich
„ungerührt, und wieviel tausend Zufälle können, ohn
„daß ichs ahnde, meine Neigung begünstigen? De
„Kislar Aga ist mein Freund, er ist Herr des Serails
„Mu

„Muhamed liebt mich; ist es denn so etwas unerhör-
„tes, daß ein Sultan seinen Liebling ein Weib seines
„Serails zugesteht? Die Sultanin Favorite ist eyfer-
„süchtig, sie wird es gern veranstalten, daß die schöne
„Zaide dem Kaiser unbemerkt bleibt. — Liebe, ich
„rettete dein schönstes Ebenbild! sende mir nun deinen
„Gefährten, die List, denn beherzt durch dich, keine
„Kluft zu groß, kein Riegel zu fest ist."

Mit diesen Worten oder Gedanken, die in der Einsamkeit eines schattigten Wäldgens gesprochen oder gedacht wurden, warf er sich unter den nächsten Baum, und genoß eines Schlummers, den das Traumbild der Geliebten ihm zehnfach versüßte.

Auch Zaide wiegte sich in wachenden Träumen jugendlicher Einbildungskraft; und haschte nach jedem Schimmer der Hoffnung. Die Stelle in Solimanns Brief: „Reizendes Mädgen! das vielleicht bald „meine Gebieterinn seyn wird" gefiel ihr nicht ganz. Sie meynte, der Seraskier hätte diesen gehäßigen Umstand entweder gar nicht, oder doch schmerzhaft erwähnen sollen. So schien es als habe ihm nur Eigennutz die Feder geführt, und als wolle er sich bey der zukünftigen Gemahlinn seines Sultans einschmeicheln. Doch Alles dieß wird und muß der morgende

Tag

Tag aufklären, dem scharfen Blick der Liebe wird ächte Redlichkeit oder unächter Flitter nicht entgehn. Jezt hüpfte Zaide zu ihrer getreuen Zulima, um den wichtigen Kriegsrath wegen der morgenden Kleidung, und wegen der Wahl der Farben zu halten. Was darinn abgemacht worden, weiß ich nicht, genug, daß all der äußere Tand von Juwelen und Bändern ihr nichts nahm und nichts gab. Nur der Busch von Straußenfedern in ihrem Haar, durch eine diamantne Agraffe gefesselt, lieh ihrem runden Gesicht ein so sieghaftes Ansehn, daß als freyer Mann sich nahte, und als Sklave von ihr gieng, wer in das süße Blau ihres Auges zu blicken wagte.

Aber auch Solimann hatte an diesem Tage die männliche Wange von kriegerischem Staube gereinigt, sein Kaftan, ein Wettstreit der Pracht und des Geschmacks, der Griff und die Scheide seines Säbels wichen an Glanz nur dem Auge der Geliebten, der Turban des Murza deckte seine stolze Stirn, und — brauch' ich es zu erwähnen? — die Leibbinde Zaidens, mit Perlen durchwürkt, war das kostbarste Stück seiner Kleidung. Damit es scheine, als gelte der Besuch blos der künftigen Gemahlinn des Sultans, und um keinen Verdacht im Lager zu erwecken, nahm er zwanzig der vornehmsten Offiziere mit sich. Das Mahl war herrlich. Die türkischen Tänzer, die Laute, die

Cym-

Cymbel, der Wettlauf, und tausend andere Lustbarkeiten, flohen rasch mit den Stunden davon bis zum Untergang der Sonne. Ein prächtiges Feuerwerk erwartete den völligen Einbruch der Nacht; im Schatten der Dämmerung lustwandelte indessen der frohe Hause.

Noch hatte Solimann keinen günstigen Augenblick gefunden, der schönen Zaide zu entdecken, was in ihm vorgieng; aber seine beredten Blicke hatten das Geständniß seines Mundes vorbereitet. Jezt wandte sich die reizende Sklavinn nach einer Laube, und warf sich, um auszuruhen, auf den sammten Rasen. Solimann folgte ihr, und Murza stand in bescheidner Ferne, in der er das liebende Paar wohl sehen, aber nicht hören konnte. Das Erstere hielt er für nothwendig, das Letztere schien ihm gleichgültig.

Der Seraskier ergrif mit Freuden diese Minute, um sie zum Vortheil seiner Liebe zu nützen. „Wie „theuer, schöne Zaide!“ rief er: „wie theuer kommt „mir das Glück zu stehen, dich aus den Händen der „Polen gerettet zu haben. Sieh, ich zittre, und „noch habe ich nie vor einem Feinde gezittert. Dein „majestätischer Blick, die Größe, zu der man dich „bestimmt, und deren du so würdig bist; das was ich „dem Kaiser als Unterthan, dem Freunde als Freund „schuldig bin; Alles, Alles legt mir ein ehrerbietiges

„Still-

„Stillschweigen auf. Aber welcher Sterbliche wieder-
„stand noch je dem ungestümen Pochen seines Herzens?
„Reizende Zaide, ich kann nicht schweigen. Ach! die-
„ser Augenblick ist vielleicht der Erste und Letzte mei-
„nes Lebens, in dem es mir vergönnt ist, mit dir zu
„reden. — Schönste deines Geschlechts, ich lieb-
„dich." —

Er schwieg, und erwartete heftig bewegt sein Ur-
theil. Zaide, glühend roth, den Blick auf den Bo-
den geheftet, antwortete mit leiser, bebender Stimme:

„Herr, ich gestehe es dir ohne weibliche Ziererey,
„daß du mir nicht gleichgültig bist. Deine Tapfer-
„keit erwarb dir meine Achtung, dein Muth meine
„Dankbarkeit, dein Blick meine Liebe. Aber du weißt
„es, der Himmel frägt nicht unsere Herzen, wenn er
„unsere Schicksale regiert. Ich ward gebohren, ein
„Opfer des Eigennutzes eines tartarischen Sklaven-
„händlers zu seyn, und wessen Arm vermag das eiser-
„ne Geschick zu lenken? Wenn du mich würklich liebst;
„so verdoppele meine Qualen nicht! Ach! erst seit
„gestern empfinde ich die ganze Schwere meiner Fes-
„seln, doch nur eine nahe, ewige Trennung, konnte
„mir dieß Geständniß entlocken."

Ich kürze dieß Gespräch ab. Sauer ward unserm
Helden seine erste Anrede; doch kaum war die Bahn
gebrochen, kaum hatte Zaide durch ihre unschuldvolle

Frey-

Freymüthigkeit seine glimmende Hoffnung aufs neue angefacht, als er Worte genug fand, sie von allen seinen Wünschen, allen seinen Entwürfen zu unterrichten. Er versprach ihr, zu Ende des Feldzugs selbst in Adrianopel zu erscheinen; er bat sie, sich unterdessen gänzlich auf den Kislar-Aga zu verlassen, und auf seine Treue, als auf einen unerschütterlichen Felsen zu bauen. Auch Zaide gelobte ein Herz ohne Wankelmuth, Augen, blind für den Glanz des Thrones; Ohren, taub für die Schmeicheleyen eines Kaisers. Der Himmel weiß, wie lange das Gespräch der beyden Liebenden gedauert haben würde, denn man pflegt in solchen Fällen nicht mit den Stunden zu geizen; hätte sich nicht Murza mit geziemender Ehrerbietung genähert, und in Unterthänigkeit erinnert, daß das Feuerwerk bereits seinen Anfang genommen.

Es war bereits spät in der Nacht, als Solimann mit seinen Trupp ins Lager zurückkehrte, verliebter als jemals, glücklicher als ein Gott, und so voll der schmeichelhaftesten Hoffnungen, als ein junger Dichter. Der Brief, welchen er dem Murza an den Kislar Aga mitgab, lautete so:

Solimann an seinen Mehemet.

„Der dir diesen Brief überreicht, ist der tartari-
„sche Sklavenhändler Murza; er führt mit sich eine

„Sklavinn, Namens Zaide, die er dem Grosshe
„zum Geschenk bestimmt. Wenn deines Freun
„Leben dir lieb ist; so verhindere, daß Muhan
„eher sie nicht sehe, bis mein Fuß Adrianopel betr
„Erwarte dann die Aufklärung dieses Räthsels,
„meine Feder keinem Briefe anvertraut. Die rein
„Flamme der Freundschaft lodert für dich in dem H
„zen deines

Solimanns."

Murza reiste am andern Morgen in aller Frü
mit seiner schönen Begleitung ab. Aber je froher
war, mit Befriedigung aller seiner Wünsche von de
nen zu ziehn, je schwermüthiger wurde die reizen
Zaide, wie sich mit jedem Schritt ein weiterer Rau
zwischen ihr und dem Geliebten verbreitete. „Ac
„nur noch Einmal wünschte ich ihn zu sehn!" wi
merte sie am Busen ihrer Zulima: „nur noch Einm
„in seinen Armen das Entzücken des ersten Kusses
„schmecken, ehe ich zum Opfer-Altar geführt werde

Zulima. Liebe Zaide, es bleibt nicht bey Einem
male. Ich kenne das ungestüme Wünschen der Lieb
sie will die Stunden zu Jahren ausdehnen, un
schmollt, wenn der alltägliche Gang der Natur ihre
stürmischen Launen nicht gehorcht.

Zaide. Nein, Zulima, nur noch Einmal au
wenige Augenblicke; aber freylich ohne diesen unleid
liche

lichen Zwang, der in Kolenko mich feſſelte, fern von dem Spürhund Murza, der meine Zunge und meine Augen belauret.

Zulima. Und wenn ich nun dieſe Freude dir gewähre?

Zaide umart ſie feurig. Ach meine Zulima!

Zulima. Es ſey! Sobald wir dieſen Abend unſer Nachtlager erreichen, ſtelle dich krank. Das übrige nehme ich auf mich.

Der Plan ward glücklich ausgeführt. Zaide ſtieg krank und abgemattet aus ihrem Wagen, und bat Murza um einen Raſttag, den ihr dieſen voller Angſt auf der Stelle gewährte. Ein getreuer Sklave flog mit einem Billet von Zulimas Hand, bey nächtlicher Weile ins türkiſche Lager. Solimann eilte auf dem Fittich der Liebe, der Einladung zu folgen, und hinterließ am Eingang ſeines Zeltes einen Diener, auf den er ſich verlaſſen konnte, welcher unter den Vorwand einer Unpäßlichkeit, allen Beſuch für heute entfernen mußte.

Die einzige Schwürigkeit war, die Wachſamkeit des Murza zu hintergehn, und unbemerkt bey Zaiden einzuſchleichen; aber auch dafür hatte die verſchlagene Zulima bereits geſorgt.

Auf dem Gipfel eines Felſen, ohnfern der Burg, in der Murza eingekehrt, hauste ein alter Derwiſch,

der im Geruch der Heiligkeit stand, und zwanzig Meilen in die Runde abgöttisch verehrt wurde. Durch das Murmeln einiger Kapitel des Alcorans, vermogte er die hartnäckigsten Krankheiten zu heilen; wer den Saum seines Kleides berührte, war rein von allen Sünden. Zulima, unter dem Vorwand der Krankheit ihrer Pflegetochter, hatte dem mißtrauischen Murza die Erlaubniß entlockt, nach diesem Derwisch zu senden, und es versteht sich, daß Solimann ihm untergeschoben wurde. Gehüllt in ein Mönchsgewand, durch einen langen schneeweissen Bart verstellt, einen rieſenförmigen Alcoran in beyden Händen, den er aufgeschlagen über die Stirn emporhielt, um sein Gesicht noch mehr zu bedecken, nahte sich der Seraskier mit all dem hochmüthigen Gepränge eines abergläubischen Pfaffen. Murza warf sich zu der Erde, als er ihn von ferne erblickte, und wagte es nicht, seine Augen bis zu diesem Heiligen zu erheben. Solimann gieng Gebete murmelnd vorüber, und trat ungehindert in Zaidens Zimmer. Hier nahm Zulima den Alcoran, sammt den falschen Bart, auf eine Zeitlang in Verwahrung, und die beyden Liebenden erneuerten den Schwur ewiger Treue. Zugleich unterrichtete Solimann die gelehrigen Weiber in den Kabalen des Hofes, den Kniffen des Serails, den Intriguen der Harems Damen untereinander, dem Ansehn des

Kislar

Kislar Aga, und der Nothwendigkeit, seine Freundschaft zu schonen.

„Dieser Freundschaft, rief er aus: verdanke ich „es, liebenswürdige Zaide, daß du den Kaiser vor „meiner Rückkunft aus dem Felde nicht vorgestellt „wirst. Und dann — laß mir immer die süße Hoffnung! — mir hilft die Liebe kämpfen und siegen; „einer Leidenschaft, der meinigen gleich, ist es Spielwerk, Lorbeern zu erfechten. Und wenn ich nun die „hartnäckigen Polen geschlagen, und in ihre Löcher „zurück getrieben; wenn ich mit den eroberten Fahnen „an der Spitze meines Heeres in Constantinopel meinen Einzug halte; wenn meine Janitscharen jubelnd „vor mir herziehen, und die Pferde meiner Spahis „unter der Last ihrer Beute keuchen: wenn dann mich „Muhamed mit ofnen Armen empfängt, und der laute „Zuruf des Volkes auf Belohnung des Siegers dringt; „dann will ich mich zu meines Sultans Füßen werfen, und mit der mächtigen Stimme der Empfindung um das einzige Kleinod flehen, das meinen „Lorbeer mir werth macht — um Zaiden! O ich „kenn ihn, er wird mich nicht hoffnungslos von seinem Throne zurückstoßen; er wird den, der für die „Ehre der Ottomannischen Pforte tausendmal Blut „und Leben wagte, durch die Liebe belohnen. Was „ein Held für die Ehre thut, kann nur durch Ehre

„oder Liebe vergolten werden. Die Erstere begehre „ich nicht; das Entzücken der Leztern gewährt mir „Zaidens Besitz.“

Zulima, bedächtig ihr Haupt schüttelnd. Verzeiht mir, Herr, wenn ich dem Dinge nicht ganz traue. Ihr seyd zu rasch, und wenn ihr mit dem nemlichen Feuer zu dem Sultan sprecht, mit dem ihr uns so eben die Skizze eures Entwurfs vorgezeichnet; so fürchte ich, daß der Kaiser, eben dadurch aufmerksam gemacht, begehren wird, Zaiden zu sehn, und wer Zaiden sieht — ihr wißt es wohl — der sieht sie nicht ungestraft.

Zaide. Weg mit diesem quälenden Gedanken! Solimann, hier hast du meine Hand, nur der letzte Schauer des Todtes trennt mich von dir!

Solimann, statt aller Antwort, drückt sie heftig an seine Brust. Die beyden Liebenden vergaßen, daß in solchen Augenblicken die Stunden Flügel haben. Sie hatten sich noch immer soviel zu sagen, und sagten sich immer wieder das Nemliche. Endlich erinnerte die kalte Zulima wohlbedächtig, daß es Zeit sey, den falschen Bart wieder anzuheften, und daß Murza, des langen Wartens müde, leicht auf den Einfall gerathen könne, den frommen Derwisch zu belauschen. Der Seraskier sah trotz seines Taumels wohl ein, daß sie Recht habe. Er war im Begriff, sich von Zaiden zu trennen, als die liebenswürdige Sklavin drey Miniatür-

niatür-Gemälde hervorzog, und ihn bat, Eines davon zu wählen. Er wählte dasjenige, welches die meiste Aehnlichkeit mit der schönen Gebieterinn zu haben schien, und sogleich warf Zaide die übrigen beyden ins Feuer. „Was machst du?“ rief Solimann bestürzt: „warum zerstörst du das Ebenbild des reizendsten Geschöpfes?“

Zaide. Ich habe nur ein Herz, es ist dein! für wem soll ich diese beyden Gemählde aufbewahren?

So schieden sie. Eine warme Thräne befeuchtete den Kuß der Trennung.

Zulima empfieng mit Wohlbehagen aus den Händen des Seraskiers ein Kästgen mit prächtigen Juwelen, die ihren alternden Wangen den Reiß der frischesten Jugend wiedergaben. Murza geleitete den frommen Derwisch in tiefster Ehrfurcht bis an das Thor der Burg. Im nächsten Wäldgen warf Solimann die Mummerey von sich, bestieg seinen flüchtigen, arabischen Gaul, und war mit Aufgang der Sonne wieder an der Spitze seines Heeres.

Murza fand zu seinem Erstaunen Zaiden völlig hergestellt. Er pries die Kräfte des Wundermannes, und dankte dem grosen Propheten für die gute Würkung der Alcoransprüche. Ein Jeder war zufrieden, Murza mit dem Derwisch, Zaide mit Solimann und Zulima mit ihren flimmernden Steinen. Sie durch-

ſtrichen in kleinen Tagereiſen Siebenbürgen, wo Michael Apaſi, Fürſt dieſes Landes, und getreuer Anhänger der Ottomanniſchen Waffen, ihnen allen möglichen Vorſchub that. Bey ihrer Ankunft zu Belgrad, trafen ſie, nach Murzas Wunſch, den Vezier Kara Ibrahim Muſtafa, mit deſſen Empfehlungsſchreiben ſie glücklich zu Adrianopel anlangten. Schon ſeit dem Frühling befand ſich der Großſultan in dieſer Stadt, wo er bequemer ſeine Befehle an die türkiſchen Heere in Deutſchland ertheilen, und von allen ihren Bewegungen ſchneller unterrichtet ſeyn konnte.

Der habſüchtige Murza ermangelte nicht, am Tage nach ſeiner Ankunft, dem Kislar Aga ſeine allerunterthänigſte Aufwartung zu machen, und den Brief des Solimann Baſſa, mit der allerunterwürfigſten Demuth zu überreichen, wobey er den Oberſten der ſchwarzen Verſchnittenen mit Sonne, Mond und Sterne verglich, und der Dauer ſeines koſtbaren Lebens noch einige Weltalter hinzuzuſetzen wünſchte. Mehemet, ſolcher hochtrabenden Dinge gewohnt und überſatt, nahm lächelnd den Brief ſeines Freundes und las. „Es iſt gut!“ ſagte er ganz trocken, indem er nachläſſig mit dem Kopfe nickte, „ich werde dich rufen laſſen.“

Murza ſchob ſich nicht ganz zufrieden zur Thür hinaus, und harrte vergebens zwey Monate lang auf

den

den Ruf des Kislar Aga. Während dieser Zeit brummte er seinen Weibern täglich die Ohren voll, und rechnete ihnen die Zechinen vor, die er bey dem kostbaren Aufwande in der Residenz umsonst verschwende. Zaide und Zulima liehen ihm geduldig ihre Ohren, denn sie wusten sich Mehemets Zögern ganz gut zu erklären.

Endlich glaubte der Freund Solimanns, daß er es nicht länger wagen dürfe, ein dem Sultan bestimmtes Geschenke zu vernachlässigen. Er stellte die bebende Zaide dem Sultan vor; aber er that dieß nicht allein in Gesellschaft von acht bis zehn andern Mädgen, die verschiedene Vassen von Zeit zu Zeit gesandt hatten; sondern er wählte auch einen Augenblick, in dem der Sultan in der übelsten Laune war, weil er kurz vorher die Eroberung von **Neuhäusel**, die aufgehobene Belagerung von **Gran**, und die verlohrne Schlacht, zwey Meilen von diesem Orte, erfahren hatte. Zaide, die weder durch ihre Kleidung, noch durch ihre Blicke hervorzustechen suchte, ward auf diese Weise leicht übersehn, und der Kislar Aga wieß ihr einige abgelegene Zimmer zur Wohnung an.

Bis hieher schien Alles die Hoffnungen des Serasskier zu begünstigen; aber plötzlich entstand der Sturm aus einem Winkel, wo kein Auge eine drohende Wolke zu sehen glaubte. K.

(Die Fortsetzung im künftigen Stück.)

V.

Der Splitter-Richter in seiner Blöße,

abgedrungene Vertheidigung meines Freundes.

Es ist vor kurzem eine Schrift erschienen, unter dem Titel: Provinzial-Blätter an das lief- und ehstländische Publikum, die einen großen Rechenmeister und einen kleinen Geist verräth. Das ganze Büchlein ist eigentlich nur für Liefland geschrieben, und zum Theil mit Projecten angefüllt, deren Ausführung der Herr Verfasser wohl schwerlich erleben wird, sollte er auch Nestors Alter erreichen, welches jedoch bey seinem Hang zur Mißgunst nicht zu vermuthen steht. Das Ehstländische Publikum ist bey dieser Schrift nur auf sechs Seiten intressirt, insofern es nemlich auf das Buch eines jungen Schriftstellers subscribirt hat, der mein Freund ist. Ueber diese Subscription macht der ungenannte Herr Verfasser sich weidlich lustig. Ob er Recht oder Unrecht habe, mögen die Leser entscheiden, wenn ich seine sechs Seiten, mit meinen Anmerkungen begleitet, hier abdrucken lasse. Die Rubrick lautet so:

Eine

Eine Auflage, die man sich selbsten (selbst) macht, und noch dazu fröhlich lächelt.

Was sollte man wohl aus dieser Ueberschrift vermuthen? — Parturiunt montes! —

„Der spekulative Geist der Ausländer, hat selbst die „Bildung seines Volkes in baarem Gelde berechnet, „und manchen Schriftsteller reich gemacht, durch Abon„nement, Subscription u. d. g.“

Wenn der Herr Verfasser andere richten will; so sollte er doch wenigstens Logik im Kopfe haben, und nicht gleich mit dem Ersten Perioden so in's Feld hineinstolpern. Der Ausländer hat die Bildung seines Volkes in baarem Gelde berechnet. Dergleichen Berechnung ist mir noch nie aufgestoßen. Es würde drollig klingen, wenn man zum Beyspiel sagen wollte: Ehstlands Bildung ist 20000 Rubel werth. Seines Volkes. Ich habe noch nie einen Ausländer seine Landsleute sein Volk nennen hören; in diesem Tone pflegen nur Könige und Juden zu sprechen. Selbst berechnet, das heißt nach dem Wortverstande: durch keinen andern berechnen lassen. Aber der Hr. Verfasser wollte eigentlich sagen: sogar berechnet. „Diesem Wink sehr guter Einnahme folgte Deutsch„land bald“

Die Deutschen gehören also nicht unter die Ausländer.

„bis in unserer Zeit Klopstock ihr einen Werth zu ge„ben wußte, den man leider! auch in Liefs- und Ehsts„land schon zu fühlen angefangen hat.“

Das ist Galimathias, den man dreymal lesen muß, wenn man ihn verstehen will, und eine solche Application ist doch offenbar der ganze Periode nicht werth. Der Herr Verfasser will eigentlich sagen, daß Klopstock durch seine Gelehrten Republik die zahlreichen Subscribenten geprellt habe, und daß man anfange, es ihm in Liefs- und Ehstland nachzumachen.

„Ich habe nichts dawider, wenn Männer von hohen „Verdiensten, für ihre Schriften den Weg der Prä„numeration erwählen.“

Die Männer von hohen Verdiensten werden dem Hrn. Verfasser sehr verbunden seyn, daß er nichts darwider hat. Man sagt wohl: grosses, besonderes, ausgezeichneres Verdienst u. s. w. aber hoch ist ein unpassendes Beywort.

„Sie mögen Ursachen dazu haben, die Niemand unter„sucht, weil man sicher ist, daß man durch das Werk „gebildet werde, für welches man sein Geld voraus„gegeben hat.“

Nicht blos deswegen, mein werther Herr Verfasser! sondern weil es Niemanden etwas angeht; weil es Einen Jeden frey steht, zu pränumiriren oder nicht, nachdem es ihm gefällig ist. Wenn der Herr Verfasser sein

Gut

Gut von 1½ Hacken für 50000 Rubel ausbietet, und ihm Einer auch würklich 50000 Rubel dafür giebt, wer hat darnach zu fragen?

„Aber wenn junge Schriftsteller zum Erstenmale auf„treten, und gleichsam Rechenschaft dem Publikum „geben, wie sie ihre Talente gebraucht haben; so ist „es Unbescheidenheit, sich für das Erste, sehr selten „recht reife Produkt seines Verstandes, bezahlen, und „gar im Voraus bezahlen zu lassen."

Was den letzten Punkt betrifft; so mag der Herr Verfasser Recht haben. Im Voraus muß ein junger Schriftsteller sich nicht bezahlen lassen, wenn er zum Erstenmale in die Welt tritt. Aber das war auch hier bey dem Buche quaestionis nicht der Fall. Kein Mensch hat an Pränumeration gedacht. Ich bin selbst Collecteur gewesen, und mein Freund hat mir wohl Namen, aber nie Geld abgefodert. Soll man nicht mit Unwillen auf den Herren Verfasser herabsehen, wenn er in den Tag hineinschreibt, ohne sich einmal die Mühe zu nehmen, von der wahren Beschaffenheit der Dinge Erkundigung einzuziehn? Soll man nicht mit Unwillen die Feder ergreifen, und einen Menschen züchtigen, der so unbesonnen einen jungen Mann angreift, der ihn nie beleidigte, der ihn vermuthlich nicht einmal kennt, der seiner Talente wegen von Jedermann geschätzt, und seines Herzens wegen, von Jedermann geliebt

geliebt wird? — Doch ich verirre mich. Im Voraus also, muß ein junger Schriftsteller sich nicht bezahlen lassen; aber wenn der Herr Verfasser verlangt, daß er sich gar nicht bezahlen lassen soll; so finde ich das sehr drollig. Wenn man nach der Reife seines eigenen Produktes schließen soll; so ist der Herr Verfasser selbst, vielleicht ein graubärtiger, aber doch noch immer ein sehr junger Schriftsteller. Demohngeachtet habe ich sein Buch nicht geschenkt bekommen; sondern baare 35 Copek dafür bezahlen müssen.

„In dem Fall, wenn der Werth eines Mannes noch „nicht durch den allgemeinen Beyfall des lesenden Pu„blikums, öffentlich entschieden ist, ist es aufgeblasener „Hochmuth, und affaire des finances, für sein Buch „Geld zu nehmen, ehe man es der Beurtheilung des „vernünftigen Publikums vorgelegt hat."

Wie müssen nicht alle diejenigen lächlen, die meinen Freund kennen, und ihn eines aufgeblasenen Hochmuths beschuldigen hören! Er, der immer höflich, immer zuvorkommend, immer bescheiden, der Erste ist, sich selbst zu verdammen; er wird jetzt von einen ungezogenen Quidam des Hochmuths bezüchtigt, und warum, weil er sein Buch nicht verschenken wollte. — Das Wort öffentlich ist im obigen Perioden ganz überflüssig; ein Publikum entscheidet nichts heimlich. — Das affaire *des* finances, wollen wir zur Ehre

des

des Verfassers für einen Druckfehler nehmen. Ein Mann, der so sehr die Bescheidenheit empfiehlt, würde gewiß aus Bescheidenheit lieber deutsch geschrieben, als in einer fremden Sprache Fehler gemacht haben.

„Aufrichtig wünschte ich, daß die Polizey ihr Augen„merk auch auf den Gegenstand der Pränumeration „richten möge.“

Wenn der Herr Verf. das würklich aufrichtig wünscht; so muß er einen höchst seltsamen Begriff von der Polizey haben. Die Herren Polizey-Officier sollen die Bücher censiren, und auf ihren Geschmack soll es ankommen, ob ein Buch auf Pränumeration gedruckt werden dürfe oder nicht. Allerliebst! warum nicht lieber die Flott-Officiere? die könnten einen Stoß Manuscripte als Ballast mitnehmen, und bey Windstillen darinn blättern. O Himmel! wie mag es doch in einem Kopfe aussehen, der solche Ideen combinirt? — Die Polizey, mein Herr Verfasser, ist da, um für die Sicherheit, und zum Theil auch für die Bequemlichkeit der Bürger zu wachen. Durch die Ankündigung einer Schrift auf Pränumeration, wird keine von beyden in Gefahr gesetzt, und die Polizey-Beamten werden es Ihnen mit dem Henker Dank wissen, daß sie ihnen eine Sache aufbürden wollen, die durchaus einen Gelehrten, und zwar einen Geschmackvollen Gelehrten erfodert.

„Denn

„Denn die Censur erlaubt kein Buch einzuführen, und
„öffentlich in den Läden zu verkaufen, das gegen den
„Staat, gegen die Religion und gute Sitten ist; und
„derselbe Censor kann es geduldig ansehn, daß ein
„unbekannter Mann dem Publikum öffentlich Geld
„abfragen darf, für ein Buch, dessen Bearbeitung ihm
„und dem Censor ein tiefes Geheimniß ist."

Und wenn es denn nun auch kein Geheimniß wäre, was wollte denn der Herr Censor machen? Soll das Erscheinen oder nicht Erscheinen eines Buches von der Caprice eines Censors abhängen? Ein allerliebster Einfall, ganz des Herrn Verfassers würdig. Erst macht er die Polizey-Officiere zu Censoren, und dann giebt er den Censoren das Recht, die Bücher nach Gefallen in den Ofen zu werfen. Wenn sein Plan ausgeführt werden sollte; so mag er sich wenigstens hüten, daß ich nicht Polizey-Lieutnant werde. — „Wie kann der Censor es geduldig ansehn!" warum sollt' er denn ungeduldig dabey werden? es geht ja nicht aus seinem Beutel, und wenn er nicht pränumeriren will; so kann ers bleiben lassen, so wie ein Jeder dazu ein unbezweifeltes Recht hat. Aber mehr als lächerlich wäre es, zu verlangen, daß Niemand pränumeriren solle, weil der Herr Censor nicht pränumeriren will und der Censor ist ein Polizey-Officier. Quae! quae! quanta!

„Kein

„Keine Komödie darf gespielt werden, wo es nicht im „Zettel (auf dem Zettel) heißt: mit Obrigkeitlicher „Bewilligung; kein Künstler darf seine Kunst ehe zei„gen, als der Magistrat die Erlaubniß dazu giebt — „und ein junger Schriftsteller darf auf 179 Seiten sei„ne Tändeleyen hingauckeln."

Fällt meinen Lesern bey diesem Schlusse nicht ein: Gleichwie der Löwe ein grimmig Thier ist; also sollen wir auch in einem neuen Leben wandeln? O hätte doch der Herr Verfasser den Gedankenstrich besser genutzt, den er hinter das Wort „giebt" ohne alle Absicht gezogen! aber Logik ist nicht seine Sache, das haben wir bereits oben gesehn. Ein junger Schriftsteller, ein Komödiant und ein Künstler kommen hier in Gesellschaft, sie wissen nicht wie. Gott helfe ihnen wieder auseinander, das ist des Herrn Verfassers geringste Sorge. Der Künstler, in dem Verstande, wie das Wort hier genommen wird, heißt ein Seiltänzer, oder ein Kerl, der Pferde, Vögel und Hunde abgerichtet hat. Das tertium comparationis ist hier blos in dem Kopf des Herren Verfassers zu suchen. Der Schauspieler darf, vermöge des Edlen seiner Kunst, schon immer Anspruch machen, an der Seite des Schriftstellers zu stehn; aber der Schriftsteller zieht aus sich selbst heraus, was der Schauspieler nur darstellt; der Schriftsteller ist Vater des Kindes, wel-

ches der Schauspieler gleichsam nur ins Publicum ein
führt. Bezöge sich die hohe obrigkeitliche Erlaub
niß auf das Stück, das gespielt werden soll; s
mögte der Vergleich noch hingehn; da sie sich abe
jedesmal offenbar auf das Spielen selbst bezieht; s
hinkt die Parallele auf allen Seiten. — Und nun sollt
man glauben, der Herr Verfasser werde nach de
Worten:

„und ein junger Schriftsteller darf auf 179 Seite
„seine Tändeleyen hingauckeln"

also fortfahren:

„ohne die Obrigkeit vorhero zu befragen"

Das wäre doch wenigstens ein Nachsatz; aber der feh
ganz, sondern es heißt weiter:

„und sie gar im Voraus bezahlen lassen,"

ist unwahr, wie ich bereits oben gesagt.

„er darf der verliebten Schwermuth schmeicheln, di
„doch Göthe gleichsam der Natur schon abgelauscht z
„haben scheint,"

als ob deswegen kein Anderer ihm nachlauschen dürft

„er darf den gefühlvollen Damen ohne Scheu da
„Wort für den Selbstmord reden, und erhält blo
„aus Liefs- und Ehstland noch zum Lohn 352 Rubel."

Hinc illae lacrymae! Da liegt der Hund begraben
Die 352 Rubel sind dem Herren Verfasser ein Dor
im Auge.

„Ic

„Ich rechne hier die andern Pränumeranten aus Pe„tersburg, Wiburg u. ſ. w. von dem Werke gar „nicht, das ich aus Beſcheidenheit nicht nennen will.“

Ey wie beſcheiden der Herr Verfaſſer iſt! Er könnte das Werk nennen; aber er begnügt ſich, mit den Fingern darauf zu zeigen.

„Es ſind in allen (ſoll heiſſen: in allem) 658 Prä„numeranten, die zuſammen 526 Rbl. 40 Cop. ge„zahlt haben, für 179 Seiten in 8. Welche Summe!“

Ich finde gar nicht, daß die Summe zu groß iſt. Das Buch des Herrn Verfaſſers enthält nur 108 Seiten in 8, und ich werde weiter unten die Ehre haben ihm zu beweiſen, daß es dem ohngeachtet theurer iſt, als die 179 Seiten meines Freundes.

„Das Publikum wird es mir verzeihen, wenn ich die„ſen Gegenſtand, zum Beſten des Ganzen, arithme„tiſch auseinander ſetze.“

Nein, mein Herr Verfaſſer! das Publikum wird es Ihnen nicht verzeihen; und warum nicht? weil das Beſte des Ganzen hier auf keine Weiſe mit ins Spiel kommt, es auch zuviel vom Publico gefodert ſeyn würde, wenn man ihm zumuthen wollte, ſich in eine ſo kleinliche Berechnung einzulaſſen, wie die iſt, die der Herr Verfaſſer uns auftiſcht.

„Das Buch, welches Liefs und Ehſtland mit 352 Ru„beln Pränumeration bezahlt hat —“

Schon wieder! wie ſchwer doch dieſe 352 Rubel den guten Mann drücken!

„enthält, wie die Pränummeranten wiſſen, 179 „Seiten,"

Es iſt noch eine große Frage, ob die Subſcribenten das wiſſen. Ich zum wenigſten, der ich doch manches Buch leſe, habe mir noch nie die Mühe gegeben, die Anzahl der Seiten zu behalten. Ich denke, es ſey beſſer, das zu wiſſen, was darauf ſteht. Der Herr Verfaſſer denkt anders.

„und ſie haben alſo in Liefs und Ehſtland allein, jede „Seite mit $196\frac{116}{179}$ Kopecken bezahlt."

Wer bewundert nicht mit mir die gewiſſenhafte Berechnung des Herrn Verfaſſers? wer ſtolpert nicht mit mir über die $\frac{116}{179}$ Kopecken, die ſich ſo ängſtlich in ſeine ſogenannte arithmetiſche Auseinanderſetzung verirrt haben? wer belächelt nicht mir den leeren Kopf, der im Stande iſt, ſich nur einen Augenblick mit $\frac{116}{179}$ Kopecken zu beſchäftigen? wer beweint nicht mir die ſchöne, verlohrne Zeit?

„Die Anzahl der Zeilen iſt nach der Schreibart ver„ſchieden: keine Seite hat über 28, aber manche auch „nur 12 Zeilen."

Was der Mann ſich für Mühe gegeben! ſollten meine Leſer es für möglich halten, daß ein vernünftiger Menſch, ſich mir nichts dir nichts hinſetzen könne, mit den Fin-

gern

gern, oder mit einer Stecknadel, auf 179 Seiten die Zeilen zu zählen? Mir dünkt, ich ſehe den Herrn Verfaſſer ſitzen, wie er in der übelſten Laune über die 352 Rubel, die ihm ein Anderer ſo unverſchämterweiſe weggeſchnappt, mit aus dem Kopfe ſtrotzenden Augen, Zeile um Zeile gierig mißt; wie er gern von jeder Seite noch eine Zeile wegſchneiden mögte, um ſeine Berechnung anſehnlicher zu machen; und wie er endlich mit hämiſchen Lächeln emporſpringt, da er den ſchönen Bruch von $\frac{116}{179}$ Kopecken glücklich herausgebracht.

„Alſo genau gerechnet, ſo hat das Publikum dem Ver„faſſer auf den Seiten, die 28 Reihen halten, jede „Zeile mit 7 Kopecken in (im) voraus bezahlt, den „Bruch von $\frac{116}{179}$ Kopecken ungerechnet;"

Hier bewundre man die Generoſité des Herrn Verfaſſers! Sein weichgeſchaffnes Herz behält endlich die Oberhand, und er erläßt meinem bedrängten Freunde — — $\frac{116}{179}$ Kopecken.

„und auf den Seiten, die nur 12 Reihen halten, „koſtet den Pränummeranten (ſoll heißen Subſcriben„ten) in Lief- und Ehſtland nach der vorhergehenden „Rechnung jede Zeile gar $16\frac{1}{7}$ Kopecken.

Schon wieder ein Bruch! Der Freundſchaftsbund, den der Herr Verfaſſer mit den Brüchen geſchloſſen, ſcheint

ſcheint doch die vorübergehende Rührung ſeines Her-
zens zu überwiegen.

„Freylich kann der Verfaſſer ſich, in der Sprache aller
„Pränummeranten-Zettel, mit den ſchweren Druck-
„koſten entſchuldigen. Es iſt wahr, dieſe Vertheidi-
„gung hat einigen Schein. Allein wenn er theuer
„rechnet, und Druck und Papier ſelbſt beſorgt hat;
ſo wird er zuverläſſig dennoch die Koſten einer jeden
„Seite nicht höher berechnen können, als 56$\frac{7}{12}$ Ko-
„peck, wenn nemlich alle 658 Pränummeranten
„(Subſcribenten) Exemplare erhalten haben."

Was will der Herr Verfaſſer mit dieſem letzten „wenn
„nemlich" ſagen? Meiner Einſicht nach kann es nichts
anders heißen, als: „Vermuthlich haben viele nur
„ſubſcribirt, um den Verfaſſer des Buches quaeſtio-
„nis einige Kopecken zuzuwenden, ohne Exemplare da-
„für zu verlangen, und auf dieſen Fall wäre es nichts
„als eine honette Betteley." Wenn das würklich un-
ſers Kritikers Meynung war, wie es wohl keine andere
ſeyn kann; ſo iſt dieſe Aeußerung ſo höchſt niedrig, hä-
miſch und abgeſchmackt, daß ſie durchaus keine Ant-
wort verdient.

„Das beträgt auf jede Seite von 28 Reihen für jede
„Zeile 2 Kopecken, und dafür nahm er 7, alſo mehr
„als 500 Procent: und auf jede Seite von 12 Rei-
„hen, für iede Zeile 4$\frac{3}{4}$ Kopecken, dafür ihm aber die

„Ge-

„gefälligen Pränummeranten 16½ bezahlten, und alſo „mehr denn 100 Procent zu ſchenken beliebten.“

Es iſt zum Erſtenmal in meinen Leben, daß ich das Geld, welches man für ein Buch bezahlt, ein Geſchenk nennen höre, und es freut mich, daß ich auf dieſe Weiſe dem Herrn Verfaſſer auch 35 Kopeck geſchenkt habe.

„Warlich, wenn ein Becker in der Stadt ſein Brodt „zu einem ſolchen Anſchlage berechnete und verkaufen „wollte; ſo würde die Polizey ihm das Handwerk „ſcharf unterſagen.“

Aha! nun iſt mir auf einmal klar, aus welchen Geſichtspunkt der Herr Verfaſſer die Sache betrachtet. Er rechnet die Schriftſteller zu den Handwerkern, und freylich behandelt er ſelbſt das Ding handwerksmäßig genug. Im Fall er ſich aber, wie es ſcheint, als Schriftſteller zu den Beckern zählt; ſo will ich ihm in Zukunft wohlmeynend rathen, ſeine Waare noch einmal in den Ofen zu ſchieben und garbacken zu laſſen, ehe er ſie vor 35 Kopecken verkauft.

„und ein Schriftſteller, der ſich dem Publikum em„pfehlen, und die Miene geben will, ſeine Landsleute „zu vergnügen, oder wohl gar zu bilden, macht ſich „einer ſolchen Landſchäumerey ſchuldig.

Nun erfindet der Herr Verfaſſer gar im gerechten Eifer neue Wörter. „Landſchäumerey!“ ich rathe ihm, dieß Wort an Adelung zu ſenden, und bey einer neuen

Auflage jenes berühmten Wörterbuchs mit abdrucken zu lassen. Uebrigens gehört es in die Klasse der niedrig-komischen, nach dem Eindruck zu urtheilen, den es auf mich und einige meiner Freunde gemacht hat.

„Ein jeder Buchhändler, der ein Werk in Verlag zu „nehmen werth achtet, würde es ohne Subscription „viel wohlfeiler liefern. Er rechnet niemals 100, ge„schweige 1200 Procent. Sollte ich denn wohl irren, „wenn ich sage, daß dem jungen Schriftsteller, der „auf Pränumeration drucken läßt, nichts nöthiger „sey, als die weise Vormundschaft der Obrigkeit."

Ja, mein Herr Verfasser, Sie irren. Am nöthigsten sind ihm ein 5 — 600 Pränumeranten, und hat er die; so hat sich die Obrigkeit weiter nicht darum zu bekümmern. Denn gesetzt, das Buch gefällt der Obrigkeit nicht; so kann es deswegen doch den 600 Pränumeranten gefallen. In Sachen des Geschmacks ist keine Obrigkeit competenter Richter. Sachen des Geschmacks haben einen imaginairen Werth, den kein Richter auf der Welt festsetzen kann. Ich verkaufe Ihnen heute einen Solitaire für 5000 Rubel, und die Obrigkeit schweigt und muß schweigen, ob es gleich nichts mehr und nichts weniger als ein glänzender Kiesel ist. Und was will denn endlich der Herr Verfasser mit dem ganzen Wischiwaschi sagen? Laßt uns den Status causae unpartheyisch betrachten: — Mein

Freund

Freund kündigt ein Buch auf Subscription an, um sich wegen der Kosten zu sichern. Statt 200 Subscribenten, auf die er ohngefähr gerechnet hatte, erhält er deren 658. Nun hätte er, nach des Herrn Verfassers Meynung ein Narr seyn, und 458 Subscribenten abweisen sollen, um sich keiner Landschäumerey schuldig zu machen. Der Himmel wird den Herrn Verfasser vor einer solchen Anzahl von Subscribenten wohl bewahren; aber ich mögte doch wissen, was er thun würde, wenn er in den Fall käme? Wenn ich die brünstige Liebe bedenke, mit welcher er den Brüchen von $\frac{1}{17}\frac{8}{9}$ Kopecken zugethan ist; so sollte ich beynahe glauben, er würde sie nicht von der Hand weisen. — Doch ich habe ja versprochen, dem Herrn Verfasser zu beweisen, daß sein eignes Buch weit theurer ist, und das will ich halten. Da diese sogenannten patriotischen Blätter nur 108 kleine Octav-Seiten enthalten, dabey aber von so wichtigen, allumfassenden Innhalte sind, daß kein Ehste oder Lette sie entbehren kann; so werde ich wohl nicht zuviel rechnen, wenn ich einen Absatz von 1000 Exemplaren annehme. Jedes Exemplar zu 35 Kopeck, giebt eine Summe von 350 Rubel. Da nun aber die Schrift in Deutschland auf sehr schlechtes Druckpapier gedruckt worden; so kann der Bogen mit allen Unkosten, ihm unmöglich höher als 4 Rubel zu stehen kommen. Statt dieser 4 Rubel

aber, hat er für jeden Bogen eingenommen 58 Rubel 33⅓ Kopeck. Auf jeder Seite ſtehen höchſtens 25 Zeilen, und da ihn nach obiger Berechnung, jede Zeile nicht höher als ein Kopeck kommt; ſo hat er bey denen Seiten, auf welchen 25 Zeilen ſtehn, von jeder Zeile 800 Procent Gewinn, und bey denen Seiten, auf welchen nur 12 und 15 Zeilen ſtehn, von jeder Zeile mehr als 1000 Procent. Da nun noch obendrein im ganzen Buche nichts ſteht; ſo verdammt der Herr Verfaſſer ſich ſelbſt, und hat ſich offenbar einer Landſchäumerey ſchuldig gemacht.

Doch wir wollen ihn vollends anhören.

„Wenn Deutſchland oft und reichlich für ſeine Schrift„ſteller ſorgt, und ihnen durch Pränummeration öf„fentlich das Zeugniß ablegt, daß es den Werth ihrer „Schriften ſchon kenne; ſo iſt es eine ganz andere „Sache. Wo mehr denn tauſend Männer ſchreiben, „da muß Mancher über den Wuſt elender Scribenten „erhoben werden; aber in Liefs und Ehſtland, das „noch kein Dutzend Schriftſteller hat, heißt es das „Publikum täuſchen, oder vielmehr dem ernſthaften „Manne ins Geſichte lachen, wenn ein Autor zum „Erſtenmal auftritt, und das neue Product ſich im „Voraus bezahlen läßt.“

Sie irren ſchon wieder, mein Herr Verfaſſer. Man ſubſcribirt oder pränummirirt nicht immer, um dadurch anzu-

anzudeuten, daß man den Werth eines Schriftstellers schon kenne; ein Publikum, das nicht nach $\frac{116}{179}$ Kopecken rechnet, thut es auch oft, um einen jungen Schriftsteller aufzumuntern; und das war auch hier der Fall.

„Gute Waare lobt sich selbst, ist der Krämer Sprüchswort, und sollte auch den eitlen Herren empfohlen „seyn, die ganz dreist bey uns, durch ihre Pränumerations-Zettel, ihren Werth anzeigen, wie die „Taschenspieler ihre Kunst.“

Mit diesem Krämersprüchwort endigt sich, dem Himmel sey Dank! das ganze elende Gewäsche. Was kann man aber auch bessers von einem Autor erwarten, in dessen Kopfe Policey-Officiere als Censoren, Komödianten, Taschenspieler, Beckerknechte und Schriftsteller untereinander herumlaufen, wie die Bildergen in der Zauberlaterne; und den noch obendrein das Andenken an die 352 Rubel, die ihm entgangen sind, unaufhörlich nagt. — Ich würde hier schließen; aber noch Eins drückt mich auf dem Herzen. Wissen Sie, mein Herr Verfasser, daß, weitentfernt Pränumeration anzunehmen, vielmehr die Hälfte der Subscribenten und drüber, meinem Freunde das Geld noch schuldig ist; und daß er statt Ihrer lächerlich berechneten 700 und 1200 Procent Gewinn, einen reellen Verlust erleidet. Ich bitte Sie, in dem künftigen Stück Ihrer

rer patriotiſchen Blätter eine Satyre auf das Publicum zu machen, das willig ſeinen Namen hergiebt, um ihn gedruckt zu ſehn; aber ſich nicht ſchämt, ihn unausgelößt zu laſſen, wenn es auf 80 Kopeck ankömmt. Berechnen Sie dieſes niedrige Verfahren nach ſoviel Brüchen, als Sie nur immer habhaft werden können, und ich ſtimme willig ein. Meinem Freunde aber, ſind Sie für Ihren unbeſonnenen Angriff, eine Ehrenerklärung ſchuldig.

A. v. Kotzebue.

VI.

Nachricht von der heiligen Brigitte.

Die alten Ruinen von Brigitten unweit Reval werden von den Einwohnern der Stadt noch immer, der angenehmen Gegend wegen, gerne beſucht: es möchte daher hieſigen Leſern folgende Nachricht nicht unwillkommen ſeyn.

Die heilige **Brigitta**, oder Brita, war in Schweden geboren, und ſtammte aus einem vornehmen Geſchlechte her. Ihr Vater war der Reichsrath Birger Perſſon, der Ahnherr des berühmten Schwediſchen Geſchlechts der **Brahe**.

Brigitta wurde im Jahr 1304 geboren, und in der Folge an den Reichsrath Ulf Gudmarsſon verheyrathet. Nachdem ſie viele Jahre mit ihm in der Ehe ge-

gelebt, und einige Kinder zur Welt gebracht hatte, verließ sie in einem Anfalle von religiöser Schwärmerey ihren Gemahl, im Jahr 1340, und begab sich in das Cistercienser Kloster Alwastra in Ostgotland. Der Reichsrath, ihr Gemahl, ward von den heiligen Thorheiten seiner Frau so angesteckt, daß er ebenfalls der Welt entsagte, sich in einen Sack hüllte, und mit einem Strick um den Hals, und einem Stab in der Hand, in Gesellschaft seiner frommen Brita eine Wallfahrt nach dem Grabe des Apostels Jacob zu Compostella in Spanien vornahm. Als ihr Gemahl gestorben war, besuchte Briaitta auch sogar das heilige Grab in Palästina. Nach Vollendung dieser geistlichen Wanderschaften ließ sie sich endlich in Rom nieder, stiftete im Jahr 1366 einen neuen Orden für beyde Geschlechter, und starb daselbst im Rufe der Heiligkeit 1373 den 23sten Jul. im 69sten Jahr ihres Alters. Noch jetzt zeigt man zu Rom das Zimmer, worinn sie gewohnt hat und gestorben ist. Ihre Gebeine wurden von ihrer Tochter, der heil. Catharina, nach Schweden gebracht.

Brigitta hatte, wie sie vorgab, und ihre Zeitgenossen es auch treuherzig glaubten, himmlische Gesichte und Offenbarungen. Diese wurden ihr seit 1344 von Christo selbst, mit dem sie beständig Unterredungen hatte, eingegeben. Zu Rom wird in der Paulskirche ein hölzernes Crucifix gezeigt, das sogar mit ihr gesprochen, und ihr viele Offenbarungen mitgetheilt haben soll. (Die Revelationes Brigittae sind gedruckt worden zu Lübeck 1492 in Fol. und dieses Buch ist so selten, daß Herr Bibliothekar Gjerwell es mit 401 D. K. M. (etwan 22 Thaler Species) bezahlt hat,

um

um selbiges in die Königl. Bibliothek zu Stockholm, wo es noch nicht war, bringen zu können. —)

Heutiges Tages wäre die begeisterte Frau mit ihren Träumereyen als eine **Närrin** ausgehöhnt worden; aber in jenen Jahrhunderten des Aberglaubens ward sie dadurch eine **Heilige**, und ihre erdichteten Märchen wurden von Concilien, d. i. von ehrwürdigen Versammlungen geistlicher Herren, bestätigt. Auf dem Concilium zu Basel mußte die Aebtißin und der Kapellan von Wadstena die Revelationen der heil. Brigitta mit Urkunden belegen. Christus selbst, laut diesen Urkunden, verlangte die Bestätigung der Offenbarungen; und wenn auch der Papst gefällig genug gewesen, die Lüge zu glauben, so war doch seine Bestätigung — Unverschämtheit.

Wadstena in Ostgotland, am Wetter-See gelegen, war das Stammkloster für alle Brigittiner. Es hatte die Ehre, die theuren Gebeine dieser Heiligen zu verwahren, und wurde weit und breit her aus Europa besucht, und reichlich beschenkt. Das Land umher war so heilig, daß die Pilgrimme barfuß dahin kommen mußten. Viele reiche Schweden aus allen Provinzen liessen sich todt nach der Kirche fahren, um nur das Glück zu haben, daselbst begraben zu werden; dennoch wurde dadurch die Kirchenluft so wenig vergiftet, daß die Nonnen ein mehr als hundertjähriges Alter erreichten. Wer Wadstena besuchte, erhielt eben den Ablaß, als wenn er wider die Ungläubigen zu Felde gezogen wäre. Als aber Luthers Lehre in Schweden Eingang fand, so schwand der Glaube an Brigittens Träume. Das Kloster erhielt sich doch noch ziemlich lange, bis unter dem König Siegmund, der die catholische Religion in Schweden wieder ein-

führen wollte, innere Unruhen im Reiche entstanden. Da wurden im Jahr 1596 die guten Nonnen von Wadstena nach Danzig abgeführt, und in neuern Zeiten ist das Kloster in ein Invalidenhaus verwandelt worden.

Ausserhalb Schweden bekamen die Brigittiner auch in andern Ländern, in Italien, England, Deutschland, Polen, Dänemark und Norwegen, verschiedene Klöster. Auch in Ehstland, eine Meile von Reval, in einer angenehmen Gegend am Meer, verschaffte ihnen der Aberglaube einen herrlichen Wohnsitz.

Marienthal (so hieß eigentlich das Kloster, dessen Ueberreste man jetzt **Brigitten** nennt) wurde im Jahr 1407, am Tage St. Veits, zu bauen angefangen. Die Erbauer waren drey reiche Revalsche Kaufleute, Heinrich Schwalberg, Heinrich Hüxer und Gerlach Krnse, die ihr Vermögen ganz dazu hingaben. Der erstere war der Baumeister. Nach 29 Jahren, im Jahr 1436, als der Bau vollendet war, wurde das Kloster von dem damaligen Bischof zu Reval, Heinrich von Uexkül, eingeweiht. Die drey genannten Kaufleute wurden selbst Brüder, Gerlach Kruse aber wurde zum Vater und Confessor erkohren. Das Kloster war prächtig aus Quadersteinen erbaut, und es wohnten darinnen, in christlicher Eintracht, sowol Mönche als Nonnen, deren Zellen durch eine Mauer abgesondert waren. Da ihnen das Reden untersagt war, so bedienten sie sich, wie Thomas Hiärne meldet, einer sonderlichen Art, mit den Fingern zu sprechen; z. Beyspiel: die andächtige Nonne, wenn sie Christum im Sinn hatte, berührte mit dem Zeigefinger ihr gen Himmel gerichtetes Auge; derselbe Finger, an dem Kopf gehalten, bezeichnete den Beichtvater;

vater; zwey Finger am Kopfe, die Aebtißin. Wenn der durſtige Mönch zu trinken begehrte, ſo ſetzte er den Zeigefinger an den kleinſten Finger der andern Hand; der Zeigefinger über die Bruſt gelegt, bedeutete Leſen, u. d. g. — Das Brigittenkloſter war im ganzen Lande in großem Anſehn. Am St. Veits- und Johannistage ſtrömte das Volk haufenweiſe hinzu; es brachte Ochſen, Kälber, Schaafe, Wachs ꝛc. zum Opfer dar, und erhielt dafür Ablaß und Benediction. Es fielen zwar bey dieſen heiligen Wallfahrten ſehr unheilige Dinge vor, allein die Anhörung einer lateiniſchen Meſſe tilgte alle Schwachheiten der Gläubigen.

Ohngefähr 150 Jahr hat das Kloſter geſtanden. Aber zu Anfange des Jahrs 1575 wurden von den Ruſſen die beym Kloſter ſtehenden Wohnungen in Brand geſteckt, und alle Nonnen gefangen weggeführt. Zwey Jahr nachher, 1577, als funfzig tauſend Ruſſen und Tataren die Stadt Reval ſieben Wochen lang belagert hielten, wurde das ſchöne Kloſter ſelbſt von den Feinden ruinirt, und aus den großen Quaderſteinen wurden Stückkugeln gehauen. Jetzt dient die vordere noch ſtehende Mauer der Kloſterkirche den Seefahrern zu einem Zeichen, und der innere Raum derſelben iſt die gewöhnliche Ruheſtätte der hier ſterbenden Catholiken.

K—s.

I.

Schreiben eines Ungenannten an den Herausgeber.

Mein Herr,

Schon seit einigen Jahren habe ich in Stunden, die ich meiner Landwirthschaft, dem Dienste meines Vaterlandes und der Sorge für mein Haus entziehen konnte, Bemerkungen niedergeschrieben, über Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche dieses Landes. Ich kleidete sie in Briefe ein, die ich zuweilen meinen Freunden mittheilte. Beyliegend erhalten Sie einige davon. Sollten sie Ihnen behagen, und ich sie in der Schrift für Geist und Herz abgedruckt finden; so werde ich nicht unterlassen, nach und nach mehrere einzusenden; doch rech-

ne ich auf Ihre Erlaubniß, meinen Namen jederzeit verschweigen zu dürfen. Manche Bemerkung — vielleicht gut und wahr — würde man mir verargen, wenn man meinen Namen wüßte. Das Publicum ist nun einmal so: kennt es einen Schriftsteller persönlich; so pflegt es gemeiniglich bey Erscheinung seiner Schriften auszurufen: „ach, den kenn ich ja!" und weil es ihn nun kennt, und weiß, daß er ein Mensch wie andere Menschen ist; so kann er auch nichts belehrendes und unterhaltendes geschrieben haben. Erlauben Sie daher, daß ich unbekannterweise sey

Ihr

Leser B.

Antwort des Herausgebers an den Ungenannten.

Mein Herr,

Ihre eingesandten Bemerkungen sind mir willkommen, so lange sie nicht persönliche Angriffe enthalten. Aus dieser Rücksicht werden Sie mir auch einige kleine Änderungen verzeihen, die ich mir in Ihrem Manuscript erlaubt habe, weil es mir schien, als hätten Originale zu Ihren Bildern gesessen, denen ich Schonung

nung schuldig bin. Vielleicht habe ich mich geirrt; aber ich will lieber zu vorsichtig, als zu nachsichtig seyn. Hätten Sie Ihren Namen unterzeichnet; so hätten Sie selbst für den Innhalt stehen mögen, der aber, ohne Ihren Namen, mir zur Last gelegt werden könnte. Ich hoffe, daß Sie diese Gründe billigen, und die kleinen Abänderungen gütigst übersehen werden. Nur in diesem Falle, ist mir die Bekanntmachung oder Verschweigung Ihres Namens gleichgültig; und wenn Sie auf der letztern bestehn; so verspreche ich sogar, Ihr Manuscript jedesmal selbst abzuschreiben, um es in keine fremde Hände fallen zu lassen. Doch werden Sie mir zu gleicher Zeit erlauben, es einem Jeden frey zustellen, der Lust und Beruf finden sollte, Ihre Bemerkungen zu widerlegen, sich dieses Journals dazu zu bedienen. Auf diese Weise glaube ich meine Pflichten, gegen den Einsender sowohl, als gegen das Publicum, erfüllt zu haben, und bin u. s. w.

Der Herausgeber.

Die Briefe des Ungenannten, über Ehstlands Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche.

Erster Brief.

Liebster Freund,

Eine Reihe von Jahren ist verstrichen, seit ich in mein Vaterland zurückkehrte, und die wenigen Kenntnisse, die ich mir jenseit der Ostsee zu erwerben bemüht war, liessen mich hoffen, kein unnützer Bürger desselben zu werden. Man schmeichelt mir, diese Hoffnung erreicht zu haben, ob ich gleich, wie Sie wissen, weder Collegen-Assessor, noch Hofrath, noch Collegen-Rath bin. Die Proben, die mein geliebtes Vaterland mir hin und wieder von seiner Achtung gegeben, sind mein Stolz, meine Eitelkeit ist befriedigt, und meine häuslichen Freuden machen mich zum wahrhaft glücklichen Manne, um so mehr, da ich unbeneidet lebe. Diese ungetrübte Ruhe macht mich dann und wann so übermüthig, über die Sitten und Gebräuche meines Vaterlandes zu glossiren; doch thue ich es ohne Bitterkeit, ohne den stolzen Glauben, besser zu seyn, als andre, blos in der reinen, unschuldigen Absicht, vielleicht diesem und jenem, dieser und

jener,

jener, durch meine Bemerkungen nützlich zu werden. Sollte das einem Manne nicht erlaubt seyn, der schon seit vielen Jahren dem Wechsel des Glückes und der Moden zugesehn; dem besonders in den letzten drey oder vier Jahren, die unbegreiflich schnelle Veränderung der Sitten und Art zu denken, den reichhaltigsten Stoff zu Bemerkungen darbot; dem keine jugendliche Eitelkeit die Feder in die Hand gab, und der es sich selbst heilig schwört, mit Bescheidenheit zu tadeln, und mit Wahrheit zu loben. In Ihren verschwiegenen Busen, mein Bester, schütte ich zuerst meine Gedanken aus; Sie werden mich freundschaftlich zurechtweisen, wenn ich fehle; und durch ein Lächeln belohnen, wenn ich das Ziel traf. Die Freuden der Stadt, sind seit so vielen Jahren nicht vermögend gewesen, Sie aus Ihrer Einsamkeit hervorzulocken; ich hoffe also, daß Ihnen manches neu seyn wird.

Zuerst ein Wort über die bessere Hälfte der Bewohner dieses Landes, das heißt: über unser Frauenzimmer. Sie kennen meine Vorliebe zum schönen Geschlecht, und billig gebührt ihm der Vorzug; ihm, das unsere trüben oder übellaunigen Stunden so zauberisch versüßt, unsere gesellschaftlichen Vergnügungen würzt und verfeinert, die Bürde unserer häuslichen Sorgen theilt, und selbst uns deswegen gefällt, weil es schwächer ist als wir.

Sie sind auch gereist, Freund! nennen Sie mir einen Ort, wo Sie bessere Ehefrauen gefunden, als hier, in unserm Vaterlande. Sittsamkeit, ohne Ziererey; innige Liebe zu dem Manne, ohne diese Liebe eben öffentlich zur Schau stellen zu wollen; eheliche Treue, der selbst der Gedanke von Möglichkeit fremd ist; Sparsamkeit, ohne Geitz; Häuslichkeit, ohne Vernachlässigung der Reinlichkeit; Mutterliebe, Bescheidenheit und natürliche Klugheit, soviel ein Frauenzimmer deren bedarf: — das sind die köstlichen Eigenschaften, mit denen die gütige Natur unsere Weiber ausstattete; das ist das reizende Bild, dessen Farben ich nicht überladen, und das ich, auf mein Gewissen! in dem Tempel der Wahrheit mir aufzuhängen getraue.

Freylich giebt es auch Ausnahmen, und welche Regel hat nicht die ihrigen? Ich gesteh' es mit einem Seufzer, daß es auch Frauen giebt, die nicht sittsam, sondern geziert sind; die ihren Mann nicht lieben, wohl aber den äusserlichen Schein affektiren; die das Heiligthum der ehelichen Treue schänden; die mit vollen Händen wegwerfen, wo sie weder gesäet, noch gepflanzet; die nicht der Reinlichkeit, sondern der Eitelkeit opfern; die die selige Empfindung der Mutterliebe nie kannten, und statt jener einnehmenden Bescheidenheit, welche, ohne es zu wollen, sich die Her-

zen

zen der Männer unterthan macht, ihren Ruhm in lächerlichen Prätensionen suchen: ja, es giebt solche Frauen; aber dem Himmel sey Dank! ihrer sind nur wenige, und ihr Beyspiel hat keinen Einfluß auf die bessern Seelen.

Kein angenehmeres Bild, als eine unserer guten Mütter im Zirkel ihrer Kinder; kein rührenderes Schauspiel, als eines unserer treuen Eheweiber am Krankenlager des Mannes; wie sie mit rothgeweintem Auge an jedem seiner Blicke hängt; mit unermüdeter Sorgfalt seine Schmerzen lindert, und gern theilen mögte; mit ängstlichem Forschen nach dem ersten Lächeln der Genesung spürt. Für sie scheint dann nichts in der Welt, als ihr leidender Gatte; sie nimmt an nichts mehr Antheil, und würde man ihr den nahen Einsturz des Hauses durch ein Erdbeben, verkündigen, sie würde nicht von den Füßen des Mannes weichen. Ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, solchen Auftritten beyzuwohnen, selbst Frauen, die sonst wenig Gefühl zu haben schienen, zeigten sich mir in dieser Situation, als die vortreflichsten Geschöpfe, mit wahrer inniger Empfindung begabt. Doch weinten sie nicht, wenn eine Spinne zertreten, oder eine Fliege zerdrückt wurde. Das Bild solcher Scenen wird nie aus meinem Gedächtnisse schwinden; wie gern hätte ich oft Hagestolze als

Zeugen herbeygeführt, und ihnen zugerufen: „sehet „da die Seligkeit, die Gott in den Ehestand legte! „ein treues, gutes Weib, geleitet uns liebevoll selbst „bis zum Rande des Grabes, und in seinem theilneh„menden Auge schöpfen wir Muth, die lange Reise „durchs dunkele Thal ohne Murren anzutreten.“

So viele Tugenden sind freylich auch nicht ganz ohne Fehler, doch keiner dieser Fehler ist vermögend, so viele Tugenden zu verdunkeln. Unsere Frauen, so gut sie mit ihren Männern und dem Kreis ihrer engern Bekanntschaften umzugehen wissen; so schlecht verstehen sie meistentheils, einen Fremden zu unterhalten. Sie nehmen dann gemeiniglich ihre Zuflucht zu Gemeinsprüchen, zum Wetter und zu den Stadt-Neuigkeiten. Das rührt von ihrer Erziehung her, und ich wälze daher den grösten Theil der Schuld auf den Vater. Es giebt so wenige, die französisch sprechen, und doch ist das in unserer Zeit ein nothwendiges Uebel. Die Lage und Regierung unsers Landes, bringt uns oft mit allerley Nationen zusammen, und besonders mit Russen. Will man die Kinder auch nicht zum Russischen anhalten, wie es doch eigentlich billig wäre, so lasse man sie wenigstens französisch lehren, denn jeder Weltmann, er sey Russe oder Ausländer, spricht französisch. Aber ich verlange auch, daß sie es nicht halb lernen sollen, nicht so gebrochen

und

und kauderwelsch, wie einige unserer jungen Damen sprechen; sie müssen gut reden, keinen lächerlichen Accent haben, der einem Kenner Ohre weh thut — oder lieber schweigen. Um gut zu reden, muß man sich viel üben, und besonders viel lesen, und laut lesen. Das letztere verbessert den Accent und die Geläufigkeit der Zunge ausserordentlich. Aber ich habe bemerkt, daß unsere Damen keine Liebhaberinnen vom Lesen — nicht einmal vom Deutschlesen sind. Ja, einen Roman, eine Komödie, das hören sie gern; aber bey einem Buche, nur etwas ernsthaften Innhalts, es sey übrigens so schön geschrieben, als es immer wolle, schlafen sie ein. Selbst manches vortrefliche Buch, das doch blos zur Unterhaltung abzweckt, lesen sie nicht, weil sie es nicht verstehen. Fragen Sie zum Exempel einmal hundert Damen von Ihrer Bekanntschaft: ob sie Wielands **Oberon**, oder Lessings **Nathan der Weise** gelesen haben? und ich wette mit Ihnen 5 gegen 1, neunzig davon werden Nein antworten. Wenn Sie mir nicht glauben; so machen Sie die Probe. Soll ich Ihnen aufrichtig sagen, woher dieß kommt? die Damen verstehen kein Deutsch. Oberon und Nathan sind in der schönsten, poetischen Sprache geschrieben, setzen Kenntnisse in der Litteratur voraus, und die hat unser Frauenzimmer nicht. In der Mythologie sind sie auch selten bewandert.

weil die Herren Hofmeister selbst, meistens nichts davon verstehen, und diese Wissenschaft ist doch unumgänglich nothwendig, um die Schriften unserer besten Dichter zu lesen. — Hingegen fragen Sie wieder hundert Damen von Ihrer Bekanntschaft: ob sie den Siegwart gelesen haben? und neunzig werden antworten: ja. Das kommt daher: der Siegwart ist ein fades, gedankenloses Gewäsch, in der plattesten, kunstlosesten Schreibart; man kann dabey einen Strickstrumpf in der Hand haben, und von Wirthschafts-Angelegenheiten sprechen, ohne den Faden der Geschichte zu verlieren. Das Resultat dieser Bemerkungen wäre also: unser Frauenzimmer scheut sich vor mühsamer Application, will nur amüsirt, und nicht unterrichtet seyn. (*) Man hat oft gegen mich behauptet, daß eben dieser geringe Grad weiblicher Aufklärung, uns das Glück so guter, treuer, in unsern Willen ergebener

(*) Hier, glaub' ich, irrt sich der ungenannte Herr Verfasser. Ich habe zum Beyspiel selbst, den Oberon einigen Damen hier in Reval vorgelesen, die mir mit innigem Vergnügen und Aufmerksamkeit zuhörten, manches darinn nicht verstanden; aber mich jederzeit um meine Erklärung baten. Ich glaube also, daß die Anlage unsers Frauenzimmers die beste ist; und daß es nur auf einen angenehmen Unterricht ankömmt, aus ihnen zu machen, was wir selbst wollen.

Anmerkung des Herausgebers.

ner Gattinnen verſchaffe, und daß Verfeinerung immer das Verderben in ſeinem Gefolge führe. Wenn dem würklich ſo iſt, welches ich nicht zu entſcheiden wage; nun ſo mögen unſere Frauen lieber nicht franzöſiſch ſprechen, lieber kein ernſthaftes Buch leſen, und lieber die Fremden ſchlecht unterhalten. Aber dann ſollten ſie doch eine andere Eigenſchaft nicht vernachläſſigen, die nie andere als wohlthätige Einflüſſe hervorbringt, den Reiz jeder Dame erhöht, und gewiß ſchon mehr Herzen erobert hat, als der neuſte Hut oder die geſchmackvollſte Robe: ich meine die Muſick. Wer widerſteht einer ſchönen Hand, welche ſchmelzende Töne aus dem Klavier hervorlockt? Wer fühlt ſich nicht wohlwollend angezogen, durch eine reizende Stimme? — es iſt der Welt Lauf, daß immer irgend ein äuſſerliches Verdienſt dazu gehört, um Aufmerkſamkeit zu erregen! Der Edelſtein vom gröſsten Werthe, ſo lange er ungeſchliffen iſt, entgeht dem Auge von Millionen Menſchen, und iſt unter Millionen nur Einem Forſcher kenntlich. Setzen Sie nun, liebſter Freund, ein Frauenzimmer, das von der Natur, in Anſehung der körperlichen Gaben, ſtiefmütterlich behandelt worden, und ſich überdieſs keine Mühe gegeben, durch andere Eigenſchaften zu glänzen; laſſen Sie dieſes Frauenzimmer übrigens die beſte, vortreflichſte Seele ſeyn, mit Verſtand und Mutterwiſs

wiß begabt, und sie wird doch übersehen werden. Geben Sie ihr dagegen nur eine angenehme Eigenschaft für die Gesellschaft; lassen Sie sie zum Beyspiel schön singen: so wird dieß einzige Verdienst die Neugierde von hunderten erwecken, man wird wünschen, sie näher kennen zu lernen, man wird sich um sie her drängen, mit ihr reden — und dann mag ihr Geist und Herz den Eindruck vollenden, zu welchem die erlernte Kunst den Busen der Umstehenden bereits empfänglich machte. O gewiß! Schönheit erobert nie das Herz des vernünftigen jungen Mannes, Schönheit ist nur das Mittel, sich in die Aufmerksamkeit der Gesellschaft zu introduziren; Musick, Mahlerey und dergleichen, sind das auch, jedoch nicht so bequem als die Schönheit, die man allenthalben mit sich führt, um derentwillen man keine Gelegenheit abzupassen braucht, um sie sehen zu lassen, die im nachläßigsten Gewand am reizendsten ist, und den sichersten Eindruck, selbst auf Klötze macht, welche sonst keinen Sinn, weder für Musick noch Mahlerey haben. Daher habe ich die Sorge für eine schöne Gestalt noch nie gemißbilligt, sie ist ein unschätzbares Geschenk der gütigen Mutter Natur; aber Schade! daß viele unserer jungen Damen Verdienst genug zu besitzen glauben, wenn sie nur schön sind. Sagen Sie mir, mein Bester, ob Sie nicht, so wie ich, die

Be-

Bemerkung oft bestätigt gefunden: je schöner unsere Mädgen sind, je dümmer sind sie auch. (*) Es klingt hart, aber ich wiederhohle es: unsere schönsten Mädgen können nichts als den Mund aufsperren, und mit lachen, wenn andere lachen. Zwanzig solche schöne, unbeseelte Statüen, gebe ich gern für ein häßliches Mädgen, (wenn es nur keine Hexe von Endor ist) das mich durch seinen Verstand unterhält, und, wenn wir uns ausgeschwatzt haben, sich ans Klavier setzt, mich durch eine Sonate von **Vanhall** oder eine Arie von **Paisiello** zu entzücken.

Ich war einmal in B**, der Wiege der Aufklärung (und Menschenduldung, wie Moses Mendelssohn sagt) dem Wohnsitz der Musen, wo Apoll selbst als König präsidirt. Einer meiner Freunde führte mich in ein Liebhaber-Conzert, wo man eben die vortrefliche Graunsche Passion: **der Todt Jesu**, aufführen wollte. Noch vor Anfang der Musick, stellte mich mein Freund den Mitgliedern dieses Zirkels vor, und unter andern einer Fräulein von ***, einem zwanzigjährigen Mädgen, dessen uninteressante Gestalt nicht

(*) Hierinn bin ich nicht ganz des Herrn Verfassers Meynung. In einzelnen Fällen mag er wohl Recht haben; aber ich kenne schöne Mädgen, die Verstand und Grazie mit ihren körperlichen Reizen vereinigen.

Anmerkung des Herausgebers.

nicht den geringsten Eindruck auf mich machte. Die Musick begann, ich setzte mich in einen Winkel. Da trat Fräulein von *** auf, welche die erste Discantstimme sang, und hub an mit dem Recitativ:

Jethsemane! Jethsemane!
wen hören deine Mauren
so bange, so verlassen trauren!
wer ist der langsam Sterbende? ꝛc.

Der Ausdruck der Musick ist in dieser Stelle ausserordentlich schön und rührend. Das weichgeschaffne Mädgen fühlte das. Bey den letzten Worten: **wer ist der langsam Sterbende!** rollte eine Thräne über ihre Wange, und ihre unwiderstehliche Rührung zwang sie, einige Tacte zu verschlucken. Glauben Sie mir Freund, daß ich von diesem Augenblick an, die innigste Achtung und Liebe für dieses Mädgen fühlte. Ich habe sie nie wieder gesehn, und nie wieder gesprochen; aber wenn ich noch heute, nach einem Verlauf von soviel Jahren, Gelegenheit hätte, ihr zu dienen, ich würde es mit Freuden thun.

Das zum Beweis, daß ein genutztes Talent hundertfach ersetzen kann, was die Gestalt versagte. Aber freylich ist es nicht genug, wie viele unserer Damen zu glauben scheinen, daß man eine Menuet, eine Polonoise, einen englischen Tanz spielen, oder ein Liedgen

gen trällern könne; man muß Konzerte spielen, oder Arien singen, um sagen zu können, man verstehe Musick. Aber der größte Theil unsers Frauenzimmers, hat seine musikalische Kenntniß in einer halben Stunde erschöpft; da spielen sie Ihnen, wenns hoch kömmt, ein Dutzend auswendig gelernte Handstückgen nach der Reyhe vor, und dann sind sie fertig. Meistens sind sie schon zufrieden, ein schönes Mahagony Instrument zu besitzen, welches das Zimmer schmückt. Heyrathen sie vollends; so verlernen sie auch noch das wenige, was sie etwa gewußt haben — doch still davon! das ist die Schuld des Mannes, und in der ganzen Welt comme chez nous. Ein musikalischer Hauptfehler unserer Damen ist: daß sie keinen Tact halten (*); und das kommt wieder daher, weil sie nicht Geduld genug besitzen, die Musik mit Eyfer zu treiben; weil sie ein schweres Stück unwillig auf die Seite legen, wenn sie es nicht gleich herausbringen können, und weil sie überhaupt die besten, neusten Musikalien wegwerfen, sobald sie sie einmal durchgespielt. Frägt man sie dann, warum sie sich nicht fleißi-

(*) Wenn der Herr Verfasser mir die Ehre erzeigen will, künftigen Winter einem unserer Liebhaber-Konzerte beyzuwohnen; so hoffe ich, ihn zu überzeugen, daß er zu allgemein gesprochen.

Anmerkung des Herausgebers.

fleißiger an ihr Klavier ſetzen? ſo antworten ſie: „wir „haben nichts zu ſpielen.“

„Aber mein Gott! hier liegen ja eine Menge Con„certe, und Sonaten und Quartetten, von Bach, „Stamitz, Haydn — “

„Die haben wir alle ſchon funfzigmal geſpielt.“ „Nun ſo laſſen Sie doch einmal hören! zum Exempel „dieß Concert von Bach.“

Nach mancher Weigerung, nach mancher Ziererey, ſetzt ſich die Dame endlich, und — ſtümpert Ihnen das funfzigmal geſpielte Stück aufs jämmerlichſte her.

Zur Entſchuldigung unſerer Fräuleins muß ich dagegen wieder geſtehen, daß es unangenehm iſt, immer allein zu ſpielen, ſich ſelten oder nie accompagniren zu hören, und ſelten oder nie Zuhörer zu haben, die Muſick verſtehen; denn die meiſten hören lieber eine Angloiſe, als eine Sonate von Edelmann. Das iſt freylich nicht aufmunternd, aber wer iſt Schuld daran? Was hält ſie ab, meine Schönen, Concerte von Dilettanten unter ſich zu bilden? oder, wenn Ihnen das zu weitläuftig ſcheint, was hält ſie ab, Theil an den Winter-Conzerten der ſchwarzen Häupter zu nehmen, und da die Bewunderung der verſammelten

Menge

Menge einzuerndten? (*) Ich will nicht hoffen, daß das Vorurtheil Ihrer Eltern Ihnen dieſen Schritt verbietet? vielleicht gar für unanſtändig hält? Ich meines Theils wüßte nicht, worinn das Unanſtändige läge. Wer in einer Geſellſchaft auftritt, die ganz, oder doch gröſtentheils, aus Dilettanten beſteht; wer beſcheiden, ohne ſein Verdienſt anzuſchlagen, und die Zuhörer durch herumſchweifende Blicke, zum Beyfall aufzufodern, leiſtet was er kann; wer beym ſpielen keine lächerliche Grimaſſen ſchneidet; wer ſich nicht vor drängt, nicht aufruft, ſondern wartet, bis er aufgerufen wird — o der kann ſicher auf Nachſicht und Beyfall des vernünftigen Publicums rechnen. Den unvernünftigen, tadelſüchtigen Neider — wer hört den? wer achtet den? Hat er ſeinen Geifer herausgeſprudelt; ſo ſchweigt er. Und muß doch der reinſte Spiegel, vom ſchönſten Cryſtall, ſich gefallen laſſen, daß eine Fliege ihre Excremente darauf wirft. Wo ein gutes, oder zum wenigſten kein ſchädliches Mittel,

zu

(*) Der Herr Verfaſſer war vermuthlich vorigen Winter nicht in Reval, ſonſt würde er wiſſen, daß einige unſerer Damen, ſeinen Wunſch bereits erfüllt haben.

Anmerkung des Herausgebers.

zu einem guten Zwecke führt, da ist es Pflicht, der Vorurtheile zu spotten. (*)

Doch verzeihen Sie, mein Bester, ich ermüde Ihre Geduld. Es ist Zeit zu schliessen. In meinem künftigen Briefe behalte ich mir vor, die Damen auf den Tanzsaal zu begleiten, und überhaupt in Gesellschaften zu führen. Ich bin u. s. w.

der Ihrigste B.

Zweyter Brief.

Ich versprach Ihnen eine Skizze unserer Bälle, und ich eile Wort zu halten.

Wir haben in Reval drey Clubbs (und nicht Clubben, wie man dieß englische, auf deutschen Grund und Boden verpflanzte Wort, fälschlich auszusprechen pfleat) einen sogenannten adlichen Clubb, einen bürgerlichen Clubb und den schwarzen Häupter Clubb, wo Adel und Unadel vermischt erscheinen, und der sowohl um deswillen, als auch aus hundert andern Ursachen, der angenehmste ist. Ich will Ihnen, mein Bester,

(*) Mit dieser Bemerkung, mein Herr Verfasser, werden Sie kein großes Glück machen. Hier zu Lande giebt es Leute, die blind gegen den vortreflichsten Zweck sind, wenn das Mittel dazu, dem eisernen Szepter des verjährten Vorurtheils unterworfen ist.

Anmerkung des Herausgebers.

Beſter, von jeder dieſer drey Geſellſchaften erzählen, ſoviel ich davon weiß. Da ich nie tanze, doch aber dann und wann, dem bunten Gewühl froher Menſchen gern zuſchaue; ſo pflege ich mich, bey ſolchen öffentlichen Luſtbarkeiten (oder Begebenheiten, wie man es, drollig genug, hier zu Lande nennt) zuweilen in einen Winkel zu ſetzen, und unbemerkt auf dieſen oder jenen characteriſtiſchen Zug zu lauren, der mir den herrſchenden Geſchmack meines Vaterlandes verrathe. Ich habe dabey die Freude, daß mich Niemand für einen Beobachter hält, und Niemand ſich Zwang um meinetwillen anthut. Dieſen Vorzug danke ich meiner platten Phyſiognomie, die, wie Sie wiſſen, keinem Kinde Furcht einjagt.

Der adliche Clubb wird eigentlich nur in den Monaten Februar und März beſucht, wo bekanntlich ein Zuſammenfluß vom Landadel, die Stadt volkreicher macht. Wünſcht man, auch auſſer dieſer Zeit, Geſellſchaft daſelbſt anzutreffen; ſo muß man ſie wenigſtens ſchon den Tag vorher zuſammentrommeln, ſich mit ſeinen Freunden verabreden, ihnen die Zeit, und dem Okonom die Anzahl beſtimmen. Dieſe Angſtlichkeit aber, iſt dem Weſen eines Klubbs, ſchnurſtracks zuwieder; daher wäre es beſſer, daß der ſogenannte adliche Klubb ganz einginge, denn alle Entwürfe, ihn in Aufnahme zu bringen, ſind bis jetzo

geſcheitert. Warum? das getraue ich mir kaum zu entſcheiden. Man wirft ihm Steifigkeit vor; man bezüchtigt ihn eines Fehlers, der freylich, wenn er nicht erdichtet iſt, die Fortdauer einer Geſellſchaft ohne Rettung untergräbt: man will, daß Rang und Etikette zu ängſtlich daſelbſt beobachtet werden. Ich für mein Theil, kann dieſem Vorwurf weder beyſtimmen, noch ihn widerlegen. Sie kennen mich, Freund: wenn ich in eine Geſellſchaft komme, wo jeder für ſein Geld lebt; ſo ſehe ich in jedem Anweſenden, blos einen Theilnehmer des frohen Abends, aber nie einen Mann mit Band, Stern oder Titel; vor jeder Dame, die mich durch Geiſt und Schönheit bezaubert, bücke ich mich; aber ihren Rang muß ſie zu Hauſe, oder wenigſtens unten vor der Thür im Wagen laſſen. Ich komme und gehe, wenn es mir beliebt; ich kleide mich nach meiner Grille; ich eſſe und trinke wenn es mir einfällt, und wähle mir bey der Tafel den Platz, der mir am bequemſten dünkt. Ein Mann von Erziehung, wird bey alle dem nie vergeſſen, was er jedem Mitgliede der Geſellſchaft ſchuldig iſt; er wird gern und willig die Regeln des Wohlſtands beobachten; aber es wäre lächerlich, ihn zu den Regeln der Etikette verbinden zu wollen.

„Ganz gut," werden Sie mir einwenden: „aber „ein Jeder iſt nicht im Stande, ſo wie Sie, ſich über

„Ma-

„Nasenrümpfen und Räsonnements hinwegzusetzen.
„Er bleibt lieber zu Hause, und verzehrt sein Abend-
„brod ohne Zwang.“

Sie haben Recht, mein Bester! und daher mag es freylich wohl kommen, daß unsere besten, bürgerlichen Familien, den adlichen Clubb nicht besuchen wollen, so oft sie auch dazu eingeladen worden. Was sollen sie auch da? — Die meisten meiner Herren Landsleute glauben noch immer, daß sie besser sind, als andere Menschenkinder, weil sie **von** Thon, und die andern nur **aus** Thon geformt worden; sie sind kurzsichtig genug, ihren eingebildeten Vorzug fühlen zu lassen, und das schreckt natürlich den Bürgerstand aus ihren Cirkeln. (*) Ich glaube nicht zu irren,

(*) Um Verzeihung, mein Herr Verfasser, hier muß ich Ihnen geradezu widersprechen. Die meisten Ihrer Landsleute sind keiner solchen Thorheit fähig; die meisten Ihrer Landsleute unterscheiden das Verdienst vom Kleide, den Werth der Seele vom Werth des Namens, das Gepräge des Geistes vom Gepräge des Titels. Ihre Landsleute wissen den Gehalt der Münze wohl zu unterscheiden, den nur der Stempel gab, und der, wie Yorick sagt, beym Einschmelzen wegfällt. Sie haben daher, aufs gelindeste gesprochen, viel zu allgemein geurtheilt; Sie hätten Ihren Satz unterstützen können, ohne zu einer so ausschweifenden Behauptung Ihre Zuflucht zu nehmen. Ich gebe

wenn ich eben darinn auch den Ursprung des Gesetzes suche, welches in dem sogenannten bürgerlichen Clubb herrscht, und jedem Adlichen den Zutritt versagt. Wie gerne würde ich Ihnen nunmehro eine Beschreibung dieses bürgerlichen Clubbs liefern, wenn es mir jemals erlaubt worden wäre, dessen innere Einrichtung zu belauschen. (*) Ich wende mich daher zu den schwar-

---

Ihnen zu, daß es noch hin und wieder Leute giebt die dem Bilde gleichen, das Sie uns da aufstellen: und nur **ein einziges** solches Original, ist schon genug, den Bürgerstand aus Ihren Cirkeln zu verscheuchen.

Anmerkung des Herausgebers.

(*) Da ich das Vergnügen genieße, ein Mitglied des bürgerlichen Clubbs zu seyn; so nehme ich mir die Freyheit, das zu ergänzen, was dem Herrn Verfasser hier mangelt. Man versammelt sich daselbst jeden Abend, und findet jeden Abend gute, gewählte Gesellschaft. Man speist schmackhaft und reinlich, für eine Kleinigkeit. Als etwas besonders verdient bemerkt zu werden, daß der Ökonom nie weiß, was ein Jeder verzehrt hat. Wenn die Mitglieder auseinander gehen, pflegt ein Jeder seine Zeche selbst zu berechnen, und gewissenhaft zu bezahlen. Jeden Montag ist Konzert, das größtentheils aus Liebhabern besteht, und von Zeit zu Zeit giebt man auch Bälle. Das schöne Geschlecht findet man daselbst nur an Balltagen. Man hat diesem Clubb den Vorwurf gemacht, daß er aus Weiberfeinden be-

schwarzen Häuptern, als dem ansehnlichsten und beliebtesten Versammlungs-Orte, wo man immer die zahlreichsten Gesellschaften findet.

Es wäre zu wünschen, daß das schwarze Häupter Haus, welches, wie man mich versichert, sehr reich ist, etwas mehr auf äußern Schmuck wenden mögte,

---

siehe, weil es den Damen nicht einmal erlaubt sey, die wöchentlichen Konzerte zu besuchen. Aber der Grund dieser unwillkührlichen Einschränkung, liegt blos im Mangel des Platzes. Da die ganze Etage, welche der Clubb einnimmt, nur aus einem Saal und drey Zimmern besteht, wovon noch Eines für die Billardspieler abgerechnet werden muß; so ist man natürlich gezwungen, entweder auf das liebenswürdige Plaudern unserer Damen, während der schönsten Solos, Verzicht zu thun; oder auch sich kraft seiner Ellenbogen, herum zu drücken, zu schieben, zu stoßen, wie in Frankfurt bey einer Kaiserkrönung — Es ist erlaubt, Fremde einzuführen, wenn man vorher dem Vorsteher Anzeige davon gethan; doch durchaus keinen Adlichen, bey Strafe des Ausschließens. Dies Gesetz hat den Wunsch, vollkommener Gleichheit zum Grunde. Für Fremde scheint mir indeß dieser Clubb keinen Reiz zu haben, weil, außer dem Wirth, dessen Gast der Fremde ist, sich nicht leicht Jemand um ihn bekümmert. Ich halte das für eine Nachlässigkeit der Gesellschaft, wegen der man ihr billig einen Vorwurf machen kann, da eine solche Behandlung eines Fremden, nur in großen Städten üblich seyn sollte, wo sie beynahe unvermeidlich ist.

Anmerkung des Herausgebers.

da es ihm an innerer guter Einrichtung nicht gebricht. Wenn es regnet; so kann man nicht einmal trocken aus dem Wagen steigen, eine Unbequemlichkeit, welcher durch ein kleines Obdach, von gefirnißter Leinewand, sehr leicht abgeholfen werden könnte. Das Vorhaus ist, nach unserer alten Bauart, sehr lang und groß, und die Quadersteine, mit denen es gepflastert ist, im Winter sehr glatt. Wenn ich recht beobachtet habe; so würde man dieses Vorhaus, vielleicht mit wenigen Kosten, in einige Zimmer verwandeln können, und welch ein Zuwachs von Größe und Bequemlichkeit, würde nicht daraus für das Ganze entstehn. Man würde nicht mehr genöthigt seyn, da, wo man jetzt speist, auch Spieltische zu setzen, das Büffet könnte alsdann füglich aus dem Tanzsaale verwiesen werden, und, mit Hülfe eines kleinen Vorzimmers, würde kein Laquay mehr auf der Straße frieren.

Der Saal selbst ist sehr groß. Die Pfeiler darinn sind freylich nach unserm heutigen Geschmack keine Zierde, und für den Tanz keine Bequemlichkeit; ich vermuthe aber, daß die Wegnahme derselben, mit allzugroßen Kosten und Schwürigkeiten verknüpft seyn würde. Hingegen wundere ich mich, daß man ihm noch immer das alte räuchrigte Ansehn läßt, das ihm, zur Zeit des Hanseatischen Bundes, ganz gut gekleidet

det haben mag. Wozu die meſſingenen Kronleuchter? unter welchen man nicht ohne Todesgefahr verweilen darf, und welche, troß der warnenden Beyſpeile, immer noch heilig beybehalten werden. Einer meiner Freunde in Reval ſchreibt mir, daß im vergangenen Winter zwey dieſer ungeheuren Maſchinen plötzlich herabgeſtürzt, daß aber — dem glücklichen Ohngefähr ſey es gedankt — Niemand beſchädigt worden. — Wozu alle die alten Kaiſer und Czaare, und Könige und Königinnen? die den Saal am hellen Mittage verdunkeln. Ich gebe es zu, dieſe Alterthümer ſind ehrwürdig, und es ſey ferne von mir, ſie ganz verbannen, oder auf den Boden relegiren zu wollen; aber einen Tanzſaal ſchmücken ſie warlich nicht. Mir deucht, die anſtoßenden Zimmer wären groß genug, alle dieſe Gemählde zu beherbergen, man würde ſie da ungeſtört betrachten können, und der Saal würde ein freundliches Anſehn gewinnen.

Die Nebenzimmer ſind neu erbaut, und recht artig, doch iſt das Ganze noch lange nicht groß genug, für die Menge der Menſchen, die ſich daſelbſt zu verſammlen pflegt. Man ſpeiſt gut und wohlfeil, doch muß man ſchnell zugreifen, wenn man ſatt zu werden wünſcht, weil die Herren und Damen manchmal ganz unverſchämt rapſen. Wollen Sie aber Ihrer Sache gewiß ſeyn, ſo befolgen Sie meine Methode, bezwin-

gen Sie Ihre Eßlust anderthalb Stunden, und warten Sie, bis die Vorsteher sich zu Tisch setzen, alsdann sind Sie sicher, ordentlich und gut bedient zu werden. Die Aufwartung ist nicht die beste, doch hat man seit Kurzem die Erlaubniß, eigene Bedienung mitzubringen.

Die Gesetze des schwarzen Häupter Hauses, so weit ich sie kenne, sind gut, und werden genau befolgt. Am Balltagen wird um den Vortanz gelooßt, und jede Art des Tanzes dauert eine Stunde. Ein Trompetenstoß kündigt den Ablauf dieser Stunde an, und sogleich ordnen sich die Paare zu einem andern Tanze. Dies Gesetz ist löblich, und beugt vielen Zwistigkeiten vor, obgleich viele wollen, daß es zuweilen allzustreng beobachtet werde. Der größte Theil des Publicums, zum Beyspiel — ich mögte beynah sagen: alle Anwesende — sind Feinde der Menuet, vermuthlich, weil im Grunde keiner eine Menuet zu tanzen versteht; demohngeachtet wird von der Stunde, welche diesem Tanze gewidmet ist, auch nicht eine Sekunde abgebrochen, und wenn die jungen Herren den Vorstehern einen Fußfall thäten. Ich habe es zuweilen lächelnd aus meinem Trotzwinkel mit angesehn, wie die Matadors des Balles, eine Angloise arrangirt, ihre Damen auf den Platz geführt, die Figuren probirt und die Musick bestellt haben. Plötzlich

lich erſcheint Einer der Vorſteher mit der Uhr in der Hand, und vernichtet die ganze Freude. Da hängen ſie die Köpfe, murren und maulen, und müſſen ſichs doch gefallen laſſen. Die ſchwarzen Häupter Brüder haben Recht, daß ſie ihre Geſetze nicht zur Spinnewebe machen laſſen, und kein Anſehn der Perſon achten; denn ein durchlöchertes Geſetz iſt ſo gut als keines.

Schwachnervigte Damen beklagen ſich oft, mit gerümpfter Naſe, über das Tabackrauchen, und meynen, es ſey unanſtändig. Ich meyne das nicht, ſo lange es in den bisherigen Schranken bleibt. Es wird nirgends Taback geraucht, als in den Nebenzimmern, und wer es von da, bis in den Tanzſaal riecht, der affektirt entweder, oder er muß eine feinere Naſe haben, als jener Gascogner, der am Geruch unterſcheiden konnte, was Einer für ein Landsmann ſey.

Des Mittwochs iſt ordentlicherweiſe Konzert, das gröſtentheils aus Dilettanten beſteht, und, wie ich höre, ſeit kurzem auch von Damen beſucht wird. Aber aufrichtig zu reden, der Saal iſt nicht zum Konzertſaal gebaut. Seine getäfelte, und nicht allzuhohe Decke, wie auch die Menge der ungeheuer großen Bilder, machen den Schall dumpf, daß ſelbſt die Geige eines Lolly dabey verlieren würde. Das Orcheſter iſt erhaben, und weil es dadurch der niedern Decke

ſehr

sehr nahe kömmt; ist es beynahe immer stickend heiß daselbst; eine große Unbehaglichkeit, besonders für die Singstimme und die Blasinstrumente.

Nichts ist vollkommen auf dieser armen Unterwelt; am wenigsten muß man in einer Stadt wie Reval, die nicht überflüssig, weder mit Geld noch mit Aufklärung versehen ist, Petersburger Pracht, Pariser Geschmack und Londner Enthusiasmus erwarten: indeß läßt man den Vorstehern des schwarzen Häupter Hauses, nichts mehr als Gerechtigkeit wiederfahren, wenn man sagt, daß sie für das Vergnügen des Publicums thun, was sie können; daß wir manchen Abend traurig vergähnen würden, wenn wir diesen Clubb nicht hätten; daß wir dabey, nicht so wie auf dem adlichen Clubb, Alles übertheuer bezahlen müssen, und daß daher unser Dank und unser Beyfall, das wenigste ist, was wir den schwarzen Häuptern zu zollen schuldig sind.

Nachdem ich Sie, mein Bester, auf diese Art, mit den drey öffentlichen Gesellschafts-Häusern unserer Vaterstadt bekannt gemacht habe; so führe ich Sie nunmehro in die Gesellschaft selbst.

Nachschrift des Herausgebers.

Der Herr Verfasser wird mir erlauben, die Fortsetzung bis auf das künftige Stück zu versparen. Nicht alle meine Leser wohnen in Reval oder Ehstland, für die übrigen können seine Briefe unmöglich das nemliche Intresse haben; ich muß es mir also zum Gesetze machen, nicht mehr als Einen Bogen jedesmal damit anzufüllen.

Dem Publicum wiederhole ich hier nochmals, daß ich auf keine Weise Theil an diesen Briefen nehme, und daß, Einem Jeden der Lust hat, seine Meynung darüber zu sagen, dieß Journal offen steht.

Am frühen Grabe
der Fräulein Annette von Schwengelm.

Weg von uns! wer nicht mit weinet;
ehret, ehret unsern Schmerz!
weg mit euren Alltagssprüchen!
Schaaler Trost ist nicht fürs Herz.

Gott! du Quell des ewgen Lichtes!
Dir ist Dunkel, heller Tag:
Doch vergieb uns wenn wir murren,
Gott! es war ein harter Schlag!

Blühend

Blühend, wie die junge Roſe,
heiter, wie ein Frühlingstag,
nahmſt du Sie aus unſern Armen —
Gott! es war ein harter Schlag!

Her zu uns! wer mit uns weinet,
wer da theilet unſern Schmerz,
wer da fühlt, was wir verlohren,
o der komm' an unſer Herz!

Nicht das Silberhaar des Greiſen,
nicht des Vaters Thränenblick,
nicht der Schweſter banges Stöhnen,
führet Sie zu uns zurück.

Wiederfinden! wiederfinden!
dort, wo keine Hand uns trennt!
ja, das iſt der Troſt des Edlen,
wenn er keinen Troſt mehr kennt.

Aber wer — wer giebt hienieden
uns für den Verluſt Erſatz?
und was füllt in unſern Herzen
dieſen leergewordnen Platz?

Wer hüpft munter in die Arme
väterlicher Zärtlichkeit?
wer verſüßt der guten Schweſter
ihre bange Einſamkeit?

Her zu uns! wer mit uns weinet,
wer da theilet unſern Schmerz,
wer da fühlt, was wir verlohren,
o der komm' an unſer Herz!

Wimmernd und mit Händeringen
blicken wir auf Dich herab!
wimmernd ſtreuen wir Dir Blumen
auf Dein allzufrühes Grab.

Lebewohl Du fromme Seele!
bis wir dort uns wiederſehn!
bis, des Erden Kummers müde,
einſt auch wir am Ziele ſtehn.

II.

An den ungenannten Verfasser des Buches: Geschichte der Sklaverey und Character der Bauern in Lief- und Ehstland.

Ein Beytrag zur Verbesserung der Leibeigenschaft.

Mein Herr,

Sie versprechen auf der 187sten Seite Ihres Buches, daß Sie sich öffentlich vertheidigen werden, wenn man Ihnen ordentliche Gründe entgegensetzt, und ich nehme mir daher die Freyheit, Sie öffentlich anzugreifen. Ich weiß zwar nicht, welche Grenzen Sie diesem Ihrem Versprechen setzen, und darüber müssen wir also vorläufig einig werden. Verstehen Sie unter den **ordentlichen Gründen**, nur solche, welche man Ihnen gegen die Nutzbarkeit Ihrer Vorschläge in Ansehung der Verbesserung der Leibeigenschaft machen könnte; so ziehe ich mich bescheiden zurück und schweige; denn ich bin ein Fremdling in diesem Lande, kenne dessen innere Verfassung noch viel zu wenig, und mein natürliches Gefühl lehrt mich blos, daß die Sklaverey ein abscheuliches Ding sey; ein Ding, das sich

durch

durch nichts — nichts in der Welt entschuldigen läßt. Ich ehre also in dieser Rücksicht Alles, was Sie darüber sagen, und sollten es auch nur Schimären seyn; ich vermag es nicht zu beurtheilen, und schweige.

Verstehen Sie aber unter der Vertheidigung, zu welcher Sie sich erbieten, jede Zeile, jeden Ausdruck, jeden Gedanken Ihres Buches; wollen Sie Alles das verfechten, was Sie niederschrieben; — und das müssen Sie ja wohl, wenn Sie es vorher überdacht haben — so erlauben Sie, daß ich die Spitze der Kritik gegen Sie kehre, und versuche, ob Ihr Schild aus Baumrinde zusammengeflickt, oder aus Metall gegossen worden. Sollten Sie meinen Ton vielleicht hin und wieder zu bitter finden; so schreiben Sie sich das selbst zu, und hüten Sie sich auf ein andermal, so cavalierement durch eine hingeworfene Periode, Leute anzugreifen, die aufs mindeste Ihre Achtung verdienen. Was ich hiedurch beziele, wird sich in der Folge aufklären.

Aus dem Styl Ihres Buches zu urtheilen, sind Sie vermuthlich auch der Verfasser der **Provinzialblätter für Lief- und Ehstland**, mit dem ich neulich wegen des Bruches von $\frac{1}{179}$ Kopecken eine Lanze brach. Ist meine Vermuthung richtig, so können Sie wohl, wenn Sie billig seyn wollen, nicht verlangen, daß ich

ein günſtiges Vorurtheil für Sie hegen ſoll. Freylich, wer ſo in den Tag hinein einzelne Perſonen anzugreifen waat, der ſchont auch wohl keine Geſellſchaften, wenn ſie ſeiner Gall- oder Tadelſucht eben in den Weg kommen. Sind Sie würklich jener berühmte Rechenmeiſter, der die Zeilen eines ganzen Buches zählte; ſo werden Sie mir um ſo weniger verargen, wenn ich die Zeilen Ihres Buches, zwar nicht zähle, dazu habe ich wahrhaftig keine Zeit; aber doch wiege, und alsdann das Gepräge der Münze, dem Publicum unter die Augen halte, um aus dem Gepräge auf den innern Werth ſchließen zu können.

Ich fange wie billig beym Titel an, und da dächte ich doch, daß der Titel eines Buches zum wenigſten grammatikaliſch richtig ſeyn ſollte.

Geſchichte der Sklaverey und Character der Bauern u. ſ. w.

Das heißt: eine Geſchichte der Sklaverey überhaupt, keinesweges aber, eine Geſchichte der Sklaverey der Bauern in Lief- und Ehſtland. Soll es das letztere heißen; ſo muß der erſte nominativus beyde genitiva regieren, kein zweyter nominativus aber dazwiſchen kommen, (wie Character) und Sie hätten alſo ſagen müſſen: Geſchichte der Sklaverey und des Characters u. ſ. w. oder, wenn Ihnen dieß unſo,

noriſch

norisch schien; so hätten Sie dem Titel eine ganz andere Wendung geben müssen, zum Exempel: **Character der Bauern in Lief- und Ehstland, und Geschichte ihrer Sklaverey**; oder: **Geschichte der Sklaverey in Lief- und Ehstland und Character der Bauern daselbst.** Doch genug davon! ich verspreche vorläufig, nicht jeden grammatikalischen Fehler Ihrer Schrift so strenge zu ahnden; denn sonst würde ich einen Folianten schreiben müssen.

Sie sagen Seite 1. „Das Recht des Sklaven zur „Freyheit, ist durch die Zeit verjährt, so wie ein „Stückgen Land gesetzmäßig zu verjähren pflegt." Darf ich fragen, aus welcher Quelle Sie diesen abscheulichen Grundsatz geschöpft haben? Das Recht zur Freyheit verjährt nie, eben so wenig als das Recht, Luft zu schöpfen; und Sie, der Sie sich zum Verfechter der Rechte der Bauern aufwerfen, debütiren mit einem solchen Tyrannen Grundsatz? Lesen Sie Montesquieu, Raynal, Puffendorff &c. &c. und lernen Sie die Rechte der Menschheit.

Ein Wort über Ursprung, Gründung und Fortgang der Sklaverey überhaupt, hätte vorausgehen müssen, um ein Paradoxon darauf zu gründen, welches — zu Ihrer Ehre sey es gesagt — noch kein Schriftsteller vor Ihnen, selbst kein Vertheidiger der Sklaverey, uns zum Besten gegeben. Erlauben Sie mir daher, das Mangelnde so kurz als möglich zu

ergänzen, um zu sehn, ob ein solcher Schluß sich darauf bauen lasse. Ich werde mich dabey der vortreflichen Montesquieuschen Schrift, **über den Geist der Gesetze**, bedienen, die Sie nicht gelesen zu haben scheinen. Raynals herzerschütternde Abhandlung über die Sklaverey, ist zu lang, um sie hier einzuweben; ich behalte es mir aber vor, dieß Meisterstück der Beredsamkeit in einem meiner künftigen Stücke zu liefern.

Alle Menschen giengen aus der Hand der Natur frey hervor. Zur Zeit Saturns und der Rhea, sagt Plutarch, gab es weder Herren noch Knecht, weder Blutrichter, noch Splitter-Richter, weder Recht, noch Unrecht, dasjenige ausgenommen, was der Finger der Allmacht, mit unauslöschbaren Zügen jedem Sterblichen ins Herz gegraben, und das dem Herrn Verfasser des Buches quaestionis, allein unbekannt ist. Unmerklich verlohr sich nach und nach diese erste, unbegrenzte, überall unter jedem Himmelsstrich eingeführte Freyheit; und die Knechtschaft entstand wahrscheinlich zuerst aus freywilligen Conventionen, nur in der Rücksicht **unfreywillig**, weil vermuthlich die Noth dazu zwang.

Das Menschengeschlecht vermehrte sich, und ward überdrüssig der einfachen Lebensart der ersten Jahrhunderte. Man haschte nach unbekannten Freuden,

man

man begnügte sich nicht mehr mit dem Nothdürftigen, sondern jagte nach Überfluß Damals arbeitete zuerst der Ärmere um Sold des Reicheren; damals wußte der Reichere noch recht gut, was er heutzutage nicht mehr zu wissen scheint; daß er den Ärmeren nicht entbehren kann; daher entstand eine sanfte Behandlung des Dienenden, die ihm seine Knechtschaft so süß machte, daß er beschloß, lebenslang in diesem Stande auszuharren, um wegen Nahrung und Kleidung, immer ausser Sorgen leben zu können. Die erste Knechtschaft gründete sich also von beyden Seiten, auf den Kontrackt: do ut facias und facio ut des. Mit einem Wort: diese Art Sklaven, wenn ich sie so nennen darf, waren mehr ähnlich unsern heutigen Bedienten.

Aber es blieb nicht dabey. Man fand Behagen daran, durch andere thun zu lassen, was man selbst nicht thun wollte, oder konnte, und siehe! man gieng aus mit den Waffen in der Hand, der Sieger schenkte dem Besiegten das Leben unter der Bedingung, sein Sklave zu seyn. Einige glauben, daß die Lacedemonier die Ersten gewesen, welche auf diese Art Sklaven gemacht; die Meisten aber schreiben diese Gewohnheit zuerst den Assyrern zu, weil dieses Volk in der That, die ersten Kriege geführt hat.

Nach und nach deihnte man das abscheuliche Recht des Stärkern, auch auf die Kinder jener Unglücklichen

aus, und endlich auf alle, die in die Hände des Stärkern fielen, und die er sich, es sey auf welche Art es wolle, zu eigen machte. Die Sklaverey war jedoch in den ältesten Zeiten nie so hart, als in unsern Tagen, und Plutarch erzählt uns, in seinem Buche de superstitione, daß die Sklaven in Griechenland, wenn sie zu strenge behandelt wurden, rechtlich verlangen konnten, an einen andern Herrn verkauft zu werden. Die Gesetze der Athenienser waren vorzüglich sanft, und setzten fest, daß die Sicherheit des Sklaven nicht mit seiner Freyheit verlohren gehen müsse. Xenophon erzählt, daß derjenige, der einen fremden Sklaven schlug, sehr hart, zuweilen sogar mit dem Tode bestraft wurde. Auch hat die unterdrückte Menschheit in der Person dieser Sklaven, nie die Republik beunruhigt, so wie sie einst Lacedemon erschütterte.

Bey ihrer ersten Entstehung, behandelten die Römer ihre Sklaven ausserordentlich milde. Herr und Knecht arbeiteten und speisten zusammen. Die härteste Strafe, die man einem Sklaven auflegte, war, ihm eine hölzerne Gabel auf den Rücken oder auf die Brust zu binden, und seine beyden Arme an den äussersten Enden der Gabel zu befestigen. In dieser Positur ward er auf einem öffentlichen Platz zur Schau ausgestellt, und die Schande war hinlänglich, den Sklaven in den Schranken des Gehorsams zu erhalten.

halten. Terenz und Phädrus ſind Beyſpiele, welche Erziehung man ſogar oft den Sklaven gab, und es muß uns freylich ſonderbar vorkommen, wenn wir heutzutage einen Ehſtniſchen Bauer betrachten, und dabey an Terenz oder Phädrus denken.

Leider dauerte dieſe ſanfte Verfahrungsart gegen die Sklaven, die uns den Namen der Römer noch heute ehrwürdig macht, nur bis zu den Zeiten Auguſts, das heißt: bis zu den erſten Zeiten der Tyranney. Damals erſchien das verhaßte Senatus conſultum Syllanianum, nebſt noch einem Schwall anderer Geſetze, welche geboten: „daß, wenn ein Herr erſchlagen ge„funden würde, alle Sklaven, die mit ihm unter ei„nem Dache hausten, oder nicht weiter vom Hauſe „entfernt waren, als die Stimme eines Menſchen „reicht, ſterben ſollten.“

Wurde ein Herr auf der Reiſe ermordet; ſo mußten alle Sklaven ſterben, ſowohl die bey ihm geblieben, als die von ihm geflohen waren. Überhaupt erhielten die Herren in jener Zeit das Recht, ihre Sklaven nach Gefallen zu martern und umzubringen, und den erſten Strahl der Menſchlichkeit finden wir erſt wieder, in dem Geſetze des Kaiſers Claudius, welches verordnete: „daß der kranke Sklave, dem ſein Herr keinen „Beyſtand leiſtete, frey ſeyn ſolle, im Fall er wieder „geſund werde.“

Endlich wuchs aus dem Schlamm der Tiranney das Ungeheuer: bürgerlicher Krieg hervor, Unruhen, die Florus mit den punischen Kriegen vergleicht, und vor denen die Grundfeste des römischen Reiches erbebte.

Hinweg von diesen traurigen Bildern der zertretenen Menschheit! Ja es giebt noch heute ein glückliches Land, dessen Einwohner sanft, gut und mitleidig gegen ihre Sklaven sind. Freylich müssen wir sie nicht suchen unter unserm nordischen Himmelsstrich; die Halb-Insel jenseit des Ganges stellt uns jenes erquickende Gemählde auf. Dort behandeln die Indianer ihre Sklaven wie sich selbst, geben ihnen Weiber, erziehen ihre Kinder, und scheinen ganz die Grundsätze der alten Deutschen zu befolgen, von denen uns Tacitus erzählt, daß sie jedem ihrer Sklaven seine eigene Wohnung und sein Stückgen Feld gaben, wo er mit seiner Familie als unumschränkter Hausvater lebte. Das Einzige, was ihn an seine Knechtschaft erinnern konnte, war die Verbindlichkeit, dem Grundherrn gewisse Abgaben, an Korn, Vieh und Häuten zu entrichten.

Ich wiederhohle es also: die Noth des Ärmeren, das Recht des Stärkern, das widernatürliche Kriegs-Recht, Herrschsucht und Weichlichkeit; alle diese Auswüchse

wüchſe der Menſchheit ſind es, aus welchen die Geſellſchaft das Gift der Sklaverey ſog.

Aber das Recht des Sklaven zur Freyheit, iſt durch die Zeit verjährt, ſo wie ein Stückgen Land geſetzmäßig zu verjähren pflegt. Großer Gott! welch ein Grundſatz! Muß ich Ihnen denn auch noch ſagen, was Praeſcription oder Verjährung eigentlich iſt? Hören Sie doch Puffendorf ein wenig darüber reden:

Wer ohne Widerſpruch, lange Zeit eine Sache benutzt hat, die, ihm unbewußt, einem Andern zugehört, die er mit rechtlichem Grunde (juſto titulo) beſitzt, und die er ohne alles arg (bona fide) behält; der erlangt endlich das Recht der Verjährung. Ob nun gleich bewegliche und unbewegliche Dinge verjähren können; ſo nehmen doch die römiſchen Geſetze davon ausdrücklich aus 1) den Menſchen. Dort ſteht: den freyen Menſchen; denn freylich, der Sklave gehörte unter die Dinge, und konnte durch Verjährung wohl einen andern Herrn bekommen; aber nicht ſeine Freyheit verlieren, wenn ſie nicht ſchon verlohren war. Der Ausdruck: freyer Menſch, deſſen ſich das Geſetz bediente, wurde alſo hier nur als ein Synonim der Freyheit gebraucht, und bedeutete nichts mehr und nichts weniger. Alſo überhaupt 1) den Menſchen. 2) Geheiligte Dinge und Grabmähler. 3) Pupillen

Güter. 4) Gestohlne Sachen, und endlich 5) Alles was nicht in Handel und Wandel kam, als da sind: öffentliche Örter und Güter, die dem Fiscus oder dem Fürsten zugehören.

Unbewegliche Dinge verjähren unter Gegenwärtigen in zehn, unter Abwesenden in zwanzig Jahren. Bewegliche Dinge in drey Jahren. Es folgt also, nach des Herrn Verfassers Meynung, daß der Mensch, als ein bewegliches Ding, seiner Freyheit verlustig ist, sobald er mir drey Jahr gedient hat, und auf diese Weise, würde auch jeder Soldat ein Knecht der Krone werden, der er sein Blut und seinen freyen Willen auf einige Jahre verkaufte. Wer fühlt nicht augenblicklich das Absurde einer solchen Behauptung. Hätten Sie, mein Herr Verfasser, doch wenigstens das Gesetz gekannt, welches verordnet: „daß keine Ver„jährung statt finden solle, sobald der wahre Eigen„thümer ausser Stande ist, sich ihr zu widersetzen.“ Nun ist doch der Mensch der unbezweifelte Eigenthümer seiner Freyheit; ist er also gezwungener Weise Sklave; so läuft keine Verjährung; ist ers aber freywillig; so läuft auch keine Verjährung; sondern sein Herr besitzt ihn unter irgend einem andern Titel.

Solche Absurditäten kommen heraus, wenn man über Dinge schreiben will, die man nicht weiß. Ich für mein Theil, bekenne gern, daß ich wenig weiß: aber

aber nie wird mich der Stolz ergreifen, über Dinge zu ſchreiben, die ich nicht verſtehe. Hätte der Herr Verfaſſer das erſte, beſte juriſtiſche Compendium zur Hand genommen, und ſich nur die Mühe gegeben, den Titel de praeſcriptione nachzuſchlagen; ſo würde er nicht in dergleichen Widerſprüche verfallen ſeyn.

Aber er wollte vielleicht die Ehre haben, etwas ganz neues zu ſagen, und dieſe Ehre muß man ihm laſſen. Kein Sterblicher, Juriſt oder Philoſoph, iſt je auf den Einfall gekommen, die Sklaverey aus der Verjährung herzuleiten, und ich fodere den Hrn. Verfaſſer auf, mir irgend ein Buch, der ältern oder neuern Schriftſteller zu nennen, das dieſen ſonderbaren Grundſatz unterſtütze.

Ich hoffe, mein Herr, Sie werden finden, daß ich Ihr Verlangen, **mit Gründen gegen Sie zu fechten**, getreulich erfülle. Der Himmel gebe Ihnen ſo viele Gegengründe, als ich deren noch übrig hätte, wenn ich nicht befürchtete, meine Leſer zu ermüden; drum gehe ich weiter. Zwar, wenn man dem Publicum einmal bewieſen hat, daß ſchon auf der erſten Seite eines Buches Unſinn ſteht; ſo könnte man ſich füglich diſpenſiren, über den Reſt auch nur ein Wort zu verlieren; aber es kann meinen Leſern in Liefs- und Ehſtland, nicht gleichgültig ſeyn, einen Mann näher kennen zu lernen, der ſich gewiſſermaßen zum Reformator

mator ihres Vaterlandes aufwirft; ich nehme mir also die Freyheit, meine Feder von neuem zu spitzen.

Zuerst eine kleine Liste der vornehmsten Sprachfehler; denn Sie alle namhaft zu machen, dazu reicht meine Geduld nicht hin.

Seite 5. und 63. verdumt. Ich wette, das versteht keiner meiner Leser, und ich bin so boshaft, es ihnen auch nicht zu erklären, ob ich gleich das Glück gehabt habe, den Sinn des Worts, aus dem Zusammenhange herauszuklauben.

Seite 55. „wollte Gustav Adolph das ersetzen, „was die Kreuz-Ritter noch nie gethan hatten."

Welch deutsch! Eine Sache ersetzen, die ein Anderer nie gethan hat.

Seite 134. und 183. „die Seelenkräfte abschlei„fen." Ginge allenfalls noch hin, wenn der Herr Verfasser das Stumpfwerden der Seelenkräfte dadurch andeuten wollte; allein bey ihm heißt es gerade das Gegentheil. Die Seelenkräfte abschleifen, ist soviel als gescheit werden.

Seite 5. „die Gewohnheit wird freylich einen „Starrsinn gegen mich rege machen, den der Wider„spruch noch mehr erhebt." Wer versteht das?

Seite 41. Ein artiger Periode: „und dennoch „achtete er keine Warnung, sondern gieng ganz dreist „nach

„nach Reval, wo er denn kurz Johann Urkull wurde „enthauptet.“

Überhaupt hat der Herr Verfaſſer die einundvierzigſte und zweyundvierzigſte Seite im Schlaf geſchrieben. Es heiſt weiter:

„Nicht der einzelne Fall einer übermüthigen That „entſcheidet hier; ſondern der Gedanke, daß ein „Menſch alle Warnung verachtete, und ganz dreiſt „zur Stadt gieng, zeigt, wie man damals einzeln „dachte.“ Mir iſts zu hoch. Wie man einzeln dachte, darnach frägt kein Geſchichtſchreiber, das gehört vor das forum des Biographen. Seit Anbeginn der Welt dachte man einzeln bald ſo, bald ſo; und dieß einzelne Denken hat nur ſelten Einfluß auf den Nationalgeiſt gehabt. Wenn der Herr von der Lühe am 1ſten Januar dieſes Jahres, in den Hamburger Zeitungen einen öffentlichen Fehdebrief drucken läßt; ſo folgt daraus noch nicht, daß die Mecklenburgiſchen Edelleute geſonnen wären, das Fauſt-Recht wieder unter ſich einzuführen.

Auf der nemlichen Seite:

„und der Privathaß ſehr oft mit dem ſchärfſten Ur„theil geahndet werden.“ Verſteht kein Menſch. Es ſoll heißen: die Folgen des Privathaſſes brechen ſehr oft in das ſchärfſte Urtheil aus.

Fer-

Ferner:

„Rembrand von Scharenberg ertheilte dem Abte Eber„hard vom Kloſter Padis, die Gewalt, alle Miſſe„thaten durch Deutſche abmachen zu laſſen.“

Miſſethaten abmachen. Das verſteh ich wieder nicht.

Seite 51. „Der Erbherr war Herr und Kauf„mann, eigenmächtiger Befehlshaber, und auch heu„chelnder Schmeichler.“

Wie das letzte Prädikat hieher kommt, iſt völlig unbegreiflich. Der Leſer beliebe ſelbſt nachzuleſen.

Seite 58. „Den mündlichen Proceß nennt der „Ehſtniſche Bauer Mund vor Mund.“

Iſt unwahr. Der Ehſtniſche Bauer ſagt: ſuud ſuu waſta, Mund gegen Mund, und darinn iſt doch Sinn und Verſtand; aber Mund vor Mund ließe ſich höchſtens vom Küſſen gebrauchen.

„Feines Raffinement.“ Dieſer Ausdruck kömmt beynahe auf allen Seiten vor. Bald unterdrückt der Erbherr ſeine Bauern durch feines Raffinement; bald ſollen auch die Bauern ſelbſt feines Raffinement haben. Kurz! Raffinement iſt ein Lieblings-Ausdruck des Herrn Verfaſſers, mit dem er oft gar keinen, oder doch einen ſehr ſchwankenden Begriff verbindet.

Seite 8. „Selbſt das Eigenthümliche beyder „Sprachen, verräth dieſe Verbindung dadurch, daß „die

„die Letten sowohl, als die Ehstländer, allezeit von „sich selbst im plurali reden. „Wir wollen dieß oder „jenes thun" sagt der Bauer, wenn er mit seines „Gleichen redet, und dieß bezeugt für den Nachdenken„den, wie nahe sie im ersten Anfange zusammen gele„bet haben, wie Alles gleichsam einem Stamme gehö„ret, und in eine Familie gestimmt habe."

Dieß beweist, mit Ihrer Erlaubniß, für den Nachdenkenden nichts. Der Bauer sagt nur wir im Scherz, so wie Deutsche, Franzosen u. s. w. das nemliche thun, ohne deshalb so nahe verwandt zu seyn. Der Herr Verfasser gesteht das selbst ein, indem er sagt: „wenn er mit seines gleichen redet." Also kann er doch anders reden, und thut es auch; also ists ja keine Eigenthümlichkeit der Sprache. Sagt man nicht oft im launigten Gespräch von sich selbst: wir von Gottes Gnaden? Wie Alles in eine Familie stimmen kann, ist mir auch zu hoch.

Seite 24 und 30. rechnet der Herr Verfasser die Leibesstrafen unter die Beweise der Sklaverey. Dieser Beweis ist eben so unzureichend, als die Verjährung. Ein Mensch kann geprügelt werden, ohne deshalb eine Sklave zu seyn; und wiederum im Gegentheil: ein Mensch kann nie mit dem Stock bestraft worden, und doch ein Sklave seyn.

Seite 57. Ein Pröbgen von des Herrn Verfassers Art, in Bildern zu reden:

„Als der Bauer seine Waare zum Erstenmale auf „den Markt bringen durfte, muß er so froh gewesen „seyn, wie der Kaufmann, der den Hafen nun end„lich von feindlichen Schiffen leer sieht, und seiner „eignen Handlungs-Fracht zum Erstenmal entgegen „kömmt."

Ey! ey! Herr Verfasser, das hinkt, und taumelt und stolpert gar mächtig. Ich empfehle Ihnen, in Zukunft Batteux Anfangsgründe der schönen Wissenschaften besser zu studiren — oder auch lieber gar nicht in Blumen zu reden; denn ein Mensch, den sein eigenes Gefühl nicht zum Dichter macht, der schreibe lieber, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Zweytes Pröbgen. Seite 108.

„Aber jeder Falke, der zum beizen abgerichtet wird, „lernet mühsamer und besser seine Kunst, als der „Bauer-Jüngling, der sich zum heiligen Abendmahl „in die Lehre begiebt."

Vortreflich! also der Bauer-Jüngling wird zum heiligen Abendmahl abgerichtet, wie der Falke zum beizen.

Seite 111 und 112. irrt der Herr Verfasser, wenn er den Hang unserer Bauern zur Faulheit, und ihre Liebe zur Ruhe, einzig und allein den mangeln-

den

den mangelnden Aussichten des Erwerbs beymißt. Unter hundert Beyspielen, die ich in Contrarium anführen könnte, will ich nur die Hottentotten nennen, worüber unter andern der Pater Tachard und Kolben nachgelesen werden können.

Keine Nation auf der Welt ist wohl fauler als die Hottentotten. Unthätigkeit ist ihr höchstes Glück. Denken und räsonniren thun sie nur im höchsten Nothfall, und man hält diesen Widerwillen gegen alle Anstrengung des Geistes, für eine der Haupt-Ursachen, warum das Christenthum bisher gar keinen Fortgang unter ihnen gemacht. Nur dringendes Bedürfniß, oder heftige Leidenschaft für etwas, kann sie bewegen zu arbeiten: haben sie aber ihren Zweck erreicht; so zünden sie ihr kurzes Pfeifgen an, und schmauchen in einer Ecke ihrer Hütte vom Morgen bis zum Abend. So machts ihr Konquer (Heerführer); so machts ihr Suri (Priester); so machen sies alle vom kleinsten bis zum größten. Und nun Herr Verfasser werden Sie mir doch eingestehn, daß der Ursprung dieser Faulheit, unmöglich in den mangelnden Aussichten des Erwerbes zu suchen ist. Die Hottentotten sind nicht einmal Sklaven, sie sind freye Bundsgenossen der Holländer; sie könnten entweder die Produkte ihres Landes cultiviren, und am Cap vortheilhaft verkaufen; oder auch sich in die Dienste der Holländer begeben, und durch Hän-

bearbeit reichlichen Unterhalt und einen Sparpfennig obendrein erwerben. Aber sie wollen das nicht, und sind zufrieden, wenn sie soviel Schaafsfett und Talg haben, als zu ihren Schmierereyen nöthig ist; soviel Taback, als dazu gehört, die Pfeife vom Morgen bis an den Abend nicht ausgehn zu lassen; Milch und Wasser, zum trinken; ein Schaafsfell, über ihre Schultern zu werfen; einen Ochsen, ihn dem Touquoa (eine Art von Teufel) zu opfern; ein Susa (ein Amulet, das in einem Sacke am Halse getragen wird), einen Backeleyer (ein Stier zum Streite abgerichtet), einen Fuchs- oder wilden Katzenschwanz, an Stelle des Schnupftuchs; und ein paar Wurfspieße zur Jagd. Das sind ihre sämmtlichen Bedürfnisse, seit zweyhundert und drey und neunzig Jahren, da die Portugiesen das Cap zuerst entdeckten, und vielleicht mehr als noch fünfmal so lange vor dessen Entdeckung. Ich glaube durch dieses Beyspiel hinlänglich erwiesen zu haben, daß Faulheit nicht immer aus Mangel der Erwerbsquellen herfließt, ob dieß gleich oft, und vielleicht auch bey unsern Bauern, der Fall seyn mag.

Ich könnte noch mehrere faule Völkerschaften zur Unterstützung meines Satzes anführen, zum Exempel: die Caraiben, die ersten Bewohner der antillischen Inseln, u. s. w. aber ich fürchte weitläuftig zu wer-

werden, und wende mich zur 139sten Seite, woselbst es heißt:

„Überhaupt sind Almanache ein Gegenstand, der „mehr als man glaubt, zur Aufklärung des gemeinen „Mannes beytragen kann, wenn sie vernünftig und „zweckmäßig eingerichtet sind. Wie wohlthätig wäre „es daher, wenn die Herren und Damens von Stan„de, die zum Besten des Collegii der allgemeinen „Fürsorge in Reval auftreten, und Comödien spielen, „lieber zur Bildung der Menschheit, ihren Verstand „anzuwenden beliebten, da doch nach dem Zeugniß der „Kenner, das Theater zweydeutig bleibt."

Ey! ey! mein Herr Verfasser! wie in aller Welt kommt das unschuldige Liebhabertheater zu Reval, so unvermuthet zu der Ehre eines Seitenhiebes von Ihnen. Ich lege hiemit mein Amt als Criticus auf einen Augenblick nieder, und gerire mich im Namen des Liebhabertheaters, von welchem, ein unwürdiges Mitglied zu seyn, ich mir zur höchsten Ehre schätze.

Sie verlangen, mein werther Herr Verfasser, daß **wir Kalender schreiben sollen.** Diese Zumuthung ist ein wenig sonderbar, und ich komme beynahe in Versuchung, sie nur für Scherz zu halten. Am meisten wundere ich mich, wie Sie von unsern Damen (die Sie doch auch genannt haben) verlangen können, daß sie **Kalender machen sollen?** Zum Henker! wel-

che Dame in Liefs oder Ehstland, hat noch je einen Kalender gemacht? Ja, im figürlichen Ausdruck möchte es noch hingehn, wo Kalender machen soviel heißt als den Kopf hängen; aber in allem Ernst das von einer Dame zu erwarten, ist zum mindesten nicht galant. Erzeigen Sie uns die Ehre, unser Theater einmal zu besuchen, und ich wette, Sie werden nichts Kalendermäßiges in den Blicken unserer Damen finden; im Gegentheil geräth man, wenn man bey ihnen ist, sehr leicht in Versuchung, den Kalender ganz zu vergessen.

Soviel von unsern Damen, die, weil sie Ihren drolligen Einfall für Scherz halten, sich Ihnen alle bestens empfehlen. Aber auch wir Männer sehen uns genöthigt, die uns zugedachte Ehre des Kalenderschreibens, zu verbitten; so lange wir nemlich überzeugt sind, daß es nützlicher, rühmlicher und herzerquickender sey, Wittwen und Waysen vor dem Hunger zu schützen, Hospitäler zu beschenken, hoffnungsvolle Jünglinge zu unterstützen, diejenigen begraben zu lassen, deren Elend nicht einmal soviel nachließ, um ihrem Leichnam eine Ruhestätte zu bereiten, Nackende zu kleiden, Hungrige zu speisen und Durstige zu tränken. Sehen Sie, wir sind wunderliche Leute; wir empfinden, wenn wir so auf die fünftausend Rubel herabsehn, die wir in Zeit von zwey Jahren unter die

Armen

Armen vertheilt, etwas, das sich nicht beschreiben läßt, etwas, das noch kein Kalendermacher je empfunden hat, etwas, das Sie selbst vielleicht nie empfinden werden; und solange Sie dieses Gefühl nicht bey uns ausrotten, so lange ist an kein Kalenderschreiben von unserer Seite zu gedenken.

Da Sie doch aber glauben, daß es zur Bildung der Menschheit nöthig sey, und wir uns nun einmal zu schwach fühlen, dieß Geschäft zu übernehmen; so wollen wir Ihnen einen Vorschlag thun. Was meynen Sie, wenn Sie selbst diesen Kalender schrieben, und wir Ihnen aus unserer Casse der Mildthätigkeit, ein ansehnliches Honorarium zufließen liessen? Auf diese Weise würden wir alle befriedigt werden: Die Menschheit würde gebildet (wenn sie auch übrigens verhungert) Ihre schreibselige Feder, Ihr arithmetischer Kopf, bekämen eine passende Arbeit, und wir armen, in die Enge getriebenen Mitglieder des Liebhabertheaters, wären für dießmal des Kalendermachens überhoben. Übrigens sind wir Ihnen für die gute Absicht, die Sie mit uns hatten, allerseits von Herzen verbunden, und empfehlen uns Ihrer ferneren schriftstellerischen Gewogenheit.

Nachdem ich auf diese Weise, die Pflichten eines Bevollmächtigten der Theater-Gesellschaft erfüllt zu haben glaube; ergreife ich wiederum die Feder des

Recenſenten, denn es iſt noch ſo manches übrig, was mir unverdaulich und unverdaut ſcheint.

Welcher **Kenner**, mein Herr Verfaſſer, hat Ihnen denn geſagt, daß das Theater zweydeutig ſey? Dürft' ich gehorſamſt bitten, Ihre Streiche in Zukunft nicht ſo **von hinten** zu führen. Die ehrlichen Leute meynen, das ſchicke ſich nicht recht, und es ſey in Ehſtland weder Sitte noch Gebrauch, ſich gegen dergleichen Angriffe zu verwahren, wie auf den italiäniſchen Landſtraßen. Die ehrlichen Leute meynen, wenn man willens habe, eine ganze, achtungswerthe und geachtete Geſellſchaft anzugreifen; ſo müſſe man das fein ehrbar mit Gründen unterſtützen. Die ehrlichen Leute meynen, ein ſolcher hingeworfener Periode, gleiche mehr einem Schneeball, den ein muthwilliger Junge nach mir wirft, und ſich dann verſteckt. Da ich nun immer eine große Hochachtung für die Meynung der ehrlichen Leute hege; ſo trete ich ihr auch öffentlich bey, und fodere Sie, mein Herr Anonymus, hiemit nachdrücklich auf: Vertheidigen Sie, was Sie geſagt haben, geben Sie Gründe ſtatt hingeworfener Behauptungen, wie es einem Manne von Kopf und Herz ziemt, und dann werde ich Ihnen antworten. So lange Sie aber, dieſer meiner feyerlichen Auffoderung kein Gnüge leiſten; ſo lange erkläre ich den Ausdruck: **zweydeutig**, für eine tückiſche Beleidigung, und

Ihre

Ihre Schrift für ein Pasquill, unwerth, daß die Feder eines rechtschaffenen Mannes sich damit besudele.

Damit Sie auch im Stande seyn mögen, sich sobald als möglich, in den Augen des Publicums zu rechtfertigen; biete ich Ihnen zu diesem Behuf mein Journal an. Alles, was Sie mir über diese Materie senden werden, verspreche ich gewissenhaft, von Wort zu Wort einrücken zu lassen, und dann sey der vorurtheilfreye Menschenverstand unser Richter.

Seite 138. spricht der Herr Verfasser von einem Gesetzbuch für die Bauern, und drückt sich folgendergestalt aus:

„Dieses Gesetzbuch müßte aber kurz, und mit der „Deutlichkeit abgefaßt seyn, daß der dummste Bauer „es verstünde, und der klügste Herr auch keine Zweydeutigkeit herausklauben könnte."

Das ist, mit Ihrer Erlaubniß, mehr als ein Sterblicher vermag; ja, ich möchte beynahe sagen, das ist mehr, als ein Unsterblicher vermag. Wenn sogar die Gesetze des größten und weisesten Gesetzgebers, die Gesetze Gottes! Deutungen unterworfen sind, wenn hier ein Pfaff sie so, und dort wieder anders auslegt — welcher Erdenkloß dürfte so stolz seyn, zu hoffen, daß er ein Gesetzbuch entwerfen werde, gleich brauchbar, für die ersten und letzten Glieder der Menschheit; für den dummsten Bauer und den klüg-

sten Herren. Wenn Sie der Mann sind, der dazu Geist und Stärke in sich fühlt; so laßt uns niederreißen die Ehrensäulen Lycurgs, Solons und Montesquieus! laßt uns verbrennen, alles was je darüber geschrieben worden, von den zwölf Tafeln der Römer an, bis auf Friedrichs Codex. — All das ist Stümperey gegen das, was wir in der achten Decade des achtzehnten Jahrhunderts zu erwarten haben.

Seite 114. heißt es: „Sehr oft fühlt der Letto „und Ehste sogar die Ehre in dem wahren Sinn des „Worts." Und Seite 64. „Jeder Sklave wird so „denken, denn weder kennt er, noch hat er Ehre."

Ich überlasse es des Herrn Verfassers eigenem Scharfsinn, sich aus diesen Widersprüchen heraus zu wickeln.

Seite 135. kömmt der Herr Verfasser auf die neue Einrichtung unserer glorreichen Monarchinn, vermittelst deren auch Bauern in den Niederrechtspflegen als Beysitzer sitzen sollen. Er sagt bey dieser Gelegenheit: „der Bauer, der nie ein Recht zu haben vermeynte, sitzt mit seinem Herren in einem „Gerichte."

Ist unwahr. In den angeführten Gerichten sitzen nicht Erbbauern; sondern nur Kronsbauern. Wenn also das, was der Herr Verfasser behauptet, wahr seyn sollte; so müßten sie mit im Senat oder im Kabinet

binet ſitzen, und dann könnte man allenfalls ſagen, daß ſie mit ihrem Herren (nemlich der Krone) in einem Gericht ſäßen.

Lächeld muß ich noch erwähnen, welchen Begriff der Herr Verfaſſer ſich S. 134. von der Beurtheilungskraft ſeiner Leſer gebildet hat. Er hielt es nemlich für nöthig, da er von der Aufklärung des Landvolks reden wollte, folgende Beſtimmung des Begriffs vorauszuſchicken:

„Aufklärung. Ich meyne nicht die feine Bildung, „die dem (ſollte nach der Grammatick wohl der accuſativus ſeyn) „reichen Deutſchen viele Jahre hindurch „Mühe und ſchweres Geld koſtet. Dieſe wäre dem „Bauern unnütz und auch ſchädlich. Unnütz, weil er „den kleinſten Theil der Wiſſenſchaften, und vielleicht „keine einzige Wiſſenſchaft, wiſſenſchaftlich brauchen „könnte; und ſchädlich, weil er durch das feine Ge„fühl den Pflug verachten möchte.“

Alſo hielten Sie es für nöthig, mein Herr Verfaſſer, uns das Ding recht ins Maul zu ſchmieren? weil wir ſonſt wohl gar auf den Einfall gerathen ſeyn könnten, unſere Bauern nach der Univerſität zu ſchicken.

Durch feines Gefühl verachtet man nichts, man lernt aber wohl verachten.

Soll ich mein Urtheil noch einmal über das Ganze fällen; so ist 1) was die Geschichte betrift, das Alles aufgewärmter Kohl, aus ein paar Chronicken zusammen getragen, und in einer Sprache abgefaßt, von der ich hinlängliche Pröbgen gegeben habe. 2) Obgleich der Titel Ehstland mit nennt; so paßt doch das wenigste auf Ehstland. Zum Beyspiel: an den Unruhen vom Jahr 1784 hat Ehstland keinesweges Theil genommen. Dergleichen **Raffinements** finden hier nicht statt.

Indeß mögen diese nemlichen Unruhen, die nur durch Blutvergießen gestillt werden konnten, dem Herrn Verfasser beweisen, daß es wohl nicht rathsam sey, ehe an die Ausführung seines Projectes S. 137. zu denken, bis der Verstand des Landmanns aufgeklärt, und sein Herz mehr gebildet seyn wird, das heißt, in den ersten hundert Jahren noch nicht, denn das bloße Abrichten zum heil. Abendmahle ist nicht hinlänglich dazu.

Doch ich bin des Hin- und Herblätterns müde, und eile zum Schluß, der mit wenig Worten also lautet:

Was du nicht willt, daß dir geschicht,
das thu auch keinem andern nicht.

B.

III.

Clementine.

(Beſchluß.)

Dieſe unerwarteten Vorfälle, die dem Grafen von einer Seite ſehr ſchmerzhaft waren, gaben ihm doch die Hoffnung, daß der alte Bernay, durch den Verluſt ſeiner ältſten Kinder gerührt, nun mit den jüngern menſchlicher verfahren, und an keinen Zwang zum Kloſter denken würde, da er jetzt außer ihnen keine Erben hatte. Kaum war er daher in Paris angekommen, als er zum alten Bernay eilte, den er an einem Fieber liegend fand, das er ſich durch den Verdruß und die Zänkereyen zugezogen hatte, die ihm ſein ſaubrer Schwiegerſohn machte, von welchem er mit aller Gewalt die Mitgabe ſeiner verſtorbenen Tochter zurückverlangte. Da keiner von Beyden dem andern an Habſucht nachſtand, ſo wars kein Wunder, daß ſie ſich auf alle nur erſinnliche Art herumzerrten, und der Proceß am Ende gar criminell ward; da der Schwiegervater den Tod ſeiner Tochter der ſchlechten Behandlung ihres Mannes zuſchrieb, dieſer ihn aber auf den Zwang und die Härte des Vaters, der ſie

ſogar

ſogar während ihres Eheſtandes tödtlich gemißhandelt hatte, ſchob; und ſeine unmenſchliche Härte durch ſein Verfahren gegen die jüngern Töchter in ein noch helleres Licht ſetzte. Das Publicum lachte über beyde, bis etliche Freunde ſie zum Vergleich brachten. Dem Schwiegervater brachte unterdeß der Ärger, den er dabey hatte, ein tüchtiges Gallenfieber zuwege, das ihn faſt 4 Monathe zu Bette, und den Grafen in der frohen Hoffnung hielt, dieſen Stöhrer ſeines Glückes los zu werden. — Sobald er die Rückkunft des Grafen erfahren hatte, verbot er Clementinen den Umgang mit ihm aufs ſtrengſte, da er ihn für die Mühe, die er ſich gegeben, ſie vom Kloſterleben abzurathen, tödlich haßte; wahrſcheinlich würde er ihre Verbindung von ganzem Herzen zugegeben haben, wenn ſich die beyden Leutchen nicht ſo herzlich geliebt hätten; ſo aber wars ihm ein unerträglicher Gedanke, ſie glücklich zu machen, da er es ſelbſt nicht ſeyn konnte. Der Graf, der von dieſem allen nichts träumte, wunderte ſich nicht wenig, als ſein Beſuch von dem Alten ſo übel aufgenommen ward, tröſtete ſich aber doch noch damit, daß es eine Würkung der Krankheit ſey. Er ſah, daß Clementine, um ihn zu gewinnen, ſich zu den beſchwerlichſten Pflichten einer Krankenwärterinn herabließ, die ihr aber blos mit Murren, Schelten und endlich ſelbſt in ſeiner Gegenwart mit Schlägen,

und

und daß er ihr einen Becher, den sie ihm zum trinken reichte, an den Kopf warf, vergolten wurden. Bey diesem Anblick litte der Graf zu viel, um seinen Besuch nicht sobald als möglich zu endigen. Im Weggehen gab ihm Clementine einen Wink, dem zufolge er sie im Vorzimmer erwartete, wohin sie ihm nach einer Weile nachkam, und ihn auf ihr Zimmer führte. Hier genossen sie das erstemal das Glück, sich ohne Zeugen zu sprechen, und sich ganz dem Taumel ihrer Empfindungen zu überlassen — wurden aber bald aus demselben durch die Vorstellung ihrer immer noch traurigen Lage herausgerissen. Ihre erste Sorge war nun, sich so oft als möglich heimliche Zusammenkünfte zu verschaffen, die ihnen durch den Haß und Abscheu, den alle Bedienten gegen die Unmenschlichkeit des Alten hatten, sehr leicht wurden. Täglich kamen sie von nun an zusammen, und täglich erfuhr der Graf neue Greuel, in denen der Alte, Clementinen zu martern, unerschöpflich war, so daß diese oft den Vorsatz äusserte, in ihr Kloster zurückzukehren, und ihn vielleicht ausgeführt haben würde, wenn nicht die Gelegenheit, die sie jetzt hatte, den Grafen täglich ungehindert zu sprechen, sie davon zurückgehalten hätte. — In dieser Lage wars dem Grafen wol nicht zu verdenken, daß er mit Ernst auf eine Entführung zu denken anfing, zu der ihm Clementinens Einwilligung nicht

schwer

schwer werden konnte; um aber doch selbst zu diesem Schritte noch einen gültigern Vorwand zu haben, bewog er verschiedene seiner angesehensten Verwandten, für ihn förmlich um sie anzuhalten, die dieses sehr gern übernahmen, da sie nichts weniger erwarteten, als daß der Alte die Parthie ausschlagen würde; welches er denn doch, wie der Graf voraussah, ohne alle Umstände that. Alle Vorstellung, die man ihm vom Stande, dem Vermögen und der allgemein bekannten Rechtschaffenheit des Grafen machte, waren vergebens; „er könne ihn nicht leyden, und würde ihm nie seine Tochter geben!" war seine einzige Antwort. — Nun war also kein Mittel mehr übrig, als zur Entführung zu schreiten und nach England zu flüchten, wo der Graf sicher war, Schutz und Unterstützung zu finden. Es kam nur noch darauf an, sich vor der Hand mit einer hinlänglichen Summe zu versehen, die er von einer alten Tante, die sehr gegen das Klosterleben eingenommen war, und ihn aufs kräftigste zu unterstützen versprochen hatte, erwartete; diese hatte auch schon würklich Anstalt dazu gemacht, als sie plötzlich von einer tödlichen Krankheit hingerafft wurde, und ihn zum einzigen Erben einsetzte. Diese Neuigkeit, so angenehm sie sonst war, zwang ihn, sein Vorhaben aufzuschieben, und Clementinen noch so lange im Hause ihres Vaters zu lassen, bis er diese

Erb-

Erbschaft in Besitz genommen hätte, wozu nothwendig seine persönliche Gegenwart erforderlich war. Nachdem er noch alle Anstalten getroffen hatte, die zur Fortsetzung ihres Briefwechsels nothwendig waren, verließ er Paris, und war mit seinen Geschäften so glücklich, daß er in kurzer Zeit alles zu baarem Gelde gemacht hatte, und schon auf der Hälfte des Rückweges war, als er von Clementinen folgenden Brief erhielt:

„Seit sie Paris verlassen haben, bin ich von meinem Vater mit einer Grausamkeit gemißhandelt worden, die über alle Vorstellung geht. — Ich hatte Ihnen versprochen, bis zu Ihrer Zurückkunft alles geduldig zu ertragen, und würde mein Wort gehalten haben, wenn er es nicht von neuem darauf angesetzt hätte, uns auf immer zu trennen. So bald er etwas hergestellt war, hatte er sich in Unterhandlung mit einem angesehenen Offizier eingelassen, der mich meines Vermögens wegen zu heyrathen wünscht, und der niederträchtig genug ist, von seinem Vorsatz nicht abzustehen, ob ich ihm gleich den Zustand meines Herzens aufrichtig entdeckt habe. Man hat mich durch alle ersinnliche Mittel, zur Zeichnung eines Heyrathscontraktes zwingen wollen, und da alles vergebens war, mich eingesperrt. Durch einen alten Bedienten, der

Mit-

Mitleid mit mir hatte, bin ich entwischt, und in ein, meinem Vater unbekanntes Kloster geflüchtet, wo ich unter einem falschen Namen vor seinen Verfolgungen sicher bin. Die Freundinn, durch welche Sie diesen Brief bekommen, wird Ihnen meinen Auffenthalt anzeigen. Eilen Sie, wenn Sie mich lieben, mich aus einem Zustande zu reißen, der mir zu unerträglich ist, als daß ich ihn, wenn Sie mich verlassen könnten, nicht auf eine fürchterliche Weise, die mein Vater vor Gott verantworten mag, enden sollte."

Clementine.

Mit doppelter Eile flog der Graf nach dieser Nachricht der Hauptstadt zu, wo sein erster Gang zu der Freundinn seiner Geliebten war, um Clementinens Auffenthalt von ihr zu erfahren. So bald er diesen wußte, eilte er hin; fand sie mehr als jemals zu allem entschlossen, was zu ihrer Vereinigung führen konnte, und bereit, den folgenden Tag mit ihm zu entfliehen. Glückliche Geliebte, wenn ihr den günstigen Augenblick genutzt hättet, ehe euch die lauschende Verrätherey erhaschte! — Der alte Bernay, der sich bis jetzt alle ersinnliche Mühe, Clementinens Auffenthalt auszufinden, vergebens gegeben hatte, ließ den Grafen, sobald er von dessen Rückkunft durch seine Spione unterrichtet war, nachlauren, und erfuhr also noch denselben

ſelben Tag, in welches Kloſter ſie ſich geflüchtet hatte. Des andern Morgens ganz frühe fuhr er hin, und ließ ſeine Tochter im Namen des Grafen ausrufen, die, ſobald ſie ihn gewahr ward, voll Schrecken zurückflüchtete. Unterdeſſen wandte er ſich an die Priorinn, die er aufs ſchärfſte gegen alle Verſuche, die ſeine Tochter zur Flucht machen mögte, zu wachen, und für ihre Perſon zu haften, verpflichtete. Gleich darauf erſchien der Graf mit einem Reiſewagen. Welch Entſetzen, als er im Vorſaale auf den Alten ſtieß, und mit einem Blicke die Zerſtöhrung ſeines ganzen Plans überſah! — Seine Wuth gieng über alle Gränzen, nur das Alter ſeines Gegners verhinderte ihn, zu den Waffen zu greifen, doch konnte er ſich nicht enthalten, ihm in den anzüglichſten Ausdrücken ſeine teufliſche Hartherzigkeit vorzuwerfen, und ihm endlich gar mit dem Stocke zu drohen. Der Alte eilte ſchäumend davon, um ihn als einen Entführer, der Gerechtigkeit zu übergeben; da ihm aber der hinlängliche Beweis fehlte, mußte er ſeine Klage zurücknehmen, und ſich damit begnügen, daß er wenigſtens die Ausführung der Entführung hintertrieben hatte. Nach dieſem Vorfall ſah der Graf, daß er alle Hoffnung, durch Gewalt zu ſeinem Zwecke zu gelangen, aufgeben, und entweder den Tod des Alten, oder Clementinens Volljährigkeit abwarten müſſe, die un-

terdeſſen im Kloſter aufs ſtrengſte bewacht wurde. Seine einzige Beruhigung war, daß er doch immer Nachrichten von ihr bekommen, und ihren Zuſtand durch anſehnliche Summen, die er ihr zuſchickte, erleichtern konnte. — Unterdeſſen ruhte der alte Bernay nicht; er wußte, das der Graf im Begriff ſtand, eine anſehnliche Bedienung bey Hofe zu erhalten, durch die er vielleicht nachzugeben, gezwungen worden wäre; er wollte auf alle Fälle vor ihm ſicher ſeyn. Der Mann, den er **Clementinen** beſtimmt hatte, war ein Offizier aus anſehnlichem Hauſe und bekannter Bravour, der gar zu gerne die verfallenen Umſtände ſeines Hauſes durch Bernays Vermögen hergeſtellt hätte, und auch wirklich, nachdem er **Clementinen** geſehn hatte, herzlich in ſie verliebt war; und nun vor Rache gegen den Grafen, der den ganzen ſchönen Traum ſeiner künftigen Glückſeligkeit vereitelt hatte, und den er nur dem Namen nach kannte, glühete. Dieſem verſicherte der Alte, daß der Graf eine Memme ſey, mit dem er nach Belieben umſpringen könne, und fachte den Wunſch, Händel zu ſuchen, in ihm an, den er zu erfüllen, ſehr bald Gelegenheit fand, da der Graf, der es erfahren hatte, ihm auf keine Art auswich. Sie trafen bald darauf in einer großen Geſellſchaft zuſammen, wo jener dem Grafen mit renomiſtiſcher Prahlerey ſagte: er wünſche einen Spaziergang

Zergang mit ihm allein zu machen. Der Graf versicherte ihn mit der kaltblütigsten Freymüthigkeit, daß er jetzt viel zu wichtige Geschäfte in Frankreich hätte, um es seinetwegen verlassen zu müssen, oder sich dem Henker in die Hände zu liefern; hiedurch ward jener in dem ihm vom Alten beygebrachten Wahn bestärkt, und grif ihn nun mit der gröbsten Hitze an, die dieser mit der kältesten Spötterey erwiederte, und so die ganze Gesellschaft zum Lachen und seinen Gegner so in Wuth brachte, daß er den Degen zog, und den Grafen, eh er sich vertheidigen konnte, im Arm verwundete, der, durch diese Niederträchtigkeit ausser sich gebracht, auf ihn eindrang, und ihm, ehe man sie trennen konnte, zwey Stiche in die Brust versetzte, von denen ihn der letzte auf der Stelle tödtete. —

Da die Familie des Entleibten sehr angesehen war, so mußte der Graf fürs erste durch die Flucht für seine Sicherheit sorgen, bis seine Freunde die Sache, die durch einstimmiges Zeugniß der ganzen Gesellschaft, sehr zu seinem Vortheil ausgelegt ward, beylegen konnten. Sobald er **Clementinen** eine kurze Nachricht von diesem Vorfall gegeben hatte, verließ er Paris, kam, ohne erreicht zu werden, nach Calais, von wo er zu seinen Verwandten in England übergieng. Hier blieb er eine kurze Zeit, und da die Nachrichten immer günstiger wurden, machte er eine kurze

Reiſe in die Niederlande, von wo ihn bald darauf die Briefe ſeiner Verwandten, die ſeine völlige Begnadigung ausgewürkt hatten, nach Paris zurückriefen. Auch von Clementinen bekam er die Nachricht, daß ſie ſich ſeit ſeiner Abweſenheit mit ihrem Vater ausgeſöhnt habe, der ſie jetzt oft beſuche, und ihr recht gut begegne, nur durchaus nichts von ihrer Verbindung hören wolle. Sobald der Graf ſeine Begnadigung in der Hauptſtadt perſönlich beſtätigt erhalten hatte, kehrte er, da er doch fürs erſte nichts zur Beförderung ſeiner Verbindung mit Clementinen thun konnte, und ihm der Auffenthalt daſelbſt, dadurch unangenehm wurde, nach England zurück. Hier war er ſchon etliche Monate, ohne einige Nachricht von ſeiner Geliebten, und eben im Begriffe, ſich perſönlich die Erklärung dieſes unbegreiflichen Stillſchweigens zu holen, als ihm ein Unbekannter, den er nachher als den ehmaligen Sergeanten ſeiner Compagnie erkannte, die Auflöſung dieſes beunruhigenden Räthſels brachte.

Vernay hatte gleich nach der Entfernung des Grafen, ſeine jüngſte Tochter Seraphine aus dem Kloſter genommen, ſie für ſeine einzige Erbin erklärt, und ihr dadurch eine ſehr große Parthie gemacht, deren Vollziehung nur noch dadurch aufgehalten wurde, daß Clementine ſich immer der Annahme des Schleyers wider-

widerſetzte. Um ſie jetzt dazu zu bewegen, beſuchte der Vater ſie fleißig, überhäufte ſie mit Liebkoſungen, und machte der Superiorin heimlich die größten Verſprechungen, wenn ſie ſeine Tochter zur Befolgung ſeines Willens bewegen könnte. Dieſe, um eine ſo anſehnliche Beute nicht fahren zu laſſen, ſetzte alles in Bewegung, um dazu zu gelangen. Da man die Schweſter entdeckt hatte, welche Clementinens Briefe befördert hatte, ſperrte man ſie ein, und verbreitete das Gerücht, daß ſie in ein anderes Kloſter verſetzt ſey, und da alle ältere Nonnen in der Verſchwörung verwickelt waren, wußte man auch alle Wege abzuſchneiden, durch welche Clementine ſonſt dem Grafen einige Nachricht hätte geben können. Jetzt ſetzte man ihr von allen Seiten zu, Vater, Schweſter, Beichtvater, alles drang in ſie, ſie zur Ablegung des Gelübdes zu bewegen, man brachte ihr ſogar verfälſchte Beweiſe von der Untreue des Grafen, der ſich in England vermählt haben ſollte! Dieß brachte ſie endlich zum Wanken. Nun legte man ihr noch eine Bittſchrift an den Erzbiſchoff zum unterzeichnen vor, in welcher ſie denſelben erſuchte, ſie von der Aushaltung des Probejahres zu diſpenſiren, weil ſie von Jugend auf im Kloſter erzogen, mit ihren Pflichten ſchon hinlänglich bekannt ſey, und einen gar zu großen Beruf fühle. Dieſe übertriebene Eile machte ſie argwöh-

nisch, und brachte sie auf eine List, wodurch sie sich rettete. Sie erbot sich, die Bittschrift zu unterzeichnen, nur müßte sie vorher eine ansehnliche Summe haben, um einige Schulden, die sie in der Welt gemacht habe, zu tilgen; man erbot sich, dieß für sie zu thun; sie sagte aber, daß sie durchaus ihre Gläubiger nicht nennen wolle, also das Geld selbst in ihre Hände bekommen mögte, daß sie alsdann drey Tage nach dem Empfang, oder wenn man ihr das Geld nicht innerhalb zwey Tagen gäbe, niemals unterzeichnen würde. Da man ihre Halsstarrigkeit kannte, gab man ihr das Geld, in der Hoffnung, daß, da nur noch drey Wochen bis zu dem zur Einweyhung angesetzten Tage hinwären, und man ihr alle Wege abgeschnitten hatte, es ihr unmöglich fallen würde, dem Grafen bis dahin Nachricht zu geben, und von ihm Hülfe zu bekommen. — Sobald sie das Geld hatte, wandte sie sich an die Thürhüterin des Klosters, der sie schon längst die Abneigung zum Klosterleben, zu dem sie durch Armuth gezwungen gewesen war, angemerkt hatte, versprach ihr, künftig soviel zu geben, daß sie eine gute Heyrath machen können würde, wenn sie ihr einen Brief bestellen wolle; zum Handgeld gab sie ihr gleich hundert Pistolen. Das arme Mädgen, durch den Anblick eines solchen Schatzes, noch mehr aber durch die Hoffnung zur Heyrath bezaubert, war

zu

zu allem willig, und verſprach, einen ihrer Verwandten zur Überbringung des Briefes zu bewegen, den ſie auch bald darauf zu ſich aufs Zimmer brachte, wo ihm Clementine durch große Verſprechung und durch ein gleiches Handgeld ohne Mühe gewann. Sobald er von der Sache unterrichtet war und noch dazu fand, daß ſie ſeinen geweſenen Hauptmann, den er von Herzen liebte, betraf, machte er ſich mit der möglichſten Eile auf den Weg nach London, wo er den Grafen nicht fand, der zu einem Freunde aufs Land gereiſt war, den er aber doch glücklicher Weiſe ausfindig machte, und ihm dort, da er eben im Begriff war, nach Frankreich überzugehen, ſeinen Brief übergab. Kaum hatte dieſer den Brief geleſen, als er, auſſer ſich vor Schrecken über die Nähe der Gefahr, denn 10 Tage waren nur noch übrig, ohne Abſchied zu nehmen nach Dover flog; hier ward er noch 3 Tage durch widrige Winde aufgehalten, ſo daß er erſt am Abend vor dem zur Einkleidung Clementinens angeſetzten Tage, in Paris eintreffen konnte. — Hier bezog er nicht ſein gewöhnliches Quartier, um den Spionen des alten Bernay zu entgehen, ſondern trat in einem Gaſthof ab, von wo er ſogleich ſeinen getreuen Begleiter an die Thürhüterin abfertigte, um dieſe von ſeiner Ankunft zu benachrichtigen, und ihm noch für denſelben Abend eine Zuſammenkunft mit Clementi-

nen, an die er auch ein Billet mitbekam, auszuwürken. Eine halbe Stunde darauf folgte ihm der Graf zu Pferde an den bestimmten Ort, wo ihm jener bald die erwünschteste Antwort brachte. Nachdem der Graf von der Thürhüterin in ihr Zimmer geführt war, fand sich auch Clementine bald ein, die ihm starr vor Schrecken und Freude eine lange Zeit in den Armen lag, ehe einer von ihnen zu Worte kommen konnte. Jetzt fingen sie an, sich über die Mittel zu ihrer Rettung zu berathschlagen; Clementine war sehr dafür, noch dieselbe Nacht mit ihm zu entfliehen, die Thürhüterin wollte aber durchaus nicht darein willigen, selbst der Graf fand es zu gefährlich, sich den Weitläuftigkeiten und dem Prozesse, der gewiß daraus entstanden wäre, auszusetzen, sondern wählte lieber das sicherere Mittel, die feyerliche Scene des folgenden Tages abzuwarten, da er sich in der Kirche einfinden, und sie, sobald sie öffentlich ihre Abneigung und den Zwang, der ihr angethan worden, bekennen würde, für seine Gattin erklären, und sie sich gleich darauf in einer benachbarten Capelle antrauen lassen wolle. So sehr sich Clementine vor diesem Schritte fürchtete, mußte sie doch endlich einwilligen, da ihr der Graf noch dazu versicherte, daß er Anstalten machen würde, die ihr denselben sehr erleichtern, und alle künftige Folgen vorbeugen sollten. Mit diesem Entschluß verließen

ließen sie sich. Der Graf setzte sich sogleich zu Pferde und eilte dem etliche Stunden von da entlegenem Schlosse eines seiner Vettern, des Duc de Leutry, der ihn sehr liebte, zu; diesem entdeckte er seine ganze Lage, und bat um seinen Schutz, den er auch ohne Mühe erhielt.

Ja, der Prinz erbot sich sogar, selbst bey der Handlung gegenwärtig zu seyn, und eine gehörige Anzahl seiner Leute mitzunehmen, die alle Gewalt, wenn man ja welche gebrauchen wollen sollte, zu verhindern im Stande wären. — Hierauf eilte der Graf nach Paris, um alle seine Freunde zur Hülfe aufzubieten, die ihm alle zu Pferde in ein kleines Gehölz unfern vom Kloster folgten, wo er einen Wagen mit acht Pferden in Bereitschaft hielt. Es war noch nicht acht Uhr des Morgens, als sie hier ankamen. Im Kloster war noch alles still und ruhig; der getreue Kammerdiener des Grafen hatte, als Bettler verkleidet, die Wache, um Nachricht geben zu lassen, wenn die Gegenwart des Grafen nothwendig seyn würde, die übrigen seiner Leute waren in der Nähe des Klosters vertheilt, um im Fall der Noth, sich beym ersten Lärm der Thüre zu bemächtigen, die aus der Kirche ins Kloster führte. Es war fast Mittag, als das Zeichen gegeben ward; der Graf rückte mit seinem Trupp heran, und trat in einem Aufzuge in die Kir-

che, als wenn er den Augenblick erst von einer sehr großen Reise käme; seine Leute verhinderten, daß nach ihm niemand mehr in die Kirche kommen konnte. **Clementine** war bey der ganzen Handlung sehr traurig gewesen, jetzt veränderte sie sich bey dem Geräusch, das die Ankunft des Grafen machte, sehr merklich. Der alte Bernay merkte jetzt wohl, daß die Handlung nicht so nach seinem Wunsche enden würde als wie sie angefangen hatte, und hätte sie gerne verschoben, wenn es noch möglich gewesen wäre. Der Graf drängte sich bis zum Altar, hier fand er den **Duc** mit einem ansehnlichen Gefolge, der sogleich auf ihn zueilte, und ihn, als ob er ihn nach einer langen Trennung unvermuthet wiedersähe, aufs freundschaftlichste umarmte, und ihn neben sich gerade gegen über **Clementinen** zu stehen, nöthigte. Die Ceremonie wurde fortgesetzt und alles war ruhig, bis **Clementine** auf die Frage des Priesters: was ihr Begehren sey? der Abrede gemäß mit der größten Entschlossenheit antwortete: „sie wünsche mit dem Graf Terny vermählt zu werden." Den Augenblick eilte ihr der Graf in die Arme, und der **Duc** mit seinem Gefolge umringten sie, um das Zudringen der andern zu verhindern. Vater, Schwester und die ganze Versammlung standen, wie vom Donner getroffen, bey dieser unerwarteten Antwort, die heiligen Klosterdamen

nah-

nahmen groſſes Ärgerniß und die ganze Geiſtlichkeit erſtarrte, als ſie der Graf vor aller Welt Augen umarmte und küßte. Nachdem der erſte Schröcken vorüber war, erhob ſich ein mächtiges Gemurmel, dem der Graf bald durch ein Zeichen, das er reden wolle, ein Ende machte. — Mein Herr, fing er gegen den alten Bernay an, der Himmel fodert freywillige Opfer, Sie haben durch ein erzwungenes ſeinen Altar entheiligen wollen; ſehen Sie hier Ihre Tochter, die ich vor den Augen Gottes und dieſer ehrwürdigen Verſammlung für meine Gemahlin erkläre, der Himmel hat kein Gefallen an Ihren Ränken, er hat ſie zu vernichten gewußt. Sie haben eben den gröſten Beweis gegeben, daß Sie ſie für fähig erklären, über ihre Perſon zu diſponiren; ſie hat feyerlich den Wunſch erklärt, meine Gemahlin zu werden, ich nehme ſie hier feyerlich dafür an; wollen Sie uns Ihren Segen geben, ſo ſolls uns lieb ſeyn, wo nicht, ſo werden wir uns darinn zu finden wiſſen, ihn zu entbehren; was ihr Vermögen betrift, ſo brauche ichs nicht, werde aber nie leiden, daß Sie ihr entziehen, was Sie ihr ſchuldig ſind. — Es iſt Zeit, meine Theureſte — indem er ſich zu Clementinen wandte — daß wir uns der Geſellſchaft empfehlen! — Der Duc de Leutry trat herzu, um ſie zu umarmen, ihnen ſeinen Glückwunſch abzuſtatten und ſie

öffent-

öffentlich zu versichern, daß er sich ihrer in allen Fällen aufs Thätigste annehmen würde. Nun nahm sie der Graf bey der Hand und führte sie zur Kirche heraus, wo seine Kutsche wartete, um sie auf das Schloß des Ducs zu bringen, wo alles zur Vermählung bereit war. Die ehrwürdige Versammlung hatte nichts bessers zu thun, als sich an der Mahlzeit, die zum Einkleidungsschmause bereitet war, schadlos zu halten. Der alte Vernay fand nicht für gut, weiter Lärm zu machen, und begnügte sich, bis an sein Ende seine Einwilligung, trotz aller Bitten, aufs hartnäckigste zu versagen. — Der Graf zog mit seiner Gemahlin auf seine Güther, wo sie, geschätzt und geliebt von allen, die sie kannten, die glücklichste Ehe führten.

IV.

Thermometer für Ehstland.

Vaterlandsliebe	Starker Froſt
Schöne Wiſſenſchaften	Sehr kalt.
Gelehrſamkeit	Starker Nebel.
Religion	Weder warm noch kalt.
Schmähſucht	Sehr warm.
Spielſucht	Chambre de malade.
Titelſucht	Vers à ſoie.
Häusliche Freuden	Sonnenſchein.
Credit	Windig.
Privilegien	Mondfinſterniß.
Gourmandiſe	Anhaltende Witterung.
Etiquette	Viele Dünſte.
Liebe	Fruchtbare Witterung.
Freundſchaft	April Monat.
Wahre Freundſchaft	Thau des Himmels.
Mildthätigkeit	Ein giftiger Mehlthau, ſtreift die Blüthen von den Bäumen.
Höflichkeit	Im März und um Johanni.
Stolz	Januar. Februar. April. May. Julius. Auguſtus. September. October. November. December.
Herrſchender Wind	Nord.

T.

V.

V.

Anecdoten.

Der Graf von Artois iſt ein groſſer Liebhaber vom Ballſpiel, und beſucht alle berühmte Ballhäuſer in Paris. Eines Tages — als er vermuthlich bey übler Laune war, oder das Spiel ihm nicht ſo recht gelingen wollte — gerieth er, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum, in Zorn über die Zuſchauer auf der Gallerie, und befahl, „die Hundsfötter hinaus zu jagen!“ Ein einziger Officier blieb. „Nun,“ rief der Graf ihm zu: „haben Sie meinen Befehl nicht verſtanden?“

O ja, gnädiger Herr.

„und gehen nicht?“ Monſeigneur, verſetzte der brave Officier mit vieler Beſcheidenheit: Sie ſprachen nur von Hundsföttern, und da ich keiner bin; ſo glaubte ich, bleiben zu dürfen.

Der Graf ſchwieg und ſchämte ſich ſeiner Übereilung — hat ſich auch nachher ein eignes Ballhaus bauen laſſen, wo er nach Belieben fluchen kann.

* * *

Die Marquiſe Almodovar — eine Spanierin, wie man ſchon aus dem Klang des Namens hört — gieng eines Tages im Ranelagh zu London ſpatzieren, und

und verlohr im Gedränge einen Schuh. Die Zeitungsſchreiber, die uns ſo oft mit der wichtigſten Miene Lappalien auftiſchen, ermangelten nicht, am andern Morgen die Stadt von dieſer Neuigkeit zu unterrichten. Ein paar ehrliche Bürger ſteckten ſogleich auf einem Kaffeehauſe die Köpfe zuſammen, und ſuchten die geheime Deutung dieſes wichtigen Vorfalls zu ergründen. „Die Marquiſe Almodovar hat ihren Schuh „verlohren," ſagte der Eine: „das bedeutet den Verluſt einer Provinz für Spanien." „Ach nein!" ſchüttelte der andere ſeufzend das Haupt: „es bedeutet, daß die Spanier bald feſten Fuß in Engelland „faſſen werden." „Keinesweges," verſetzte ein Dritter: „Verſuchen mögen ſies immer, aber wir werden „ſie jagen, daß ſie die Schuh verlieren." Dieſe letzte Auslegung fand Beyfall, und man trank eine Bohle Punſch auf die Geſundheit der Marquiſe.

* * *

„Was würde Cromwell ſagen! wenn er jetzt wie„der aufſtünde." So rief ein Engelländer in einer Geſellſchaft. „Nichts würde er ſagen," verſetzte ein Anderer; „aber deſto mehr thun."

* * *

Um ſchnell und auf eine gute Art reich zu werden, ſagte einſt ein franzöſiſcher Spottvogel, muß man die

Werke

Werke des la Harpe kaufen, für soviel als sie werth sind; und wieder verkaufen, für soviel als er sie werth achtet.

* * *

Ein Autor in London hatte die Krätze. Er schrieb ein Buch und schickte es zum Censor; der Censor nebst Familie, bekam die Krätze. Von da gieng das Manuscript in die Druckerey, Setzer und Drucker bekamen die Krätze. Der Buchbinder mußte es brochiren, bekam die Krätze, und schickte es zum Buchhändler, der nebst Weib und Kindern die Krätze bekam. Das Werk war auf Subscription angekündigt, und wurde mit der sogenannten Pfennigs-Post an die Abonnenten versandt. Die Post bekam die Krätze, die Leser bekamen die Krätze, und in Zeit von 8 Tagen war die ganze Stadt angesteckt.

* * *

Getreue Kopie eines Schildes vor der Hausthür in einem Dorfe in Champagne.

Isaac Macaire,

Barbier, Peruckenmacher, Chirurgus, Schulmeister, Schmidt und Accoucheur.

Barbiert für einen Sous, verschneidet die Haare für 2 Sous, und giebt Puder und Pommade in den Kauf,

Kauf, ſteckt Jahrweiſe, oder auch Viertelſahrweiſe die Laternen an, lehrt die jungen Herren ihre Mutterſprache und gute Sitten, er lehrt auch ſingen, und meiſterlich Pferde beſchlagen. Er macht neue Stiefeln und Schuh, und flickt auch die alten, ſchneidet Hünerangen ab, giebt Unterricht im Tanzen und vertreibt die Warzen. Er ſetzt Lavements für 1 Sous, verkauft Purganzen für 1 Sous, und alle Arten von Parfümerien. Auch findet man bey ihm geſalzene Häringe, Pfefferkuchen, Schuhwachs und andere Confitüren. NB. Ich lehre die Joggraſy und alle fremde Waaren. Mittwochs und Freytags iſt Ball. Mit Gottes Hülfe. Iſaac Macaire.

* * *

Eine Dame ſagte zu ihrem Gärtner, daß ſie einige anonyme Briefe bekommen hätte, in welchen man ihn verdächtig zu machen ſuche. Madam, antwortete der ehrliche Kauz: „nennen Sie mir die Schurken!“

* * *

Ein junger Herr ſagte in Gegenwart eines Bauern: „an dieſen Leuten iſt nur das Kleid grob.“ „Und an „Ihnen,“ verſetzte der Bauer, „iſt nur das Kleid „fein.“

* * *

Händel, jener berühmte Deutſche, deſſen An-

denken Engelland noch heute ehrt, hatte ein so feines Gehör, und einen so großen Abscheu vor verstimmten Tönen, daß das Orchester, ihm zu gefallen, seine Instrumente zu stimmen pflegte, ehe er noch gegenwärtig war. Ein Spaßvogel wußte das, und da man eben ein Concert spirituel geben wollte, schlich er sich ins Orchester und verstimmte alle Instrumente. Händel kam; eine tiefe Stille. Man erwartete den Prinzen von Wallis und verschiedne Große des Hofes. Die Versammlung wurde zahlreich. Händel gab ein Signal und rief con spirito! Himmel welch ein Geheul! Händel gerieth auser sich, er glaubte, das Orchester habe es ihm zum Possen gethan. Er sprang auf, ließ seine Perücke am Wirbel eines Contre-Violons hängen, ergrif eine von den Pauken, und warf sie dem ersten Violinspieler an den Kopf. Man hatte alle mögliche Mühe, ihn zu besänftigen, und der Spaßvogel genoß seines Triumphs im Stillen.

VI.

Die Weiber der Indianer, an den Ufern des Oroonocko.

Die Völker, welche die Ufer dieses berühmten Flusses bewohnen, dessen Nachbar der brennende Equa-

ter

tor iſt, kannten vor der Ankunft der Europäer, weder Kleidung noch irgend eine Regierungsform. Frey, unter dem Joch der Armuth, lebten ſie gröſtentheils von der Jagd, der Fiſcherey und wilden Früchten. Der Ackerbau lag in der erſten Kindheit, da man nur Baumäſte hatte, um die Erde zu durchwühlen, und Beile aus ſcharfen Steinen verfertigt, um Bäume zu hauen, deren Aſche oder Moder fähig geweſen wäre, ein fruchtbares Feld zu ſchaffen.

Die Weiber an den Ufern des Oroonocko waren Sklavinnen, wie ſie es denn überall ſind, wo noch der Druck der Barbarey herrſcht. Der Wilde kennt kein anderes Bedürfniß, als ſein Daſeyn zu erhalten und fortzupflanzen. Der Wilde iſt überzeugt, daß nur Muth und Gewalt ſeiner Achtung werth ſind, und daher tyranniſirt er das ſchwache Weib. Den Schutz, den er ihr gewährt, läßt er ſich durch ihre Schmach und knechtiſche Arbeiten bezahlen. Fäuſte, nur gewöhnt, den Bogen oder das Ruder zu führen, würden durch Hacke und Grabſcheit ſich entehrt glauben. So denkt der Wilde vom Kap Horn bis Neu-See-land; doch nirgends iſt er mehr Tyrann ſeines Weibes, als an den Ufern des Oroonocko. Daher ſind jene blühenden Gegenden beynahe Menſchen leer; und da, wo die Natur überall Mutter geweſen, will kein Weib Mutter ſeyn. Bringt ſie eine Tochter zur

Welt; ſo tödtet ſie ſie gleich nach der Geburt, und nur ſelten ſiegt mütterliche Zärtlichkeit über dieſen grauſamen Gebrauch. Selbſt das Chriſtenthum hat ihn nicht ausrotten können.

Der Jeſuit Gumilla erzählt, daß, als eine ſeiner Neubekehrten ihr Kind ermordet, er ihr dieß Verbrechen mit den lebhafteſten Farben geſchildert, um Reue und Zerknirſchung in ihrem Buſen zu erwecken.

Die junge Indianerinn hörte ihn mit einer Ruhe an, und ſah ihm mit einem Blick ins Geſicht, den nur ein gutes Gewiſſen der Unſchuld zu leihen pflegt. Als er geendigt hatte, nahm ſie das Wort.

„Wollte Gott! rief ſie aus: wollte Gott! ehr„würdiger Vater, daß meine Mutter, als ſie mich „auf die Welt ſetzte, Liebe und Mittleid genug mit „ihrem Kinde gehabt hätte, ihm alle die Quaalen zu „erſparen, die ich erduldet habe, und erdulden werde, „bis an das Ende meines elenden Lebens. Hätte ſie „damals mit wohlthätiger Hand meine Hirnſchale zer„quetſcht; ſo wäre ich geſtorben, ohne es zu fühlen.“

„Ehrwürdiger Vater, du kennſt nicht alle Mar„tern, die das Weib eines Indiers duldet. Mit „dem erſten Morgenroth verlaſſen wir unſer mit Thrä„nen benetztes Lager und unſere dürftige Hütte, ein „Kind auf dem Rücken und das andere an der Bruſt. „Unſere Männer tragen Bogen und Pfeil, ſchlendern

„müßig

„müßig umher, tödten einen Vogel, oder angeln ei„nen Fiſch; indeß wir im Schweiß unſers Angeſichts „die Erde bearbeiten, und oft dürren Sand mit unſern „Thränen begießen. Es wird Abend und wir kehren „zurück, mit Wurzeln und Mais belaſtet, zum Abend„brodt für unſere Männer; auch ſie kehren zurück, „ohne eine andere Laſt, als die ſie mitnahmen. Da „werfen ſie ſich in die aufgeſchüttelten Binſen, plau„dern mit ihren Freunden und rauchen Taback, indeß „wir Holz und Waſſer herbeyſchleppen, und ihnen den „Tiſch bereiten. Sie eſſen und ſchlafen ein. Wir aber „wachen den größten Theil der Nacht, um den Mais „zu mahlen und Chica zu machen. (*) Und was be„lohnt unſere Mühe und unſer Nachtwachen? Sie „trinken, berauſchen ſich, ſchleppen uns dann bey den „Haaren herum, und treten uns mit Füßen."

„Wollte Gott, ehrwürdiger Vater, daß meine „Mutter mich in der Geburt erſtickt hätte! Die Lei-

(*) Chica, ein ſehr beliebtes Getränk in dieſen Gegenden. Der Mais wird ins Waſſer geworfen, und wieder herausgenommen, wenn er zu keimen anfängt. Darauf wird er an der Sonne getrocknet, ein wenig geröſtet, und alsdann gemahlen. Das Mehl wird mit Waſſer in große Krüge gethan, wo es in drey Tagen gährt und ausgährt. Dieß Getränk berauſcht ſehr ſtark, wird aber in ſieben oder acht Tagen ſauer. Sein Geſchmack gleicht einem ſchlechten Cyderwein.

„den, die ich dir mahle, sind schwer zu tragen, und „doch habe ich dir unserer Leiden größtes noch nicht „erzählt. Es ist freylich für die arme Indianerinn „schon traurig genug, ihren Mann als eine Sklavinn „zu bedienen, sich auf den Feldern im Schweiß der „Arbeit zu baden, und in ihrer Hütte vergebens nach „Ruhe zu schmachten; aber tausendfach schmerzhafter „ist es, nach einer Reihe von zwanzig Jahren, sich, um „eines jüngern Weibes willen, verstoßen zu sehen. „Sie beherrscht uns als ihre Sklavinnen — ach! „sie schlägt unsere Kinder! und wenn wir einen Au„genblick murren; so ergreift sie den nächsten, besten „Ast eines Baumes, und — — O ehrwürdiger „Vater! wollte Gott! meine Mutter hätte mir die „Hirnschale zerquetscht, ehe ich zu fühlen und zu den„ken vermogte!“

Hier unterbrach heftiges Schluchzen ihre Stimme. Sie bückte sich über das ermordete Kind, küßte es mit Inbrunst und rief:

„Wenn dieses Kind, wie du mich lehrst, einen „unsterblichen Geist besitzt; gewiß! gewiß! so wird „es in einer bessern Welt die wohlthätige Hand seiner „Mutter segnen!“

Und der Jesuit verstummte.

K.

Innhalt
des Ersten Stücks.

Zueignungsschrift an die Fürstin Daschkoff.
Vorrede.
Gedichte . . . p. 1.
Die schöne Unbekannte . . . 9.
Fanatismus zu Thorn . . . 51.
Kurze Geschichte der Flibustier . . 81.

Des Zweyten Stücks.

Gedichte . . . . 1.
Alles Glück ist Täuschung . . 8.
Clementine . . . . 14.
Zaide, oder die Entthronung Muhamed des Vierten . 34.
Der Splitterrichter in seiner Blöße . . 74.
Nachricht von der heiligen Brigitte . . 92.

Des Dritten Stücks.

Schreiben eines Ungenannten an den Herausgeber . 97.
Antwort des Herausgebers . . 98.
Briefe über Ehstlands Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten . . . 100.
Am Grabe der Fräulein Schwengelm . . 125.
An den ungenannten Verfasser des Buches: über die Sklaverey und den Character der Bauern in Lief- und Ehstland . . . 128.
Clementine, Beschluß . . . 155.
Thermometer für Ehstland . . . 173.
Anecdoten . . . 174.
Die Weiber der Indianer, an den Ufern des Orenocks . . . 178.

Für Geist und Herz

eine Monatsschrift

für die Nordischen Gegenden.

Zweyter Band

Viertes, fünftes und sechstes Stück.

Reval, 1786.

in Commission zu haben in der Glehnschen Buch- und Kunsthandlung.

Preis des Jahrgangs: 8 Rubel S. M.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Nachschrift des Herausgebers.

Beym Schluß dieses Jahres wird man mir erlauben, mich mit dem Publikum auf einen festern Fuß zu setzen, als bisher geschehen. Einige meiner Subscribenten haben dies Journal gar nicht abhohlen lassen; vermuthlich hatten sie blos mir, oder dem Collecteur zu Gefallen subscribirt, eine Gefälligkeit, die mir unangenehm ist, und von der Erfüllung derselben ich sie daher Kraft dieses entbinde, mit der Bitte, das was ich hier gesagt, nicht als eine Errinnerung anzusehn; (denn das Journal wird obgedachten Personen nunmehro nicht verabfolgt werden) sondern nur als eine Folgeleistung meiner Pflicht gegen das Publikum, dem ich, weil diese periodische Schrift, würklich theuer ist, von der Anzahl meiner Subscribenten Rechenschaft schuldig bin. — Einige andere haben nur die drey ersten Stücke abhohlen lassen; vermuthlich gefielen sie ihnen nicht, und ich werde daher auch die Nahmen dieser aus meiner Liste wegstreichen. — Was die noch von vielen, besonders Auswärtigen, rückständige Bezahlung anbetrifft; so habe ich das Zutrauen zu meinen Lesern, das sie mich bey Herausgabe dieser Schrift wenigstens nicht in Schaden bringen werden; denn noch bis jetzt bin ich in Auslage.

Da nun nach den ersten sechs Stücken, die ich geliefert, ein Jeder der Herren Interessenten im Stande ist zu urtheilen, ob diese Schrift ihm behage oder nicht; ob er es der Mühe werth halte sie fortzusetzen oder nicht; so bitte ich nunmehro alle meine Leser, es im Lauf dieses Monats oder im Januar des künftigen Jahres, der Glehnschen Buchhandlung anzuzeigen, ob sie das Journal ferner mithalten wollen? Wer stillschweigt, der hat für das ganze 1787ste Jahr subscribirt. Im Februar werde ich alsdann das authentische Subscribenten Verzeichniß liefern, damit ein Jeder meine Einnahme übersehn kann. Geschrieben Reval am 1ste December 1786.

Inn-

Innhalt des zweyten Bandes.

Im vierten Stück.

Zaide, Fortsetzung . . . . . pag. 1.
Geschichte der Flibustier, Beschluß. . . . 57.
Schreiben des Herren X . . . . . 78.
Antwort darauf . . . . . 80.
Ueber die Satyre . . . . . 83.

Im fünften Stück.

Zaide, Beschluß . . . . . 97.
Briefe über Ehstland . . . . . 167.
An Julien . . . . . 181.
Fragment aus dem Tagebuche eines Rußischen Offiziers 182.
Anecdoten . . . . . 184.
Etwas aus der Geschichte der Märtyrer . . 188.
Lied der Drescher . . . . . 191.

Im sechsten Stück.

Unter das Bild der Kaiserinn . . . . 193.
Epistel an Frau von *** . . . . 193.
Hochzeitsgebräuche der Ehsten auf Ösel . . 199.
Frage an Naturforscher . . . . . 212.
Fragmente den Tanz betreffend . . . . 216.
Schreiben an den Verfasser der Provinzialblätter für Lief- und Ehstland . . . . 232.
Schreiben einer Dame an den Herausgeber . . 258.
Antwort darauf . . . . . 265.
Der Schein trügt . . . . . 267.

Die, diesem Stücke angeheftete Musik gehört zu dem im dritten Stücke befindlichen Liede, auf den Tod der Fräulein von Schwengelm. Es ist dabey zu bemerken, daß nur die erste Strofe nach dem ersten Theil der Musik gesungen wird, die andern aber alle nach dem zweyten. Wenn ich übrigens anzeige, daß der Stich der Noten ein hiesiges Landes Produkt ist, welches blos aus Liebhaberey und mit sehr unvollkommenen Instrumenten zu Stande gebracht worden; so bin ich überzeugt, daß meine Leser sich mit mir freuen, und dem Herrn Fridr. Arvelius auf Rieckel Dank wissen werden.

* * *

Hinzugetretene Subſcribenten.

In St Petersburg.

Sr. Kaiſerl Hoheit, der Großfürſt Paul Petrowitſch.
Ihro Kaiſerl. Hoheit, die Großfürſtinn Maria Fedorowna.

Herr Secretär C. T. Dahlgreen.
— P. F. De la Mare, Kaufmann.
— Paſtor Reinbott bey der St. Annen Kirche.

Folgende, deren Namen ich nun erſt erhalten, gehören mit unter die im dritten Stück angezeigten 27 Subſcribenten.

Herr Secretär von Boell.
— Hofrath Brehmer.
— Brigadier Graf Fermor.
— Kruchenberg, Kaufmann.
— Kollegen-Rath und Ritter Le Fobure.
— Hofrath Liebreich.
— Malthe, Bibliothecar Sr. Kaiſerl. Hoheit.
— Müller, H. B., von der Handlung.
— Norberg, J. E., Königl. Schwediſcher Kapitain-Mechanicus
— Hofrath Schröder.

In Moſkau.

Herr Major von Berens.
Vier Ungenannte.
(Sämmtlich durch Vermittelung der Dahlgrehnſchen Leſebibliothek in Petersburg)

Annoch hinzugetreten: **In Friedrichsham.**

Herr Major von Ekeſparre.

In Stockholm.

Herr C. C. Giörwell, Aſſeſſor und Königl. Bibliothecarius.

In Eutin.

Herr Etats-Rath und Ritter von Alopeus.

Allhier in Reval.

Herr Obriſter von Bock.
— Rathsherr Bened. Freſe.
— Caspar Höppener, jun.
— Burgermeiſter zur Mühlen.
— Brigadier Graf von Steinbock.
— Secretär H. J Strahlborn.
— Candidat Vollbeding.

Zaide,

oder die Entthronung Muhamed des Vierten.

(Fortsetzung.)

Prinz Solimann, der listige Heuchler; des Kaisers Bruder, aber nicht der Nacheiferer seiner Heldentugenden, befand sich damals im Serail zu Adrianopel. Er ward fürstlich bedient, wie es einem der ersten Prinzen vom Geblüte zukam; aber er entbehrte das, was den Menschen die Strohhütte reizender macht, als den Pallast; das, was nicht Gold bezahlt, nicht Ehre aufwiegt; das edelste Geschenk der Natur: die Freyheit. Es giebt nur ein Gefühl in dem weiten Gebiete der Empfindungen, vermögend den stürmischen Wunsch nach Freyheit, wo nicht ganz zu unterdrücken, doch dann und wann zum Schweigen zu bringen: das Gefühl der Liebe. Im Arm der Wollust vergißt der Sklave seine Ketten, oder tändelt

mit ihnen, als wären es Blumenfesseln. Auch dieser beruhigende Selbstbetrug stand nicht in des Prinzen Gewalt. Man hielt es für gefährlich, die Zahl derer zu mehren, denen ihre Geburt ein Recht auf den Thron geben konnte; der Sultan selbst hatte bereits Söhne; die Politik scheute die Kinder seiner Brüder, und schuf ein verhaßtes Gesetz, kraft dessen der Harem der Prinzen von Geblüte, nur aus betagten Weibern bestand, allenfalls noch schön genug, um im Dunkel der Nacht ihr Alter zu vergessen; aber nicht jung genug, um ihre Gebieter zu Vätern gefürchteter Erben zu machen. Natürlich daß diese Einrichtung dem wollüstigen Prinzen äußerst mißbehagte; daß er selten genoß, wo er genießen durfte, und oft stahl, wo Riegel, Schloß und Wachsamkeit der Schwarzen seinen stürmischen Begierden das kleinste Schlupfloch übrig ließen. Eines seiner Weiber hieß Marama, alt und plauderhaft, verschlagen und eingedenk der Freuden ihrer Jugend. Prinz Solimann theilte mit ihr, was man ihm gab, unter der einzigen Bedingung, daß sie Verzicht thue auf das, was er nicht geben wollte. Sie war dagegen so gefällig, seine Streifereyen in die verbotenen Grenzen der jugendlichen Liebe zu begünstigen. Der ganze Schatz von Erfahrungen, den sie auf dem Meere der Harems-Kabalen seit funfzig Jahren sammelte, diente ihr nun, den

Nachen

Nachen mit kontrebander Liebe durch alle Klippen und Gefahren hindurch zu steuern.

Die Zimmer dieser Marama stießen an die Zimmer Zaidens. Am zweyten Abend ihrer Ankunft im Serail, erhielt Zaide bereits einen Besuch von dieser gefährlichen Nachbarinn, der einige Tage nachher wiederhohlt, und in kurzer Zeit sehr oft vervielfältigt wurde. Zaide litt sie gern, denn sie plauderte viel, ohne immer zu verlangen, daß man ihr antworten solle; und der Kislar Aga begünstigte Alles, was Zaiden zerstreuen konnte, weil er, mit der geheimen Geschichte ihres Herzens unbekannt, immer befürchtete, sie werde nach der Ehre geißen, nicht blos dem Namen nach ein Weib des Sultans zu seyn.

Marama bemerkte bald, daß Muhamed als Mann und als Kaiser Zaiden sehr gleichgültig sey. Sie hielt das für einen vortheilhaften Wink, das Neß im Namen ihres Gebieters auszuwerfen, und vielleicht einen Fang zu thun, den alle Kaiser der Welt ihm beneiden würden. Es hielt nicht schwer, die Einbildungskraft des Prinzen zu entflammen. Maramas Beschreibung ließ in Zaiden das Ideal der höchsten Schönheit erwarten, und der Gedanke: „es „ist verbotne Frucht! nur mit Gefahr des Lebens zu „pflücken möglich!“ gab dem unbekannten Gegenstande seiner Begierden den unwiederstehlichsten Reiß.

Nicht alſo bey der ſchönen Zaide. Marama hatte gut loben, ſie mogte hundertmal des Tages den Prinzen als den ſchönſten, vollkommenſten Mann herausſtreichen; dem Ideal in Zaidens Herzen entſprach das Bild nicht, und das Einzige, was ihr an Muhameds Bruder gefiel, war ſein Name, den er mit ihrem Geliebten gemein hatte.

Indeß wünſchte Zaidens verſchlagene Nachbarinn dem Prinzen Gelegenheit zu verſchaffen, die ſchöne Fremde zu ſehn. Sie erhielt von dem Kislar Aga die Erlaubniß, ſechs oder ſieben ihrer Freundinnen in den Gärten der Sultaninn Mutter ein Frühſtück zu geben, und es verſteht ſich, das auch Zaide eingeladen wurde. Man ſetzte die Tafel an das Ende einer Allee, auf welche ein Fenſter des Prinzen ſtieß, der auf dieſe Art zwey Stunden lang, ſoviel die herabgelaſſenen Jalouſieen ihm vergönnten, Zaiden ſah, und im erſten Augenblicke dieſes Sehens, Zaiden brünſtig liebte.

Doch wozu ſollte dieſer erſte Schritt führen? Marama wußte es ſelbſt nicht recht, und der Prinz wußte nur, daß er nicht leben könne, ohne den Beſitz der ſchönen Sklavinn. Mit Hoffnungen ſchmeichelte ihm ſein Stolz, mit Ausſichten ſeine Kupplerinn. Der Erſtere rief ihm zu: „du biſt ein Prinz der Ottomannen! kein Weib des Harems kann dir wiederſtehen!“

„hen!“ Die letztere überredete ihn, was sie freylich selbst glaubte: daß Zaidens Herz leer von Liebe, und für die Bewerbungen eines so schönen und geschmeidigen Mannes gewiß offen seyn werde. Beyde erwarteten Alles von der Zeit und ihren Ränken; der ersteren wünschte Prinz Solimann die Flügel seiner Einbildungskraft, und den letztern, den Segen des listigen Propheten, dem er diente.

O wie oft stand er schwermüthig, gelehnt an das Fenster, aus welchem er in den Gärten seiner Mutter Zaiden zum Erstenmal sah! Da saß sie, da gieng sie, da lächelte sie, da pflückte sie eine Blume! O wie oft wünschte er, daß ein nächtlicher Sturm die hohe Mauer niederreißen mögte, welche die Orientalische Vorsicht durch den Hof des Serails gezogen hatte, um die Prinzen vom Geblüte, durch den Anblick der gegenüberwohnenden schönen Weiber, nicht zu Gefährten des Tantalus zu machen.

Sultan Amurat baute einst diese zwey Flügel des Harems, den rechter Hand bewohnte er mit der Sultanim Favorite; der linker Hand war mit reizenden Sklavinnen bevölkert. Um dem lauschenden Auge der eyfersüchtigen Sultanim zu entwischen, ließ Amurat insgeheim einen unterirrdischen Gang wölben, durch den er oft, in den Schleyer der Nacht gehüllt, mit der Furchtsamkeit eines Diebes schlüpfte; (denn

auch Kaiſer fürchten ſich vor Weibern) indeß die betrogene Favorite, in der Nähe ſeines Schlafgemachs ſorglos ſchlummerte. Dieß ehemalige Zimmer Amurats, war nun die Wohnung des Prinzen Solimann, und der gewölbte unterirrdiſche Gang führte in ein Kabinet der Marama. Verſchloſſen, verriegelt, vernagelt und verſiegelt, waren zwar ſeit einer Reihe von Jahren die beyden eiſernen Pforten dieſes Ganges; aber was iſt Schloß, Riegel, Nagel und Pettſchaft gegen die Gewalt entflammter Liebe? Marter und Todt erwarteten den, der es wagte, einen verſchloſſenen Eingang des Harems eigenmächtig zu öffnen; aber die Liebe ſpielt mit der Folter, und lächelt des Todes. Aller Gefahren ſpottend, zerriß Solimanns kühne Hand das Siegel, und ſprengte die Pforten.

Das Kabinet der Marama.

(Sie ſelbſt und Zaide, auf ſammtnen Polſtern, mit weiblicher Arbeit beſchäftiget.)

Marama. So jung, ſo ſchön, und ſo leeres Herzens?

Zaide. Vielleicht deſto beſſer für mich.

Marama. So jung, ſo ſchön und ſo wenig eitel? Kein Verlangen, bewundert zu werden? kein emporſtrebender Wunſch, die Favorite eines Kaiſers und die

Beherrſcherinn des Serails zu ſeyn? Ein Frauenzimmer, liebe Zaide, und keine Herrſchſucht?

Zaide. Das blendet mich nicht.

Marama. O ich kenne unſer Geſchlecht! Das Alles iſt reizend genug, den Kopf eines Mädgens zu verwirren; aber daß der groſſe Prohet den Muſelmännern verſtattete, mehr als ein Weib zu nehmen; daß wir immer nur ein getheiltes Herz beſitzen, und daß wir jeden Augenblick fürchten müſſen, ſelbſt dieß getheilte Herz zu verlieren: Das iſt es, wenn ich nicht ſehr irre, warum uns oft der Sklavenwamms reizender dünkt, als der Purpur; die Bewohner der Hütte neidenswerther, als die Halbgötter in den Palläſten.

Zaide. Du kannſt Recht haben. (Sie verſinkt in Träumerey.)

Marama. Gewiß habe ich. Mein eigen Beyſpiel iſt deſſen Beweis. Der Prinz, ſo ſchön er iſt — aber Zaide, du hörſt mich nicht? warum ſtarrſt du ſo vor dich hin?

Zaide (ihre Verlegenheit verbergen wollend.) So? iſt der Prinz ſchön?

Marama. Als ob er dein Bruder wär. Nur die Naſe etwas erhabener, und die Stirn mehr gewölbt. O daß er Kaiſer wäre! ich wette, gegen ihn würdeſt du nicht ſo gleichgültig bleiben.

Zaide (höchſt untheilnehmend.) Vielleicht.

Marama. Wahrhaftig! ihr scheint recht für einander geschaffen. Eben das sanfte Einnehmende in seinem Betragen, eben die stille, leidende Mine, die mehr Herzen erobert, als der Blick an Sieg gewöhnter Zuversicht.

Zaide. Würklich?

Marama. Wärst du nicht neugierig, Solimann zu sehn?

Zaide (auffahrend.) Solimann? O ja!

Der Prinz stürzt zu ihren Füßen. Zaide fährt mit einem lauten Schrey empor; Marama blickt lächelnd auf ihr Werk.

Der Prinz. Hier ist er, dieser unglückliche Solimann, dem das Recht der Erstgeburt Zaiden und den Thron entriß. Verzeih — verzeih es deinen eignen Reizen, die mich zum Verbrecher machen! Blick ohne Furcht, ohne Abscheu auf mich: mein Herz und mein Leben sind in deiner Gewalt!

Zaide sah auf ihn ohne Furcht und ohne Abscheu, aber mit Unwillen. Er schlug die Augen nieder. Eine Pause. „Herr!" hub sie endlich an, mit unnachahmlicher Würde in Blick und Ton: „Herr! ich „zittere für dich und Marama. Du wagtest einen „Schritt, eben so verwegen, als zwecklos. Uns „schieden nicht blos Riegel und Mauern; uns schei„det Schicksal, Bestimmung und mein Herz. —

„Mein

„Mein Herz, wenn es deinen Werth fühlt, wird mit „Achtung dir huldigen. Fodere nicht mehr von mir, „und ist dir meine Freundschaft werth; so verlaß „mich!„

Der Prinz. Ich dich verlassen? Nein! ganz fruchtlos darf das fürchterliche Wagestück nicht bleiben. Woher dieß fühllose Herz? — Wenn du die Sprache der Liebe kennst, woher diese Befremdung? und wenn du sie nicht kennst, woher dieß sanfte Schmachten in deinem Auge? — Oder bin ich dir verhaßt? Liebst du den Sultan?

Zaide. Ich liebe den Sultan nicht, und werde auch dich nicht lieben. Ersticke eine Leidenschaft, die dich fruchtlosen Gefahren aussetzt. Ich verzeihe dir deine Verwegenheit, und Marama ihren unartigen Betrug; ich werde verschweigen, was ich sah und hörte; doch jetzt befehle ich dir, mich zu verlassen!

Und Prinz Solimann wagte es nicht, diesem Befehl ungehorsam zu seyn. Er gieng — freylich nicht ganz zufrieden, aber auch nicht ganz unzufrieden. Seine Eitelkeit schmeichelte ihm mit dem Gedanken: daß Zaide versprochen zu schweigen; daß dieß Schweigen kein Mißfallen voraussetze; daß die erste Schüchternheit eines unerfahrenen Mädgens sehr natürlich sey, und daß die Zeit das angefangene Werk gewiß vollenden werde. Nicht also die listige Marama.

Sie ſah ſehr wohl ein, daß der Weg, den ſie gewählt, nicht der Weg zu Zaidens fein fühlendem Herzen ſey. Ihr Falken-Auge hatte, als der Prinz gegenwärtig war, in dem Auge der ſchönen Sklavinn nichts geleſen, als Gleichgültigkeit, Unwillen und Verachtung. Auch noch ſtrafte Zaidens Blick, ſprechender als Worte, den geſpielten Betrug. Marama entſchuldigte, vertheidigte, bemäntelte ſo gut ſie konnte, verſprach Beſſerung, nahm ſich vor, nicht Wort zu halten; und die verdachtloſe Zaide vergab.

* * *

Hinweg aus dem Irrgarten der Liebe, auf das Schlachtfeld der Ehre! wo Muhameds halber Mond und Leopolds Kreutz um Sieg und Leben kämpften! wo Hut und Turban gleich verzweifelte Starrköpfe deckten; wo das Schwerdt der Deutſchen und der Säbel der Ottomannen gleich blutig flimmerten.

Prinz Karl von Lothringen hatte zwey Jahr vorher Ofen vergebens belagert. Seine Feinde im Kabinet des Kaiſers, die, neidiſch über Glück und Ruhm des Helden, es dem Heere oft am Nothwendigſten mangeln lieſſen; die plötzliche Annäherung des Serasskiers Schaytan Ibrahim Baſſa, der ſich mit der ganzen ottomanniſchen Macht an ſeiner Seite lagerte, und das chriſtliche Heer durch beſtändige Scharmützel

aufrieb; die Stärke der Beſatzung, die ſich auf zehntauſend Mann erſtreckte; der Vorrath von Lebensmitteln, der die Stadt vor Hunger ſicherte; die Unmöglichkeit, dem Feinde die Gemeinſchaft mit der Donau abzuſchneiden; die zweckwiedrige, und dem Feinde verrathene Anlage ſeiner Minen; Alles dieſes zuſammen genommen zwang den Prinzen Karl, mit einem Verluſt von fünf und zwanzigtauſend Mann, am Erſten November 1684 die Belagerung aufzuheben. Im Jahr 1685 umzingelten die Kaiſerlichen Neuhäuſel, des feſten Entſchluſſes, als Sieger durch ſeine Thore einzuziehn, oder am Fuß ſeiner Mauern zu ſterben. Der Seraskier Schaytan Ibrahim Baſſa folgte ihnen auf der Ferſe, und ſchlug ein Lager von ſechzigtauſend Mann im Angeſicht von Gran auf. Da er ſich aber noch immer zu ohnmächtig fühlte, die ſtarkverſchanzte Macht der Deutſchen anzugreifen; ſo ſuchte er durch Umſchweife ihren Vorſatz zu erſchüttern, das heißt: er belagerte Gran und Viſſegrad zu gleicher Zeit. Seine Hoffnung, die feindlichen Truppen durch dieſen Kunſtgriff von Neuhäuſel wegzuziehn, ſchlug ihm nicht ganz fehl; denn da er in wenig Tagen Viſſegrad würklich eroberte, Gran aber aufs äußerſte trieb; ſo ließ der Herzog von Lothringen nur ſechzehntauſend Mann zur Fortſetzung der Belagerung von Neuhäuſel zurück, brach eilig mit

dem

dem übrigen Heere auf, und erſchien am zweyten des Monats Ramazan im Angeſicht des türkiſchen Lagers. Das war es eben, was der Baſſa wünſchte. Er hob ſogleich die Belagerung von Gran auf, und poſtirte ſeine ganze Macht auf das Vortheilhafteſte. Die [illegible]nde Donau ſchützte den rechten Flügel, eine Meil[illegible]nge Reihe von Felſen und Bergen deckte den linken, breite Moräſte ſicherten die Fronte vor feindlichem Überfall. Unbeweglich ſtand ſo das ottomaniſche Heer vier Tage lang, zufrieden, den raſchen Lauf der Entwürfe des Feindes zu hemmen; oder — wenn er verwegen genug es wagen ſollte, den Moraſt zu durchwaten — bereit, ihn ohne Rettung zu vernichten. Prinz Karl ſah und erwog die Gefahr, der er bey einem ſo tollkühnen Angriff, ſeine Deutſchen bloß ſtellen würde; ſchon ertönte die Trompete zum eingebildeten Rückzug, das ganze Lager ſetzte ſich in Bewegung und ſchien zu fliehen. Haufenweiß, mit wildem Kriegsgeſchrey, in blutgieriger Unordnung, krochen nunmehro die betrogenen Muſelmänner aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und verfolgten den Feind, der mit furchtſamer Haſt die eilenden Schritte zu verdoppeln ſchien. Doch plötzlich wandte ſich der muthige Deutſche, und bot in geſchloſſenen Gliedern, den einzelnen Haufen der Türken die Spitze. Da ſtutzten die bärtigen Anhänger Mahomets, als die Söhne

Teuts

Teufs ihnen so plötzlich die Palme des Sieges aus der Hand rissen, die sie halbtändelnd und nur mit Christenblut gefärbt, um ihre Säbel zu winden hofften. Aus Verfolgern wurden nunmehro Verfolgte; die Muselmänner flohen über die Moräste zurück, die Kaiserlichen stürmten mit funkelnden Schwerdtern hinter ihnen her. Zu gleicher Zeit und von verschiedenen Seiten, drangen Karl von Lothringen und der Churfürst von Bayern in das Lager des Feindes; panischer Schrecken und zügellose Verwirrung griffen um sich, wie das Feuer in einer Pulvertonne; die Janitscharen warfen die Spahis von den Pferden, schwangen sich darauf und flohen; was das Schwerdt der Christen verschonte, das ward von seinen eignen Brüdern zerhauen, zerschossen, zertreten; und Sieg und reiche Beute krönten den Muth der Überwinder.

Um Theil am Ruhm ihrer tapfern Mitbrüder zu nehmen, beschlossen die zurückgebliebenen Kaiserlichen, einen Hauptsturm auf Neuhäusel zu wagen. Es war früh des Morgens, am Neunzehnten des Monats Ramazan, als die Sonne ihre ersten Strahlen auf den muthvollsten Eroberungsgeist, und die hartnäckigste Vertheidigung warf. Schon hatten sich die Deutschen eine Brücke von den Leichen ihrer Feinde gebaut; schon drangen die blitzenden Schwerdter durch die Sturmlücke herein; schon würgten dreytausend Chri-

sten

ſten in der Stadt umher; als endlich die übermann-
ten Muſelmänner die weiße Fahne aushiengen. Aber
zu ſpät! wer hält den Arm des wütenden Kriegers,
der vor Gott und ſeinen Kaiſer ficht? wer ſtillt den
Rachedurſt des ſiegenden Streiters, den tapferer Wi-
derſtand bis zur Unmenſchlichkeit erhitzt; dem vielleicht
an der Seite Freund oder Bruder fielen, und der
Gott und ihren Seelen ein Todtenopfer zu bringen
wähnt? Das Schwerdt der Deutſchen fraß um ſich
mit Wuth, verſchonte nicht den wimmernden Säug-
ling an der Bruſt der zagenden Mutter, riß die jam-
mernde Gattinn aus dem entnervten Arm des in Blut
ſchwimmenden Mannes, durchbohrte den wankenden
Greis, der am Altar der Moſchee ſein Leben zu fri-
ſten ſuchte. Der tapfere Kommendant von Neuhäu-
ſel ſtarb des folgenden Tages an ſeinen Wunden, und
eine Beſatzung von dreytauſend ſtreitbaren Männern
war bis auf zweyhundert zuſammengeſchmolzen.

Das blutige Schreckensgerücht verbreitete ſich bald
von Stadt zu Stadt; die Beſatzungen von Novigrad
und Viſſegrad flohen bey Annäherung des Feindes;
der ſonſt unerſchütterliche Seraskier Ibrahim Baſſa,
ließ ſich herab, zweymal einen Offizier mit Friedens-
vorſchlägen an den General der Kaiſerlichen zu ſenden,
aber umſonſt! Der Graf Lesley verwüſtete mit acht-
tauſend Mann Sklavonien, ſchlug den Baſſa Sia-
vus,

bus, verbrannte ein Stück der Brücke, die über die weitläuftigen Moräste der Drau führt, eroberte Essek, beraubte das Schloß, plünderte die Stadt und verließ sie. — General Schulz focht mit gleichem Glücke in Nieder-Ungarn, eroberte, nach einer monatlichen Belagerung, Eperies, eine Stadt, die des Tekeli Parthey hielt, Tockay und andere Festungen mehr. — Die Generale Merci und Häusler nahmen mit vereinten Truppen Zolnock, Ibraini, Kalo, Kleinwaradein, St. Niclas-Kirche und Saraisa weg. Wo die Anhänger des Tekeli sich blicken ließen, da wurden sie geschlagen, bis sie sich endlich nach Kaschau zurückzogen, welche Stadt sie furchtbar befestigten, entschlossen, die Hülfe der Türken zu erwarten, entschlossen, eher zu sterben, als sich dem deutschen Kaiser zu unterwerfen.

Am dritten des Monats Zilkaadeh begann Graf Caprara die Stadt zu belagern. Tekeli ahndete die Gefahr der Seinigen. Er sandte häufige Boten an den Bassa von Waradein, flehend um Beystand und Schutz. Der Bassa versprach Alles, und begehrte Tekelis persönliche Gegenwart, um zu überlegen und einen reifen Entschluß zu fassen. Der Verdachtlose Tekeli, im Vertrauen auf sein Wort, zog hin gen Waradein, mit siebentausend seiner Landsleute. Ohnfern der Stadt empfieng ihn der Bassa, und geleitete

ihn

ihn ehrenvoll zum frölichen Mahle. Kaum aber waren die Becher geleert, und das Tiſchgebet geſprochen, als ein roher Hauſe Janitſcharen, Ketten hinter ſich ſchleppend, in den Saal ſtürmte, den betrogenen ungariſchen Fürſten feſſelte, und den Befehl des Großſultans vorzeigte, ihn ſchleunig und in harter Verwahrung nach Conſtantinopel zu führen. „So „iſt das der Lohn meiner Treue!“ rief der unglückliche Tekeli ſeinen, vor Entſetzen ſtarrenden Mitbrüdern zu: „ſagts meinen gutherzigen Ungarn, wie „mirs ergangen, berechnet euer eignes Schickſal, und „ſeyd weiſe!“ Man ließ ihn nicht vollenden, man riß ihn fort; aber ſeine letzten Worte hatten Wurzel geſchlagen in den Herzen der nach Freyheit dürſtenden Edlen. „Spielt ſo die ottomanniſche Macht mit uns, „die uns Freyheit und Ruhe gelobte: was läßt die „Zukunft uns hoffen? Der Muſelmann kennt kein „höheres Geſetz, als den Willen ſeines Sultans; „das Wort Freyheit iſt ihm lächerlich, das Gefühl „dafür, ein Unding. Was harren wir! was zögern „wir! was bindet unſere Vernunft, daß ſie blind iſt „für Vortheil und Frieden! Auf! laßt uns ergreifen die Hand, die ſchon oft zur Verſöhnung ſich bot.“

„Auf! auf! zu den Füßen des deutſchen Kaiſers!“ ſo rief das ganze Heer, und ſiehe Petrozzi erſchien an

ſeiner Spitze, im Angeſicht des Grafen **Caprara**, und legte den Eyd der Treue in ſeine Hände.

So verlohren, durch dieſe letzte, unbeſonnene That, durch Verleumdung und Kabale gebrütet, die Türken Alles, was ihnen das Schickſal der Waffen in Ungarn übrig ließ, und Sultan Muhamed ließ ſich zum Werkzeug der ſchnöden Feigheit mißbrauchen

Was that unterdeſſen der gedemüthigte Vezier **Kara Ibrahim**? Sein taubes Gewiſſen begann endlich mit ſchrecklicher Stimme, ihm ſeine Bubenſtücke vorzurücken, ſein geängſteter Geiſt mahlte mit Farben der Nacht das Schickſal, das ihm bevorſtand. Doch noch war das Maaß ſeiner Greuel nicht voll; die errungene Würde zu behaupten, war der Zweck ſeiner raſtloſen Anſchläge, und ſollte er die Trophäen ſeines Sieges, bis an die Spitze in die Leichen ſeiner Brüder wurzeln. Demüthig, mit über die Bruſt gefaltenen Armen, nahte er ſich dem Sultan, ſein Haupt berührte die Stufe des Thrones: „wehe dem! rief „er: wehe dem, der Unglück bringt über das Er„lauchte Haus der Ottomannen!“

„Wehe dann dir!“ donnerte die erzürnte Stimme Muhameds: „du haſt meine Rechtgläubigen zur „Schlachtbank geführt!“

Kara Ibrahim. Nicht ich, Herr! vergönne deinem alten, treuen Diener, daß er ein Wort der Ver-

theidigung rede. Wer war es, der den Befehl gab, Gran und Viſſegrad zu belagern? wer war es, der dadurch den Herzog von Lothringen zwang, den Kern ſeiner Truppen von Neuhäuſel wegzuziehn? wer war es, der dem Heere der Ottomannen ein Lager anwieß, das ſelbſt die Söhne der Himmelsſtürmer anzugreifen gezittert haben würden? war es nicht dein eyfriger Knecht, der den ſichern Plan des Sieges, mit bedachtſamer Hand vorzeichnete? Beym Bärt meines Vaters! nicht der Kopf hat geſündigt, der dieſen Plan ſchuf! wohl aber der Arm, der ihn ausführen ſollte. Warum ließ Schaytan Ibrahim Baſſa der Seraskier, ſich täuſchen, durch eine ſo alte, ſo oft gebrauchte Liſt? warum fiel er in ein ſo plump gewobenes Netz? warum tauſchte er ungewiſſen Sieg gegen gewiſſen Vortheil? Er, nur Er fühle die ganze Schwere deines Zorns! Er werde das Opfer deiner gerechten Rache!

Und Muhamed — mit Widerwillen zeichnet meine Feder die Ungerechtigkeit des edlen Verblendeten auf — und Muhamed, uneingedenk der mannichfaltigen Siege, die Ibrahim Baſſa in Polen mit ſeinem Blute erkauft; uneingedenk der weiſen Maaßregeln, die dieſer entſchloſſene Feldherr, noch vor wenig Jahren zum Entſatz von Ofen ergriff, und tapfer ausführte,

führte, Muhamed ließ den unglücklichen Helden berufen, und ihm sein graues Haupt vor die Füße legen.

Traurige Pflicht des Geschichtschreibers! wenn er den Mann liebt, dessen Thaten er zeichnet, warum kann er nicht jeden schwarzen Fleck wegwischen aus seinem Leben! warum nicht ausrotten den verdorrten Stamm, der hämischen Schatten auf den Glanz seiner bessern Werke wirft! Doch nein! sie stehe da, die raschbegangene That, zur Warnung guter Fürsten! sie stehe da als Zeugniß, daß oft auch der blühendste Baum ein vom Wurm zerfressenes Blatt trägt.

„Wer ist nun noch der Verwegene?“ so sprach Kara Ibrahim mit Wohlgefallen zu sich selbst: „der „Anspruch machen könne, auf die Veziers-Würde? „Gefallen sind sie um mich her, die stolzen „Bassen, die mich neideten; jeder Kopf, der mir „gefährlich schien, liegt blutend zu meinen Füßen. „Sultan Muhamed selbst — und sollt er auch im „Brausen seines Zornes mich verstoßen — er wird „umsonst unter den Großen seines Reiches einen Mann „suchen, der ihm Kara Ibrahim Mustafa ersetze.“

Halt! flüsterte sein Dämon ihm zu: Solimann Bassa, der Seraskier gegen die Polen, ist ein tapferer, ein kluger Mann; seine Siege in der Moldau haben ihn zum Abgott des Volkes erhoben; Er, nur Er allein kehrt mit Ruhm bekränzt, aus dem Schlacht-

feld zurück. — „Nun wohl, er sterbe!“ — Nein, Ibrahim! vergebens spitzest du deine Pfeile gegen eine Brust, der des Sultans Freundschaft zum Schilde dient. Solimann, der Gespiele seiner Jugend, der Gefährte seiner Lustbarkeiten; Solimann, der ihm als Heerführer die Palme des Sieges um die Schläfe wand; erhält von Muhamed keinen seidnen Strick zum Lohne. — Ja, Solimann, der Geliebte des schönsten Weibes im Harem, im Harem eines wollüstigen Kaisers; der wäre schon leichter zu stürzen: aber dem Himmel sey Dank! der plaudernde Dämon des Veziers war nicht allwissend, der Name Zaide stand nicht im Lehrbuch seiner Politik.

„Wohl dann! so fall' er durch die Ehre! In Un„garn hat sich schon mancher den Kopf zerstoßen, er „gehe und fechte gegen die Deutschen! mir liegt es „dann ob, zu verkleinern, was er thut; zu vergröß„sern, was er leidet. So entwurzele ich nach und „nach sein Andenken in der Brust des Sultans, und der stolze Baum fällt beym ersten Brausen des Nord„windes.“

Das Kabinet des Sultans.

Muhamed und der Vezier.

Muhamed (ihm Papiere reichend) Da! schon wie„der böse Nachrichten aus Ungarn.

Der

Der Vezier. Das wolle die Macht des Propheten verhüten!

Muhamed. Das hättest auch du verhüten können, ohne eben eine höhere Macht ins Spiel zu ziehn; denn, was du auch sagen magst, Ibrahim Bassa — freylich, er war dein Freund nicht — aber er war ein braver General. Zu kriechen verstand er nicht, der achtzigjährige Greis; aber er that mehr, als er sprach. Er schlug die Deutschen und blieb unbelohnt; er wurde geschlagen und verlohr Ehre und Leben. Gesteh es Vezier, daß, wenn der Zufall so mit Köpfen spielt, der deinige um kein Haar sicherer ist.

Der Vezier. Das graue Haupt deines Knechtes beugt sich willig unter deine Befehle. Das Wort, das deine Hoheit von Feindschaft gegen Ibrahim Bassa fliegen liess, schmerzt deinen ehrlichen Diener, der keine Feindschaft kennt, sobald Interesse des Staates, Privatleidenschaften schweigen heißt. Auch ich erkannte und schätzte die Verdienste des Serasliers, und meine Anklage stützte sich nur, auf Zeugniß und Untersuchung des Aremzadeh (*), des weisesten Mannes in deinem Reiche.

(*) Aremzadeh, ein vornehmer Offizier, der würklich damals nach Ungarn gesandt wurde, um Streitigkeiten zu schlichten, die zwischen den Janitscharen und Spahis entstanden waren.

Muhamed. Schon gut! ich mag nichts weite davon hören! Könnt' ich dieser innern Stimme, eben so als dir gebieten, mir nie wieder seinen Namen zu nennen. Aber nun — ersetze mir seinen Verlust. Nenne mir einen Mann, der tapfer wie sein Säbel kalt in Gefahren, entschlossen in der Noth, mein Muselmänner anführe gegen den deutschen Kaiser.

Der Vezier. Herr! ich kenne einen solchen, der das rasche Feuer der Jugend mit der kalten Weisheit des Greises verbindet; der dir bereits Proben gab seines Muthes und seiner Tapferkeit. Aber ich zittere, ihn zu empfehlen, wenn du meine Seele der Parteylichkeit fähig glaubst; denn er ist mein Freund, ich liebe ihn, wie meinen Bruder.

Muhamed. Nenne ihn.

Der Vezier. Solimann Bassa, der Serasklier gegen die Polen.

Muhamed, stutzend. Solimann Bassa? Ist er dein Freund? du liebst ihn wie deinen Bruder? — Wahrlich! es ist mir lieb, dieß von dir selbst zu hören; einem andern würde ich schwerlich geglaubt haben. Wisse! auch ich bin sein Freund, kenne und schätze seine Verdienste, liebe sein offenes Herz, (nachdrucksvoll) und wenn ich recht sehe — doch, was geht das mich an. Berufe Solimann zurück aus der Moldau, ich will ihn sprechen.

Der

Der Vezier. Ich eile, deine Befehle zu vollziehen. Wollte der Himmel, daß mein Alter und meine Geſundheit mir Kräfte genug übrig ließen! wie gern würde ich ſelbſt in Ungarn an die Spitze des Heeres mich ſtellen, um für die Ehre der Ottomanniſchen Pforte zu ſiegen oder zu ſterben.

Der ſchlaue Heuchler gieng, und Solimann Baſſa erſchien wenig Wochen nachher an den Stufen des Thrones.

Sultan Muhamed, Solimann Baſſa, der Kislar Aga.

Muhamed. Sey mir willkommen! Freund meiner Jugend und meiner reiferen Jahre. Wollte der Himmel, ich hätte dich rufen laſſen, wie ehedem, einer Jagd oder einer Gondelfahrt beyzuwohnen. Aber Freud' und Leid zu theilen, iſt ja Freundes Pflicht. Solimann, ich brauche deinen Arm — nicht mit Wurfſpeil und Ruder, — nein, mit Säbel und Feuerrohr bewaffnet.

Solimann. Gebiete Herr! mein Leben iſt dein.

Muhamed. Zeuch hin nach Ungarn, und ſchlage die Deutſchen, ſo wie du die Polen geſchlagen.

Solimann betroffen. Herr —

Muhamed. Welchen größern Beweis meines Zutrauens kann ich dir geben, als wenn ich dich zum

Nachfolger des tapfern Schaytan Ibrahim Baſſa ernenne?

Solimann. Auch ſchreckt ſein unglückliches Schickſal mich nicht. Ich eile, wohin mein Sultan mir zu gehen befiehlt. Aber Herr — du litteſt es ehedem, daß mein Mund freymüthig ſprach, was mein Herz dachte —

Muhamed. Und liebte dich drum, und werde auch noch jetzt dich drum lieben.

Solimann. Wohlan! Wir haben in Ungarn Alles verlohren; um Alles wieder zu gewinnen, muß der Bogen aufs höchſte geſpannt werden. Macht, Geld und Anſehn, Alles mußt du aufbieten, wenn du hoffen willſt, daß das Glück ſeine Kugel wieder drehen werde. An Macht fehlt es uns nicht; aber unſere Muſelmänner ſind ſcheu geworden durch ſo manche verlohrene Schlacht; die ſtolzen Deutſchen hingegen rücken ins Feld als zum gewiſſen Siege. Wo nicht ein Mann an die Spitze unſers Heeres tritt, der durch ſeinen Muth jedem Soldaten Zutrauen, durch Rang und Anſehn Ehrfurcht einflößt; ſo jagt er nur zitternde Schafe gegen reißende Wölfe, und unſere Niederlage iſt gewiß. Bin ich aber wohl der Mann, der dieſe Eigenſchaften in ſich vereinigt? Zwar wage ich es zu hoffen: das Heer kennt meinen Muth, um die Ehre meines Kaiſers, iſt mir mein

Leben

Leben jeden Augenblick feil; aber ich bin doch nur Seraskier, und das Volk will einen tönenden Titel, eine Puppe, mit der ſeine Einbildungskraft ſpielen kann. Nur du ſelbſt, oder der Großvezier, ſind im Stande, dem gährenden Pöbel blinden Gehorſam, unterwürfige Ehrfurcht einzuflößen.

Muhamed. Ich fühle, daß du Recht haſt; doch Kara Muſtafa ſchützt ſeine Geſundheit vor, und ich —

Der Kislar Aga. Deine Hoheit bedient ſich des rechten Ausdrucks: „er ſchützt vor.“ Beym Grabe des Propheten! ſo iſts. Zu feige, ſeinen zweydeutigen Ruhm gegen die Deutſchen aufs Spiel zu ſetzen, ſchiebt er unter dem Vorwand der Krankheit einen Dritten an ſeine Stelle. Gehts gut, nun wohl; ſo bringt das ſeiner Empfehlung Ehre, und ihm Belohnung. Gehts ſchlimm, auch gut; die beſte Gelegenheit, einen vielleicht furchtbaren Nebenbuhler zu ſtürzen.

Muhamed nachdenkend. Wenn du Recht hätteſt —

Solimann. Es ſey ferne von mir, ſelbſt meinen Feinden ſchaden zu wollen. Doch wenn ich Wahrheit reden, und Gutes befördern ſoll; ſo erlaube mir Herr, dir zu ſagen, daß es nicht wohlgethan war, den ungariſchen Fürſten Tekeli in Verhaft zu nehmen. Wirf einen Blick auf ſeine geprüfte Treue! ein ſcharfer Blick Muhameds iſt genug, um die Verleumdung zu

entlarven. Seinen Feſſeln verdankt die ottomanniſche Pforte, Ungarns gänzlichen Verluſt, und ich wage es frey, wehe auszurufen, über das Haupt, das dieſen unſeligen Plan entſpann.

Muhamed. Wehe dann über **Kara Muſtafa!** Soliman, ich mache dich hiemit zum Vezier, und übergebe dir das Reichsinnſiegel, deinen Feind aber deiner Willkühr.

Und Soliman beugte ſein Knie, küßte den Kaftan des Kaiſers, und gieng, mit befriedigtem Ehrgeiz und unbefriedigter Liebe im Herzen. Doch ſchien ihm dieſe neue Würde vielleicht eine Staffel zu Zaidens Beſitz. Er ſchonte das Leben des **Kara Ibrahim Muſtafa**, er begnügte ſich, ihn nach Rhodes zu verweiſen. Er zerbrach die Feſſeln des ungariſchen Fürſten Tekeli, ſetzte ihn wieder ein, in die geraubte Würde, und erſetzte ihm Alles, was die plündernden Janitſcharen ihm genommen hatten. Er ließ alle ſeine goldene und ſilberne Gefäße zu Gelde prägen, weil die Schatzkammer Mangel litt, und harrte nun des wiederkehrenden Frühlings, um an der Spitze der Truppen in Ungarn zu erſcheinen.

* * *

Genug der blutigen Scenen des Schlachtgetümmels und der Hofs-Cabalen. Zurück in den Irrgarten der

Liebe,

Liebe, wo verſchwiſterte Herzen, gezogen durch das mächtige Band der unerklärbaren Sympathie, ſich fanden, ohne ſich zu ſuchen — ſich an einanderketteten, um nie wieder von einander zu ſcheiden.

Die geſchwätzige Zunge der Mamma hatte ſchon längſt das beflügelte Gerücht von Solimanns Ankunft und ſeiner Erhebung zum Vezier, im Serail verbreitet. Auch bis zu dem Ohr Zaidens war die fröhliche Mähr gedrungen, und nur mühſam verſchlang ihr Mund die Freude, die das blitzende Feuer ihres Auges verrieth. Wie horchte mit leiſem Athem, am erſten Tage dieſer frohen Cataſtrophe, die reizende Sklavinn auf jedem Fußtritt, der vorüberſchlich vor ihrer einſamen Zelle; wie gierig blickte ſie, wenn die emſige Zulima die Thür öffnete, auf die Hand ihrer Vertrauten, ob nicht ein Zettel der Liebe, zwiſchen ihre knöchrigten Finger gedruckt, daraus hervorſchimmere. Umſonſt! der Tag verſtrich, ſchon warfen die hohen Mauern des Harems, einen langen Schatten auf das Gitter Zaidens, und noch keine Nachricht von Solimann. Beſchuldige ihn nicht des Kaltſinns, holdes, ſchwermüthiges Mädgen! Der neue Günſtling ſchmachtet unter den Feſſeln des bleyernen Wohlſtandes. Da haben ſich gefräßige Schranzen um ihn gelagert, und erſticken ihn mit neidiſchen Glückwünſchen; da wimmelt ſein Vorgemach von kriechendem

dem Geſchmeiße und dürftigen Elenden, die den Staub von ſeinen Füßen lecken. Doch ſiehe! ſchon entwindet er ſich dem herzloſen Getümmel, und ſchlüpft an der Hand ſeines Freundes, des Kislar Aga, in den geheimſten Winkel des Pallaſtes. Da wirft er ſich ſeufzend auf die ſchwankende Ottomanne, und wiſcht den ungewohnten Schweiß des Bückens, von der glühenden Heldenſtirn.

Der Kislar Aga. Glück auf! Glück auf, mein Freund! Der Druck meiner Hand ſage dir mehr, als das Gewäſch jener Miethlinge.

Solimann (reicht ihm die Hand.) Ich fühle und begreife dich. — Laß mich zu mir ſelbſt kommen — nein, es iſt kein Traum! — ich danke dir Allah! Du erhobſt mich zu einer ſchwindelnden Höhe; laß unerſchütterlich ſeyn meinen Muth, unwandelbar die Treue gegen meinen Kaiſer! gieb mir Scharfblick für den Betrug, und ein Herz für das Elend! verſtopfe meine Ohren für die Syrenenſtimme der Beſtechung, und öffne ſie für die Klagen des Dürftigen! ſtähle mich für Gefahr, und mache mich weich für die Noth! Soll es anders ſeyn — o Allah! ſo tödte mich ein deutſches Schwerdt in der erſten Schlacht!

Der Kislar Aga. Edler Mann! Heyl dem Throne Muhameds! Dank dem Propheten, der dich zur Stütze ihm gab.

Solimann. Bin ich nun glücklich? — Der Glanz, der das Auge des Pöbels blendet, füllt er auch mein Herz? (er ſtürzt in die Arme des Aga) O Freund! wie gehts Zaiden?

Der Aga. Zaiden? — Doch, ehe ich deine Frage beantworte: was iſt dir dieſes Mädgen? woher die ſeltſame Empfehlung des Schweigens, die der tartariſche Sklavenhändler mir brachte?

Solimann. Ach Mehemet! (er blickt ſchüchtern umher) ich liebe ſie.

Der Aga fährt zurück. Du liebſt ſie? haſt du auch bedacht —

Solimann. Alles, Alles. Kein Rath, keine Warnung, beſter Mehemet! ich bin unfähig ſie zu nutzen. Meine Kühnheit, die Gefahr, die halbe Unmöglichkeit; Alles ſchwebt nur zu hell vor meiner Seele. Aber umſonſt haben Pflicht und Treue das feſteſte Band gewürkt, die Liebe zerreißt es wie Flachs. Iſt dirs zu hoch, Halbmann? o ſo verſchone mich mit deiner Philoſophie, die du der Schärfe eines Meſſers verdankſt.

Der Aga. Ruhig, ruhig, lieber Solimann. Hier haſt du meine Hand, troz der Gefahr, die meinem Kopfe dräut, ich thue, was ich kann. Aber vergönne mir zum mindeſten kalt zu denken, wenn du nur brauſend handeln willſt.

Solimann (umarmt ihn feurig) O Freund! mir gebrichts an Worten —

Der Aga. Schon gut, wer verlangt sie? Jetzt will ich dir Rechenschaft geben, wie ich die Bitten meiner Freunde zu erfüllen pflege.

(Hier erzählte er ihm die List und Vorsicht, deren er sich bedient, Zaiden vor den Augen des Sultans zu verstecken, und wie es ihm bisher gelungen.)

Aber, fuhr er fort: nothwendig müssen wir auf andere Mittel denken, wenn der Faden des frommen Betrugs noch länger gesponnen werden soll. Du weißt es, in kurzem feyert man das Fest der Sultaninnen, dann erscheinen alle Weiber des Harems in der geheimen Moschee, gehüllt in die reichen Gewänder, die der Sultan an diesem Tage unter sie austheilen läßt. Auch Zaide darf nicht wegbleiben — es wäre denn, daß eure Herzen sich schon verstünden; daß sie einen Wink zu rechter Zeit nutzte, daß willkommene Kopfschmerzen sie von der Nothwendigkeit entbänden, dem Kaiser unter die Augen zu treten.

Solimann. So ist es, theuerster Mehemet. Zaide liebt mich mit gleichem Feuer, sie wird jeden unserer Entwürfe begünstigen, und die Allmacht der Liebe wird das übrige thun. Meynst du, sie sey zu kühn, die reizende Hoffnung, Zaiden vom Sultan selbst zu erflehen? meynst du, Muhamed werde seinem

nem Freunde, seinem Günstling ein Mädgen versagen, das er als den einzigen Preis seiner Dienste von ihm begehrt?

Der Aga. Freund, bey dem heiligen Grabe zu Mecca beschwöre ich dich! hänge diesem tollkühnen Gedanken nicht nach. Muhamed darf es durchaus nicht wissen, das du Zaiden liebst. Trau mir, einem alten Sklaven der Lüste des Throns. Ein Kaiser wird dir eher seine eigene Tochter zugestehn, als ein Weib seines Harems. Laß Zufall und Glück dich sorglos in den Hafen der Liebe steuern; besser, als wenn du dich auf das lecke Boot der Fürstengnade wagst. In allen Fällen rechne auf meinen Eyfer und meine Treue.

Der Kislar Aga gieng, und Solimann warf sich mißmuthig zurück auf den Polster. Zerplatzt, wie eine bunte Seifenblase, war der schöne Entwurf, seine Geliebte, ohne Gewissensrüge, ehrlich von der Hand des Sultans zu erflehen. Tausend niederschlagende Gedanken nagten ihm das wunde Herz — horch! da huschelte etwas an der Thür des Kabinets, und einen Augenblick nachher erschien ein Stummer, der, sich tief beugend, ihm einen Zettel übergab, und verschwand. Bebend erbrach der Vezier das Siegel, erkannte mit frohem Entzücken die Hand Zaidens, und laß folgendes:

Die Getreue an den Einzigen.

Als Länder und Meere uns trennten, da pochte voll banger Erwartung, Geliebter! mein Buſen nach dir; verlohren ſchien jede Minute, außer deinem Arm verlebt. Doch mehr noch, tauſendmal mehr noch, klopfet voll zärtlicher Sehnſucht das Herz, das dir ſich ergab, ſeitdem es ſo nahe dich weiß. Einen ganzen, langen Tag, hat die Ehre der Liebe geraubt; O mach das Unmögliche möglich! komm bald, daß mein Kuß dir verzeihe!

Und könnt' ich meine Feder in das Entzücken himmliſcher Geiſter tauchen, ſie würde umſonſt es wagen, Solimanns Wonnetrunkenheit zu mahlen. Wie ſchnell jagte Amor den Mars, mit ſeinem ganzen Gefolge von Blutdurſt, Ruhm und Ehre, aus dem ſchwindelnden Kopfe des beſiegten Helden. Der ſtolze Heerführer, der Sieger im Schlachtfeld, ein Sklave der Liebe; der erhabene Vezier, ein Menſch, wie wir alle; der Herrſcher im Divan, ein Unterthan der Natur. Tauſend mögliche und unmögliche Entwürfe, durchkreuzten das brennende Gehirn des edlen Muſelmanns, und der Schlummer floh von dem ſibaritiſchen Polſter.

Die ſchlaue Marama hatte indeſſen nicht unterlaſſen, zu lauren, zu ſpähen, zu heucheln, zu ſchmeicheln,

deln, jeden Blick der schönen Zaide zu beobachten, und Hoffnung oder Furcht für die Liebe des Prinzen daraus zu saugen. Am nemlichen Tage, als die **Getreue** an den **Einzigen** schrieb, entgieng es nicht ihrem Scharfblick, daß eine gewisse Unruhe Zaidens Busen hob; daß ihr Auge oft ängstlich umherirrte, und einen Gegenstand zu suchen schien, den es nicht fand. „Was mag sie haben?" sprach das listige Weib zu sich selbst: „dieser Blick ist der Blick der „Zärtlichkeit; diese Unruh ist die Unruh der Liebe. „Sollt' es mehr seyn als Unempfindlichkeit, die sie „taub macht für das Flehen des Prinzen?" Husch! war sie mit diesem Selbstgespräch auf den Lippen im Kabinet ihres Gebieters, und nun wurde ein Dialog daraus, der für den schmachtenden Prinzen eben nicht viel tröstliches hatte. Doch wer wohl der Gegenstand von Zaidens geheimer Unruh seyn mögte; darüber zerbrachen sie sich vergebens die Köpfe. Genug, seine Eyfersucht erwachte; er ergriff die Feder und schrieb:

Solimann, Prinz der Ottomannen, an Zaiden, Königinn aller Herzen.

Ich habe es nicht gewagt, dich wieder zu sehen. Die Furcht vor deinem Zorn ist mächtiger, als die Furcht für mein Leben. Du liebst mich nicht; aber

ich liebe dich troß deines Verbots. Wäre dein Herz noch frey; so würdeſt du fühlen, was ich leide. Wer iſt der Verwegene, der zu meinem Nebenbuhler ſich aufwarf? Ich poche nicht auf Rang und Verdienſte; Liebe macht uns alle gleich, aber gewiß iſt ſeine Liebe der meinigen ungleich. Laß die milde Güte, die ich in deinen Blicken las, ſich in ſanfte Zärtlichkeit verwandeln. O Zaide! der Schritt iſt klein; thu ihn, und rette vor Verzweiflung

Deinen

treuen Solimann.

Marama verſprach, dieſen Brief richtig zu überliefern. Da ſie aber Zaidens ſtrengen Ernſt fürchtete, und vorausſah, daß die ſchöne Moſcowitinn, den Zettel vielleicht nicht einmal würdigen werde zu erbrechen; ſo nahm ſie ihre Zuflucht, wie gewöhnlich zur Liſt, beſuchte Zaiden mit unbefangener Mine, ſchwaßte und plauderte von tauſend gleichgültigen Dingen, und ließ das Billet beym Abſchied, unvermerkt auf dem Nachttiſch zurück. „Findet ſies nun," philoſophirte die ſchlaue Verrätherinn, „ſo wette ich tauſend gegen „Eins, die weibliche Neubegier wird es erbrechen; „und hat ſie es einmal erbrochen, ſo wird ſie doch „wiſſen wollen, was darinn ſteht. Geleſen iſt es „dann, und mehr wollen wir vor der Hand nicht.

„Mei-

„Meinem Blick wird die Würkung nicht entgehn, und „des Mädgens ſchuldloſe Seele, wird eine geheime „Leidenſchaft umſonſt mir verheelen.“

Indeſſen hatte die allmächtige Beredſamkeit der Liebe, in dem Munde des Veziers, die Freundſchaft des Kislar Aga erwärmt. Der gutherzige Halbmann wagte die Gefahr ſeines krauſen Kopfes, machte durch gleiſende Schwärze ſeinen Freund dem Ethiopier ähnlich, kleidete ihn in das Wamms der Verſchnittenen, gab ihm einen Korb unter den Arm, und führte ihn bey nächtlicher Weile in den Harem. Die Lampen in der Gallerie waren verloſchen, eine blinde Leuchte verrieth ihnen den Weg. Bebend, mit klopfendem Herzen, ſchlich Solimann leiſe hinter dem Aga her, kaum berührte ſein Fuß das moſaiſche Pflaſter. Sie gieugen und giengen, der Gang ſchien immer länger zu werden; endlich ſtand der Aga vor der letzten Thür, und öffnete ſie ohne Geräuſch.

Kaum ward Zaide den Aga gewahr, ſo ſpät, bey nächtlichem Dunkel; als der Gedanke der Hölle in ihr aufſtieg: „Er kömmt, ein Bote des Sultans! Er „kömmt, dich zum Opfer-Altar der Unſchuld zu füh„ren!“ Ohnmächtig fiel ſie Zulimen in die Arme. Der Kislar Aga entfernte durch einen Wink die umſtehenden Gaffer, weil ein Blick auf ſeinen Freund ihn belehrt hatte, daß Solimann ſeiner nicht mehr

mächtig ſey. Zaide wurde auf ein Ruhebette gelegt, der ſchöne Eunuch kniete zu ihren Füßen. Noch blieb ihr himmliſches Auge geſchloſſen; noch drängte kein Seufzer ſich aus der geengten Bruſt empor. „Geh, „Freund!“ rief die geſchäftige Zulima dem knieenden Solimann zu: „geh und hohle mir das goldene „Fläſchgen mit dem ſtärkenden Lebensgeiſt! dort auf „dem Nachttiſch wirſt du es finden“ Solimann flog, erblickte das Fläſchgen, und darunter einen verſiegelten Brief. Raſch nahm er beydes, brachte nur Eines, und ſchob den Brief in den Buſen. Scheltet ihn nicht, ihr feinen Grübler! Deutſche oder Franzmänner. Solimann der Morgenländer iſt heiß wie ſein Klima, und ſprudelnd wie die warme, geiſtige Quelle. Gebt ihm einen Augenblick Zeit, und der Brief bleibt unangerührt auf dem Nachttiſch liegen; aber der Muſelmann, der einen verſiegelten Zettel bey dem Weibe ſeines Herzens erblickt, empfindet mehr als ihr, wenn ihr einen fremden Hut auf dem Sofa eurer Schönen findet.

Zaide ſchlug die Augen auf, und Solimann lag in ihren Armen. Wer je ein geliebtes Geſchöpf, nach Jahre langer Trennung, an ſeinen klopfenden Buſen drückte: o gewiß, der verſteht mich! Wer aber immer den Gang ſeines Lebens, ununterbrochen an der Hand einer Gattinn fortſchlenderte, die aus

einer

einer heißen Geliebte, eine ruhige Freundinn wurde; der verſucht es umſonſt, das rührende Gemählde ſeiner Seele lebhaft zu machen, das der glühendſte Pinſel des Dichters nicht zu ſchildern wagt. Zulima und der Kislar Aga zogen ſich beſcheiden zurück; die Erſte trocknete Freudenthränen, der Letzte lauſchte an der halboffenen Thür. Daß die Verliebten ſich viel ſagten, und nichts ausmachten, iſt der gewöhnliche Gang der Natur; kaum dachte Solimann an die nothwendigen Kopfſchmerzen Zaidens, für das Feſt der Sultaninnen. Die koſtbaren Minuten flogen pfeilſchnell vorüber, und nur zu bald näherte ſich, mit ängſtlichem Geflüſter, der ſorgſame Aga, berichtend den Anbruch des Tages, und das erſte Hahnengeſchrey.

Wer feſſelt den raſchen Flug der Zeit? Ihr Götter der Erde! mit all' eurem Golde, und all' eurem Höflingsgeſchmeiße, vermögt ihr nicht aufzuhalten ein Sandkörngen, das aus dem ewigen Stundenglaſe rinnt. Die Liebenden ſchieden, ſo wie Liebende immer ſcheiden, mit manchem Weh, zurückgeworfenen Blick und Kuß. Solimann begleitete den Kislar Aga in ſeinen Pallaſt, wuſch den Ethiopier vom Geſicht, nahm ſeine Kleider, und entſchlüpfte durch die geheime Thür von Mehemets Bädern. Kaum war er fern von lauſchenden Blicken, als er in den Buſen fuhr, den Brief zu entſiegeln. Aber Himmel! wel-

che Sprache leiht mir Worte für ſein Erſtaunen! Prinz Solimann liebt Zaiden, er hat ſie geſehen, ſie geſprochen, hat Verräther im Solde, die bis in ihr Zimmer mit Briefen ſchleichen, und — was das grauſamſte iſt — Zaide hat ihm nichts davon entdeckt; ihr Schweigen ſcheint willig das ſträfliche Geheimniß zu bemänteln.

„Laß die milde Güte, die ich in deinen Blicken las, „ſich in ſanfte Zärtlichkeit verwandeln.“

Alſo milde Güte war in ihren Blicken, da der Prinz zu ihren Füßen lag? vortreflich! nur weiter!

„O Zaide! der Schritt iſt klein, thu ihn.“

Freylich! freylich! iſt der Schritt nicht groß; und ach! Zaide wird ihn früh genug thun. Wäre ſie unſchuldig, warum ſchwieg ſie? „Ha! rief er mit Zähneknirſchen: fort zum Sultan! er wiſſe die Verrä„therey ſeines Bruders, und die Treuloſigkeit ſeines „Weibes.“

Doch nein, ſo kann Solimann Baſſa nicht handeln; der beſſere Menſch trat bald in die Stelle der blinden Leidenſchaft. „Wo iſt das Verbrechen des „Prinzen? Er liebt Zaiden, das Meiſterſtück wohl„thätiger Schöpfung, lieb' ich ſie nicht auch? und „ſehe ich nicht ſelbſt die Blicke jener fühlloſen „Halbmänner mit Entzücken auf ihr ruhn? Aber wo „nun ein Ausweg aus dieſem Labyrinth? Das Ge„heimniß

„heimniſt dem Kislar Aga entdecken? das hieße Auf-
„ruhr in den Harem ſtreuen. — Zaiden verſchweigen
„was ich las? das hieße den Entwürfen meines Ne-
„benbuhlers die Hand bieten. — Ihr meine Eyfer-
„ſucht enthüllen? das hieße das vielleicht unſchuldige
„Mädgen quälen, und mich ſelbſt einer ſtrafbaren
„Neubegier anklagen.“

So ward von bangen Zweifeln, der betrogene Ve-
zier, bis an den Mittag umhergetrieben; bis er end-
lich auf das ſichere und einfache Mittel fiel, die Ge-
genwart der Zulima vom Aga zu erbitten.

Indeſſen hatte die laurende Marama, den nächt-
lichen Beſuch des Aga ausgewittert. Sie zweifelte
keinen Augenblick, daß er Zaiden auf die Befehle des
Sultans vorbereitet habe. Zitternd für die Liebe des
Prinzen, und für das Schickſal ſeines Briefes, begab
ſie ſich früh des Morgens in Zaidens Schlafgemach.
Sie fand die reizende Sklavinn in ſchwermüthiger
Stellung und nachläßigem Gewand, ein Beweis mehr
für ihre Vermuthung. Zaide erwähnte nicht des
ungewöhnlichen Beſuches, noch ein Beweis. Aber
Zaide ſprach auch nichts vom Prinzen, ſo künſtlich
man auch das Geſpräch auf ihn zu lenken wußte.
Marama fieng an unruhig zu werden. Sie ſchielte
nach dem Nachttiſch, der Zettel war verſchwunden,

und doch keine Spur auf Zaidens Geſicht, die zu ſagen ſchien: „ich habe den Brief geleſen.“

„Ha! wenn er in die Hände des Aga gefallen wäre!“ Dieſer Gedanke fuhr wie ein Blitzſtrahl durch Maramas Seele. Länger vermogte die geübte Betrügerinn ſich nicht zu halten. „Zaide! rief ſie: vergieb mir! „haſt du den Brief des Prinzen geleſen?“

Zaide erſtaunt. Den Brief des Prinzen? ſchwärmſt du?

Marama auſſer ſich. Gott, wir ſind verlohren! Ehe ſtern bracht' ich ihn, hier auf dieſe Stelle legt' ich ihn. Er iſt fort!

Zaide. Welchen Brief? rede.

Marama. Was weis ichs! Es war ein wiederhohlter Verſuch ſeiner unbezwingbaren Liebe. — Zaide, ſieh mir ins Geſicht! Du verſchweigſt mir den nächtlichen Beſuch des Kislar Aga — du erröthest? — nur zu gewiß iſt es, er nahm den Brief, und Prinz Solimann wird ein Opfer ſeiner Liebe und der Rache ſeines Bruders.

Zaide. So unbeſonnen deine That war; ſo zittere ich doch für euer beyder Leben.

Marama. Hier ſind nur zwey Fälle möglich. Entweder du weißt darum, und dann iſt der Prinz verlohren; oder du weißt nicht darum, und dann biſt auch du verlohren. Rede!

Zaide

Zaide mit Würde. Ich bin unfähig zu verrathen, wen es auch sey. Der Prinz hat wider meinen Willen mich gesehn, und du weißt es, ich schwieg. Von dem Besuch des Aga glaubt' ich Niemand Rechenschaft schuldig zu seyn; doch steh' ich in keiner Verbindung mit dem Sultan. Macht die Entdeckung des Briefes, mich und dich, und den Prinzen unglücklich; so rufe wehe über dich selbst. Doch es geschehe was da wolle; so befehle ich dir, von nun an, mich nie wieder mit der Liebe des Prinzen zu beunruhigen.

Marama entwich beschämt, und erwartete in banger Furcht ihr Schicksal. Doch kaum hatte sie sich vom ersten Schrecken wieder erholt; als sie anfieng, mit gewohnter Grübeley, dem Dinge weiter nachzudenken, und plötzlich auf Klippen stieß, die ihr bisgen Verstand nicht zu umsegeln vermogte. „Also „war es nicht in Angelegenheiten des Sultans, daß „der Kislar Aga seinen seltsamen Nachtbesuch abstatete? was wollt' er denn? warum schlich er durch den „dunklen Gang, als ob er nicht in den Harem gehöre? „warum in Begleitung eines einzigen Schwarzen, da „er doch sonst immer den Pomp seiner Würde auszukramen pflegt? was hat er drey oder vier Stunden in „Zaidens Zimmer begonnen? geflüstert und gezischelt „haben sie genug; aber mein horchendes Ohr hat „nichts erlauscht. Sollte vielleicht der mürrische

„Krauskopf, eine fremde Liebe begünſtigen? Sollten „der ſorgloſe Prinz und die wachſame Marama, ein „Spott des ſiebenzehnjährigen Mädgens werden? „Weh euch, wenn ihr einen Faden geſponnen ohne „mich; Marama wird ihn plötzlich zerſchneiden. Man „hintergeht mich auf Augenblicke, um Jahre lang zu „büſſen.“ Sie ſprachs und ſchwur, Wachſamkeit und Liſt zu verdoppeln, um wo möglich den Schleyer wegzureiſſen, der den geheimnißvollen Nachtbeſuch deckte.

Indeſſen ward auch Zaide auf dem Meere der Angſt im Nachen banger Erwartung umhergetrieben. Kaum hatte die ſchlaue Kupplerinn das Zimmer verlaſſen, als ſie ihre gutherzige Vertraute herbeyrief, ihr den verdächtigen Handel mit dem Briefe kund that, und die fürchterlichen Vermuthungen der unglücklichen Folgen, in ihren Buſen ausſchüttete. Zulima ſchüttelte ihr weißes Haupt, und wollte eben eine Strafpredigt beginnen; als ſie durch die Ankunft eines Verſchnittenen unterbrochen wurde, der ihr donnernd zurief: „Folge mir zum Kislar Aga!“ Zitternd empfieng Zulima die Bothſchaft. — Ach! nur zu offenbar betrift der eilige Ruf den verwünſchten Zettel des Prinzen; der Aga wird ihn gefunden haben, wird ſich und ſeinen Freund für betrogen halten, und nun den Mißbrauch ſeiner Güte, an der Buha-

lerinn

lerinn rächen wollen, die nicht zufrieden, den Sultan zu hintergehen, ein betrügerisch Netz um zwey der edelsten Muselmänner schlingt, um beyde zu täuschen.

Gutes Weib! wohl dir, daß dein weissagender Geist für dießmal fehl schoß. Der beschäftigte Aga übersah die tödtliche Unruhe, mit der du vor seinem Antlitz erschienst; mit heiterer Mine befahl er dir, seinem vertrautesten Sklaven zu folgen, der dich schweigend und höflich, durch die geheime Thür von Mehemets Bädern, zum Vezier Solimann geleitete.

„Gut, daß du kömmst!“ rief der gemarterte Liebhaber ihr mit glühenden Augen entgegen: „gut, daß „du kömmst, du Mitschuldige von Zaidens Verräthe„rey!“

Zulima (sich fassend.) Gilt mir das, Herr? oder soll ich vielmehr fragen: gilt das Zaiden?

Solimann. Dir und Zaiden! O verstelle dich nicht, grangewordne Betrügerinn! weg mit der scheinheiligen Ruhe! weg mit dem Mantel der Unschuld! eure Bosheit ist klarer, als die unbewölkte Mittagssonne.

Zulima. Herr, ich verstehe dich nicht; und erwarte duldend die Erklärung einer Sprache, die mir und Zaiden gleich fremd seyn muß.

Solimann (zieht den Brief des Prinzen aus dem Busen.) Kennst du diesen Zettel?

Zulima. Nein.

Solimann. Nein? — und das so trocken? — geh, Schlange! nun ist es offenbar: ihr spottetet meines Herzens, und lachtet meiner Treue. Mir aus den Augen!

Zulima. Übereile dich nicht, Herr! Zaide ist unschuldig. Der Brief des Prinzen —

Solimann. Also weißt du doch, daß dieser Brief von der Hand des Prinzen kömmt? genug! —

Zulima. Ich weiß es; aber weder Zaide noch ich, haben ihn gesehn. Wenn du im Stande wärst, mich einige Minuten gelassen anzuhören —

Solimann. Ich bin es. Rede!

Zulima unterließ nicht, mit schimmernden Farben, doch der Wahrheit getreu, Zaidens unwandelbare Liebe zu schildern. Daß der Prinz sie gesehn und gesprochen, wer wagt es, das zu leugnen? aber daß sie die Liebe des Prinzen erwiedere, wer wagt es, das zu behaupten? Ist es Zaidens Schuld, daß er durch kühne Kabale sich in den Harem schlich? was konnte sie thun, als nachtsichtsvoll schweigen, da auf einer andern Seite, sie selbst der Nachsicht so sehr bedurfte? und warum einen gefangen Prinzen noch unglücklicher machen, dem Muhamets Edelmuth und Bruderliebe, die blendende Sklaverey bis jetzt erleichterte? Ein Wort aus Zaidens Munde, und der

Prinz

Prinz wird in ewige Feſſeln geſchmiedet, oder wohl gar in die Nacht des Todes hinabgeſtoßen. Könnte das ſanfte Mädgen ſich das verzeihen? gegen einen Mann, der nichts verbrach, als daß er ſie liebte? und den Vernunft und Zeit, auch ohne gewaltſame Mittel, in den engen Kreis zurückweiſen mußten, den ſein Schickſal um ihn her zeichnete. Würde nicht ſein blutiges Bild ſie verfolgt haben, ſelbſt bis in den Arm des Geliebten? „Nein Herr!“ fügte Zulima mit Wärme hinzu: „der Buſen meiner Gebieterinn „hegt edle Geſinnung und feines Gefühl. Bey der „Aſche meines Vaters! ſelbſt mir, ihrer Vertrauten, „ſeit ſie dem Flügelkleide entwachſen, hat Zaide „die Liebe des Prinzen verheimlicht; und erſt dieſen „Morgen entlockte der verſchwundene Brief, ihr das „Geſtändniß ſeiner fruchtloſen Leidenſchaft.“

Solimann. Sprichſt du wahr? — Dir die die Liebe des Prinzen verheimlicht? O ſo iſt mein Unglück gewiß! warum verheimlicht, wenn ſie nichts dabey empfand? warum geſchwiegen, wenn ſie deinen Blick in ihr Herz nicht ſcheute? Geh, geh, wir ſind beyde betrogen, und Solimann, mit all dem Glanz ſeiner Würde, iſt unglücklicher, als der geringſte ſeiner Waſſerträger.

Mit dieſen Worten ſtürzt' er, durch die Thür ſeines Schlafgemachs, in die anſtoßenden Gärten, und

warf ſich ſinnlos auf den nächſten Raſen. So erfindſam iſt Eyferſucht, ſich ſelbſt zu martern; ſo ſpinnt ſie oft ſelbſt das täuſchende Gewebe, und zieht es zwiſchen ſich und die Wahrheit. — Schon ließ die Sonne ihre Strahlen ſenkrecht auf die Wipfel der Kaſtanienbäume fallen, unter deren Schatten der Vezier in dumpfer Betäubung, ſein ſelbſtgeſchaffenes Leiden wiederkäute; ſchon lauerte mit gierigen Blicken und hohlen Bäuchen, das Heer der Schmarutzer im Vorgemach, auf den frohen Wink zur reichbeladenen Tafel: als endlich Soliman aufſprang, durch die lange Reihe der geſchmeidigen Sklaven, mit Kopfnicken hindurch ſchlüpfte, in ſein Kabinet lief, und folgendes Billet an Zaiden entwarf:

Der Getreue an die Ungetreue.

Weh mir, wenn du dieſen Namen verdienſt! vergieb mir, wenn du ihn nicht verdienſt. Aber warum entſchuldigt mein Herz noch immer? was bedarf es weiter Zeugniß? — Dieſer unſelige Brief — hätte mein Auge ihn nie erblickt! durch ihn ward in einer Minute die ſüße Täuſchung zerſtört, die mich Betrogenen feſſelte; der Nebel iſt zerronnen, die Truggeſtalten blenden nicht länger. O vergieb, vergieb Zaide! wenn ich dir Unrecht thue. Nicht der Rang meines Nebenbuhlers ſchreckt mich, Liebe kennt keinen Rang;

Rana; aber dein Schweigen, dein geheimnißvolles Verhehlen gegen mich und Zulimen, wie ſoll ichs auslegen? ſprich! vertheidige dich, wenn du kannſt, mein Herz iſt geneigt, dir zu glauben. Doch ſollteſt du auch das Todes-Urtheil meiner Liebe ſprechen; ſo ſey verſichert, daß dein Getreuer zu groß denkt, um Gebrauch von einem Briefe zu machen, den der Zufall in jener glücklichen Stunde der Mitternacht in ſeine Hände ſpielte. Solimann.

Dieſen Zettel vertraute er dem Kislar Aga, welcher, ſobald es dunkel wurde, einen ſeiner getreuen Schwarzen damit in den Harem ſandte.

Indeſſen hatte der ſchadenfrohe Dämon der Kabale, Zaidens Blut mit der Geißel der Angſt ſo durcheinander gepeitſcht, und der Kummer über den ungerechten Verdacht ihres Geliebten, die kranke Phantaſie durch trübe Bilder ſo erſchüttert; daß das arme Mädgen gegen Abend von einem heftigen Fieber befallen, und kraftlos und matt auf das einſame Lager getrieben wurde. Die weinende Zulima ſaß zu ihren Füßen, und netzte mit Thränen der Angſt die heiße, trockene Hand, ihrer ſtillleidenden Gebieterinn.

Marama, eingedenk ihres Schwurs, kroch indeſſen mit verdoppelter Emſigkeit, die Gallerie des Harems auf und nieder, beſchniffelte jede Mücke, die in Zaidens Zimmer ſich ſtahl, und lauerte an ihrer Thür,

wie

wie der Dieb am Portal des Heiligthums, deſſen Altar er mit verwegener Hand, im Schoos der Mitternacht zu berauben gedenkt. Ein untrügbarer Karakter der Bosheit, iſt: Widerwille gegen Mittheilung, Verſchloſſenheit und tückiſches Schweigen; dahingegen der unbefangene Edle ſein Herz immer auf den Lippen trägt. Auch Marama bediente ſich, bey Ausführung ihrer Schelmſtücke nie eines Gehülfen; ſie zog, gleich der Spinne, alle Fäden ihres Netzes aus ſich ſelbſt, und bedurfte ſie ja einmal die Unterſtützung eines Dritten; ſo blieb es ihm ſicher verborgen, weſſen Werkzeug er wurde. So hatte ſie dieſesmal, zu der Rolle des nächtlichen Spürhundes, das Gewand einer Sklavinn entlehnt, unter dem Vorwand einer ſchuldloſen Neckerey.

Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten den Saum des weſtlichen Horizonts, und flimmerten noch in den Fenſtern der hohen Burg; aber in der neidiſch verbauten Gallerie des Harems herrſchte bereits tiefe Nacht, und lieh allen Gegenſtänden umher ihre Farbe. Die lauſchende Marama ſaß auf der Bank der Sklavinnen, zwey Schritt von Zaidens Gemach. Horch, da trappelt etwas am äuſſerſten Ende des Ganges, die Mauren gaben den Schall zurück. Immer näher und näher ſchlurfte eine unkenntliche Geſtalt an den Wänden daher. Marama hielt den

Athem

Athem zurück, und glaubte, soviel die Dunkelheit ihr verstattete, einen Schwarzen zu erblicken. Als er noch zehn Schritt von ihr war, räusperte sie sich. Die Gestalt schien zu stutzen, verweilte einen Augenblick, und klatschte darauf leise dreymal in die Hände. Marama, der es nie an Gegenwart des Geistes mangelte, gab das Signal zurück, und sogleich näherte sich der Verschnittene. „Bist du Zulima?" wisperte er ihr zu. Ja, antwortete sie. „Nun so gieb deiner „Gebieterinn diesen Zettel." Er sprachs und verschwand. Hämisch lächelnd erhub sich die befriedigte Lauscherinn von ihrem Sitze, eilte mit beflügelten Schritten in ihre Zelle, und klingelte nach Licht. Es ward gebracht, der Zettel entfaltet, und ihr gieriges Auge laß:

Der Getreue an die Ungetreue ꝛc.

„Ha! rief sie aus, nachdem sie die Zeilen verschlungen: „ha! so betrog mich meine Vermuthung „nicht: Zaide liebt und wird geliebt. Wer ist der „glückliche Verwegene? Die Züge dieser Schrift sind „mir unbekannt; aber gewiß Einer der Ersten des „Staates, denn der Aga selbst ist sein Kuppler."

Mit dieser wichtigen Neuigkeit schlich sie sich am andern Morgen in aller Frühe zum Prinzen. Mit Todtenblässe auf den Wangen und zitternden Lippen, stand Muhameds Bruder eingewurzelt, den unglück-

lichen Zettel in seiner Hand. Er las ihn, und las ihn wieder; aber wer verräth ihm den Schreiber? Auch Er kennt diese Züge nicht. Was ihm allein schrecklich gewiß bleibt, ist das: daß sein Gegner ein Mann von Wichtigkeit ist; daß der Kislar Aga selbst den Betrug spielen hilft, und daß der verlohrne Brief, in den Händen seines Nebenbuhlers, für ihn zu Strick und Beil werden kann.

Zwo Stunden lang schlug sich der Prinz mit diesem quälenden Gedanken, als man ihm den Bassa Mustafa Cuproli meldete.

Mustafa Cuproli, Bassa der Insel Chio, Enkel des berühmten, französischen Renegaten, Sohn und Bruder zweyer Veziere, war ein listiger, verwegener, ehrgeitziger, Ränkeschmiedender, unerschrockener Mann, ein grosser General, und von Kindheit auf Freund und Gespiele des Prinzen. Seine Schwester war die Gemahlinn des Siavus Bassa, Anführer der Spahis, und alle diese Vorzüge, die er seiner Geburt und dem Ohngefähr verdankte; waren in seinen Augen so viele Rechte auf die Vezierswürde, was Wunder, daß Neid und Feindschaft gegen Solimann, in dem Busen des Ehrgeitzigen kochten. Er war seit wenigen Tagen aus dem Archipelag zurückgekommen, und das Geschäft, das ihn anjetzo zum Prinzen trug, war das Nichtsbedeutendste auf Gottes Erdboden: — er kam, seine Aufwartung zu machen. Nach-

Nachdem die erſten Bewillkommungsgrüße, und das erſte Schmiegen, in die fernere Gnade ſeines erlauchten Freundes vorüber waren; zog der Prinz ihn geheimnißvoll bey Seite, entfaltete den aufgefangenen Brief, und frug mit ſichtbarer Unruhe: „kennſt du „vielleicht von ohngefähr dieſe Hand?“

Cuproli. Wie meine eigene. Es iſt die Hand des Veziers Solimann. Ich kenne ſie genau, denn er war der Kiaja meines Bruders, als jener noch die Vezierswürde bekleidete.

Jedes Wort ein Blitzſtrahl für den armen Prinzen, der ihm den fürchterlichſten Abgrund erleuchtete. Er brauchte einige Minuten, um ſich wieder zu ſammlen, Cuproli ſtaunte ihm ins Geſicht. Endlich ermannte er ſich. „Folge mir!“ rief er, und öffnete die Thür ſeines geheimſten Kabinets. Sie traten hinein. Der Prinz zog den Baſſa nach ſich auf die Ottamonne, klemmte Cuprolis Hand in die ſeinige, ſah ihm ſtarr in die Augen, und hub an, wie folget:

„Liebſt du mich noch wie ehemals, in jenen ſchuld„loſen Jahren der Kindheit, da kein Intereſſe uns „band?“

Cuproli. Prinz, wenn die Ehrfurcht mir auch nicht geſtattet, mich für beleidigt zu halten; ſo darf die Freundſchaft ſich doch gekränkt fühlen.

Der Prinz. Nun wohl! gieb mir deine Hand Mustafa. — Sieh, unsere Hände sind nervigt worden; es gilt nicht mehr Spiel und Tändeley, es gilt Leben und Ehre. — Du staunst mich an? Nur noch einen Augenblick, und du wirst mich verstehn. — Wer ist dieser Solimann, den mein Bruder so über Hals über Kopf zum Vezier erhoben? ein Sklave seiner Lüste, ein Knecht seines Willens, ein Insect, das sich vom Staube nährt, den man aus den Polstern des Thrones klopft. Wo sind seine Thaten? ist es genug um Vezier zu werden, daß man einen unordentlichen Haufen von Polen überwinde? Ist er der Mann, der mit gewaltigem Arm, den gefallenen Ruhm der Ottomannen, in Ungarn wieder herstellen soll? — Hingegen du Mustafa — ich vergesse, daß du der Freund meiner Jugend bist, und sehe in dir nur den Helden und Staatsmann. Ist das der Lohn der Verdienste deiner Ahnen, und deiner eigenen? Hat man vergessen, was der Thron meiner Väter den Cuprolis schuldig ist? hat man vergessen, daß das Reich dem Cuproli Mehemet Bassa die Eroberung von Kandia verdankt? daß durch die Weisheit dieses Veziers der öffentliche Schatz wieder angefüllt wurde, den Ibrahims Wollüste verschwendeten? hat man vergessen den rühmlichen Frieden, den Achmed Cuproli Ogli von den treulosen Polen erzwang? — aber was

will

will ich? Tage lang könnte ich reden von den Heldenthaten deiner Ahnen, in deren Fußtapfen du trittst. Und du schlummerst ruhig im Arm deiner Weiber, indeß der heuchelnde Christensohn (*) das Insiegel des Reichs dir stiehlt? auf Mustafa! auf zu Gerechtigkeit und Rache! Laß uns vereint die Schlange zertreten, die meinen leichtgläubigen Bruder umwindet, und giftige Rathschläge in sein offenes Ohr zischt. Wisse, daß ich für mein Leben zittere, seit dieser Solimann den Sultan beherrscht. Geheime, aber sichere Nachrichten, haben mir seinen Blutdurst verrathen. Auch dich und Siavus Bassa, und hundert edle Muselmänner, die sich heute ruhig auf ihr Lager werfen, weckt vielleicht um Mitternacht, der Chausch mit dem Strick in der Hand. Auf! also, ihr meine Brüder und Freunde, auf, weil es noch Zeit ist. Laßt den Drachen nicht ausbrüten seine höllischen Entwürfe, ersticket ihn in seinem eigenen Gifte.

Es hätte weit weniger gebraucht, den ehrgeizigen Cuproli zu einer Verschwörung zu überreden. Die reißende Lockspeise der Vezierswürde allein, war hinreichend, ihn Gefahr und Todt verachten zu lehren. Er schwur in die Hand des Prinzen Treue und Verschwiegenheit, und versprach, mit seinem Schwager,

(*) Solimann war ein Bosnier, und von christlichen Eltern gebohren. Cantemir.

dem Siavus Baſſa, das Unternehmen reiflich zu überlegen. Er hielt Wort. Cuproli und Siavus kamen darinn überein, daß es unthunlich ſey, den Vezier geradezu anzugreifen. Ihre Argliſt entwarf einen ſicherern Plan. Auf Solimanns Empfehlung, hatte der Sultan den Baſſa Cuproli aus ſeiner Inſel anhero berufen, um in Ungarn unter den Befehlen des Sultans zu fechten. Siavus hingegen, war Anführer der türkiſchen Reuterey, und daher beyder Anſehen auf das Heer von dem mächtigſten Einfluſſe. In ihrer Macht ſtand es natürlich, die weiſeſten Entwürfe des Veziers ſcheitern zu laſſen, und ſo das Zutrauen in dem Herzen des Sultans nach und nach zu untergraben. Selbſt, wenn Muhameds Liebe unerſchütterlich bleiben ſollte; ſo wird doch endlich der gährende Pöbel, mit Ungeſtüm Solimanns Kopf heiſchen, und der Monarch muß willfahren, oder für ſein eigenes Leben zittern.

Indeß die verſchmähte Liebe des Prinzen, Rache ſchnaubend, dem ſorgloſen Feldherrn Abgründe der Hölle grub; harrte der liebende Solimann vergebens auf Widerlegung und Beſtrafung ſeiner Eyferſucht von Zaidens Hand. Vergebens ſchwur er ſich reuig, auch der kleinſten, unwahrſcheinlichſten Entſchuldigung Glauben beyzumeſſen. Kein Bote erſchien, und ſeine Unruhe verdoppelte ſich. Als endlich auf ſein Begehren,

gehren, der Kislar Aga Zulimen zum zweytenmal ihm sandte; hörte er mit Bestürzung, daß Zaide krank, und der Brief des Getreuen an die Ungetreue nicht in ihre Hände gekommen. Der Sklave ward herbeygerufen. Er warf sich zur Erde und schwur, daß er den Zettel einer Person eingehändigt, die an Zaidens Thür gesessen, und sich für Zulimen ausgegeben. Die Vertraute errieth sehr leicht, daß Niemand als Marama eines solchen Betrugs fähig seyn könne, und Solimann erhielt vom Aga unter dem Vorwand der öfteren, lästigen Besuche dieses verschmitzten Weibes, daß sie aus Zaidens Nachbarschaft verwiesen, und ihr ein Zimmer in einem entlegenen Theil des Harems eingeräumt wurde.

Noch am selbigen Abend ward der Vezier zum Sultan gerufen. „Reise morgen mit dem frühsten „nach Belarad!" herrschte ihm der Kaiser zu: „schon „sind die Ungläubigen zu deinem Empfang gerüstet. „Eile und rette die Ehre der Muselmänner!"

Man erinnere sich, daß Solimann schon damals, als Muhamed ihm die Vezierswürde antrug, ein Wörtgen fliegen ließ, daß er es für würksamer halte, wenn der Sultan sich entschliessen wolle, in Person an der Spitze seines Heeres zu erscheinen, und den gesunkenen Muth durch sein Beyspiel wieder aufzurichten. Hof und Stadt wunderten sich, und glossirten über

meigennützigen Rath des neuen Veziers, der, wenn er befolgt wurde, sein eignes Ansehn bey der Armee vernichten mußte; aber Hof und Stadt ahndeten nicht, daß die geheime Triebfeder dieser Selbstverleugnung, aus Liebe und Eyfersucht zusammengesetzt sey. Kam Muhamed zum Heere; so schleppt' er auch seine Brüder hinter sich her, und folglich blieb Solimann vor beyden Nebenbuhlern gesichert. Auch jetzt, da der Sultan ihm abzureisen befahl, wiederhohlte er alle die Gründe, die nach seiner Meynung, die persönliche Gegenwart des Kaisers nothwendig machten. Aber Muhamed ließ fruchtlos ihn seine politische Redekunst verschwenden, schlang den Arm um die Sultane Asseki, und sprach lächelnd: „Freund, du kennst „die Welt. Wer würde den tapfern Solimann bewundern, wenn der Kaiser im Lager wäre? Du „würdest Ruhm und Ehre aussäen, und ich würde sie „erndten. Dein Arm fechtend, meine Hand im „Schooße liegend; deine Stirn mit Heldenschweiß, „meine mit Lorbeern geziert. Fern sey von mir dergleichen Ungerechtigkeit gegen die Dienste meiner „Freunde. Reise glücklich!"

Mit diesen Worten entließ er ihn, und Solimann flog zum Kislar Aga, ihn um Zaidens Abschiedskuß zu bitten. Die Nachricht von ihrer Krankheit, und der unerwartete Befehl, zur Armee zu reisen, hatten

den

letzten Verdacht aus seinem unruhigen Herzen verbannt, so wenig beydes auch, mit der gargwohnten Untreue in Verbindung zu stehen schien; denn verliebte Zänkereyen werden oft nur deshalb ausgesöhnt, weil es an Zeit mangelt, sie fortzusetzen. Der Aga war so gefällig, ihn als Arzt verkappt, zum zweytenmal in den Harem einzuführen. Er sah Zaiden, Einer ihrer Blicke rechtfertigte sie, Einer ihrer Blicke strafte ihn, und Einer ihrer Blicke verzieh ihm. Die schreckliche Stunde des Scheidens rückte nur zu bald heran. Die kaum genesene Zaide sank ohnmächtig in seinen Arm, mit beklommener Brust legte er sie auf die naßgeweinte Ottomanne, drückte den letzten, bittersüßen Kuß auf ihre blassen Lippen, und verschwand.

Am andern Morgen in aller Frühe, trat er seine Reise nach Belgrad an, und der Hof begab sich, wenig Tage darauf, nach Constantinopel zurück.

(Der Beschluß im künftigen Stück.)

Kurze Geschichte der Flibustier.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Der Urheber des Entwurfs hieß Van Horn, zu Ostende gebohren, seit seiner frühesten Jugend aber in

Frankreichs Dienſten. Sein wilder Muth litt nie, daß Einer der ſeinigen ein Zeichen der Schwäche oder Furcht an ſich blicken laſſe. In der Hitze des Kampfes, flog er von einem Ende des Schiffes zum andern, faßte jeden ſeiner Leute ſcharf ins Auge, und wenn Einer beym ſauſen einer Kanonen-Kugel ſich bückte; ſo ſtieß er ihn nieder. Dieſe ſonderbare Mannszucht hatte ihn zum Schrecken der Feigen, und zum Abgott der Muthigen gemacht. Mit Männern von Herz theilte er gern ſeine Beute, die Fregatte, mit der er kreuzte, war ſeine eigene. Da aber ſeine neuen Entwürfe eine anſehnlichere Macht erforderten, ſo verband er ſich mit **Granmont**, **Godefroy** und **Jonque'**, alle drey Franzoſen, alle drey berühmt durch ihre Thaten; und mit dem Holländer, **Laurent von Graff**, noch weit berühmter als ſie alle. Zwölfhundert Flibuſtier ſammelten ſich unter ihren Fahnen, und ſo ſteuerte der Zug auf ſechs Schiffen nach Vera Cruz.

Die Landung geſchah im Schatten der Nacht, drey Meilen von dem Platz. Der Gouverneur, das Fort, die Caſernen, jeder Poſten, der einigen Widerſtand zu leiſten vermogte, ward überrumpelt mit dem erſten Morgenroth. Die Bürger, Männer, Weiber und Kinder, flohen in die Kirchen, man verriegelte die Thüren hinter ihnen, und umgab das Gebäude mit

Pul-

Pulvertonnen. Ein Flibuſtier mit brennender Lunte, hatte gemeſſenen Befehl, die Unglücklichen in die Luft zu ſprengen, beym geringſten Merkmal eines Aufruhrs.

Unterdeſſen ward die Stadt nach Belieben geplündert, die Beute eingeſchifft, und nun that man den eingekerkerten Bürgern den Vorſchlag, ihre Freyheit und ihr Leben durch ein Löſegeld von zehn Millionen Livres zu erkaufen. Die armen Menſchen, die in drey Tagen weder gegeſſen noch getrunken hatten, verſprachen mit Freuden Alles, und die Hälfte der Summe ward noch am nemlichen Tage bezahlt. Noch erwartete man die andere Hälfte aus dem Innern des Landes, als ſich plötzlich auf der Höhe ein anſehnliches Corps Truppen, und in der See eine Flotte von ſiebenzehn Schiffen zeigte, die aus Europa kam. Die Flibuſtier, ohne vor dieſer Macht zu ſtutzen, zogen ſich mit funfzehnhundert Sklaven zurück, die ſie als einen kleinen Erſatz der fünf Millionen davon führten, und die Liquidation der ganzen Summe auf eine gelegnere Zeit verſchoben. Dieſe Räuber glaubten im Ernſt, daß Gott und ihr Degen ihnen ein unbezweifeltes Recht auf die Reichthümer ihrer Brüder gebe. Sie machten oft, wenn ſie Contributionen einfoderten, ſchriftliche Kontrakte, und hatten wohl gar die Frechheit, Intreſſen zu fordern, wenn die Bezahlung zu lange zögerte.

Der Rückzug des Van Horn war glänzend und verwegen. Er gieng ſtolz durch die Mitte der ſpaniſchen Flotte, die keinen Schuß wagte, ja die ſogar fürchtete, angegriffen und geſchlagen zu werden. Wer weiß auch, was die Flibuſtier gethan hätten, wären ihre Schiffe nicht mit Geld zu ſchwer beladen geweſen, und hätten ſie hoffen können, auf den feindlichen Schiffen etwas anders als Waaren zu finden, die ſie nicht wollten, und nicht brauchen konnten.

Ein Jahr war ſeit ihrer Rückkehr aus dem Mexicaniſchen Meerbuſen verfloſſen, als plötzlich der Vorſatz, Peru zu plündern, ſich aller bemeiſterte. Die Wahrſcheinlichkeit ließ hoffen, mehr Schätze auf einer See zu finden, die gleichſam noch neu und unangetaſtet war, als da, wo ſchon ſo lange die Raubgier die Beute vermindert hatte. Die Engelländer, die Franzoſen, ſelbſt die kleinen Haufen beyder Nationen, entwarfen, ohne Verabredung, dieſen Plan zu gleicher Zeit. Viertauſend Mann machten ſich auf den Weg. Ein Theil wählte das feſte Land, ein anderer die Magellaniſche Meerenge, um zum Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen. Hätte ihr wilder Muth ſich einem einzigen geſchickten Anführer unterworfen; ſo war Peru für Spanien verlohren; aber für ſolch einer Subordination hatten ſie einen unüberwindlichen Abſcheu, immer bildeten ſie nur ganz kleine Corps, zuweilen kaum

von zehn, zwölf Mann, die zuſammentraten und auseinander giengen, nachdem ſie bey Laune waren. Unter den Franzoſen thaten ſich beſonders hervor: Grognier, Lecuyer, Picard und Le Sage. Unter den Engelländern David, Suams, Pitre, Wilner und Touſle.

Diejenigen dieſer Abentheuer, die durch die Meerenge in das ſüdliche Meer eingedrungen waren, warfen ſich bey ihrer Ankunft in die erſten Fahrzeuge, die ſie auf der Küſte fanden. Ihre Kammeraden, die bald nachher auf ihren eigenen Schiffen kamen, waren um nichts beſſer ausgerüſtet. In dieſem Zuſtand der Schwäche ſchlugen, verſenkten oder eroberten ſie alle Schiffe, die man gegen ſie ausſandte. Plötzlich ſtockte die Schiffarth der Spanier. Um nicht zu verhungern, mußte man landen, und diejenigen Städte zu plündern verſuchen, in die der Feind ſich geſperrt hatte. Folgende Plätze wurden nach und nach überrumpelt oder mit Sturm erobert: Seppo, Pueblo Nuevo, Leon, Reulejo, Pueblo Viego, Chiriquita, Eſparza, Grenade, Villia, Nicoya, Tecoumtepec, Mucmeluna, Chuletuqua, Neu Segovien, und endlich Guayaquil, die vornehmſte aller dieſer Städte.

Grognier kehrte einſt ſiegreich zurück, von einer dieſer Unternehmungen. Er mußte durch einen engen

Paß,

Paß, und ward plötzlich von einigen verſchanzten Bataillons aufgehalten, die ſich erboten, ſeinen Rückzug nicht zu beunruhigen, wenn er ihnen die Gefangenen ausliefern wolle, die er mit ſich führte. „Meine Gefangenen!“ rief Grognier verächtlich: „ihre Feſſeln „muß euer Säbel zerhauen, meinen Weg wird mein „Säbel mir öffnen.“ Er ſchlug ſich durch und zog ruhig ſeine Straße.

Der Schrecken im ganzen Reiche war allgemein. Die Annäherung der Flibuſtier, ja ſelbſt nur die Furcht vor ihrer Annäherung, zerſtreute ſchon das Volk. Erſchlafft durch den ausſchweifendſten Luxus, entnervt durch ungeſtörte Tiranney, zum Vieh herabgewürdigt wie ihre Sklaven, erwarteten die Spanier nie anders den Feind als wenn Zwanzig gegen Einen waren, und doch wurden ſie geſchlagen. Verwiſcht war das Gepräge ihres edlen, ſtolzen Urſprungs; Kriegskunſt war ihnen ein Unding, ja kaum kannten ſie den Gebrauch des Feuergewehrs; kaum war ihr Widerſtand furchtbarer, als ehemals der der Amerikaner, deren Aſche ſie jetzt mit Füßen traten. Dazu kam noch die ſchreckliche Idee, die ſie ſich von den Flibuſtiern machten. Ihre Mönche hatten ihnen dieſe Räuber als Ungeheuer der Hölle geſchildert, und ihre Einbildungskraft hatte das Bild noch mehr ausgemahlt. Haß und Furcht waren gleich ſtark in ihrer Seele.

Aber

Aber troß dieſes brennenden Haſſes, wußte der Spanier ſich doch nur an einem Feinde zu rächen, den er nicht mehr fürchten durfte. Sobald die Flibuſtier einen geplünderten Ort verlaſſen hatten, und etwa Einer von ihnen beym Angriff auf der Wahlſtatt geblieben war; ſo grub man ſeinen Leichnam wieder aus, verſtümmelte ihn, und that ihm jede Marter an, mit der man gern den Lebenden gepeinigt hätte. Der Abſcheu vor den Flibuſtiern, erſtreckte ſich ſogar bis auf die Örter, die ſie betreten hatten. Man verfluchte die Mauern und den Boden der von ihnen verwüſteten Städte. Alles wurde der Erde gleich gemacht, „Anathema! der wieder ein Haus darauf baut!“ riefen die Mönche, und ſiehe, die Einwohner wandten ihren Städten den Rücken, und flohen den Schauplaß ihrer Feigheit und ihrer Schande auf ewig.

Dieſe ohnmächtige und kindiſche Wuth, mußte natürlich den Feind immer verwegner machen. Nahm er eine Stadt weg; ſo zündete er ſie an allen vier Ecken an, wenn man ſie nicht mit Gold löſte; die Gefangenen, deren Freyheit kein Gold erkaufte, wurden ohne Gnade niedergemeßelt. Gold, Perlen und Diamanten waren das einzige Löſegeld, das dieſe furchtbaren Räuber annahmen; Silber war ihnen zu ſchwer, und hätte ſie nur beläſtigt.

So rächte das Schickſal den Todt vieler tauſend unglücklicher Schlachtopfer, die einſt durch das Schwerdt der Spanier fielen; jeder vertrocknete, indianiſche Blutstropfen, wurde durch einen ſpaniſchen wieder aufgefriſcht, und die nemlichen Berge erklangen vom Gebrüll der Spanier, die einſt die Seufzer der armen Indianer wiederhallten.

Aber am Ende geſchah, was ſo oft zu geſchehen pflegt: die Räuber ſelbſt genoſſen ihres Raubes wenig. Viele ſtarben des Clima's ungewohnt, oder durch Ausſchweifungen; andere litten Schiffbruch an der Magellaniſchen Meerenge, oder am Vorgebürge Horn; der größte Theil derer, die den Rückweg nach dem nördlichen Meere zu Lande verſuchten, ließen ihr Leben oder ihre Beute in den Schlingen, die man ihnen überall legte. Die engliſchen und franzöſiſchen Kolonien, wurden ſehr wenig durch einen Zug bereichert, der vier Jahr dauerte, und fanden am Ende, daß ſie noch obendrein die tapferſten ihrer Brüder eingebüßt hatten.

Während die Küſten des ſüdlichen Meeres von Flibuſtiern überſchwemmt waren, ſchwärmte Grammont in der nordlichen See herum. Grammont war ein Pariſer Edelmann, der in Europa nicht ohne Anſehn gedient, und den ſeine ausſchweifende Leidenſchaft für Spiel, Wein und Weiber, dieſe drey Klip-

pen

pen des menſchlichen Verſtandes, unter die See-Räuber geworfen hatte. Er beſaß aber auch Tugenden, die ſeinen Laſtern die Wage hielten; er war höflich, gefällig, großmüthig, beredt, ſcharfſinnig, kurz! er war viel mit Damen umgegangen. Alle dieſe Eigenſchaften, verbunden mit ausgezeichneter Tapferkeit, erhuben ihn bald zu einem der erſten Flibuſtier der Franzoſen. Kaum erſcholl das Gerücht ſeiner Ausrüſtung, als tauſend verſuchte Männer ſich zu ſeiner Flagge ſammelten. Der Gouverneur von St. Domingo, der dem franzöſiſchen Hofe den weiſen Vorſchlag gethan, dieſe herumſtreifenden Abentheurer wo möglich zu friedlichen, arbeitſamen Unterthanen, zu Gliedern von Familien und Anbauern des Landes zu machen; wollte die Expedition hindern, und verbot ſie im Namen des Königs. Viele ſtutzten, aber Grammont trat mitten unter ſie: „Ihr Leichtgläubi„gen!“ rief er: „wie kann Ludwig ein Unternehmen „mißbilligen, davon er nichts weiß, daran wir ſelbſt „noch vor wenig Tagen kaum dachten?“ Ein lautes Jubelgeſchrey jauchzte ihm Beyfall zu, und er ſchiffte ſich im Jahr 1685 ein, um Campeche anzugreifen.

Die Landung geſchah ohne Widerſtand. Eine Strecke vom Ufer ſtieß er auf achthundert Spanier, die er ſchlug, bis zur Stadt verfolgte, und ihnen auf der Ferſe nach, ins Thor eindrang. Die Kanonen,

die er auf den Wällen fand, kehrte er gegen die Citadelle; da ſie aber nur wenig Würkung thaten, ſann er auf Kriegsliſt den Platz zu überrumpeln, als man ihn benachrichtigte, der Poſten ſey verlaſſen. In der That war nur ein einziger Artillerie-Officier in der Feſtung geblieben, ein Mann von Ehre und ein Engelländer, der lieber ſein Leben aufs Spiel ſetzen, als feige fliehen wollte. Der General der Flibuſtier empfieng ihn mit Achtung, gab ihm ſeinen Degen zurück, ließ ihm Alles ausliefern, was ihm gehörte, fügte noch koſtbare Geſchenke hinzu, und überließ es ſeiner Willkühr, ſich zu begeben, wohin es ihm beliebe. So behaupten Ehre, Muth und Treue ihr Anſehn ſelbſt gegen die, die ihr Geſetze mit Füßen zu treten ſcheinen.

Die Sieger von Campeche brachten zwey Monat damit zu, die Gegend auf funfzehn Meilen in die Runde zu durchwühlen, und Alles auszuſcharren, was die flüchtigen Einwohner zu retten geglaubt hatten. Nachdem die Beute auf die Schiffe in Sicherheit gebracht worden, that man dem Gouverneur, der mit Neunhundert Mann im Felde ſtand, den Vorſchlag, ſeine Stadt mit Gold zu löſen. Er ſchlug es aus, und ſogleich loderte die Stadt in Flammen, und die Feſtungswerke wurden geſchleift. Ein groſſer Theil des Raubes beſtand aus dem koſtbaren Campecheholz;

das

das Feſt des heiligen Ludwig fiel ein, und im patriotiſchen Taumel der Freude, verbrannten die Franzoſen dem heiligen Ludwig zu Ehren für eine Million Campechenholz. Nach dieſer glänzenden Narrheit, deren ſich nur Franzoſen rühmen können, ſegelten ſie zurück nach St. Domingo.

Der geringe Nutzen, den die engliſchen und franzöſiſchen Freybeuter von ihren Streifereyen auf dem feſten Lande gezogen hatten, erneuerte in ihnen wieder den alten Geſchmack am See-Raube. Die Flibuſtier beyder Nationen trieben eine Zeitlang ihr altes Handwerk, bis die Franzoſen durch verſchiedene Umſtände von neuem in eine Laufbahn verwickelt wurden, vor der ihnen eckelte.

Einige unternehmende Privat-Leute, rüſteten, unter dem Schutz der Regierung, im Jahr 1697, ſieben Linienſchiffe und eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge aus. Dieſe Flotte ſtand unter dem Chef d'Escadre Pointis, war mit Landtruppen wohl bemannt und beſtimmt, Carthagena, eine der reichſten Städte der neuen Welt anzugreifen. Groſſe Schwürigkeiten ſah man Voraus, doch hoffte man Alles, wenn die Flibuſtier ſich entſchlieſſen würden, ihnen beyzuſtehn. Sie thaten es, dem Ducaſſe zu gefallen, der damals Gouverneur von St. Domingo und ihr Abgott war.

Sie flogen zum Gefecht, und thaten mehr noch als man von ihnen erwartet hatte. Kaum ließ eine Breſche in den Feſtungswerken der untern Stadt ſich ſpüren; ſo liefen ſie Sturm, und pflanzten im Huy ihre Fahnen auf die Mauer. Siegsgeſchrey hilft ſiegen. Ihr Victoria! goß neuen Muth in jedes Herz, neue Kraft in jeden Arm, das ſtolze Carthagena ward erobert, und ſein Fall das Werk der Flibuſtier.

Schandthaten aller Art folgten dieſer Begebenheit. Der General Pointis, ein ungerechter, geiziger, grauſamer Mann, brach die Kapitulation in allen Punkten. Zwar bewilligte er den Einwohnern aus Furcht vor einer Armee, die ſich im innern des Landes zuſammen zog, die Hälfte ihrer beweglichen Reichthümer; aber kaum war die Stadt übergeben, als Alles plünderte, was plündern konnte; die vornehmſten Officiers zeigten ſich als die vornehmſten Spitzbuben. Erſt, nachdem ſie das Beſte des Raubes hinweggeſchleppt, durften die Gemeinen die Häuſer durchwühlen und Nachleſe halten. Den gutherzigen Flibuſtiern hatte man unterdeſſen die Wache außer der Stadt anvertraut.

Pointis behauptete, die Beute betrage nicht über ſieben bis acht Millionen Livres, Ducaſſe berechnete ſie auf dreyßig, andere auf vierzig. Dem ſey wie ihm wolle, die Freybeuter ſollten, der Vereinbarung

zufolge,

zufolge, den vierten Theil bekommen, und bekamen nur vierzigtauſend Thaler. Man war bereits unter Seael gegangen, als man es wagte, jenen Unerſchrockenen, die den Sieg entſchieden hatten, ſolch einen unwürdigen Vorſchlag zu thun. Sie wütheten. Pointis befand ſich auf dem Szepter, der in dieſem Augenblick zu weit von den andern Schiffen entfernt war, um Hülfe erwarten zu können, die Flibuſtier beſchloſſen, ihn zu entern, und der nichtswürdige Kommendant würde ein Opfer der gerechten Rache geworden ſeyn, hätte nicht Einer der Mißvergnügten plötzlich ausgerufen: „Warum dieſen Hund ſchlach„ten, meine Brüder? was nützt es uns? Er ließ „unſern Theil zu Carthagena, dort müſſen wir ihn „ſuchen.“ Dem Vorſchlag ward Beyfall zugejauchzt, wilde Freude verdrängte den ſchwarzen Unwillen, und ſogleich kehrten die Fahrzeuge der Flibuſtier zurück und umzingelten die Stadt.

Der verwüſtete Platz nahm den Feind ohne Widerſtand auf. Die Freybeuter ſperrten alle Männer in den vornehmſten Tempel, und Einer unter ihnen hielt folgende Rede an ſie:

„Wir wiſſen wohl, daß wir in euren Augen Böſe„wichter ohne Religion, ohne Treu und Glauben, „mehr Geiſtern der Hölle als Menſchen ähnlich ſchei„nen. Eure Schimpfworte bezeichnen zur Gnüge

„euren Abſcheu, und die Weigerung, nicht mit uns,
„ſondern mit Pointis zu kapituliren, iſt Beweis eures
„Mißtrauns. Hier ſind wir nun mit bewaffneter
„Hand und können uns rächen! Eure bleichen Geſich-
„ter klagen euer Gewiſſen an, ihr zittert vor verdien-
„ter Marter. — Genug! — Erkennt endlich, daß
„alle die Titel, mit denen ihr unſern Namen ſchän-
„det, nur ihm, dem nichtswürdigen General gebüh-
„ren, unter dem wir Euch ſchlugen. Der Treuloſe,
„dem wir eure Thore öffneten, hat ſich des Preiſes
„bemächtigt, den unſer Muth erkämpfte. Seine Un-
„gerechtigkeit führt uns wider unſern Willen zurück in
„dieſe Mauern. Unſere Mäßigung ſey Zeuge unſerer
„Aufrichtigkeit. Schafft in Eil fünf Millionen Livres,
„und ihr habt unſer Ehrenwort, daß wir uns ſchleu-
„nig entfernen. Verſagt ihr uns aber dieſen geringen
„Erſatz; ſo ſchwören wir (hier huben alle ihre Sä-
„bel empor) nicht das Kind in Mutterleibe zu ſcho-
„nen! Fluch über Pointis Haupt! aber Ach und
„Weh über Euch! wo ihr euch einen Augenblick be-
„denkt.“

Nach dieſer körnigten Rede beſtieg ein Geiſtlicher die Kanzel, und ermahnte ſeine Zuhörer auf das Beweglichſte, der Nothwendigkeit zu weichen, und Alles auszuliefern, was ihnen von Gold und Kleinodien übrig geblieben. Aber die eindringlichſten Worte, die

rühr-

rührendſten Geſtikulationen des Pfaffen, konnten nicht überredender ſeyn, als der aufgehabene Säbel, oder das Weh über euch! des Flibuſtiers. Sie brachten Alles, was ſie hatten, aber noch war es nicht genug. Man plünderte Häuſer, Kirchen und Gräber, aber man fand nichts; und nun wurden die Werkzeuge der Tortur herbeygeſchleppt.

Man ergrif vier der vornehmſten Bürger, um das Geſtändniß zu erpreſſen, wo die Staatskaſſe verborgen ſey? Alle werden einzeln verhört, und alle betheuren mit ſo vieler Freymüthigkeit, daß ſie es nicht wiſſen; daß die Habſucht ſelbſt durch den zuverſichtlichen Ton der Redlichkeit entwaffnet wird. Indeß geſchehen einige Flintenſchüſſe, um der Menge glauben zu machen, als habe man die vier Häupter der Stadt für ihr hartnäckiges Leugnen mit dem Tode beſtraft. Die Flintenſchüſſe machten mehr Eindruck, als alle vorhergegangene Beredſamkeit; noch am ſelben Abend lag eine Million zu den Füßen der Freybeuter. Auch die folgenden Tage vermehrte ſich dieſe Summe um eine Kleinigkeit; als aber die Flibuſtier ſahn, daß die armen Leute würklich nichts mehr zu geben hatten, ſchifften ſie ſich ein. Ein unglücklicher Zufall führte ſie mitten unter eine engliſche und holländiſche Flotte, die mit Spanien alliirt war. Viele ihrer kleinen Fahrzeuge wurden genommen oder in den

den Grund gesegelt, der Überrest floh nach St. Do
mingo. Dieß war das letzte merkwürdige Ereigni
in der Geschichte der Flibustier. Und was wurde end
lich aus diesen sonderbaren Menschen? wohin zerstreu
ten sie sich? was hob ihre Verbindungen? was ent
nervte ihren Muth? Der Ursachen waren mancher
ley. Der Krieg des Prinzen von Oranien bracht
Zwiespalt unter Engelländer und Franzosen. Beyd
Nationen sahen ein, daß die Flibustier thätige Män
ner waren, stark an Geist und Leib, fähig, die Kul
tur ihrer Kolonien schnell zu befördern, wenn sie nu
wollten; beyde Nationen ergriffen daher allerley klug
Maaßregeln, diese Abentheurer fest zu halten, sie ver
trauten den Angesehensten unter ihnen Civil- und Mi
litär-Posten; sie fesselten sie durch schöne Weiber,
Haus und Hof und liegende Gründe. Der Flibu
stier, der nur gewohnt war, die spanischen Besitzun
gen zu verwüsten, kam nun auch oft in den Fall, sie
vertheidigen zu müssen; und endlich — wie war es
möglich, soviele ausserordentliche Männer zu ersetzen,
die täglich dahin starben? Alle diese Ursachen, und
hundert andere vereinigten sich, die sonderbarste Ver
bindung zu zerstören, die je der Zufall knüpfte. Ohne
System, ohne Gesetze, ohne Subordination, ohne
Hülfsmittel, war sie das Wunder ihres Jahrhun
derts und wird das Wunder der Nachwelt seyn. Sie
würde

würde Amerika unterjocht haben, wäre Eroberung und nicht Raub ihr Ziel gewesen.

Wie oft hatten Engelland, Frankreich und Holland Flotten in die neue Welt geschickt; wie oft waren ihre stolzen Entwürfe an Clima, Mangel und Muthlosigkeit gescheitert: und siehe da! ein kleiner Haufe von Abentheurern, dem, um Krieg zu führen, nicht mehr als Alles fehlt, spielt den Meister einer halben Welt, macht alle Nationen zittern, und vor seiner Flagge streichen die Flaggen der europäischen Monarchen. Was den Flibustiern an Zahl und Macht abgieng, das ersetzten sie durch Thätigkeit, Vorsicht und Kühnheit. Eine unbegrenzte Leidenschaft für die Freyheit, schuf und nährte in ihnen diesen alles unternehmenden Geist, diese nervigte Kraft, dieß unbegreifliche Übergewicht, das weder Tacktik noch Regierungsform, weder Besoldung noch Ordensband jemals einflößen werden.

Was war es, das diese romantischen Menschen in Thätigkeit setzte? Nicht die Noth, denn sie kannten sie nicht, und ihre tapfersten Anführer hatten sie nie gekannt; nicht der Geiz, denn sie verschwendeten in einem Tage, was sie in vielen Monaten mit Blut errungen hatten; nicht Vaterlandsliebe, denn sie hatten kein Vaterland: nicht die Ehre, denn hätten sie diese Gottheit gekannt, so manche ihrer Heldenthaten

wäre nicht mit schwarzen Flecken der Grausamkeit besudelt; nicht die Hoffnung nach Ruhe; denn warum sich täglich in neue Gefahren stürzen? warum täglich dem Tode in die Arme laufen?

Welche sind denn also die moralischen Ursachen der sonderbaren Existenz der Flibustier? jene Länder, wo das heiße Klima alle sprudelnde Leidenschaften zu ewigem Stillschweigen verdammt zu haben scheint, wo Trunkenheit und Taumel der Gastmäler die Menschen aus ihrer Schlafsucht wecken muß; wo feiste Ruhe und ungefühlte Langeweile Zufriedenheit genannt wurden: jene Länder erscheinen plötzlich als der Wohnplatz eines stürmischen Volkes, das mit der Glut der Atmosphäre, die Glut jeder Leidenschaft einzusaugen scheint. Die Spanier, die Überwinder der neuen Welt, so brausend und stolz in ihrem Vaterlande, wiegten sich schon lange mit den Überwundenen in sorgenloser Unthätigkeit; und eine Hand voll Menschen, gebohren unter dem gemäßigsten Himmelsstrich, entfaltet unter dem Equator Keime von Kräften, die ungeahndet in der menschlichen Natur lagen.

Laßt uns zur Quelle dieser Begebenheiten hinauf steigen! Die Flibustier lebten im Innersten der europäischen Regierungsformen, die Feder der Freyheit, seit Jahrhunderten durch Sklavenzwang zusammen gepreßt, würkte mit unglaublicher Kraft, und schuf

Phöno-

Phänomene, vor denen die Moral ſtaunt. Die Enthuſiaſten aller Nationen vereinigten ſich mit ihnen, beym erſten Gerücht ihrer Thaten. Der Reiz der Neuheit, die Einbildungskraft, die jede Entfernung ſo ſchön mahlt, der Trieb nach veränderter Lage, die Hoffnung, ſein Glück zu machen, der Durſt nach groſſen Thaten, die Bewunderung, die ſo ſchnell zur Nacheiferung führt, die Nothwendigkeit, Hinderniſſe zu überſteigen, in welche die Unbeſonnenheit ſtürzte, anfeurende Beyſpiele, die gleiche Vertheilung von Freud und Leid, Glück und Unglück — kurz! dieſe vorübergehende Gährung, die Himmel, Erd' und Meer, Natur und Glück in Männern erzeugte, die ſich heute in Gold und morgen in Lumpen kleideten, heute in Blut und morgen in Wollüſten badeten, dieß alles zuſammen genommen, ſchuf die Flibuſtier zum einzigſten Volk in der Geſchichte, das aber freylich, gleich einem Meteor, nur einen Augenblick ſchimmerte und verſchwand.

Man pflegt dieſe Räuber mit Abſcheu zu betrachten. Dieſer Abſcheu iſt gerecht, denn ohnerachtet ſie Treue, Uneigennutz und Groſsmuth unter ſich ausübten, traten ſie doch täglich die Menſchheit mit Füſſen. Aber bewundern müſſen wir doch immer, mitten unter ſo vielen Schandthaten, heldenmüthige Handlungen, würdig in den Jahrbüchern des tugendhafteſten Volkes zu prangen.

Einſt

Einſt hatten die Flibuſtier ſich gegen eine Summe Geldes anheiſchig gemacht, ein reich beladenes ſpaniſches Schiff zu begleiten und zu ſchützen. Einer unter ihnen that ſeinen Brüdern den Vorſchlag, ſich des Schiffes zu bemächtigen. Kaum hörte dieß Montauban, der Anführer des Trupps, als er ſeine Stelle niederlegte, und begehrte, an Land geſetzt zu werden. „Du uns verlaſſen!“ riefen alle: „billigen wir denn „die Treuloſigkeit dieſes Nichtswürdigen?“ Der Plannacher ward ergriffen, auf der nächſten Küſte ausgeſetzt, und die ganze Mannſchaft ſchwur auf Montaubans Säbel, nie wieder mit dieſem Menſchen zu dienen. Iſt das nicht Heldenmuth?

Nein! weder die verfloſſenen Jahrtauſende, noch die Jahrtauſende der Nachwelt, werden ein Beyſpiel ſolch' eines Volkes aufweiſen können, faſt eben ſo würdig der Bewunderung, als die Entdeckung der neuen Welt ſelbſt. Freylich gab dieſe letztere Gelegenheit dazu, denn jede große Seele, jeder ſtarke unternehmende Geiſt, der in unſern Feſſeln vegetirte, floh nach Amerika und ward ein Held.

Das einzige Erbtheil jedes Flibuſtiers, ſein Degen und ſein Muth, wie wenig nützten ſie ihm in Europa! Aber dort! jedermanns Feind, von Jedem gefürchtet, täglich den drohendſten Gefahren ausgeſetzt, betrachteten ſie jeden Tag als den letzten ihres

Lebens,

Lebens, verſchwendeten ihre Reichthümer ſo ſchnell, als ſie ſie erworben hatten, ſtürzten ſich in jede Ausſchweifung, miſchten, noch heiß vom Kampfe; die Trunkenheit des Sieges in ihre Feſte, ſchlungen ihre blutigen Arme um ihre Geliebten, entſchlummerten einen Augenblick im Schoos der Wolluſt, und erwachten nur, um von neuem ihre Säbel in Blut zu tauchen. Ob ihre Leichname im Schooß der Erde, oder im Schoos des Meeres einſt ruhen würden, das war ihnen gleichgültig. Ein wildes Herz und ein taubes Gewiſſen im Buſen, ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Weiber außer Buhlerinnen, ohne Kinder außer Baſtarden, ohne Mitbürger, ohne Vaterland, ohne irgend einen Bewegungs-Grund, der der Kühnheit Schranken ſetzt, und die Liebe zum Leben erzeugt, wagten ſie blind die verzweifelteſten Unternehmungen. Unfähig, Ruhe oder Mangel zu ertragen, zu ſtolz, gemeine Arbeiten zu thun, mußten ſie die Geiſel der alten oder der neuen Welt werden. Hätten ſie nicht jene Küſten verheert; ſo hätten ſie unſere Provinzen verwüſtet, und ihr Name ſtünde auf der Liſte der berühmten Böſewichter Europens.

R.

An den Herausgeber dieser Monatsschrift.

Mein Herr!

Wie ich aus Ihrer Monatsschrift ersehe, so erlauben Sie Verschiedenen, dis und jenes einrücken zu lassen, und, soviel ich davon verstehe, kommen Dinge darinn vor, die ziemlich wahr seyn mögen, sind auch so gesagt und geschrieben, daß sie sich gut lesen lassen, besonders aber geht's Ihnen gut vom Munde und von der Feder; doch unter uns: mit dem Verfasser, mit welchem Sie sich S. 128 bis 154 beschäftigen, gehn Sie ein bischen zu arg um. Mich geht das nun wohl nichts an, ich kenne den Ehren Mann nicht, auch hat mir meine Mutter oft gesagt: misch dich nicht in fremde Händel; aber Menschenliebe hießen mich das sagen: denn wenn der liebe Gott dem Manne nun Talente gegeben hätte, (wie ich wohl nicht vermuthe) wieder zu hauen, denn liefen Sie beyde im Publico blutig herum, pfuy! das könnte ich nicht mit ansehn. Sie nehmen mir das aber nicht übel, ich rede so wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ja, noch muß ich Ihnen sagen, daß ich mich herzlich freute, wie ich auch ein Thermometer Seite 173. fand, denn ich bin immer

mer ein Liebhaber von Phyſick und phyſicaliſchen Inſtrumenten geweſen; aber aufrichtig geſagt, das Thermometer taugt nichts; anfänglich glaubt ich, es wäre von einem Savoyarden gekauft, die mit Murmelthieren und ſolchen Inſtrumenten herum zu gehn pflegen, denn die ſetzen wohl die gedruckte Scala bald zu hoch, bald zu niedrig, allein eine ganz falſche kleben ſie doch nicht aus Brettchen, wie hier ſteht. Der Künſtler muß keinen richtigen Begriff von dem Dinge gehabt haben: in den Compendiis der Phyſick ſteht: Man hätte von der Ausdehnung flüßiger Körper in der Wärme, Anlaß genommen, ein Werckzeug zu verfertigen, woran ſich die Wärme verſchiedener Körper beſtimmen und auf eine gewiſſe Weiſe vergleichen ließe, und ſo ein Ding hieße ein Thermometer: wenn der Künſtler nun ſeine Scala noch einmahl durch geht, ſo wird er gewiß ſelber nicht zufrieden ſeyn, daß er Mondfinſterniß, u. ſ. w. hingeſetzt hat. Andere Leute ſagen gar dies und jenes ſey auch ohne Rückſicht aufs Thermoter nicht wahr, allein was gehn mich andere Leute an, ich will bloß das Inſtrument retten. Was muß man in Deutſchland von uns dencken, wenn ſie dort gedruckt leſen, daß man hier noch nicht weiß, was ein Thermometer iſt. Laſſen Sie doch den Herrn T. lieber andere Inſtrumente machen, die ihm beſſer von der Hand gehen. Bitten Sie ihn aber auch zugleich.

gleich, er möchte mir's nicht übel nehmen, da ich überdem glaubte er wäre mein Freund.

Ihr

Leser X.

Antwort des Herausgebers an den Leser X.

Mein lieber Herr X. Ich freue mich recht von Herzen, unter meinen Lesern einen Mann anzutreffen, der ein Liebhaber von Physick und physicalischen Instrumenten ist. Es thut mir nur leid, daß Sie so wenig Respekt für die Lehren Ihrer würdigen Frau Mutter hegen, die Ihnen den mütterlichen Rath gegeben: misch dich nicht in fremde Händel. Es soll auch nicht viel dabey herauskommen, sich in fremde Händel zu mischen; man bekömmt einen Klaps mit weg, ehe man sichs versieht.

Ihre Menschenliebe hat mich recht gerührt und erbaut. Ihre Frau Mutter muß eine recht brave Frau seyn, daß sie Sie so gut erzieht. Des Blutens wegen seyn Sie nicht bange. Die Wunden der Gelehrten schmerzen wohl; aber die wohlthätige Hand der Eitelkeit heilt sie sehr bald, denn ein Jeder glaubt Recht, und die Lacher auf seiner Seite zu haben.

Alle

Alle Glückſeligkeit hienieden, iſt nur angenehme Täuſchung; ich weiß nicht, ob Ihre Frau Mutter Ihnen das ſchon geſagt hat.

Wenn Sie ſich einmal aus dem Fache der Phyſik in das Fach der Rechte verſteigen ſollten; ſo werden Sie finden, daß der Angegriffene, der ſich blos vertheidigt, immer favorem juris vor ſich hat, und daß der Angreifer, der ſans rime & ſans raiſon meinen Frieden ſtört, nicht zu hart gezüchtigt werden kann.

Was das Thermometer betrift, ſo haben Sie freylich Recht. Ich weiß nicht, ob der Herr T. es von einem Savoyarden gekauft, oder ſelbſt gemacht hat, aber die Scala iſt greulich verhunzt. Indeß pflege ich nie etwas an den Aufſätzen zu ändern, die man ſo gütig iſt, mir einzuſenden, ſonſt hätte ich den Titel ſehr leicht in **Wetterbeobachtungen in Ehſtland** umſchaffen können, und dann wäre das Ding ſo ziemlich paſſend geweſen. Kein groſſes **Unglück** wird aber doch nicht daraus entſtehen. Denn wenn Sie glauben, daß man uns in Deutſchland für Ignoranten halten werde, die nicht einmal wiſſen, was ein Thermometer iſt; ſo irren Sie ſich. Erſtens habe ich Ihren Brief blos in dieſer Rückſicht drucken laſſen, und da wird man in Deutſchland ſogleich ſehen, daß hier zu Lande ſogar die Kinder, die noch Lehren von der Mutter annehmen, ſchon wiſſen, was ein Ther

mometer iſt. In dem Munde der Unmündigen und Säuglinge beſteht die Wahrheit. Zweytens iſt dieſe Art von Thermometer, mit der falſchen Scala, ſo was unerhörtes nicht. Ich weiß nicht, ob Ihre Frau Mutter Sie im Franzöſiſchen hat unterrichten laſſen? wenn das iſt; ſo bitte ich Sie, den Erſten Theil des Potpourri, pag. 221. aufzuſchlagen, und daſelbſt nachzuleſen:

Nouveau thermometre, marquant les Variations du Corps politique.

Patriotiſme - -	gélé.
Patriotiſme americain	très chaud.
Religion - -	froide.
Dignité parlementaire	baiſſe journellement.
Vapeurs ecoſſoiſes -	très denſes
Population - -	diminuée d'un quart.
Vent dominant - -	North.

Sie werden mir eingeſtehn, mein lieber Herr X., daß Vent dominant u. ſ. w. auf keine Scala eines Thermometers gehört, demohngeachtet iſt es noch Niemanden eingefallen zu behaupten, daß die Franzoſen nicht wüßten, was ein Thermometer iſt. Auch in Wekhrlins grauem Ungeheuer erinnere ich mich, ein ähnliches geleſen zu haben, ich habe aber das Buch jetzt nicht bey der Hand.

Sind

Sind Sie nun ruhig? und glauben Sie, daß die Ehre Ehstlands gerettet iſt? ſo empfehle ich mich Ihnen, mein lieber Herr X. und auch Ihrer Frau Mutter unbekannterweiſe.

Der Herausgeber.

Folgendes iſt ſchon irgendwo gedruckt, verdient aber, nicht überſchlagen zu werden.

Über die Satyre,

Fragment eines Briefes.

— — — wo unſer Meyer feyerlich erklärt: daß auch nicht eine Satyre, die den Character eines Mannes verdächtig machen könne, je in unſern Blättern Platz finden ſolle, dagegen er ſich aber reſervire, über Thorheit und Unverſtand zu lachen.

Glauben Sie mir, mein lieber **Hohenau**, wir werden dabey nicht beſſer fahren, werden drum nicht weniger für gefährliche Menſchen gehalten werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, und verſichere Sie: daß die Leute in dieſer Welt uns lieber eine Schandthat, als ein Epigramm verzeihen. Man kann ein untreuer Freund, ein beſtechbarer Richter, ein ſchlech-

ter Vater, ein unkeuscher Ehemann — — kurz! man kann ein Bösewicht in Folio seyn, und dennoch alle äußere Ehre vor der Welt genießen, in Franzband eingebunden werden, warme Vertheidiger finden, und in Gesellschaften aufgesucht seyn. Allein man habe das Unglück, die menschlichen Gebrechen von der lustigen Seite anzusehn; man erlaube sich, in der Aufwallung eines fröhlichen, unbefangenen Herzens, einen unschädlichen Scherz über die lächerliche Seite irgend eines ernsthaften Herrn; so schreyet der ganze Hause mittelmäßiger Menschen, die sich fürchten, es mögte auch einmal an sie die Reihe kommen, dem Volke zu: „Fliehet, fliehet, ihr Knaben! er beißt euch!" Nun muß man sich das freylich nicht anfechten lassen; aber es ist doch eine gar curiose Bemerkung.

Im Ganzen ist es gewiß: daß überhaupt erz-dumme Leute immer einen Widerwillen gegen den klügern Mann haben, wenn auch dieser noch so tolerant ist, sich noch so sehr zu ihnen herabläßt, und nie sein Übergewicht über sie fühlbar zu machen sucht; allein noch weniger können sie den witzigen Mann ausstehn, der gern lacht, über Thorheit und Unverstand.

Den Verläumder, den Ehrenräuber, der hinter dem Rücken die Redlichkeit des Mannes verdächtig macht, den er noch vor wenig Augenblicken zärtlich an sein Herz drückte; den Schadenfrohen, der, wenn

er

er ein ohnbewieſenes Hiſtörchen zur Verſchwärzung eines Andern, irgendwo aufgeſammlet, und durch die dritte Hand, mit Zuſätzen vermehrt, überliefert bekommen hat, ſich ein Vergnügen daraus macht, den Debit davon zu übernehmen, und jedem in das Ohr zu raunen: „Apropos! wiſſen Sie es ſchon? N. N. „hat jetzt wieder einen abſcheulichen Streich began„gen;“ den Böſewicht, der im Verborgenen Plane ſchmiedet gegen das Glück und gegen den Ruf derer, die ihn mit Wohlthaten überhäufen; den Nichtswürdigen, der, aus niedriger Gefälligkeit gegen einen Großen, mit einſtimmt, wenn die Handlungen ſeines Freundes, oder deſſen Weibes, in falſchem Lichte dargeſtellt werden; den Ränkevollen, der ſeiner Privatleidenſchaft den ehrlichen Namen der beſten Menſchen aufopfert — alle Dieſe ſieht man ohngebrauntmarkt in der weiten Welt herumgehn; aber den offenherzigen, guten, frölichen Mann, dem der ehrliche Name ſeines Nebenmenſchen heilig iſt, der nie eine zweydeutige Anecdote, die jemand um ſeine Ehre bringen könnte, nacherzählt, der aber herzlich gern ein bisgen lacht über die Narrheiten, die ihm aufſtoßen, oder die er erfährt; den fliehet man, den fürchtet man.

Woher kömmt dieſe Verkehrtheit? Sollten die Menſchen würklich den Unterſchied nicht fühlen, der unter Thorheiten und unter Laſtern iſt? Oder ſoll-

ten ſie nicht einſehn, daß man die Menſchen herzlich lieben, und alles zu ihrem Glücke beytragen kann, ohne deswegen blind gegen ihre Lächerlichkeiten zu ſeyn? Oder iſt ihnen ihr äuſſerer Glanz theurer, als ihr innerer Werth, ſo daß, wer ihren falſchen Nimbus verdunkelt, oder das Oellämpgen ihrer Weisheit putzt, ſie ärger kränkt, als wer ihnen an das Herz greift? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß es mich immer ärgert, wenn ich höre, daß die Leute ſagen: „Ich fürchte den Menſchen; er „ſpottet ſo gern.“ Ich fürchte keinen Satyriker. Habe ich Thorheiten an mir; ſo geſchieht mir eine Wohlthat dadurch, wenn jemand ſie mir bemerklich macht, und ich möchte um alles in der Welt nicht, daß ich immer mit meiner Schellkappe unter verſtändigen Leuten herumliefe, ohne zu wiſſen, daß ich ſie auf dem Kopfe hätte, indeß jeder, der ſehen kann, ſie an mir bemerkte.

Es iſt wahr, daß es Leute giebt, die, um einen luſtigen Einfall anzubringen, ſelbſt ihres Freundes nicht ſchonen, und daß dieſe gewöhnlich das Talent haben, jedem Dinge einen comiſchen Anſtrich zu geben. Dis iſt freylich eine üble Gewohnheit, obgleich ſie faſt immer mehr aus Leichtſinn, als aus böſem Willen herrührt. Alter, Erfahrung, Studium ſeiner ſelbſt, und das Gefühl der nachtheiligen Wür-

kung,

kung, welche dergleichen Hang zur Spötterey auf vernünftige Leute macht, pflegt, früh oder spät, einen Solchen davon zurück zu bringen; aber gewiß werde ich auch dieſe Gattung von Menſchen nicht fürchten. Sie ſind gewöhnlich Leute von ſehr lebhafter Einbildungskraft, und haben oft ein eben ſo großes Talent, auch die kleinen unbedeutenden guten Seiten aufzuſtutzen, von Perſonen, die freundlich und edel mit ihnen umgehn, oder ihnen einige Aufmerkſamkeit beweiſen, und am Ende weiß ich auch gewiß, daß, wenn man mich lächerlich macht, man mich doch in den Augen weiſer, guter und unpartheyiſcher Leute, nie wird verächtlich machen können.

Im Ganzen hat die Satyre ſchon manches Gute in der Welt geſtiftet, und zwar eben deswegen, weil die Menſchen ſich mehr für ſie, als für die innere Schande einer böſen Handlung fürchten. Man hat einen Grundſatz, der mir ſehr verkehrt, oder wenigſtens ſehr unbeſtimmt vorkömmt. Man pflegt nemlich zu ſagen: „Fehler des Verſtandes ſind zu verzeihen, nicht aber Fehler des Herzens.“ Wenn man unter Fehlern des Herzens Bosheit, Niederträchtigkeit, Tücke, und unter Fehlern des Verſtandes Mangel an Naturgaben verſteht, ſo laſſe ich mir das gefallen; allein mehrentheils wird das in der Anwendung ganz anders genommen. Man iſt nemlich ge-

wöhnlich höchſt intolerant gegen Fehler, wozu der Menſch durch heftige Leidenſchaften, durch falſche Richtung eines ſtarken Thätigkeitstriebes, oder durch Erbitterung gegen Schickſal und Menſchen, verleitet wird, welches alles doch eben ſowohl die Quelle von ſo erhabenen Tugenden werden könnte, zu welchen ſich die Herren Tadler ſelbſt nicht einmal würden zu erheben im Stande ſeyn. Dagegen aber iſt man ſchändlicherweiſe nachſichtig gegen Fehler, die aus viehiſcher Dummheit und Abſtumpfung herrühren, wenn Leute ihren geſunden Hausverſtand gar nicht ausbauen, nicht die geringſte Achtſamkeit auf ſich ſelbſt haben, in immerwährender Tölpeley und Lümmeley fortleben, nie weiter kommen, nie Vorurtheile ablegen, ſich durch täglichen Umgang mit Klügeren und Beſſeren nie zur Nachahmung anreizen laſſen, ſondern ſich immer hinter das Schild anderer elenden Geſchöpfe verſtecken, die von ihnen ſagen: „Ja! der Menſch hat doch ein gutes Herz.“ — Darüber habe ich mich ſchon oft geärgert; allein dies Unweſen kömmt daher, daß gewöhnlich die Leute, von denen man ſagt: „Sie hätten ein böſes Herz,“ Leute, obgleich von heftigen Leidenſchaften beherrſcht, dennoch voll von hervorſtechenden Geiſtesgaben ſind, wodurch die homunculi gewaltig verdunkelt werden, da hingegen die ſogenannten guten Menſchen Erzſchöpfe ſind, gegen welche die

klei-

kleinen Männlein, wie ein Talglicht unter Trahnlämpgen glänzen. In dieser Rücksicht nun mögte ich lieber sagen: die mehrsten für Fehler des Herzens angesehenen Verirrungen, wären leichter zu verzeihen, als die Fehler gegen die gesunde Vernunft, und gegen diese letzteren sollte und dürfte man nicht tolerant seyn. — Die beste Geißel dafür aber ist die Satyre.

Dieß ist in allen Zeitalern eingesehen worden. Es giebt Dinge, die sich gar nicht anders sagen lassen, und selbst in den heiligen Büchern der Bibel finden wir, zum Beyspiel da, wo der Erlöser gegen die Pharisäer redet, Spuren vom Gebrauch der Ironie und Satyre. Difficile est satyram non scribere, das heißt nicht nur: Es giebt keine Wahrheit, die nicht Satyre wäre auf den, der dagegen handelt, sondern auch: Man kann keine Carricatur zeichnen, die nicht dem Bildnisse irgend eines Menschen ähnlich wäre, und endlich: Es ist schwer, die Aufmerksamkeit der Leute auf gewisse Wahrheiten zu lenken, die man zu sagen, für nöthig hält, ohne sie in das muntre Gewand der Satyre einzuhüllen.

Die Bosheit der Menschen aber ist gern geschäftig, allgemeine Bilder gegen einzelne Personen zu halten, und den Leuten zuzuflüstern: „Das soll der seyn, und das dieser.“ Wer sich dadurch abschrecken läßt, dem wird freylich bald das Maul gestopft seyn.

Alle Proteſtationen von der Art, wie die des Herrn Meyers, daß man nur über Thorheiten lachen, aber niemands ſittlichen Character angreifen wolle, helfen nichts. Der Haufen derer, die kein gutes Gewiſſen haben, ſchreyen immer fort: hic niger eſt, hunc tu — caveto! und ſelbſt das, was ein Schriftſteller den erdichteten Perſonen in einem Romane, ihrem Character gemäß, in den Mund legt, muß für Grundſatz des Verfaſſers gelten. — Doch wer wird ſich darum bekümmern? Laſſen wir ſie immer ſchreyen! Wir lachen unſern Weg fort, und es bleibt beym Alten.

Anzeige.

Im dritten Stück dieſes Journals, hat ſich auf der 130ſten Seite, in der 22ſten Zeile, ein Druckfehler eingeſchlichen, den zwar Niemand auf meine Rechnung ſchieben wird, den ich aber doch aus guten Gründen ſogleich anzeige. Es muß nemlich genitivos heißen, ſtatt genitiva.

Die Fortſetzung der Briefe über Ehſtlands Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, habe ich, aus Mangel des Raums, dießmal weglaſſen müſſen; ſie erfolgt aber ganz gewiß im künftigen Stück.

Zaide,

oder die Entthronung Muhamed des Vierten.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Der Pfeil der Liebe, den Solimann im zerfleischten Busen trug, war gefährlicher als der Pfeil der Ungarn, dem er entgegen gieng. Diesem auszuweichen ist möglich, jenem entgeht kein Sterblicher. Wer du auch seyst: du warst, bist, oder wirst ein Unterthan der Liebe. Er flog die Straße nach Belgrad hinab auf den Flügeln des Windes; sein Geist blieb zurück auf den Flügeln der Einbildungskraft. Verliebte reisen immer schnell, sie mögen kommen oder gehen; denn sie tragen einen Stachel im Herzen, der sie wild umhertreibt, wie der Sporn des kühnen Reuters das andalusische Roß. Zaide vermag nicht den Bund zu brechen, den sie in nächtlicher Stille schwur, und mit bebender Lippe versiegelte; nein Zaide

denkt das, was die Liebe in ihr Auge ſchrieb, ihr Herz iſt ein unentweyhtes Heiligthum. Aber der Sultan, der Prinz — dieſer liebt, denn er hat ſie geſehn; jener wird lieben, denn er wird über kurz oder lang ſie ſehn. Stoff genug zu Seufzern und Grillen. Solimann glaubte den Plan einer Schlacht zu entwerfen, und dachte an Zaiden; er glaubte die aufgehende Sonne zu bewundern, und dachte an Zaiden, er glaubte zu beten, und dachte an Zaiden.

Doch was ſind die Empfindungen unſers Helden, gegen den Kampf der Leidenſchaften in der Bruſt des Prinzen? Eine gekräuſelte See gegen ein ſtürmiſches Weltmeer. Traurig gewiß, daß Zaide ihn nicht liebt; ſchrecklich gewiß, daß ſie einen Andern liebt; und dieſer Nebenbuhler iſt der Günſtling eines mißtrauiſchen Bruders; und der Kislar Aga iſt ſein Freund, ſein Kuppler; und die ſchlaue Marama hat man entfernt, und mit ihr jedes Mittel, Zaiden zu ſehn, oder doch von Zaiden zu hören. Was hilft es ihm, daß Cuproli und Siavus giftige Entwürfe brüten? Der Ehrgeiz eines Greiſes braußt nicht, wie die Liebe eines Jünglings; Weltklugheit heißt ihn kriechen auf Schneckenbäuchen.

Es war ein ſchöner Frühlingstag, im Jahr 1686, als Muhamed, der Wollüſtling in Krieg und Frieden, ſich mit ſeinem ganzen Hofe, drey Meilen von Conſtantinopel, in den Gärten des Serails beluſtigte. Die Natur hatte durch ihren allmächtigen Hauch Bäume

me und Stauden belebt; der Bostangi Baschi (*) hatte durch manchen Peitschenhieb, tausend Sklaven Arme in Bewegung gesetzt. Alles blühte, die Gänge waren gereinigt vom herbstlichen Laub, junges Gras bog sich unter dem leichten Fußtritt der schäckernden Sultaninnen. Muhamed lag ausgestreckt in wollüstigem Schlummer, angeweht vom balsamischen Frühlings Hauch; er lag am Gestade des Meeres, auf der berühmten Terrasse, die Achmet zum Vergnügen seiner Weiber bauen ließ. Die goldnen Thürme von Constantinopel blinkten von Ferne in sein halbgeschlossenes Auge, die See lag vor ihm, glatt wie die Spiegelwände in seinen Bädern. Zaide suchte den dunkelsten Gang und entzog sich dem Auge ihres Gebieters.

Plötzlich wandelte den Sultan die Lust an, auf dem Rücken des Meeres in seine Residenz zurückzuschwimmen. Ein Wink, und eine prächtige Gondel, vergoldet und bebändert, wie Aphroditens Muschelwagen, landete zu seinen Füßen. Muhamed ergriff die Sultane Asseli bey der Hand, und stieg hinein, der Bostangi Baschi regierte das Steuer, die Weiber des Serails vertheilten sich in die bunten Gondeln, die zu ihrer Überfahrt bereit standen. So schwankte die niedliche Flotte beym Schall der Flöten

(*) Bostangi Baschi, Ober-Aufseher der Palläste, Gärten und Gebäude des Sultans.

und Cymbeln, dem nahen Hafen zu, den ein kleiner Golf, in Form eines Kanals, am Fuß der Mauern des Serails bildet.

Nur noch eine Viertelmeile von diesem prächtigen Kerker entfernt, erhub sich plötzlich ein Wirbelwind, der die Gondeln wie Kreisel auf der See herumdrehte, die flatternden Bänder herabriß, das dünne Steuer, das nicht auf die Gefahr eines Sturmes gearbeitet war, in Spitter zerbrach, die Schleyer der Sultaninnen muthwillig zerriß, und den alten Bart des Bostangi Baschi zerzaußte. Die Flöten und Cymbeln schwiegen, die kreischenden Stimmen der Weiber heulten in das Pfeifen des Windes. Muhamed, dessen Geist immer gegenwärtig blieb, warf den zitternden Bostangi Baschi unter die Bank, ergriff eine zerbrochene Ruderstange, und steuerte mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, seine Gondel glücklich in den Hafen.

Kaum erblickte der Schwarm der Zurückgebliebenen den Sultan in Sicherheit, als das Geschrey sich verdoppelte. Denn so lange der Sultan noch auf der See war, so lange hoffte man noch immer, der Wirbelwind werde aus Ehrfurcht für seine geheiligte Person, die Backen nicht allzuvoll nehmen. Jede der Gondeln wollte die Erste seyn, man ruderte aus allen Leibeskräften, man stieß aneinander, einer der Kähne schlug um, und drey oder vier der reizendsten Sultaninnen wurden in den Fluten begraben. Die Matrosen, die alle gute Schimmer waren, retteten sich

ohne

ohne Zeitverluſt, weil ihr eigenes Leben ihnen doch immer das Koſtbarſte ſeyen.

Prinz Solimann ſtand am Ufer, als dieß geſchah. Er ſah, daß eines der Weiber, von den Wellen verſchluckt, noch dann und wann einen Arm aus dem Waſſer ſtreckte, als wolle ſie einen Balken zu ihrer Rettung ergreifen. Der Prinz war ſelbſt ein vortreflicher Schwimmer. Er warf ſein Oberkleid auf die Erde und ſich in die See. In wenig Augenblicken ergriff er das ohnmächtige Weib bey den Haaren, und zog ſie triumphirend nach ſich, bis ans Ufer. Da lag ſie blaß und mit geſchloſſenen Augen, das Kleinod des Serails, die liebenswürdige Zaide. Mit einem „Alla!" bebte der Prinz zurück, als er erkannte, weſſen Leben er gerettet. „Zaide!" rief er, und kniete neben ihr: „Zaide, erwache! der große „Prophet hat deinen Solimann zum Glücklichſten der „Sterblichen gemacht"

Bey dem Namen Solimann ſchlug Zaide die Augen auf. „Mein Solimann!" liſpelte ſie, ihrer Sinne noch unbewußt. Der Prinz war entzückt über dieß erſte, ſüße Wort, das über die kalten Lippen des Mädgens ſchlüpfte. Im Taumel ſeiner Gefühle vergaß er den Namen ſeines Nebenbuhlers. Aber Zaidens Geiſter ſammelten ſich wieder, ſie erinnerte ſich mit Schaudern alles deſſen, was mit ihr vorgegangen, ſie erblickte mit Schaudern den Prinzen zu ihren Füßen. „Wem verdank' ich mein Leben?" ſprach ſie leiſe. „Mir," rief der Prinz: „und ich

„rettete das Meinige.“ In dieſem Augenblick ſtürzte Zulima herbey: „Alla ſey gelobt! und der Name des „großen Propheten! Zaide, du lebſt!“ Sie warf ſich über ihre Gebieterinn, und erwärmte ihren bleichen Mund mit Küſſen der innigſten Freundſchaft.

Der Prinz war beſcheiden genug, zu fühlen, daß es in dieſem Zuſtande der Verwirrung unſchicklich ſeyn würde, von ſeiner Liebe zu ſprechen. Er geleitete das kraftloſe Mädgen bis zur nahen Wohnung eines Boſtangi, (*) er ließ den Kislar Aga von dem Zufalle benachrichtigen, und der alte Krauekopf eilte ſogleich herbey, das ihm anvertraute Kleinod wieder in Verwahrung zu nehmen.

Dieſer ſonderbare Zufall, der die Wünſche des Prinzen zu begünſtigen, und ihm einen Weg zu dem Herzen der ſchönen Sklavinn zu bahnen ſchien, war von Folgen, die er nicht erwartet hatte. Muhamed wußte zwar von alle dem nichts, denn er hatte die erſchrockene Sultane Favorite ſogleich nach ihren Zimmern begleitet. Aber der Boſtangi, in deſſen Wohnung Zaide einige Augenblicke verweilt hatte, machte dem Boſtangi Baſchi eine ſo orientaliſche Beſchreibung von ihrer Schönheit, daß dieſer, der im Serail doch ziemlich bekannt zu ſeyn glaubte, ſich höchlich verwunderte, nicht einmal ihren Namen zu wiſſen. Er lief ſogleich zum Sultan, der eben gähnte: eine Auffor-

(*) Boſtangi ein Gärtner.

Aufforderung mehr, Seine Hoheit mit einer Neuigkeit zu unterhalten. Muhameds Neugier ward rege, er ſandte nach dem Kislar Aga.

„Was iſt das für ein Mädgen?“ herrſchte er ihm entgegen: das mein Bruder den Wellen entriſſen?“

Der Kislar Aga (ſucht ſeine Beſtürzung zu verbergen.) Herr, ſie ward vor wenig Monden von einem tartariſchen Sklavenhändler deiner Hoheit verkauft.

Muhamed. Iſt ſie ſo ſchön, als der Beſtangi Baſchi vorgiebt?

Der Aga. Sie iſt ſchön.

Muhamed. Man führe ſie zu mir.

Der Aga. Vergieb Herr! das iſt für jetzt unmöglich. Die Todesgefahr und der Schrecken, haben ihr ein heftiges Fieber zugezogen; ich fürchte ſogar für ihr Leben.

Muhamed. So ſende nach meinem erſten Arzt, dem Juden Zedekias, er biete ſeine ganze Kunſt auf, dieß Mädgen zu retten. Ihr Gehalt ſey unterdeſſen täglich um zweytauſend Aſper vermehrt, und ſobald es ſich mit ihrer Geſundheit beſſert, erwarte ich Bericht von dir.

Der Aga küßte den Kaftan des Großherrn und gieng. Unter dem Vorwand, Zaiden von der Großmuth des Kaiſers zu unterrichten, trat er in ihr Gemach; ſeine Bothſchaft war Donner im Ohr des treuen Weibes. Was bleibt ihr übrig ſich zu retten? Zwar, für den erſten Augenblick der Gefahr iſt geſorgt, und die Liebe wird ihr Verſtellungskunſt genug leihen,

leihen, vor dem Juden Arzt noch zehnmal kränker zu scheinen, als sie wirklich ist. Aber wer enthüllt die bange Zukunft? welche wohlthätige Hand reicht ihr den Faden, sich loszuwickeln aus diesem Labyrinth? Der gutherzige Halbmann schüttelt sein krauses Haupt, und benachrichtigt in Eile den Vezier, von der Donnerwolke, die am Horizont seiner Liebe heraufstieg.

Einige Wochen war es leicht, die Begierden des Sultans durch den Kunstgriff der vorgeblichen Krankheit zu dämmen, aber diese Wochen verstrichen, Muhamed ward dringender, Zedekias zählte achtzig regelmäßige Pulsschläge in einer Minute, und erklärte die Rose ihrer Schönheit würdig, von der Sonne seiner Majestät beschienen zu werden. Umsonst hoffte man, den Großherrn in die traurigen Geschäfte des Krieges verwickelt zu sehen; denn obgleich er die Nachricht früh genug erhielt, daß der deutsche Kaiser, im Kriegs Rath zu Neustadt, die Belagerung von Ofen beschlossen, obgleich Prinz Karl von Lothringen und der Churfürst von Bayern, an der Spitze von Achtzigtausend muthigen Männern, bereits zu dieser Unternehmung eilten: so wiegte doch Muhamed sich mit dem tröstenden Gedanken, daß schon vor zwey Jahren der Feind dieser Stadt umsonst gedroht, daß sie mit Kriegs Ammunition und Mundvorrath hinlänglich versehn, daß der Commendant ein entschlossener Renegat, und endlich der Vezier Solimann Befehlshaber eines zahlreichen Heeres sey, mit Muth, Scharfsinn und Gewalt begabt, dem Throne der Ot-

konnten seinen alten Glanz wieder zu geben, welchen Kara Ibrahim Mustafa durch Feigheit und giftige Bosheit verdunkelt hatte. Dem Krauskopf Mehemet blieb daher nichts weiter übrig, als noch eine vierte Person in diese Geschichte zu verwickeln, die ihres eigenen Vortheils wegen, Alles thun mußte, um die Würkungen von Zaidens Schönheit zu hintertreiben; das heißt: er gieng zur Sultane Favorite.

„Sonne der Schönheit! flimmernder Stern „der Liebe! unwiderstehlicher Magnet der Wünsche „unsers glorreichen Kaisers! Segen des großen Pro„pheten beträufle dein reizendes Haupt, wie der Thau „des Himmels die duftende Rose. Dein unwürdiger „Knecht wagt es, von ehrfurchtsvoller Liebe angefeuert, „dir eine dringende Gefahr zu verkünden, welche dei„ner Scheitel droht. Schon zweymal hat der Be„herrscher der Gläubigen, mir, dem Staube unter „seinen Füßen befohlen, die Moscowiter-Sklavinn „Zaide ihm zuzuführen. Sie, die an Schönheit „dir gleicht, wie der weiße Strohhalm der Pfirsisch„blüte, darf sie es wagen, mit Fatimen um Muha„meds Gunst zu buhlen?“

So sprach der schlaue Wächter des Harems, und zog sich tiefgebückt ins Vorgemach zurück, die Flamme erwartend, die der Sturm der Eyfersucht aus diesem hingeworfenen Funken hervorblasen sollte.

Prinz Solimann schmeichelte sich indessen mehr als jemals, mit der Hoffnung, Zaiden zu rühren. Der Retter ihres Lebens, konnte ihr unmöglich gleichgültig

gültig bleiben, und wenn Glück oder Zufall ihm nur einen Weg bahnen, seine zärtlichen Bewerbungen fortzusetzen; so wird die Liebe vollenden, was die Dankbarkeit gründete. Aber welcher Dämon der List leyht ihm seine rußige Schwinge? Marama ist entfernt, und Alles, was sie bisher hat erlauren können, ist die Nachricht von Zaidens Krankheit. Doch dank sey es dem Golde! dem Beherrscher der Gläubigen und Ungläubigen, der Weisen und Thoren, unter dessen Szepter Alles schmachtet, nur wahre Liebe nicht — eine Sklavinn Zaidens ward gewonnen, ein Brief des Prinzen in ihren verschwiegenen Busen geschoben, den eines Morgens Zaide, ohne zu wissen wie, unter ihren Händen fand.

Solimann, Prinz der Ottomannen, an Zaiden, Königinn aller Herzen.

Ich rettete dein Leben, und du nimmst mir das Meinige; ich riß dich aus dem Arm des Todes, und du stürzest mich in die Nacht der Verzweiflung. Ich bin dir so nahe und leide soviel; der Vezier ist fern und ist glücklich. Laß ab so grausam zu seyn, als du schön bist! mach mich so glücklich, als ich jetzt elend bin! An einem deiner bezaubernden Blicke, hängt Ruhe und Leben

Deines

Solimanns.

Die

Die Sklavinn Zaide, an Solimann, Prinzen der Ottomannen.

Du retteteſt mein Leben, und verbitterſt es mir; du riſſeſt mich aus dem Arm des Todes, und willſt mich hinabſtoßen in das Grab meiner Unſchuld. Deine Leiden kenne ich nicht, das Glück des Veziers iſt mir ein Räthſel. Laß ab, mich zu verfolgen! Deine Freundſchaft iſt mir werth, deine Liebe iſt der Störer meiner Ruhe.

Zaide.

* * *

Hinweg aus dem Irrgarten der Liebe, auf das Schlachtfeld der Ehre! wo die Flamme der Tapferkeit mächtig empor lodert, und die Kohle der Verrätherey unter der Aſche glüht. Zurück in das entwichene Jahrhundert! zurück in das Kriegsgetümmel zweyer Völker, die ſich beyde die Rechtgläubigen nannten, und nur um der Sinnbilder ihrer Propheten willen, mit fanatiſcher Wuth verfolgten.

Den Feldzug des Jahres 1686 eröffnete General Häusler, mit der Wegnahme von zweyhundert mit Lebensmitteln beladenen Wägen, die aus Siebenbürgen nach Ofen wollten. Abdi Baſſa, Seraskier an die Stelle des Schaytan Ibrahim, ſandte Alles, was zur hartnäckigſten Vertheidigung erforderlich iſt, in die Grenzfeſtungen. Caprara belagerte Mongatz. Die tapfere Prinzeſſin Ragotsky, Gemahlinn des

Te

Tekeli, und werth, eine ungarische Fürstinn zu seyn, vertheidigte diesen Ort mit männlichem Muthe. Sie erschien selbst an der Spitze ihres Heeres: „Kinder!“ rief sie: „gebt eure Fürstinn nicht Preis der Will„kühr eines übermüthigen Feindes. Theilt mit mir „die Hoffnung und Freude, euren rechtmäßigen Für„sten, meinen Gemahl, bald wieder zu sehen. Sei„ne Fesseln hat eine wohlthätige Hand zerbrochen; er „eilt herbey zu unserm Entsatz. Die Liebe zu Euch, „die Liebe zu mir, die Liebe zu diesem unmündigen „Kinde wird seine Schritte beflügeln.“ So sprach sie unter lautem Zuruf des Volkes, und ließ einen neuen Eyd der Treue sich schwören. Bis zur Schwärmerey erhitzt, schwur ein Jeder laut, Mongatz bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und den feigen Mitbruder selbst von den Wällen hinabzustossen. Umsonst wüthete der stolze Caprara vor den Mauern der Stadt, die er im Fluge zu erobern hoffte. Auch der Himmel kam den Belagerten zu Hülfe; ein starker Platzregen, der viele Tage lang anhielt, machte den Boden so weich, daß die Kaiserlichen ihre Werke nicht behaupten konnten, und in der Mitte des Aprils sich zurückziehen mußten. Caraffa berannte unterdessen St. Job, eine Bombe traf den Thurm mitten in der Festung, und die Türken ergaben sich.

Am 26sten des Monats Rajeb (der 7te Jun) belagerte endlich das ganze Kaiserliche Heer Ofen, die beyden Verräther Siavus und Cuproli, sahen mit

hämi-

hämiſcher Lücke, auf die vortreflichen Anſtalten herab, die der Vezier Soliman, zum Entſatz dieſes wichtigen Poſtens, allenthalben traf. Beyde waren feſt entſchloſſen, Ofen und die Ehre der Pforte aufzuopfern, um den verhaßten Günſtling zu ſtürzen. Stavus, General der Reuterey, tapfer und unerſchrocken, hatte den mächtigſten Einfluß auf das Heer. Currali, ſeit kurzem zum Commendanten der Dardanellen ernannt, konnte von da aus, die nöthigſten Verſtärkungen, Gelder und Lebensmittel, leicht aufhalten. Der Baſſa von der Wallachey und Michael Apafi, Fürſt der Siebenbürgen, wurden in dieß ſchändliche Complott gezogen. Auf ihre Veranlaſſung erklärte ſich der letztere abtrünnig von der Pforte, und beraubte dadurch den Vezier zweener wichtigen Hülfs-Mittel; ſeiner Kriegs-Macht und der Zufuhr aus Siebenbürgen.

Vierzigtauſend Mann Fußvolk, zwanzigtauſend Reuter, ſechszig große Kanonen und vierzig Mörſer lagen unterdeſſen vor Ofen. Am zweyten des Monats Schaaban bemeiſterte ſich das Heer der untern Stadt, und wagte ſchon am 21ſten deſſelben Monats einen Hauptſturm. Da aber der tapfere Abdi Baſſa, mit dem beſten Erfolg eine Mine ſpringen ließ, zogen ſich die Kaiſerlichen zurück, nachdem ſie die türkiſchen Wälle mit Chriſtenblut gefärbt hatten. Am vierten des Monats Ramazan, wiederholten die Belagerer den Angriff, und nach der tapferſten Gegenwehr, die ihnen 3000 ihrer Brüder koſtete, machten ſie ſich end-

lich

lich Meister vom ersten Wall. Sogleich wurden die Kanonen gegen den zweyten Wall gerichtet, und auch der größte Theil desselben eingeschossen.

Doch nun erschien Vezier Solimann, an der Spitze von sechszigtausend Türken, und ob er sich gleich nicht stark genug glaubte, das feindliche Lager anzugreifen; so hoffte er doch, frische Truppen in die belagerte Stadt zu werfen, die Kaiserlichen durch Scharmützel abzumatten, und endlich, wenn die langwierige Belagerung ihre Tapferkeit ermüdet, sie plötzlich zu überrumpeln. Am 22sten des Monats Ramazan sandte er vier Bassen, mit 1000 Reutern und 2000 Janitscharen, um durch den Feind zu brechen, und sich in die Stadt zu werfen. Aber Siavus sandte einen verkappten Deserteur an den Prinzen Karl von Lothringen, der ihm den Anschlag verrieth. Es wurden Völker in den Hinterhalt gelegt, welche die sorglosen Türken überfielen. Siavus kommandirte die Reuterey, vertheidigte sich nachlässig, und floh nach einem kurzen Gefecht. Solimann argwohnte Verrätherey, aber zu redlich, seinen Verdacht vielleicht auf einen Unschuldigen fallen zu lassen, schwieg er lieber, und beschloß, in Zukunft seine Entwürfe selbst vor den Bassen geheim zu halten.

Am letzten desselben Monats sandte er unvermuthet 2000 Janitscharen, und eben so viel Spahis in der nemlichen Absicht. Die Kaiserlichen schlummerten sorglos. Die Janitscharen überrumpelten die Vorposten, griffen mit Löwenmuth das brandenburgische

gische Lager an, überstiegen die Linie und waren an den Thoren der Stadt, als Caprara und Heusler zur Hülfe herbey eilten. Sie fielen den Türken in den Rücken, richteten ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an, konnten aber doch nicht hindern, daß ein Theil derselben sich in die Stadt warf. Gleich darauf wagten die Kaiserlichen einen neuen Sturm, in welchem die Baiern den Thurm der Hauptfestung eroberten.

Am 10ten des Monats Schawal versuchte der Vezier zum drittenmal, der Stadt zu Hülfe zu kommen, und wurde durch einen tapfern Ausfall der Belagerten unterstützt. Aber umsonst! Die Muselmänner waren muthlos geworden, theils durch ihre öftern Niederlagen, theils durch das ausgestreute Gift des Siavus, der öffentlich murrte: „die Stadt sey nicht zu retten, „und wenn der Feind erst Ofen gewonnen habe, so „werde er die Türken in ihrem Lager angreifen."

Das Heer des deutschen Kaisers wurde unterdessen mit 8000 Mann unter dem Grafen Scherssenberg verstärkt, das Heer der Ottomannen verringerte sich mit jeder Stunde. Umsonst ließ Solimann einige aufrührische Spahis spießen, umsonst einigen ihrer Pflicht ungetreuen Bassen den Kopf abschlagen; die Spahis gehorchten nicht mehr, die Janitscharen liefen davon, und Solimann, mit all seiner Kriegs Erfahrenheit, all seinem Muth, all seiner persönlichen Tapferkeit, fühlte wie ohnmächtig der Arm eines einzelnen Mannes ist, wenn sein Wink tausend andere

Arme

Arme nicht mehr in Bewegung zu ſetzen vermag. Mit unausſprechlicher Bitterkeit im Herzen, zog er ſich mit dem Reſt ſeines Heeres, bis an die Brücke von Eſſeck zurück, und überließ die unglückliche Stadt ihrem Schickſale.

Am 13ten des Monats Shaval ward ſie zum letztenmal beſtürmt; zum letztenmal raffte Abdi Baſſa alle Kräfte der ausgemergelten Beſatzung zuſammen; zum letztenmal fochten Belagerer und Belagerte mit gleicher Wuth, mit gleicher Verzweiflung: von einer Kanonen Kugel getroffen, ſtürzte der tapfre Kommendant zu den Füßen ſeiner treuen Gefährten, und ſogleich hingen die Türken die weiße Fahne aus.

So verlohr Muhamed, durch die gefährlichen Reitze eines Mädgens, den Ruhm ſeiner Waffen, die wichtigſte der Städte in Ungarn, und — ein trüber Blick in die Zukunft verräth mirs — einen Freund, einen Thron und das leben.

Ich faſſe die folgenden, traurigen Scenen des blutigen Feldzuges im Jahr 1686 kurz zuſammen. Dieſer Feldzug — er war der glorreichſte des Prinzen Carl von lothringen — und endigte ſich mit eben dem Glücke, als er begann. Nach der Eroberung von Ofen, ergaben ſich die Beſatzungen von Hatmann und den umliegenden Örtern, ohne Schwerdtſtreich. Das Heer, welches nirgends mehr Widerſtand antraf, theilte ſich. Der Prinz von Baaden gieng nach Nieder-Ungarn, Caraffa und Heuſler nach Ober-Ungarn. Der Prinz von Baaden eroberte Simontshorn

thorn und Kaposwiwar, vereinigte ſich mit dem Grafen Scherffenberg, und zog gen Fünfkirchen. Die Beſatzung glaubte, das ganze Heer des deutſchen Kaiſers unter ihren Mauren zu ſehn, ſteckte die Stadt in Brand, und zog ſich in die Feſtung zurück. Der Prinz ließ dreyhundert Reuter abſteigen, um das Feuer zu löſchen; der Ort ward gerettet, die Soldaten plünderten ihn.

Als die Beſatzung ihres vergeblichen Schreckens inne ward, that ſie einen Ausfall, um die Stadt wieder zu gewinnen, aber umſonſt! Schaam und Wuth folgte dieſer mißlungenen Unternehmung. Man pflanzte eine ſchwarze und ſechs rothe Fahnen auf die Wälle, um anzudeuten, daß man ſiegen, oder ſich unter den Ruinen der Citadelle begraben wolle. Kindiſche Drohung! die Kanonen des chriſtlichen Heeres, ſchonten weder Wälle noch Fahnen. In wenig Tagen erbot ſich die Beſatzung zur Übergabe, wenn man ihr verſtatten wolle, mit klingendem Spiel und gezückten Waffen abzuziehen. Der Sieger ſchlug auch dieß ab, und die Belagerten ergaben ſich auf Gnade und Ungnade. Graf Scherffenberg flog nunmehr mit einem Theile des Heeres nach Syklos, welches er berannte und wegnahm. Der Prinz von Baden rückte gegen die Drau, und verbrannte die Brücke von Eſſeck. Caraffa und Heusler ſchlugen unterdeſſen die Tatarn, und eroberten Segedin.

Solimann war nach Belgrad geflüchtet, wo täglich neue Boten des Unglücks bey ihm eintrafen; doch

keiner von allen goß freſſenderes Feuer in ſeine Wunden, als der, welcher ihm den Brief des Kislar Aga überbrachte.

* * *

Hinweg vom blutigen Schauplaß des Würgens! zurück in den Irrgarten der liebe! wo die ſchadenfrohe Hand eines tückiſchen Dämons, die Fäden immer mehr und mehr verwirrte; Bruder gegen Bruder, Freund gegen Freund aufhetzte, und Bruderliebe und Freundſchaftsgefühl, im Meere der leidenſchaften erſäufte.

Die Zeit war gekommen, da der treue Krauskopf Mehemet, den lang geahndten Schlag, nicht mehr aufzuhalten vermogte. Umſonſt hatte er die Eyferſucht der Sultane Favorite in Flammen geſetzt, umſonſt aus allen Winkeln ſeines Gehirns, bald dieſen, bald jenen nichts bedeutenden Vorwand hervorgehohlt, um Aufſchub zu gewinnen; der Sultan ward immer dringender, die Gefahr immer unvermeidlicher.

„Morgen," ſprach er endlich eines Abends mit beklommenem Herzen: „morgen wird deine Hoheit „Zaiden auf der Terraſſe der Sultaninnen treffen." Muhamed, entzückt und voll der furiaſten Einbildungskraft, fand ſich mit Anbruch des Tages auf der Terraſſe ein.

Zaide erſchien; mit ihr acht bis zehn der ſchönſten Sklavinnen des Serails, im wollüſtigſten Geſchmack gekleidet, Zaide ſo einfach, als der Wohlſtand

ſtand es nur immer verſtattete. „Du biſt es!“ rief Muhamed ihr entgegen: „du biſt Zaide, die Perle „meines Harems.“ Das zitternde Mädgen ſchlug die langen Augenwimper nieder.

Ein herrliches Frühſtück war zubereitet im untern Garten, der der Garten der Waſſerkünſte heißt. Man ſtieg hinab, und lagerte ſich in eine Grotte, mit Muſcheln und Corallen verziert, von tauſend Lampen erleuchtet, deren Strahl in der murmelnden Quelle tanzte. Mit gelben und bleichen Geſichtern, ließen nach kurzer Friſt, die übrigen Sklavinnen, Zaiden mit dem Kaiſer allein, und flohen, vom Neide gepeitſcht, zurück in ihre einſamen Zellen.

Muhamed. Wie Zaide! du zitterſt?

Zaide. Ich zittere, Herr.

Muhamed. Doch nicht vor dem Titel Sultan?

Zaide. Nein Herr. Man ſagte mir, du habeſt nie vergeſſen, daß du auch ein Menſch ſeyſt.

Muhamed. Man ſagte dir die Wahrheit. Aber was fürchteſt du?

Zaide. Ich fürchte Herr — ich zittere, undankbar zu werden.

Muhamed. Undankbar?

Zaide. Du haſt mich ſchon mit Wohlthaten überhäuft — ich fürchte, dir ſie nicht vergelten zu können.

Muhamed. Fürchte nichts! Einer deiner Blicke, wiegt das Geſchenk eines Königreichs auf. Weg mit der trüben Wolke, die mir den heitern Blick der Sonne deckt! Meine Wohlthaten — wie es dir

gefällt, ſie zu nennen — habe ich luſt dreyfach zu vermehren, wenn ich hoffen darf, Eindruck auf dein Herz zu machen.

Zaide. Auf welches Herz?

Muhamed. Auf das Deinige. (lächelnd) oder haſt du mehr als Eines?

Zaide. Ich habe Eines für die Freundſchaft und Eines für die liebe.

Muhamed. Nun wohl, ſo gieb mir ſie beyde.

Zaide. Keines von beyden iſt in der Gewalt des Menſchen. Freundſchaft gründet ſich auf Achtung und Gleichheit der Geſinnungen; liebe — ich weiß nicht, worauf? Achtung haſt du mir eingeflößt, und unſere Geſinnungen ſind gleich, denn ich leſe die Güte deines Herzens, ſelbſt in deinem erhabenen Blicke. Nimm alſo das Herz, das der Freundſchaft gewidmet iſt, uneingeſchränkt für dich; aber — aber laß mir das Andere! (eine rührende, bittende Thräne, ſchwamm in ihrem ſchönen Auge, als ſie ſprach; der Ton ihrer Stimme war der biegſamſte, einſchmeichelndſte, den je ein menſchliches Organ hervorbrachte.)

Muhamed (erſtaunt und wider Willen bewegt.) Hör' ich recht? Zaide, was iſt das? Hundert deiner Schweſtern ſchmachten nach einem Glücke, das du verächtlich von dir ſtößeſt.

Zaide. Verächtlich? — (bittend) nenn' es nicht ſo!

Muhamed. Verachtung, liebe Zaide! Verachtung oder weibliche Ziererey. Dir winken Glanz und Ehre —

Zaide. Machen Glanz und Ehre denn immer glücklich? Du biſt Kaiſer der Ottomannen, zu deinen Füſen zittert eine halbe Welt, Glanz und Ehre umſtrahlen deinen Thron, biſt du ganz glücklich? und welcher Menſch war es wohl je?

Muhamed (höchſt erſtaunt.) Mädgen! —

Zaide. Freyheit iſt das höchſte Gut. Ohne Freyheit verwandeln ſich ſelbſt die Blumenfeſſeln der Liebe in klirrende Ketten. Auch wollen die Männer wohl keine wahre Liebe von uns: wozu ſonſt Riegel und Wache? Wahre Liebe bedarf weder Riegel noch Schloß, weder Verſchnittene noch Stumme; und ein trugvolles Herz bahnt ſich einen Weg zum Laſter, ſelbſt durch Feuerfluten.

Muhamed (deſſen Erſtaunen von Minute zu Minute wächſt.) Zaide!

Zaide. Was empfindeſt du Herr, wenn du ein Mädgen in deinen Armen hältſt, das dein Befehl dir bebend zuführte? das ſich als ein Opferthier betrachtet, und eine Thräne des Kummers in deinen Becher der Freude weint? Ich leſe Erſtaunen in deinen Blicken. Du hörſt dieſe Sprache vielleicht zum Erſtenmal; aber gewiß! ſie wird dein Herz nicht verfehlen. Tauſende geitzen nach der Ehre, dein Bett zu theilen; überlaß das alberne Mädgen ſeinen romantiſchen Grillen!

Muhamed. Du haſt Recht, ſo etwas hörte ich noch nie aus dem Munde eines Weibes; aber warum muß dieſer Mund gerade der ſchönſte ſeyn, den

mein Auge je erblickte? warum muß dies Herz, das mich zurückstößt, die feinsten, anziehendsten Gefühle in sich schließen? Wer bist du, Mädgen mit dem Zauberblick, und Honigmunde? Spottest du des Throns, den ich dir anbiete? Wohlan! Muhamed weiß herabzusteigen; weiß zu entfernen den lästigen Glanz, in dessen Nähe die Liebe so selten und ungern verweilt. Vergiß, daß ich Kaiser bin! sieh in mir nur den Mann, dessen Herz allein um deine Gegenliebe wirbt — und vielleicht verdient.

Zaide. Ach Herr! ein Kaiser zu den Füßen eines Mädgens, bleibt doch immer ein Kaiser. Hundertmal verscheucht man den Gedanken an seine Größe, und hundertmal verräth ihn einer seiner majestätischen Blicke. Zeit und Umgang allein, setzen die schüchterne Menschheit wieder in ihre Rechte ein; Zeit und Umgang allein, decken tausend kleine Blößen auf, die endlich den Gott wieder zu uns herabbringen, den der Nebel der Entfernung, und unsre gespannte Einbildungskraft, in die Classe höherer Wesen erhoben hatte. Bis dahin ehrt man ihn nur, und überläßt sich in seiner Gegenwart keinem der natürlichen Gefühle; aber dann — dann erst, kann man ihn lieben.

Muhamed. Versteh ich dich recht Zaide; so willst du durch dieß feine Gewebe weiblicher Sophisterey, mir die Bahn vorzeichnen, die ich wandeln soll; willst mich vorbereiten auf Grillen und Launen; mir den schönsten Sieg erschweren, vielleicht Monden lang.

Zaide. Vielleicht Jahre lang.

Muha-

Muhamed (ſtutzig.) Wie! du vergißt, daß ich befehlen kann, wo ich bitte.

Zaide. Das habe ich nie vergeſſen. Du kannſt mir freylich befehlen, mich — wäre es auch in Thränen ſchwimmend — in deinen Arm zu werfen; aber du kannſt mir doch nicht befehlen, dich zu lieben. Glaube mir Herr, wäre die Liebe ein Ding, das gehorchen muß: ſie würde nicht halb ſo reitend ſeyn.

Muhamed. Unwiederſtehliches Geſchöpf! es ſey darum! ich will deine Liebe verdienen. Aber vergieb dem Neuling, wenn er noch nicht weiß, wie er das Herz eines Mädgens belagern muß.

Zaide (lächelnd.) Das kommt eben daher, weil der Neuling ein Kaiſer iſt. Doch jetzt bitte ich dich, mich zu verlaſſen ich bedarf der Ruhe.

Muhamed (feurig.) Ich dich verlaſſen —

Zaide. Sieh Herr! ſchon wieder kuckt der Sultan durch.

Muhamed (lächelnd.) Unbegreifliches Geſchöpf! ich gehe verſchmäht, und doch ohne Zorn von dir. (Sie bey der Hand faſſend) Schreib meinen Gehorſam auf die Liſte der Prüfungen, die du mir zugedacht haſt.

Muhamed gieng, und Zaide erleichterte durch einen tief gehohlten Seufzer ihre beklemmene Bruſt. Für dießmal hatte die weibliche Feinheit den Schlag abgewandt, der dem Heiligthum der Liebe unvermeidlich zu drohen ſchien. Auf wie lange? — das war

Zaidens geringſter Kummer, die liebe denkt nicht weiter, als ein blindes Auge ſieht. Fröhlich hüpfte ſie in den düſtern Harem zurück, und warf ſich in den Arm ihrer treuen Zulima.

Am andern Morgen in aller Frühe, erſchien im Schlafgemach Zaidens, der Kislar Aga, mit einer goldenen Kapſel, auf einem Purpurſammtnen Kiſſen. Ihm folgten ſechs Verſchnittene, deren jeder ein goldenes Körbgen mit reichen Geſchenken trug. Der Aga ließ ſich auf ein Knie nieder, küßte die Kapſel, und überreichte ſie ehrfurchtsvoll der lächelnden Schöne. Die Schwarzen ſetzten ihre Körbe zu Zaidens Füßen, und verſchwanden. Zulima, neugieriger als ihre Gebieterinn, eröffnete die Kapſel, und fand darinn einen Brief, geſchrieben mit Purpurfarbe auf weiſſen Taffent, deſſen Ränder eine goldene Stickerey trugen, gewickelt in ein auserleſenes Oſtindiſches Tuch. Sie reichte den Brief Zaiden, welche ihn entfaltete.

Sultan Muhamed an die Sultaninn Zaide.

Meine Feder giebt dir dieſen Titel, ehe du ihn noch aus den Händen der Liebe empfangen willſt. Dieſe Liebe iſt gleich deiner Schönheit. Bedürfte die Erſtere eines Beweiſes, und die letztere einer Zierde; ſo würde ich dich bitten, die goldenen Körbgen, welche der Aga dir bringt, eines günſtigen Blickes zu würdigen. Ich empfehle dich nicht in den Schutz des

großen

groſen Prophéten; Alla's Auge wacht über ſein Meiſterſtück.

Muhamed, Sultan.

Die Sklavinn Zaide, an Muhamed, Sultan.

Hätte Muhamed an Zaiden geſchrieben; ſo hätte der Sultan Wort gehalten; aber der Sultan ſchrieb an die Sultarinn, und Muhamed ward Wortbrüchig. Volyne Körbgen — mit allem was darinn liegen mag — ſind freylich kein Beweis der Liebe, und keine Zierde der Schönheit. Liebe und Schönheit ſind Kinder der Natur. Ein Sultan iſt kein Kind der Natur, und nur dieſe thront unverfälſcht in dem Herzen der

Sklavinn Zaide.

„Da nimm das!“ ſprach ſie zum Kislar Aga: „lies, und ſchreib deinem Freunde, was du geleſen. „O Mehemet! die Anbetung eines Kaiſers dem Ge„liebten zum Opfer bringen, iſt ſüß, obſchon dieſes „Opfer mich wenig koſtet.“

Mehemet empfahl ſich, nach abermaligem Kniebeugen. Zaidens Worte ſchienen ihm räthſelhaft. „Sie die Liebe des Sultans aufopfern? ja, wenn ſie „nicht zwo Stunden mit ihm ganz allein in der Grotte „geweſen wäre. Nein, mein guter Solimann, das „liſtige Weib hat dich hintergangen: Zaide war leich„ter zu erobern als Ofen, beyde hat man dir genom-

„nommen.“ So dachte und ſprach ein Mann, der in einer beynahe vierzigjährigen praxis, manchen wollüſtigen Sultan, mit manchem ſiebenzehnjährigen Mädgen, in eine Grotte hatte ſchlüpfen ſehn, und den die Vermuthung noch nie trog, daß man da wohl nicht zwo Stunden verweile, um einen Spruch des Alcorans zu erklären. Auch würde Zaide — welcher hinwiederum ein ſolcher Argwohn des Aga gar nicht in den Sinn kam — ihm umſonſt ihre Unſchuld mit Schwüren betheuert haben; hätte nicht der Kaiſer ſelbſt, den oberſten Wächter ſeines Harems zum Vertrauten gemacht, ihm Zaidens Widerſtand, ſeine feurige liebe, und ſeinen Entſchluß, ſie nie zu zwingen, entdeckt. „Was dünkt dir von dem liebens„würdigen Geſchöpf?“ frug der Beherrſcher der Gläubigen, den alten Sklaven ſeiner Lüſte.

Der Aga. Eine reizende Geſtalt.

Muhamed. Und ihre Geſtalt iſt der Spiegel ihrer Seele. Beym Bart meines Vaters! böteſt du mir die Zurückgabe Ungarns, oder den Beſitz dieſes Mädgens, die Wahl wäre entſchieden.

Der Aga. So feurig hörte ich deine Hoheit wohl ſchon oft vor dem Genuß, aber noch nie nach dem Genuß ſprechen.

Muhamed. Was ſchwärmſt du von Genuß? Das Mädgen iſt keuſch, wie die Mutter des Propheten. Ihr unbegreiflicher Widerſtand iſts ja eben, der ihr in meinen Augen einen Reiz giebt, den ich noch

nie

nie fand, bey jenem gehorſamen Haufen, der allzugefälligen, immer zuvorkommenden Sklavinnen meiner Lüſte.

Der Aga lacht in den Bart.

Muhamed. Was bedeutet dieß Schmunzeln? rede!

Der Aga. Deine Hoheit war zwo Stunden in der Grotte.

Muhamed. Nun, was weiter?

Der Aga. O ich kenne die Grotte recht gut. Die Quelle murmelt ſo leiſe. Die Kühlung iſt ſo angenehm, der Raſen ſo weich, Zaide ſo ſchön — und deine Hoheit war zwo Stunden darinn.

Muhamed. (ungeduldig.) Aber wenn ich dir zuſchwöre, daß ich in dieſen zwo Stunden, kaum ein Einzigesmal ihre Hand berührt habe, was ſagſt du dann?

Der Aga. Dann ſage ich nichts. Dann hemmt das Erſtaunen meine Zunge.

Muhamed. Das Mädgen hat Grillen; ſonderbare, aber liebenswürdige Grillen. Ich könnte befehlen als Sultan, doch ich verſprach zu bitten als Mann. Ich will nicht ihren Körper allein, ich will ihr Herz. Ach Mehemet! ich habe noch kein weibliches Herz beſeſſen. Gehorſam oder Eigennutz, führen zitternd oder gierig ſo manches Mädgen mir in den Arm. Keine von allen würde meinen Verluſt betrauren. — Mehemet! — wenn ich einſt ſterben ſollte; ſo wünſchte ich, daß Zaide eine Thräne auf mein Grab weinen mögte.

Der

Der Aga. Ich merke, deine Hoheit iſt zum Erſtenmal würklich verliebt.

Muhamed. Es kann ſeyn! wenigſtens ſind meine Empfindungen nicht mehr dieſelben. Ein unbekanntes ſtreben engt meinen Buſen. Ich ſitze im Diwan und höre nicht; ich komme zerſtreut in die Moſchee. O wäre doch mein Vezier Solimann hier! ich fühle, daß es mir mangelt an einem Freunde. — Geh Alter! laß Zaiden köſtlich bedienen, komm ihren kleinſten Wünſchen zuvor. Doch ſey verſchwiegen! noch muß die Sultane Aſſeki nichts davon wiſſen. Sie iſt ein gutes Geſchöpf, das ich ungern kränken würde.

Der Kislar Aga gieng. Je verdächtiger ihm die zwo Stunden in der Grotte geweſen waren, je gerührter und entzückter war er nun über Zaidens Treue. Überzeugt, daß der Sultan ſie nicht zwingen werde, den Schwur zu brechen, welcher an ſeinen Freund ſie feſſelte, ſandte er ſogleich einen Boten mit dieſer frohen Nachricht nach Belgrad.

Prinz Solimann — Einer der eigenſinnigen Leute, welche einen einmal gefaßten Entwurf, Jahre lang hegen und pflegen, allen Stürmen Trotz bieten, nach neun und neunzig mißlungenen Verſuchen, doch noch den hundertſten wagen, und allenfalls ihren Kopf mit aufs Spiel ſetzen — Prinz Solimann, als er ſah, daß das Innere des Harems ganz vor ihm verſchloſſen war, beſtach durch vieles Gold, und noch mehr Verſprechungen, einen Boſtangi, der ihm Zaidens einſame Abend-Spatziergänge, in einem kleinen

laby-

labyrinth, der weitläuftigen Gärten verrieth. Abermals Geſchenke und Verſprechungen; der alte Boſtangi ließ ſich überreden, dem Prinzen ein Wamms zu leihen, nach dem dritten Gebet mit ihm in den Garten zu ſchleichen, und ihn hinter einer dicken Hecke zu verbergen, welche einen runden Platz umſchloß, wo Zaide oft auszuruhen pflegte.

Alles gieng erwünſcht von ſtatten. Zaide erſchien am Arm ihrer Zulima, ließ ſich auf dem Raſen, kaum zwey Schritt von dem Prinzen entfernt, nieder, und begann ein trauliches Geſpräch. Aber das, was der Horcher hier aus Zaidens eigenem Munde erfuhr, war eben nicht tröſtend für ſeine Leidenſchaft. Sie ſprach von ihrer unbegrenzten Liebe für den Vezier, (das war ihm nicht unbekannt) von den Bewerbungen des Sultans, (das war ihm eine ſchreckliche Neuigkeit) von ſeiner Großmuth, ihr keine Gewalt anzutuhn, (das tröſtete ihn) und von ihrem Widerwillen gegen die Liebe des Prinzen, (das jagte ihm eine unwillige Röthe ab.) Sie bedauerte, ihm das Leben ſchuldig zu ſein, (das ſchmerzte ihn) ſie beweinte das Unglück des tapfern Veziers, (das freute ihn) ſie ſchwur, eher einen Dolch in ihren ſchönen Buſen zu ſenken, als treulos zu werden, (das jammerte ihn.)

Schon war er im Begriff, aus ſeinem Hinterhalt hervor zuſchlüpfen, und ſich noch einmal zu ihren Füßen zu werfen; als das Geräuſch vieler Stimmen, ihn die Ankunft des Sultans vermuthen ließ. Muhamed, von Zaidens Spaziergange benachrichtigt, erſchien

ſchien in der That wenig Augenblicke nachher, ſetzte ſich neben ſie, ſeinem Bruder ſo nahe, daß dieſer gezwungen wurde, den Athem zurück zu halten, und ſagte ihr — ohngefähr eben das, was er ihr ſchon geſagt hatte; ſie antwortete ihm — ohngefähr eben das, was ſie ihm ſchon geantwortet hatte. Das Geſpräch dauerte lange, denn ein Verliebter ſchwatzt ſich ſo leicht nicht aus. Daß der Prinz Todesſchweiß ſchwitzte, und daß ihm dieſe halbe Stunde länger als ein Jahrhundert vorkam, läßt ſich leichter fühlen als beſchreiben. Endlich erhuben ſie ſich, der Sultan nahm Zaiden bey der Hand, und führte ſie aus dem Labyrinth.

So bin ich denn der Unglücklichſte von uns dreyen; rief der Prinz, nachdem ſie ſich entfernt hatten: „der „Vezier wird geliebt; mein Bruder — obgleich nicht „geliebt — darf Zaiden täglich ſehn, täglich ihr Herz „beſtürmen. Mir allein — mir allein verſagt das „Schickſal jeden Balſam für meine Wunde!“ dieſe Betrachtungen, die freylich nicht tröſtend waren, verleiteten ihn zu vergeſſen, daß er dem alten Boſtangi verſprochen, nicht vor Sonnen-Untergang das Bosquet zu verlaſſen. Er durchſtrich ohne alle Vorſicht den Garten, und rannte wie ein Unſinniger auf ſein Zimmer. Ein anderer Boſtangi ſah ihn, und obgleich der Sklaven-Wamms ihn den Prinzen nicht errathen ließ, ſo blieb es doch immer eine Mannsperſon, die bey Strafe des Todes, die Gärten des Serails nicht beſuchen darf: Er eilte daher zum Boſtangi

ſtangi Baſchi und dieſer meldete pflichtgemäß, den Vorfall an den Kaiſer.

Muhamed erſchrack. Er zitterte vor dem Gedanken, eiferſüchtig werden zu müſſen, denn jeder Argwohn war ihm verhaßt. Zaidens Gleichgültigkeit für Glanz und Ehre, Zaidens Kälte für ſeine Liebe, ließen ſich freylich durch einen begünſtigten Nebenbuhler leicht erklären; aber nein! weg mit dieſem quälenden Gedanken! Muhamed will nicht eiferſüchtig ſeyn, er will den Gegenſtand ſeiner Liebe, nicht durch Argwohn herrabwürdigen, er will nicht — — — und doch befiehlt er, ohne es zu wollen, Zaiden in das ſogenante Serail von Calcedonien, jenſeit der Meer-Enge zu bringen.

Dieſer Befehl war dem alten, treuen Mehemet ſo unerwartet als ſchrecklich. Sein Amt band ihn an die Perſon des Sultans, das Serail von Calcedonien ſtand unter den Befehlen des Kislar Kiaſi, (*) Zaide ward des Troſtes beraubt, ihren Kummer dann und wann in den Buſen des Freundes ihres Solimanns auszuſchütten. Indeß mußte man gehorchen, und alles was der Aga zur Erleichterung ihres Schickſals thun konnte, war, ihr ſeine treuſten Verſchnittenen mitzugeben, und Weiber zu ihrer Bedienung, auf deren Ergebenheit man zählen konnte.

Prinz

(*) Kislar Kiaſi, ſoviel als Vicutenant des Kislar Aga.

Prinz Solimann war nicht der letzte, der die traurige Neuigkeit, von Zaidens Entfernung, erfuhr. Er wütete und schäumte. „Was bleibt mir übrig!“ rief er aus: „als einen verhaßten Bruder, von „dem Throne herabzustoßen, auf den ein Ohnge„fähr ihn warf. Zu Hülfe! allmächtige Leidenschaft, „Keim jeder großen That! zu Hülfe schleichende List! „zu Hülfe Religion und Ulemma! (*) laßt uns krie„chen im Dunkeln! uns winden auf Schlangenbäu„chen, bis zu den Säulen des Thrones, sie kra„chend zusammenstürzen, und diesen glücklichen Erst„gebohrnen unter ihren Ruinen begraben!“

Es ist eine eben so traurige, als richtige Bemerkung, daß jeder große Aufruhr, der in der Geschichte der Völker mit blutigem Glanze flimmert, der Trohne umstürzte, das Diadem vom grauen Haupte eines Greises riß, die Tugend in den Kerker warf, und das Laster auf ihren Trümmern emporhob; — kurz! daß jedes große Denkmal menschlicher Schande, immer von einem Pfaffen entworfen, ausgebrütet, eingeleitet, ausgeführt, unterstützt, oder begünstigt worden. „Kein Übel auf der Welt,“ sagt der unsterbliche Haller: „das nicht ein Pfaffe that“ „Der „heilige Bernhard,“ sagt der liebenswürdige Voltaire: „predigte den Potentaten die Kreuzzüge, und „hat Frankreich mehr Schaden gethan als der Teufel.

„Blut

(*) Ulemma, die türkische Geistlichkeit.

„Blut, laſter und Abſcheulichkeiten, waren die Früchte „der Lehren des Stifters der Abtey Clairvaux.“

Ob nun gleich Prinz Solimann lange vor Voltäre und Hallers Zeiten lebte; ſo war doch die Sache immer die nemliche, das heißt: die Geiſtlichkeit (in der Türkey die Ulemma) miſchte ſich ungebeten in Alles, beſchmiſſelte Alles und machte keinen Wurm auf dieſem Erden Rund glücklicher. Der Prinz, wie wir beym Anhub dieſer Geſchichte bemerkt haben, ſtudierte von Jugend auf den Koran; er war ein Vertrauter des Muffti, beſchenkte jeden Imam, beallmoſte jeden Derwiſch, und die Ulemma erhob ihn bis an die Sfären. So warf er zuerſt Saamen der Zwietracht und Keime des Aufruhrs, in die Herzen des Pöbels; die Ehre des Veziers wurde in den gemeinſten Bädern geſchändet, und ſelbſt gegen Muhamed den Gerechten, erhub ſich ein Murren, wie der ferne Donner, und die einzelnen großen Tropfen, welche die Annäherung des fürchterlichen Wetters verkünden. Ruhig ſchlummerte der Sultan im Schoos der Sorgloſigkeit, nährte ſeine Liebe, oder zerſtreuete ſich auf der Jagd.

Doch nun erſchien Solimann, der Vezier, in den Mauern von Conſtantinopel, die Augen der Großen waren auf ihn gerichtet. „Wie wird er ſich „vertheidigen, wie wird er den feidnen Strick abwen„den, der ſeiner Gurgel zu drohen ſcheint?“ Der Vezier trat vor den Kaiſer, mit derjenigen ſanften Ruh im Auge, welche das Symbol eines guten Gewiſſens iſt. „Ach! Solimann,“ rief Muhamed

ihm mehr ſchmerzhaft als zornig entgegen: „iſts mög„lich, daß ich dich überwunden wieder ſehe?“ Der Vezier, ſtatt aller Antwort, überreichte ihm ein Zeugniß, von den vornehmſten Officiers der Armee und ſelbſt von Siavus unterſchrieben, der vergebens verſucht hatte, gegen den Strom zu ſchwimmen. Dieß Zeugniß erklärte den Großvezier für den tapferſten, vorſichtigſten und erfahrenſten Feldherrn, deſſen unüberwindlicher Feind allein das Schickſal geweſen.

Des Sultans Auge funkelte Freude, als er ſeinen Freund gerechtfertigt ſah, und, ohne ſchwach zu ſcheinen, ihn in ſeine Arme ſchließen durfte. „laß „uns vergeſſen und hoffen!“ rief er froh, und zog den Günſtling neben ſich an die volle Tafel. Da lagen ſie, aßen und tranken, vergaßen und hofften, indeß der blaulippige Ärger, und der blaßwangige Neid, wie Harpyen um ſie her flatterten. Gleich nach der Tafel ſchlenderte Muhamed am Arm ſeines Freundes, in den Gärten des Serails umher, und ſuchte das einſame Bosquet im Labyrinth, das ihm aus gewiſſen Urſachen ſehr lieb war. „Hier laß uns „verweilen!“ rief er: „hier laß uns — nicht mehr „von dem Verluſt Ober- und Nieder-Ungarns — „nein, von dem Verluſt meines Herzens reden. Ach „Solimann! ſeitdem du mich das letztemal am Buſen „der Sultane Aſſeki verließeſt, iſt eine unbegreifliche „Veränderung mit mir vorgegangen. Aber ehe ich

„wei-

„weiter rede, beantworte mir eine Frage: haſt du „je warhaft geliebt?

Solimann wünſchte in dem Lager vor Ofen zu ſtehn und das Donner des Kaiſerlichen Geſchützes zu hören; das Feuer, das in ſeine Wange trat, war brennender, als die Flamme der Brücke von Eſſeck. „Herr!" ſtotterte er endlich heraus: „du kennſt mein „unempfindliches Herz; ſo warm es für die Freund„ſchaft ſchlägt, ſo langſam klopft es für die Liebe."

Muhamed. Ach! dann wirſt du mich nicht verſtehn. Ich liebe ein Mädgen — doch die Beſchreibung ſchenken wir Seiner Hoheit, ſie würde manchem Dichter mißlingen. Auch könnte er Zaiden keinen Reiz leihen, den Solimanns Einbildungskraft nicht zehnfach erhöht hätte. Kurz, die Unterhaltung dauerte lange, war für Muhameds volles Herz ſehr erleichternd, und für Solimann höchſt peinlich.

Der Prinz, Stavus und Cuproli, verſammelten ſich indeß bey nächtlicher Weile, verkappt, an einem einſamen Orte. Umſonſt war alſo das Opfer vieler tauſend braver Männer, umſonſt das verrätheriſche Geſpinnſt, welches den Verluſt der Hauptſtadt in Ungarn nach ſich zog; noch herrſcht der verhaßte Günſtling in dem Herzen des Sultans und ſpottet der ohnmächtigen Wuth ſeiner Feinde. Ihn herabzuſtürzen von dieſer Höhe, es koſte auch was es wolle; über laſter und Leichen ſich einen Weg zum Raube des Reichsinnſiegels zu bahnen, das waren die ſchwarzen Entwürfe der Ruhmſüchtigen Baſſen. Prinz Seli-

mann dachte noch weiter. Der Thron und Zaide lagen vor ihm in ſchmeichelnder Ferne; über den Günſtling ſeines Bruders ging nur der Weg. Alle drey kamen darinn überein, das der Großvezier nur durch Gewalt zu ſtürzen ſey, und das man daher den künftigen Feldzug abwarten müſſe, um Unzufriedenheit, Mißmuth und Aufruhr unter das Heer zu ſtreuen; die ehrwürdige Ulemma, werde unterdeß in der Reſidenz das Ihrige thun, der aufgebrachte Pöbel endlich den Kopf des Veziers fodern — und dann muß Muhamed dem Geſchrey der Menge gehorchen, wenn ſein eigenes leben ihm lieb iſt. Man ſchwur ſich unverbrüchliche Treue und Verſchwiegenheit, in der Abſicht einander zu verrathen, ſobald nur ein Vortheil daraus zu ziehen ſeyn werde, und ſchied aus einander.

Einige Wochen verſtrichen leer an merkwürdigen Vorfällen. Der Kaiſer war verliebt, und ſprach viel; Zaide war gleichgültig und ſprach wenig; der Prinz und ſeine Gefährten brüteten, und Soliman hieng in der Einſamkeit ſeinen Grillen nach. Die Hoffnung, Zaiden, wär' es auch nur Minuten lang, zu umarmen, war verſchwunden ſeit ſie im Serail von Calcedonien ſchmachtete; dem Kislar Kiaſi das Geheimniß anzuvertrauen, war gefährlich, und ſein treuer Mehemet konnte nichts mehr für ihn thun, als dann und wann ein Briefgen durch ſichere Hände beſtellen. Auch das war Troſt für die liebenden, der Briefgen wurden ſehr viele gewechſelt, da aber immer

in allen das Nemliche ſtand; ſo unterdrücke ich ſie wohlbedächtig.

Muhamed, deſſen gutes Herz zwar noch immer ſcheute, die bisherige Sultane Aſſeki, durch Offenbarung ſeiner neuen Liebe zu kränken, machte doch oft genug Beſuche jenſeit der Meer Enge; und da ihm das Murren des Pöbels, das Flüſtern der Großen, und das Hetzen der Ulemma zu Ohren gekommen; ſo nahm er ſeine eigene Sicherheit zum Vorwand, welche er, im Serail von Calcedonien, weniger Gefahren ausgeſetzt zu ſeyn, vorgab. Um dieß Alles noch glaublicher zu beſchönigen, berief er oft den Diwan daſelbſt zuſammen, und an ſolchen Tagen war der Großvezier ſein Begleiter.

Es war an einem heitern Herbſt-Abend des Jahres 1686, alſo gerade vor hundert Jahren, da Muhamed, in Begleitung ſeines Freundes, über die Meer-Enge fuhr, um die Nacht im Serail von Calcedonien zuzubringen, und am andern Morgen in aller Frühe Staatsgeſchäfte zu überlegen. Sie ſaßen noch bey der Tafel, als plötzlich ein wildes, ängſtliches Geſchrey, die Gallerie herauf, an ihre Ohren ſchlug. Beyde ſprangen auf, rannten an's Fenſter, und erblickten das Hauptgebäude — Zaidens Wohnung — in Flammen. Außer ſich rannte der Sultan zu Hülfe, drang durch Rauch und Dampf bis zu den Zimmern der Geliebten; aber die Flamme ſchlug ihm entgegen, und er fiel ohnmächtig nieder. Solimann, der ihm auf dem Fuße folgte, achtete weder Rauch

noch Flamme, ſtürzte hindurch, fand Zaiden auf der Erde liegend, ihrer Sinne beraubt, nahe dem Erſticken, raffte ſie in ſeinen Arm, und eilte zurück mit der ſüßen Beute. Aber im nemlichen Augenblicke ſtürzte die Decke des Vorzimmers zuſammen, durch deſſen Flammen er hineingedrungen und verſperrte ihm die Rückkehr. Verzweifelnd irrte er umher, fand endlich jenſeits eine Thür, riß ſie auf, tappte durch den dicken Rauch, erreichte eine zweyte Thür, die ihn auf eine Gallerie führte, wohin die Wuth der Flammen noch nicht gedrungen war. Leicht wie ein Vogel, flog er beladen mit dem ſchönen Raube, die Gallerie hinab, wo er ein abgelegenes, ſicheres Zimmer fand. Hier legte er die ohmächtige Zaide auf eine Ottomanne, kniete neben ihr, und ſuchte ſie durch ſeine Küſſe zu wecken.

Das holde Mädgen ſchlug die Augen auf, und — wer mahlt ihr Erſtaunen! — ihr erſter Blick fiel auf den Geliebten. Entzückt warf ſie ſich in ſeinen Arm, frug nicht, wie es möglich ſey, ihn hier zu finden, genoß ungetheilt das ſüße Glück des Wiederſehns, und nur Sylben entſchlüpften ihrem ſchönen Munde. Der erſte Rauſch gieng vorüber, Solimann rief ſeinen Geiſt aus der Trunkenheit der Leidenſchaft zurück, und fieng an zu überlegen, welcher Vortheil aus einer ſo unerwarteten, vom Himmel geſandten Begebenheit zu ziehen ſey.

„laß uns fliehen!“ rief er in einer Art von Begeiſterung: „der Gott der liebe bietet uns ſelbſt die

„Hand

„Hand zur Flucht. Dieß iſt der Zeitpunkt unſerer „Vereinigung oder wir werden ihn nie erleben.“ Hier war freylich keine Zeit, zu Schaam oder weiblicher Ziererey. Solimann, ohne Zaidens Antwort abzuwarten, flog pfeilſchnell in den großen Hof hinab, wo noch immer das fürchterlichſte Getümmel herrſchte, und Einer gegen den Andern rannte. Unter der Menge erblickte er einen ſeiner Sklaven; wie der Wind riß er ihm das Wamms vom Leibe, die Mütze vom Kopfe, raffte einen verlohrnen Mantel aus dem Kothe auf, und ſchnell wie ein Gedanke, war er wieder bey Zaiden. In wenig Minuten ſah ſich das ſüße Mädgen zum Sklaven umgeformt, und zur Flucht bereit. Aber wohin? — mitten durch den großen Hof! das wäre, trotz des Tumults, zuviel gewagt. Doch das Glück hatte nun ſchon einmal ſeine Flügel über die beyden liebenden ausgebreitet; eine Tapeten-Thür entdeckte ihnen eine gewundene Treppe, welche hinab in die Gärten führte; die herzugelaufenen Boſtangis hatten in der Verwirrung eine Pforte offen gelaſſen, und in weniger als fünf Minuten, lieferte Solimann ſein theures Kleinod, in die Hände ſeines treuſten Verſchnittenen, der ſich mit ihr in einen Fiſcher-Nachen warf, und luſtig auf die Reſidenz zuſteuerte.

Alles obige war das Werk einer Viertelſtunde. Mit verſengten Haaren und Kleidern, kam Solimann zurück zum Sultan, der ſich nur eben aus ſeiner Ohnmacht erhohlt hatte. Zaidens vormalige Woh-

nung war unterdeſſen ganz zuſammen geſtürzt, und nur einige ihrer Weiber, worunter auch Zulima war, hatte man der Wuth der Flammen entriſſen. Muhamed ſchlug ſeine Arme kreutzweis über die Bruſt, ſah gen Himmel und weinte bitterlich.

Solimann, als er ſeinen Monarchen, ſeinen Freund ſo troſtlos ſtehen ſah, verſuchte umſonſt eine innere Stimme zu unterdrücken, die ihm zurief: „du „handelſt unedel an dieſem Manne! er hat dich mit „Wohlthaten überſchüttet, er liebt dich wie ſeinen „Bruder, er würde ſeinen Thron mit dir theilen, nur „nicht Zaiden.“ Der geſolterte Vezier verhüllte ſein Antlitz, und floh in eine entlegene Grotte, wo er die traurige Wahrheit beweinte, daß jedes Glück hienieden, immer das Unglück eines Andern iſt, und ſein muß.

Das Feuer war verloſchen, und nur die Flamme der Verzweifelung wütete in Muhameds Herzen. Er ließ die Aſche durchwühlen, man fand eine Menge Knochen. Mit tauſend glühenden Thränen neßte der unglückliche Monarch dieſe Gebeine, und hielt ſich nunmehr überzeugt, daß Zaide, ſeine theure, liebe Zaide, ein Raub des fürchterlichen Todes in den Flammen geworden ſey.

Zaide ſchwamm indeſſen, im Bauche eines elenden Fiſcher-Bootes, der Küſte Europens zu. Der vollwangigte Mond hatte zu ihrer Flucht geleuchtet, und nun begann der Tag bereits anzubrechen. Auch ſie dachte nicht ohne Rührung an den Schmerz des

guten

guten Sultans, von deſſen wahrer, inniger Liebe ſie tauſend überzeugende Beweiſe hatte. Doch der ſüße Gedanke, bald am Ziel ihrer Wünſche zu ſeyn, verdrängte mit Macht jede andere Empfindung.

Es war um Mitternacht, als die Sultane Aſſeki, jenſeit der Meer Enge, die Nachricht von der heftigen Feversbrunſt erhielt. Da im Serail von Calcedonien der gröſte Theil ihres Schatzes verwahrt lag, und zweytens auch ihrem Gemahl leicht ein Unglück zugeſtoßen ſeyn konnte; ſo ſprang ſie haſtig auf von ihrem Schwanenlager, warf ſich in Begleitung des Kislar Aga in die nächſte beſte Gondel, und begab ſich auf den Weg nach Aſien, als Phöbus erſter Strahl den Saum der öſtlichen Wolke vergoldete. Kaum waren ſie einen Kanonenſchuß weit gefahren, als das Fiſcherboot ihnen unſeligerweiſe in den Wurf kam. Die Sultaninn, erfreut, Nachricht vom jenſeitigen Ufer einziehen zu können, ließ das Boot näher kommen, und beſprach ſich ſelbſt mit Solimanns Sklaven. Die Schönheit Zaidens, ſo ſehr ſie auch ihr Geſicht zu verbergen ſuchte, entgieng der weiblichen Aufmerkſamkeit nicht. „Ein reitzender Sklave!“ flüſterte ſie dem Kislar Aga zu: „ich habe luſt, ihn „mit mir zu nehmen. Der Vezier iſt galant, er „wird mir dieß Geſchenk nicht abſchlagen. Laß deinen Kameraden,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich gegen den Verſchnittenen wandte, „herübertreten in die „Gondel! ich ſelbſt werde deinem Herrn Rechenſchaft „von ihm geben.“

Da half kein Widerſtreben. Zaide, todtenblaß, trat in die Gondel der Sultaninn.

„Warum zitterſt du Sklave?“ frug die bezauberte Fatime in ſchmelzendem Ton: „zittre nicht! in „Kurzem wirſt du dein Schickſal ſegnen. Der Ve„zier Solimann, dein Herr, mag ein guter Herr „ſeyn, doch das Männliche und Rauhe vertauſcht „man immer gern gegen weibliche Sanftmuth. — „Meynſt du nicht auch? Rede!“

Zaide. Einen Beweis weiblicher Güte, gab mir meine Gebieterinn ſo eben, da ſie ihrem Sklaven zu reden erlaubt. Aber doch — wenn ich ſo kühn ſeyn dürfte —

Die Sultaninn. Du ſtockſt? — Rede!

Der Kislar Aga, der unterdeſſen im Vordertheil der Gondel geſtanden, und über das Meer hin, nach dem noch immer emporſteigenden Rauch des kaum geloſchenen Brandes geſchaut hatte; kehrte ſich, als er Zaidens bekannte Stimme hörte, neugierig um, und ſah dem verkappten Sklaven ins Geſicht. Ein Blick war genug, ihn zu belehren, worauf es hier ankomme. Er, kein Neuling in Harems Intriguen, entfernte ſogleich die Umſtehenden, ergrif das bebende Mädgen bey der Hand, drückte ſie leiſe, um ſie vorzubereiten auf das, was er thun wollte, trat mit ihr herzhaft der Sultane Aſſeki unter die Augen, und ſprach:

„Ebenbild jener majeſtätiſch heraufſteigenden „Sonne! Tochter der Liebe! und Mutter der weibli„chen Klugheit! Dieſer junge Sklave, dem deine

„Hoheit

„Hoheit das Glück bestimmt, unter die deinigen ge„zählt zu werden, ist — Zaide; die nemliche Zaide, „für deren schwächere Reitze das Herz des Sultans „brennt. Sie wußte, wem sie vorgezogen werden „sollte, erkannte ihre Unwürdigkeit, und hat den Be„herrscher der Gläubigen jedesmal zu der süßern „Pflicht zurück gewiesen, den Reitzen deiner Hoheit „zu huldigen. Heute — vermuthlich im Getüm„mel — entzog sie sich ganz den Nachstellungen die„ses erhabenen Verblendeten. Sie flieht, um in „ruhiger Einsamkeit ihre Tage unbemerkt zu verleben. „Solltest du, meine Gebieterinn! diese Flucht hin„dern? oder nicht vielmehr begünstigen?"

Die Sultaninn war klug genug, einzusehn, daß der Brand des Serails von Calcedonien ein Glück für sie sey, welches sie von einer gefährlichen Nebenbuhlerinn befreye. Sie stimmte mit Freuden in den halbausgeführten Entwurf; da sie aber von dem Verständniß Zaidens, mit dem Großvezier nichts argwohnte; so glaubte sie dem schönen Flüchtling einen Gefallen zu erzeigen, wenn sie ihn auf Eines ihrer Landhäuser, nahe bey Constantinopel sende, wovon sie unumschränkter Herr war. Weder der Kislar Aga, noch Zaide selbst, wagten es, Vorstellungen dagegen zu thun; diese hielt eine falsche Schaam, jenen die Furcht zurück, in den Augen der Sultaninn zu verlieren, wenn sie sehen werde, daß er eben nicht aus Eyfer für ihre Ruhe, sondern aus Freundschaft für Solimann, die Gefahrvolle Rolle eines Verräthers

thers übernommen habe. Die Sultaninn las weder das Eine noch das Andere, weder in ihren, noch in seinen Blicken, umarmte Zaiden mit Innbrunſt, gab ihr einen fremden Namen, und ſandte ſie, unter dem Schutz eines getreuen Sklaven, an den Ort ihrer Beſtimmung. Sobald ſie Zaiden aus den Augen verlohren, beſchenkte ſie den Aga mit einem Dolch, deſſen Griff von Diamanten flimmerte, und ſetzte ihren Weg nach Aſien fort.

Sie fanden den Sultan in der Mitleidwerthen lage eines Menſchen, der keinen Troſt will, keine Thräne für ſeine Leiden, und nur ſtarren Blick für ſeinen Kummer hat. Man hätte glauben ſollen, die Ankunft der Sultaninn werde ihn verdrüßlich oder verlegen machen; aber er vergaß Alles um ſich her, lag, das trockne Auge auf den Boden geheftet, und begehrte nicht zu leugnen, daß er in Zaiden die Hoffnung ſeines Lebens verlohren.

Aber auch Solimann erſchrack nicht wenig, als Mehemet ihn bey Seite zog, und von dem Streiche unterrichtete, den das verkehrte Schickſal ihm — ſo nahe dem Hafen ſeiner Wünſche — geſpielt hatte. Troſt blieb es freylich, daß Zaide nicht mehr unter der Gewalt des Sultans, ſondern unter dem Schutz einer Nebenbuhlerinn ſtehe, der ſelbſt daran gelegen ſeyn mußte, ſie ſeinen Blicken zu entziehen; und er überließ es der Allmacht der ſchlauen Liebe, die ihn bisher unter manchen Dornen auch manche Roſe pflücken laſſen; ſeine geprüfte Treue endlich zu krönen.

Doch

* * *

Doch schon lockte der freundliche Lenz, mit warmen, balsamischen Hauche, die schlummernden Kinder der Natur, zu neuem Leben hervor: und nur der Mensch — dieß vorgegebene Meisterstück der Natur — rüstete sich von neuem zu morden, und das fressende Schwerdt zu färben, mit dem erkauften Blute seiner zur Schlachtbank geführten Brüder.

Solimann reiste ab nach Belgrad, mit dem Verräther Stavus in seinem Gefolge. Trotz der unübersteiglich scheinenden Hindernisse, stellte er die Brücke von Essek wieder her, und erschien mit Jünglings-Feuer und Greises-Klugheit an der Spitze seines Heeres. Prinz Karl von Lothringen war entschlossen, das glückliche oder unglückliche Loos dieses Feldzuges, auf eine Schlacht ankommen zu lassen, das heist: auf das Leben von dreyßig- oder vierzigtausend Menschen. Er ging über die Drau; aber der Großvezier kam ihm zuvor, lagerte sich mit achtzigtausend Mann im Angesicht des christlichen Heeres, die Drau zu seiner Rechten, einen undurchdringlichen Wald zu seiner linken, Essek im Rücken, und eine starke Verschanzung, mit vierzig Fuß breiten Gräben an der Spitze. Aus dieser kleinen Festung ermüdete er die Kaiserlichen durch beständige Scharmützel, und zwang endlich den Herzog von Lothringen, dem es an Lebensmitteln gebrach, zurück über die Drau zugehen, und sich bey Mohatz zu lagern

Der Vezier folgte ihm auf der Ferſe, und lagerte ſich wiederum mit ſeinem Heere im Angeſicht des Feindes zwiſchen Eſſeck und Darda, wo die Donau den rechten Flügel, und unzugängliche Moräſte den linken deckten. Umſonſt ſuchte Prinz Karl ihn heraus ins Blachfeld zu locken. Er, der reichliche lebensmittel aus Eſſeck zog, konnte die Bewegungen des Feindes anſehen, ohne den Verluſt der Seinigen zu wagen.

Siavus und Osmann Baſſa, eine ihm untergeordnete Natter, begriffen leicht, das bey dieſem vorſichtigen Verfahren des Veziers, alle ihre giftigen Entwürfe ſcheitern würden. Eine Schlacht mußte geliefert, und dieſe Schlacht mußte verlohren werden, wenn es ihnen gelingen ſollte, das Heer aufzuwiegeln. Das letztere war leicht, denn Siavus commandirte die Spahis, und konnte alſo dem beſten Plan eine ſchiefe Wendung geben; das Erſtere zu erhalten, mußte man eine günſtige Gelegenheit abwarten. Dieſe herbey zuführen, zögerte der tückiſche Dämon der Schadenfreude nicht lange.

Die Kaiſerlichen machten einen verſtellten Rückzug, durch ein Defilé, um die Ebene bey Syklos zu gewinnen. Solimann, eingedenk des traurigen Schickſals, des tapfern Schaitan Ibrahim Baſſa, der durch eine gleiche liſt getäuſchet wurde, gab Befehl, die Chriſten ungehindert ziehen zu laſſen, und nur durch kleine Scharmützel ihre Arrier-Garde zu beunruhigen. Dieß war der Augenblick, nach welchem

Siavus

Giavus so lange geschmachtet hatte. Er murrte laut, daß man den Ottomannischen Waffen einen offenbaren Sieg entreiße, er flog von Zelt zu Zelt, flüsterte von Verrätherey, wiegelte die Janitscharen auf, machte alle Köpfe wirbelnd, und plözlich stürmte der ganze rohe Haufe, in das Gezelt des Veziers, und verlangte eine Schlacht zu liefern. Zugleich drohete man, ihm den Gehorsam aufzukündigen, wenn er ihr Begehren unerfüllt lasse.

Solimann rückte daher mit dem ganzen Heer ins Feld. Eine Wolke banger Ahndung deckte seine Helden-Stirn, schweigend und düster zog er seinem Schicksal entgegen. Nicht lange, so standen sie Auge in Auge, Mordgier in jeglichem Blicke. Solimann, den Geisteesstärke und Scharfsinn nie verließen, bemerkte sogleich, daß die Fronte der Deutschen viel zu ausgedehnt sey; auf diesen Fehler bauete er den Plan der Schlacht. Er ließ einen verstellten Angriff auf den rechten Flügel machen, und fiel plözlich mit der ganzen Ottomannischen Macht, den linken Flügel an, welchen der Churfürst von Bayern commandirte. Die Schlacht war blutig, Solimann stürzte sich allenthalben in das dichte Gefecht, sein Blut, mit Schweiß und Staub vermischt, rieselte aus drey Wunden, er fühlte sie nicht; seine treuen Janitscharen fielen hundertweise um ihn her, er sah es nicht. Die Hand des Herzogs von Lothringen ward zerschmettert; aber auch dieser unvergeßliche Deutsche Held wich nicht aus dem Schlachtgetümmel, wollte Todt oder Sieg.

Die

Die Standarte Mahomeds wehte, das Alla! der Muſelmänner ſtieg Himmelan, die Janitſcharen fochten und mähten Köpfe, als ob ſie Diſteln vor ſich hätten, warfen die Croaten über den Haufen, und hieben das Regiment von Commerci in Stücken; ſchon wandte ſich der Gott des Sieges auf die Seite der Ottomannen, Siavus ſah es, zitterte — und plözlich kehrten die Spahis dem Feinde den Rücken. Die Deutſchen ermannten ſich, drangen mit verdoppelter Wuth auf die nun nicht mehr von der Reuterey unterſtüzten Janitſcharen ein, brachten ſie in Unordnung, die Tartarn begannen zu fliehen, zogen die Janitſcharen nach ſich, und in wenig Minuten ſahen ſich die Kaiſerlichen Meiſter des Schlachtfeldes. Sie verfolgten den fliehenden Feind, und drangen mit ihm zugleich in die Linien des verſchanzten lagers, was ſich widerſezte ward niedergemezelt, oder in die Donau gejagt, das ganze lager, ſammt Gezelten und Rüſtungen, ward eine Beute des Überwinders. In dieſer Schlacht — gewöhnlich die Schlacht bey Mohaz genannt — blieben achttauſend Janitſcharen nebſt ihrem Aga, dreytauſend erſoffen, und zweytauſend wurden gefangen genommen. Die Teutſchen zählten nur tauſend Todte. Man fand in dem lager 67 Stück Kanonen, 1000 Centner Pulver, 400 Centner lunten, 8000 Kanonen-Kugeln, 3000 Bomben und Carcaſſen, 10000 Granaden, Waffen von allerley Gattung, 2000 Ochſen, 500 Pferde und anderes Vieh nebſt einem großen Vorrath von Lebensmitteln.

So

So verliehrt oft der tapferſte Krieger Ehre, Ruhm und Leben, wenn Er die Ausführung ſeiner weiſeſten Entwürfe, Feigen oder Verräthern anvertrauen muß; denn das Heer ſammelt eigentlich die Lorbeern, der Feldherr flicht ſie nur in einen Kranz. Bitterkeit der Hölle hatte die Hand des eiſernen Schickſals in den Becher des braven Solimanns getränfelt. Seine Pflicht treu und gewiſſenhaft erfüllt zu haben, und dann ſtatt Belohnung und Ehre, ſeinen Namen gebrandmarkt zu ſehen — das iſt hart! — das nagt das Herz eines Biedermanns ſchmerzlicher, als der Verluſt ſeiner Güter, ſeines Weibes und ſeiner Kinder — das führt ſo oft zum ſchrecklichſten Menſchenhaß, oder zum Selbſtmord. Solimann, in dumpfer Betäubung ſeiner Sinne, ſammelte zu Peterwaradein die traurigen Überreſte ſeines Heeres, und da er Nachricht erhielt, daß Erla, wegen Mangel an Lebensmitteln, ſich nur kurze Zeit gegen den Feind halten könne; ſo befehligte er tauſend Janitſcharen, und einige hundert Spahis, eine Anzahl Wägen dahin zu geleiten. Die Janitſcharen hatten nach der Schlacht bey Mohatz, den Spahis die bitterſten Vorwürfe über ihre feige Flucht gemacht, beyde Theile wären beynahe zum Handgemenge gekommen, doch Siavus und Osmann Baſſa, wußten ſie geſchickt zu vereinigen, indem ſie den unglücklichen Erfolg jenes blutigen Tages, ganz auf die Rechnung des Großveziers ſchrieben; beyde Theile murrten daher laut, und verſagten ihm den Gehorſam. Nunmehr

hatte Siavus ſeinen Zweck erreicht, und ſtellte ſich an die Spitze der Aufrührer. In ihrem Namen foderte der Aufgeblaſene von dem Vezier die zwo Kiſt (*) rückſtändigen Sold. Solimann gab Alles her was er hatte, aber es reichte nicht zu; er verſicherte, ihr Sold ſey unterwegens, aber man glaubte ihm nicht. Siavus trat hohnlächelnd in ſein Zelt, und verlangte im Namen des Heeres, die Standarte Mahomets und das Reichsinnſiegel. Der Vezier würdigte ihn keiner Antwort; er ergrif mit der einen Hand die Standarte, und mit der andern das Siegel. So trat er vor das verſammelte Heer; auf ſeiner Stirn glänzte jene Hoheit des Geiſtes, gleich dem Felſen in Ungewittern.

„Meine Brüder!" hub er an: „hier iſt, was „ihr von mir begehrt. Ohne weibiſches Klagen, lege „ich dieſe Zeichen der höchſten Würde an eurer Spitze „nieder. Mir gab ſie mein Sultan, ſie waren mir „ein theures Zeichen ſeines Vertrauens, und mein „Gewiſſen ſagt mir, daß ich deſſen werth war. Viele „unter Euch begleiteten mich ſchon, als ich noch Se„raskier in Polen und glücklich war. Erinnert ihr „Euch noch der häufigen Siege, die damals jeden „Tag

(*) Kiſt, ein dreymonatlicher Sold. Ulufe ein monatlicher, und Navaka ein eintägiger Sold. Die Janitſcharen bekommen ihren Sold alle Vierteljahr.

„Tag unſers Lebens bezeichneten? Erinnert ihr Euch „noch, daß ich manchem unter Euch das Leben gerettet, wenn er im Gedränge der Ungläubigen ſeinen „Säbel verlohren hatte? Das launige Glück hat „mir den Rücken gedreht, aber meine Liebe für Euch „und das Vaterland, iſt noch immer dieſelbe. Lebt „wohl! ich nehme nichts von Euch mit, als Euren „Undank — und dieſe Wunden.“

Indem er die letzten Worte ſprach, riß er ſeinen Kaſtan auf, und die Binde von einer der drey Wunden, die er in der Schlacht bey Mohatz empfangen hatte. Das Blut rieſelte den Körper herab, die bärtigen Muſelmänner wurden gerührt. Siebenhundert Janitſcharen, die in Polen unter ihm gedient hatten, umringten ihn, und erboten ſich, ihn mit Blut und Leben zu vertheidigen. Siavus bebte bey dieſer unerwarteten Wendung, und vielleicht wäre in dieſem Augenblick ſein ganzer hölliſcher Anſchlag mißlungen, hätte nicht der Blutverluſt Solimann eine Ohnmacht zugezogen. Er ward in ſein Zelt getragen, und alſo das herzerſchütternde Schauſpiel, dem Auge des rohen Volkes entzogen. Die ſiebenhundert Janitſcharen berauſchten ſich in Opium, und vergaßen ihren guten Vezier.

Solimann ſah wohl ein, daß er dem Sturme, der über ihn daher braußte, nicht widerſtehen könne. Er floh nach Belgrad, heilte ſeine Wunden, und gieng ſodann insgeheim nach Conſtantinopel. Siavus

hatte unterdeſſen ein Arzmahzar (*) an den Sultan geſandt, worinn das Heer den Kopf des Großveziers foderte, vom Teffterdar (**) die Auszahlung des rückſtändigen Soldes verlangte, und widrigenfalls ſelbſt nach Conſtantinopel zu kommen drohte.

„Herr! ich bringe dir meinen Kopf," ſprach Solimann Kniebeugend, als er ſich dem Throne des Sultans näherte: „Vertilge einen Elenden, deſſen „Unglück ſein Verbrechen iſt. Stille die Wuth des „raſenden Pöbels, nur laß mir den ſüßen Glauben, „daß Muhamed, mein Kaiſer — und ehemals mein „Freund — mich ſeines Bedauerns werth halte."

Muhamed. Du unglücklich? du mein Freund? und ich ſollte dich tödten? das ſey ferne von mir! Komm in meine Arme, du, dem ich vielleicht durch das Uebermaaß meiner Freundſchaft, tauſend Neider erweckte, die nun deinen Fall ſuchen. Komm in meine Arme! mein Herz verkennt dich nicht.

Solimann ſtürzte betäubt zu des Sultans Füßen, wehmüthige Zähren drangen in ſein Auge. Muhamed ließ ihm nicht Zeit zu Dankſagungen. Er ſandte ihn in das Haus eines reichen Griechen, mit Namen Manolaki, nur wenig Schritte vom Pallaſte entfernt;

(*) Arzmahzar, eine Bittſchrift von einer ganzen Landſchaft, oder dem geſammten Heere überreicht. Arzuhal, Bittſchrift einer einzelnen Perſon.

(**) Teffterdar, Großſchatzmeiſter.

fernt; hier blieb er ſiebenundzwanzig Tage lang verborgen, und nur der Sultan und der alte, ehrliche Aga Mehemet wußten um ſeinen Aufenthalt.

Das Heer näherte ſich indeſſen in ſtarken Märſchen Adrianopel, und doch blieb Muhamed feſt entſchloſſen, eher das Äußerſte zu wagen, als ſeinen Freund aufzuopfern. Eine neue Geſandſchaft erſchien. Ihr Anführer überreichte dem Sultan eine Liſte, auf welcher die Namen aller derjenigen ſtanden, deren Köpfe das aufrühriſche Heer begehrte. Die Namen Solimanns, des Kislar Aga, des Kaimakan (*) Redgeb, und des Teſſterdar, ſtanden oben an. Muhamed blickte verächtlich auf den feilen Abgeordneten herab. „Ehe, ſprach er, ſollt ihr mir „jedes Haar aus meinem Barte einzeln ausrauſen, „ehe ich zugebe, daß einem meiner treuen Diener der „ſeidene Strick zu Theil wird. Die Zeit meiner „Leichtgläubigkeit iſt vorüber, das Blut des tapfern „Schaytan Ibrahim Baſſa brennt noch auf meiner „Seele. — Ich bin euer Kaiſer, ich führe euren „Szepter ſeit acht und dreyßig Jahren (**), ich habe „in dieſen acht und dreyßig Jahren nur die Geſetze „und den Rath meines Diwans befolgt. Mein Heer „hat mir jederzeit gehorcht, und nun ſoll ich anfan-

 „gen,

(*) Kaimakan, Gouverneur der Stadt.

(**) Muhamed wurde Anno 1649 als ein Kind von ſieben Jahren auf den Thron geſetzt.

„gen, meinem Heere zu gehorchen? Geh! sag ih„nen, was du gehört. Ists dem muthwilligen Pöbel „um Geld zu thun? wohl! meine Schatzkammer „steht dir offen; Geld kann ich entbehren, aber kei„nen meiner Freunde.“

Bey den letzten Worten gab er dem erstaunten Boten ein Zeichen sich zu entfernen, ließ den Testardar rufen, und befahl ihm, Alles herzugeben, was die Schatzkammer vermogte. Auch die Sultane Assefi war großmüthig genug, zweytausend zusammengehäufte und seit langen Jahren wohl verwahrte Beutel, zu Rettung der Unglücklichen darzubieten. Der Bevollmächtigte des Heeres reiste ab. Am selben Abend stahl sich Muhamed selbst verkappt, zum Griechen Monolaki. „Flieh!“ rief er seinem Freunde zu: „flieh! du bist hier nicht länger sicher. Geh „auf die Grenze von Persien, bis das Wetter vor„über gezogen, das über deinem Haupte sich auf„thürmt Noch diese Nacht mußt du abreisen! „mein Gebet und meine Wünsche begleiten dich.“

Der Vezier verſprach zu gehorchen. Aber abreisen — ohne Zaiden das letzte lebewohl gesagt zu haben? und wäre es auch nur ein schriftliches? Zaide, die seit sieben Monaten so manche Thräne um ihn geweint, so manche Angst um ihn gelitten; Zaide, die selbst von ihrer Zulima getrennt ist, die in ihrer Einsamkeit keinen andern Trost kennt, als den Er ihr giebt — könnte er, trotz seines mannigfaltigen Unglücks, ihrer geprüften liebe und Treue vergessen? Nein! mitten

aus

aus den Ruinen ſeiner vormaligen Größe ſteigt der Phönix der Hoffnung hervor, und flattert dem Stern der Liebe zu; trotz der dringenden Gefahr, ſchob er ſeine Reiſe noch um einen Tag auf, und ſchrieb folgenden Zettel:

Der unglückliche Vezier Solimann an ſeine Zaide.

Ich habe Alles verlohren, nur dein Herz nicht. Ich habe nichts verlohren, wenn Zaide bleibt, was ſie war; wenn ſie nie vergiſt, daß ich ſie den Armen des Sultans entriſſen; wenn ſie die zudringliche Leidenſchaft jenes andern gehäſſigen Nebenbuhlers, mit eben der Strenge wie bisher zurückweiſt. Ich reiſe, und nehme nichts mit mir, als das folternde Gefühl meines Elends, und jenes theure Bildniß, das du mir in einer glücklichen Stunde, zum Pfande deiner Liebe gabſt. Lebe wohl! mein Herz will mir berſten, meine Augen ſchwimmen in blutigen Thränen.

Solimann.

Der Kislar Aga übernahm die Beſtellung dieſes Briefes, Zaide las, der Zettel entfiel ihrer Hand, ſie ward Ohnmächtig. Gulru, eine Mohrenſklavinn, welche Zaiden nur unter den Namen Moslemma kannte, ein falſches Afrikaniſches Geſchöpf, mit einer Stumpf-Naſe, und breitem Maule, hob den Zettel auf und beſchnüffelte ihn. Wie groß war ihr Er-

ſtaunen, als ſie fand, die ſchöne Moslemma, der ſie nun ſeit ſieben Monaten diente, ſey keine Andere, als eben die Zaide, welche dem Gerücht zu folge, in den Flammen des Serails von Calcedonien umgekommen, von deren Schönheit ſie ſoviel Wunder gehört, um deren Verluſt der Sultan ſo unmäßig getrauert. Stracks warf ſie ihr Regentuch um, und eilte in den Pallaſt. Durch alle Wachen drang ſie keichend hindurch, nahm die Mine der höchſten Wichtigkeit an, und begehrte mit dem Sultan zu ſprechen. Muhamed glaubte, ſie habe Kundſchaft überkommen, von irgend einer Verrätherey, die man gegen ſein Leben anſpinne, und ließ ſie vor ſich. Gulru überreichte den Zettel, und — Himmel! — wer leiht mir die Farben, zu mahlen den Ausbruch der fürchterlichſten Wuth! das Zucken jeder Muſkeln, das Schäumen ſeines Mundes, das Knirſchen ſeiner Zähne, das Funkeln ſeiner Blicke.

„Alla! Alla!“ rief er nach einer ſchrecklichen Pauſe: „Sende mir Quaalen der Hölle, zu martern „dieſen Abſchaum der Böſewichter! Er, mit dem ich „gern die Hälfte meines Reichs getheilt hätte — er, um „deſſen Rettung willen, ich ſelbſt Thron und Leben „aufs Spiel ſetze — in deſſen Buſen ich meinen Kum„mer über Zaidens Verluſt ausſchüttete — er, der im „Serail von Calcedonien ſeinen Kaiſer und Freund wei„nen ſah — fürchterlich! ſchändlich! er hat mich betro„gen! nun ſo ſteig herauf aus der Unterwelt, Geiſt „der glühendſten Rache! weg Großmuth! aus dieſem

„leicht-

„leichtgläubigen Herzen. Undank! das teufliſchſte al-
„ler Laſter! wo iſt in der Hölle und auf Erden eine
„Marter groß genung, für dieſen ſchändlichſten der
„Verräther! — und Mahemet, der nichtswürdige
„Sklave, den ich aus den Feſſeln, zum Großen mei-
„nes Reichs emporhob — Ja! ihr ſollt büßen mit
„eurem verruchten Blute!"

Nachdem er auf dieſe Weiſe eine Zeitlang fortge-tobt hatt, fiel ihm der räthſelhafte Innhalt einer Stelle jenes unſeligen Briefes wieder bey. „Wer iſt der
„Andere zudringliche Nebenbuhler, von dem der Ve-
„zier ſpricht?" Das war eine Frage, die nur Soli-mann oder Zaide ihm löſen konnten, und deren Be-antwortung er von dem letztern durch Martern zu er-preſſen beſchloß.

Der unglückliche Held ward alſo gefeſſelt, da er eben ſeine Reiſe nach den Grenzen von Perſien an-treten wollte. Erſtaunt frug er den Tauſch, der mit dem ſeidenen Stricke zu ihm kam, welches Verbrechen er begangen? der Tauſch nannte ihm den Namen Zaide — und Solimann erbebte. „Nein!" rief er nach einer kurzen Pauſe: „dann darf ich keine Ver-
„zeihung hoffen! der Wille Gottes geſchehe! Aber
„nur noch einige Minuten wünſchte ich vorher mit
„dem Sultan zu reden." Sein Verlangen ward dem Sultan hinterbracht; Muhamed wollte ihn nicht ſehn.

„Das habe ich vermuthet!" ſagte Solimann ſeufzend, als man ihm des Kaiſers Antwort meldete,

„Muhamed hat Recht, ich verdiene mein Schicksal.“ Hierauf bat er seine Henker, ihm nur noch soviel Zeit zu verstatten, einen Brief an den Sultan zu schreiben. Es ward ihm bewilligt, und er schrieb:

Solimann an Muhamed, den Beherrscher der Gläubigen.

Du, der mich einst Freund nannte, vergieb dem sterbenden Solimann, den liebe zum Verbrecher machte. Du selbst fühltest die Allmacht von Zaidens Reitzen — Doch freylich, das entschuldigt mich nicht. Alles, was ich sagen kann, um das Verbrechen des schwärzesten Undanks von meinen Schultern zu wälzen, ist nur das: ich sah Zaiden, ehe du sie sahst, ich liebte Zaiden, ehe du sie liebtest. Laß mich die süße Hoffnung mit ins Grab nehmen, daß mein Tod dich versöhnen wird. Fluche meinem Andenken nicht, ich bin mehr unglücklich als strafbar. Willst du mir eine letzte Bitte gewähren; so schenke allen meinen Sklaven die Freyheit. Verbiete, daß man sie nicht martere, Schätze zu entdecken, die ich nie hatte. Das wenige, was ich sammelte, habe ich in dem letzten Feldzuge eingebüßt. Mein Haus zu Skutary, mit dem darinn befindlichen Geräthe, ist Alles, was mir übrig blieb. Ich hoffe zu deiner Großmuth, daß du dieses Haus meinem Neffen Ibrahim lassen wirst, als ein Andenken an seinen unglücklichen Oheim. Der große Prophet nehme dich in seinen mäch-

mächtigen Schutz, und gebe dir in Zaidens Armen, an Zaidens unbefleckten Busen, die Tage der Wonne, die er mir abkürzte. Er verleihe dir Sieg über deine Feinde, und Glanz und Ruhm in Europa und Asia. Ich sterbe willig, mein Herz ist voll des innigsten Dankes für deine Wohlthaten. Alla segne dich!

Solimann.

Er legte den Brief zusammen, stand auf, trat an's Fenster, blickte gen Himmel, dachte an Gott und an Zaiden, und suchte in dieser letzten Stunde all die männliche Entschlossenheit zu sammeln, die ihn in jeder Epoche seines Lebens ausgezeichnet hatte. Plötzlich kehrte er sich zu den wartenden Henkersknechten: „ich bin bereit!" sprach er mit ruhiger Mine. Der Chausch bedeutete ihn, daß er noch vor seiner Hinrichtung Befehl habe, ihm den Namen des unbekannten Nebenbuhlers abzufodern. Solimann weigerte sich schlechterdings, ihn zu verrathen. Er ward gefoltert, umsonst! Vier Stumme erdrosselten ihn endlich, ohne auch nur einen Laut aus ihm herausgepreßt zu haben.

Man brachte dem Sultan seinen Brief, eine Thräne trat in Muhameds Auge. Er befahl die Sklaven frey zu lassen, und das Haus zu Skutary dem Neffen Ibrahim einzuräumen. Den Kopf des unglücklichen Veziers und den gefesselten Kislar Aga, sandte er an das Heer zu Adrianopel. Der alte, ehrliche Krauskopf ward in Stücken zerhauen, sobald der wilde Haufe ihn erblickte.

Zaide,

Zaide, als man ihr die Schreckenspoſt hinterbrachte, fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und endlich in Raſerey. In dieſem traurigen Zuſtande, ward ſie von dem neuen Kislar Aga abgeholt, und zurück in das Serail von Calcedonien gebracht. Der Sultan kam ſie zu ſehn, ſein Herz ward durch ihren Anblick zerriſſen, ſie kannte ihn nicht. Prinz Solimann, zu deſſen Ohr die Enthauptung des Veziers, und Zaidens unverhoffte Erſcheinung gedrungen war, fühlte ein ſchadenfrohes Entzücken über beydes. Die Hoffnung, das Mädgen zu beſitzen, das er ſo lange als todt beweint hatte, erwachte von neuem lebhaft in ihm, und gab ſeinen übrigen ſchwarzen Entwürfen einen mächtigen Sporn. Er beſprach ſich ſogleich mit dem Baſſa Cuproli, der unterdeſſen Kaimakan, an die Stelle des entſetzten Redgeb geworden war. Beyde erneuerten den tückiſchen Bund, und beſchloſſen, Alles in Bewegung zu ſetzen, den durch den Todt des Veziers nur halb gedämpften Aufruhr, in neue Flammen ausbrechen zu laſſen. Cuproli, der als Kaimakan, in Abweſenheit des Siavus, das Erſte Glied des Diwans war, wußte die Großen des Reiches nach und nach alle in ſein Intereſſe zu ziehn, und ſuchte vorzüglich das Vertraun des neuen Kislar Aga zu erſchleichen, von deſſen Freundſchaft, im Fall eines Aufruhrs im Serail ſelbſt, er ſich die ſtärkſte Hülfe verſprach.

Einige Wochen waren indeſſen verſtrichen, einige für Zaiden glückliche Wochen, (denn leider iſt der

Menſch

Menſch dann am glücklichſten, wenn er ſeinen Verſtand verlohren hat.) Die geſchickteſten Ärzte des Sultans waren täglich um ſie verſammelt, redeten viel, thaten wenig, waren immer verſchiedener Meynung, verſchrieben täglich eine neue Arzeney, und brachten Zaiden an den Rand des Grabes. Die Zeit, der große Arzt, in deſſen Beſitz allein, die Univerſal-Medicin, der lapis philoſophorum und das Aurum potabile ſeit Jahrtauſenden ſich befindet, ſchuf endlich die Raſerey des unglücklichen Mädgens in eine düſtre Schwermuth um; ſie kannte wieder die Gegenſtände um ſich her, ſie fand wieder Thränen in ihrem heißen Auge, die ſie am Buſen ihrer Zulima verweinte, und nur beym Anblick des Sultans verließen ſie Bewußtſeyn und Vernunft.

Eines Morgens trat der neue Kislar Aga in ihr Zimmer, der mit dem Entwurf des Prinzen vertraut, Zaidens Herz zu ergründen kam. „Wer biſt du?“ rief ſie ihm entgegen: „ich will allein ſeyn, allein mit „mit meinem Kummer! Ach! nicht einmal weinen „darf man ungeſtört.“

Der Aga. Vergieb mir, reizende Zaide! ich komme nicht, deiner Schwermuth zu ſpotten, ich komme, den lindernden Balſam der Freundſchaft in deine Wunden zu gießen.

Zaide (ſpöttiſch.) Du? — würklich? — und wer biſt du lamm unter den Tygern?

Der Aga. Ich bin Haſſan, der Kislar Aga.

Zaide (fährt erſchrocken zurück.) Ha! — wo iſt mein guter Mehemet? habt ihr ihn auch hingerichtet? auch erdroſſelt? — ſchon recht! was ſollen auch die ehrlichen Leute auf der Welt? ſie ſind ja doch nur den Schurken im Wege, und nun braucht keiner von Euch mehr die Augen niederzuſchlagen.

Der Aga. Du verkennſt mich. Ich ſelbſt bin mit Entſetzen ein Zeuge der Grauſamkeit des Sultans geweſen.

Zaide. Biſt du? — ha! ha! — und biſt doch der Nachfolger Mehemets? nicht wahr? — Geh, Böſewicht! trage deine Schande anderer Orten feil. Zaide verachtet dich.

Der Aga. Aber wenn ich dir nun ſage, daß ich den Tag, an welchem Muhamed mir dieſes ehrenvolle Amt anvertraute, nur darum ſegne, weil ich hoffen darf, einſt der reitzendſten Sterblichen und dem großmüthigſten Prinzen zu dienen; wenn ich dir ſage, daß dieſer Prinz, deſſen reine Flamme Zaide nicht erſt ſeit heute kennt, mich abſendet —

Zaide. Dich abſendet? — der Prinz? — Ach ich verſtehe. Geh, ſag ihm, daß ich ihn haſſe, ihn verabſcheue. Hat er nicht mit Muhamed eine Bruſt geſogen? iſt er nicht der Bruder des Mörders? — Fort! und laß mich dein tückiſches Geſicht nie wieder ſehn! — doch halt! — warte! — ſagteſt du nicht, daß der Prinz mich liebe?

Der Aga. Das kann Zaide noch fragen? Nicht

de

der Thron der Ottomannen iſt es, den er ſeinem Bruder beneidet, nein, nur Zaidens Beſitz.

Zaide. Und iſt er auch bereit, mir einen Beweis dieſer Liebe zu geben?

Der Aga. Bereit, ſelbſt mit Gefahr des Lebens, Alles zu thun, was du von ihm fodern wirſt.

Zaide. So räche er mich an Muhamed! und ich bin die ſeinige. Mit dieſen Worten, im nachdrücklichſten Tone geſprochen, verſchwand ſie in ihr Kabinet, und ſchloß die Thüre hinter ſich zu.

Der Prinz, entzückt über die frohe Bothſchaft des Aga, beſchleunigte nunmehr die Ausführung des ſchwarzen Entwurfs. Das Heer, durch die Erfüllung ſeines Begehrens noch trotziger gemacht, kam in Konſtantinopel an. Siavus, voll aufgeblaſenen Hochmuths, ward vor den Sultan zur Audienz geführt. Er dankte ihm ſo obenhin, für die ertheilte Vezierswürde, und warf ihm vor, daß er das Verlangen der Truppen nicht ſogleich erfüllt habe, daß daher ein Aufruhr entſtanden ſey, der immer weiter um ſich greife, und vor deſſen Folgen er pflichtgemäß warne.

„Ich bin nicht gewohnt," verſetzte Muhamed: „Rechenſchaft zu geben, von dem, was ich thue. Sind „die Ottomannen eines Beherrſchers müde, durch deſ„ſen Szepter ſie mehr als dreyßig glückliche Jahre durch„lebten; ſo ſey es darum! es iſt mir lieb, daß ſie mich „entbehren können, ich habe gelernt, den Thron und „Euch zu verachten."

Mit

Mit dieſer ſtolzen, dem erhabenen Geiſte Muhameds ſo anpaſſenden Antwort, begab ſich Siavus frohlockend in die Mitte der Janitſcharen, welche ſich in dem Orta Jami (*) verſammelt hatten. In wenig Minuten grif der Aufruhr um ſich wie Feuer auf einer dürren Steppe. Die Soldaten liefen wütend durch die Straßen, und riefen laut: „der Sultan ſey ein ſorgloſer Mann, „den die Rache des Himmels verfolge. Solimann, „ſein frommer Bruder, werde durch ſein Gebet der göttlichen Zorn ſtillen.“ Den letztern Grund unterſtützte beſonders die Ulemma, die in den Häuſern umher kroch. Das Volk grif zu den Waffen, und ſtürzte haufenweis in die St. Sophien-Kirche. Der Nakib (**) und Scheikh (***) warfen ſich zu Anführern auf. Man ließ den Kaimakan Cuproli rufen, der Scheikh trat auf, und hielt eine kurze Rede.

„So

(*) Orta Jami, ein Tempel, der in der Mitte der Janitſcharen Wohnungen ſteht, wo ſie ſich über wichtige Dinge berathſchlagen. Wenn der Sultan einen Aufſtand beſorgt; ſo beobachtet er hauptſächlich, was in dem Orta Jami vorgeht.

Cantemir.

(**) Nakib, Verwahrer der heiligen Standarte, das Haupt der Amiren, das iſt: der Nachkömmlinge von der Fatema, Mahomets Tochter. Er iſt im Range gleich dem Muffti.

(***) Scheikh, Prälat, oder Vorſteher der St. Sophien-Kirche, der den Rang über alle andere Scheikhen hat.

„So viele länder," sprach er unter andern: „sind während der Regierung Muhameds, und be„sonders in den letzten unglücklichen Jahren ein „Raub der ketzerischen Christen geworden, die das, „was unsere rechtgläubigen Brüder, im Schweiß ih„res Angesichts erwarben, liederlich verprassen. So „viele Städte sind verheeret, so vieles Blut vergoßen, „so vieles Gold verschwendet, indes der Sultan seine „Hunde und Falken überzählt, oder im weichen Arm „einer Buhlerinn ruht. Aber noch nicht genug! Ich „verkündige euch im Namen des erzürnten Propheten, „Hunger und Pest, eurer Feinde Triumph, eurer „Weiber Schande, eurer Kinder Todt, so lange die„ser Schatten Sultan euren Thron besudelt. Hin„weg mit ihm! — zur Ehre Allas und des großen „Propheten! hinweg mit ihm! — Erhabener Kai„makan! edler Cuproli! So viele Ahnen du zählst, „so viele Stützen des Thrones zählt das Reich der „Muselmänner; auf dich vertraut dies hier versam„melte Volk — gebiete! viele tausend Arme sind „bereit, dir zu gehorchen."

Cuproli. Eine ehrenvolle Auffoderung, welche zu verdienen, ich um den Beystand des Propheten flehe. (Er schwieg einige Augenblicke, und schien zu beten) „Meine Brüder!" fuhr er fort, ich sehe in eurem „Auge eine Wuth blitzen, die dem Leben des Sultans „zu drohen scheint. Doch besinnt euch! legt eure Hand „nicht an den, der acht und dreißig Jahre euer Herr„scher war. Der Zorn der himmlischen Mächte wird

„gestillet seyn, sobald Solimann, sein frommer Bru-
„der, die erste Stufe des Thrones berührt. Auf
„meinen Befehl bewachen die Bostangis die Zimmer
„der Prinzen, ihr theures Leben ist in Sicherheit,
„und keine dringende Gefahr würde eine rasche That
„entschuldigen. Laßt uns eine Bothschaft an den
„Sultan senden. Der ehrwürdige Scheikh und der
„edle Nakib, mögen ihm im Namen der Ulemma,
„der Truppen, und des gesammten Muselmännischen
„Volkes verkünden, daß der Thron erledigt; ihn bit-
„ten, ohne fruchtlose Weigerung, den Szepter sei-
„nem Bruder zu übergeben, und den Pallast zu ver-
„lassen. So erfüllen wir den Wink des Propheten,
„und handeln ohne strafbare Übereilung im Angesicht
„von Europa, welches Millionen Augen auf uns
„heftet."

Ein Höfling nach dem Andern stürzte indessen in das Zimmer des unglücklichen Sultans, ihm berichtend, wie nahe die Donnerwolke über seiner Scheitel hänge. Sie riethen ihm, in Eil seine Brüder umbringen zu lassen, und den tödtlichen Streich durch einen kühnen Entschluß abzuwenden. Aber Muhamed blieb sich gleich, im Unglück wie im Glück. „Ich „will meine Hände nicht mit dem Blute meiner Brü-
„der besudeln; ich will kein Kaiserthum durch eine
„Schandthat erkaufen." Die Höflinge schlichen davon, Muhamed blieb allein.

„Ver-

„Vergieb mir!“ ſprach der eintretende Nakib: „daß ich der Überbringer einer ſchlimmen Botſchaft „ſeyn muß.“

„Ich vergebe dir,“ verſetzte der Sultan: „ich „weiß, warum du kommſt. Schon lange ahndete „mir der Jammer des heutigen Tages, denn ich kenne „die Ulemma. Es wäre vergebens, mich auf meine „gerechte Regierung — ich darf hinzuſetzen: auf „meine Thaten zu berufen. Ich eroberte Kandien, „ich entlarvte den falſchen Meſſias Sabatay Seva, „ich ſchloß einen rühmlichen Frieden mit den Vene„tianern, ſchlug die Polen und nahm ihnen Kaminiek. „Ich endigte den Krieg mit den Ruſſen als Überwin„der, ich belagerte den deutſchen Kaiſer in ſeiner eige„nen Reſidenz, kurz! ich ſuchte überall durch Auf„opferung meiner Ruhe und meiner Schätze, das „Beſte dieſes Reichs zu befördern. Was iſt nun „mein Verbrechen? kann ich dafür, daß in den letz„ten vier Jahren der Zorn Gottes auf den Ottoman„niſchen Waffen ruhte? War ich es, der den Krieg „mit dem deutſchen Kaiſer anrieth? Hat nicht der „nemliche Muffti, der heute mit kaltem Blute meine „Entſetzung unterzeichnet, damals durch ſein Fetfa „dieſen Krieg für gerecht erklärt? O ihr heuchleri„ſches Gezüchte! ihr unbändigen Pfaffen! Den „Zorn des Propheten durch Faſten und Beten zu „ſtillen, das war Eures Amts; ſtatt deſſen tre„tet ihr göttliche und menſchliche Geſetze mit Fü„ßen, und ſtellt euch an die Spitze eines tollen

„verblendeten Haufens. Gott ſey mein und euer „Richter!“

Der Nakib. Ich ſtehe nicht hier, Muhameds Vertheidigung zu hören, ich bin gekommen, ein Bote des Volkes.

Muhamed (verächtlich.) Und ich ſtehe nicht hier, mich gegen den Nakib zu vertheidigen. Er gehe, der Bote des Volkes, und verkünde meinem Bruder, daß der Rathſchluß des Höchſten, ihn auf den Thron des Ali Othmanniſchen Reiches rufe.

So legte Muhamed der Gerechte — der freylich in Acht und dreyßig Jahren auch dann und wann ein Menſch war — am dritten des Monats Moharram, im tauſend und neunundneunzigſten Jahre der Hegira, den Kaiſerlichen Szepter nieder (*) Er ward eingeſperrt, verlebte noch fünf Jahr in düſtrer Einſamkeit, von dem ganzen Gewicht ſeines Kummers zu Boden gedrückt, und flehte täglich um den Todt, der endlich im Monat Jomaziolawel des Jahres 1104 (**), ſeine kalte Hand nach ihm ausſtreckte.

Als die Großen des Reiches kamen, dem Prinzen ſeine Erhebung auf den Thron ſeiner Väter zu melden, heuchelte der Böſewicht ein erſchrockenes Geſicht, faltete ſeine Arme über die Bruſt, heftete ſeinen Blick an den Himmel, und ſprach: „Ferne ſey

„es

(*) Das iſt: Sonnabends, den 29ſten October, 1687.

(**) 1692.

„es von mir, meinen Bruder des Thrones zu berau-
„ben! er iſt zur Regierung gebohren, ich zur Betrach-
„tung des ewigen Lebens.“ Endlich ſchien er den Bitten des Volkes nachzugeben, und folgte dem Boſtangi Baſchi in das Thronzimmer, welches er jedoch nicht eher betrat, bis ihm dieſer verſichert hatte, ſein Bruder ſey bereits entfernt. So ſcheut der Blick des Böſewichts das Auge des redlichen Mannes, ſelbſt wenn dieſer ihm nicht mehr ſchaden kann.

Während der Huldigung ſchwebte nur Zaidens Bild vor Solimanns Augen. Kaum hatte er ſich des läſtigen Ceremoniels entſchlagen, als er den Kislar Aga rufen ließ, und ihm folgenden Brief an die erklärte Sultane Favorite einhändigte.

Solimann, Sultan, an Zaiden, die Sultane Aſſeki.

Du biſt gerochen, ſchöne Zaide! mein Bruder beſtraft, und ich Beherrſcher der Ottomannen. Komm, theile mein Reich, wie du ſchon längſt mein Herz getheilt haſt; erfülle meinen heißeſten Wunſch, wie ich den deinigen erfüllt habe. Nur noch wenig Stunden, ſo entreiſſe ich mich dem läſtigen Gewühl der Höflinge, und eile in deinen Arm, den Lohn meiner Treue zu empfahen.

Solimann, Sultan.

„So iſt Muhamed geſtürzt!“ rief Zaide mit einer Freude, die nur der ihr verzeihen kann, der

ſen hat, wie ſehr ſie den Vezier liebte. „Iſt er todt?“ frug ſie den Aga.

Der Aga. Er lebt, in ein enges Zimmer geſperrt, verlaſſen von ſeinen Freunden und Kindern.

Zaide. Er iſt nicht todt? — und warum nicht todt? — Der Mörder meines Solimann lebt, und man glaubt mich gerochen? — Doch ja! ſagteſt du nicht, er ſey verlaſſen von Freunden und Kindern? in keiner andern Geſellſchaft als dem quaalvollen Andenken ſeiner ehmaligen Größe? ohne einen andern Zeitvertreib, als dem ewigen Wiederkäuen ſeines Kummers? — O das iſt mehr als todt! das iſt tauſendfacher Todt! — Recht! recht! er muß leben! ich bin gerochen! — Geh! danke deinem Herrn, daß er ſo ſehr Teufel war, ihn leben zu laſſen. Sag ihm, daß Zaidens nach Rache dürſtender, und nun geſättigter Geiſt, ſich hinauf ſehnt in die Wohnungen des ewigen Friedens, wo ihr Solimann ſchon ſo lange ohne ſie wandelt. Sag ihm, was du gehört, was du geſehn.

Bey den letzten Worten zog ſie einen Dolch aus ihrem Buſen, ſenkte ihn tief in ihr treues Herz, und fiel todt zu den Füßen des Kislar Aga.

K.

Briefe über Ehstlands Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten.

(Fortsetzung.)

Dritter Brief.

Wenn die Glocke sechs geschlagen; so versammeln sich die Ballgäste, die Vornehmeren kommen später, weil sie glauben, es gehöre zum Vornehmthun, allenthalben auf sich warten zu lassen. Auf den schwarzen Häuptern kehrt man sich indeß nicht daran; sondern man eröfnet den Ball, wenn Paare genug vorhanden sind.

Keine einzige, unserer Damen versteht ordentlich Menuet zu tanzen, (*) Polonoise wird nicht getanzt, sondern gelaufen; Angloise und Quadrille aber tanzen unsere Damen recht artig, und besonders mit vieler Leichtigkeit. Nur schonen sie ihrer Gesundheit dabey zu wenig, und ich habe es oft mit Herzensangst gesehen, wie sie, noch warm vom Tanz, sich,

(*) Das ist mit Ihrer Erlaubniß, schon wieder übertrieben. Ich kenne Damen, die theils in Petersburg, theils hier im Lande, von dem bekannten Belluzzi tanzen gelernt, und gewiß sind es Schülerinnen, die ihrem Meister Ehre machen.

Anmerkung des Herausgebers.

mit dem Rücken gegen das Fenster, an die Tafel geſetzt, welche man im Saal zu decken pflegt. Da nun — ich weiß nicht warum — das ſchwarze Häupter Haus ohne doppelte Fenſter iſt; ſo fangen die gefrornen Scheiben bey zunehmender Wärme, an aufzutauen, das Waſſer läuft nicht ſelten an den Wänden herunter, und verurſacht eine naßkalte Feuchtigkeit, die einem jungen nur dünn gekleideten und durch den Tanz erhitzten Frauenzimmer, nothwendig ſchaden muß. Ich ſchweige vom jähen Trinken nach dem Tanz. Das iſt eine Art des Selbſtmordes, die man keiner Dame auf der Welt abgewöhnen kann. Sie glauben, weil ſie im nemlichen Augenblick, und vielleicht auch den Tag darauf, ſich noch geſund fühlen, es ſey eine überflüſſige Vorſicht, von mürriſchen Eltern erdacht, ihre Lüſternheit im Zaum zu halten. Sie wiſſen nicht, und wollen es nicht wiſſen, daß die Folgen eines jähen Trunkes, ſich oft nach langen Jahren erſt melden; daß ein engliſcher Tanz und ein Glas limonade, dem zärtlichen Ehemann oft ein ſieches Weib zuführen; daß Schwindſucht und Auszehrung mit bleichen Geſichtern, in jedem Winkel eines Tanzſaales lauſchen, und das Ein zügelloſes Opfer, der Leidenſchaft gebracht, das Opfer des lebens nach ſich ziehen kann. O ihr liebenswürdigen Geſchöpfe! beſtimmt, eins Gattinnen und Mütter zu werden, es mag euch ſüß dünken, am Arm des raſchen Jünglings durch die bunte Reihe zu walzen; aber ſüßer iſt es dereins, den vollwangigten Säugling an die geſunde Bruſt zudrücken,

und

und nicht durch verdorbene Säfte ſein junges Leben zu vergiften.

Einer der größten Feinde des weiblichen Geſchlechts, den die Göttin der Moden in ihrem Gefolge mit ſich führt, iſt der Dämon der Schnürleiber. Zu einer Zeit, wo ganz Europa anfängt, die geſchmackloſen Zierden, der verfloſſenen, eiſernen Jahrhunderte zu verbannen; zu einer Zeit, wo Joſeph der Zweyte, der ſich mit allerley Kleinigkeiten beſchäftigt, die Schnürleiber zu der verworfenſten Claſſe von Weibern verwieſen; zu einer Zeit, wo der einfache griechiſche Geſchmack, in der Baukunſt, in der Möblirung und in der Kleidung, allenthalben wieder in ſeine Rechte tritt; ſchnürt man ſich in unſerm lieben Reval noch bis zum erſticken. Ein Leib wie ein umgekehrter Zuckerhut geſtaltet, dünkt unſern Damen noch immer das non plus ultra der Schönheit: und obgleich die vernünftigeren Männer nicht müde werden, ihnen das Gegentheil zu verſichern; obgleich ſie nur in unſern Augen ſchön ſeyn wollen und ſollen; ſo laſſen ſie ſich doch weder durch Scherz noch Ernſt, weder durch Lob noch Tadel, weder durch Spott noch medicinische Demonſtration, von dieſem Greuel der ſteiffſten aller ſteifen Moden abwendig machen.

„Wir ſind nie geſchnürt" ſagen einige. Das heißt nemlich ſoviel: „wir haben unſern Körper in kein „Schnürleib, ſondern in ein Corſet gemauert." Das nennen ſie nicht ſchnüren. Als ob es nicht auf Eins herauskäme, einen Becher Arſenik oder Schierlingsſaft

zu trinken. So lange man an den Körper eines Frauenzimmers anklopfen kann, und einen Ton erhält, als ob man an eine vernagelte Gefängnißthür klopfe, so lange tödtet das auf dieſe Weiſe eingemauerte Weib, ſeine eigene Geſundheit, es ſey durch ein Schnürleib oder ein Corſet.

„Wir können ohngeſchnürt den leib nicht grade „halten" ſagen andere: „Wir fallen zuſammen wie „ein Taſchenmeſſer." Glauben Sie das nicht, meine Schönen! Bedürfte die mütterliche Natur eines ſolchen Balkens, ſich darauf zu ſtützen; ſo wären Sie ſicher mit einem Schnürleib auf die Welt gekommen. Daß Gott Sie ohne einen ſolchen Kerker ſchuf, iſt der ſtärkſte Beweis, daß ihr Körper nicht gemacht wurde, um verbollwerkt zu werden. Ungewohnt würde es Ihnen im Anfang freylich vorkommen; aber verſuchen Sies nur auf mein Wort, und es wird Ihnen in wenig Wochen, eben ſo ſchwer werden, ſich ſchnüren zu laſſen; als es Ihnen jetzt deucht ungeſchnürt zu gehn.

„Mein Gott! wir würden ja auseinander flieſ„ſen," ſagen noch andere: „wir würden ja beſtändig „ausſehn, als ob wir ſchwanger wären, wenn eine „wohlthätige Schnürbruſt, uns nicht von Jugend „auf vor dieſem Skandal bewahrte." Grundfalſch, meine Damen! Ich getraue mir im Gegentheil zu behaupten, daß Ihr Wuchs weit reitzender ſeyn würde. Die Gewohnheit, Schnürleiber zu tragen, exiſtirt ſeit wenig Jahrhunderten, und Sie werden

mir

mir doch hoffentlich zugeben, daß es vor dieser Zeit auch schöne Taillen gegeben. Die Griechen wußten nichts von Schnürleibern, und doch ist es das höchste Kompliment, das wir einem Frauenzimmer machen können, wenn wir sagen: sie ist eine griechische Schönheit. Die Römerinnen trugen einen Gürtel, oder Band, um den Busen empor zu halten, wenn die Hand der Natur ihn nicht mehr hielt. Daß aber auch damals schon, die Vernünftigern dieser Mode spotteten, sieht man aus dem Eunuch des Terenz, wo der Liebhaber unter die Schönheiten des Mädgens, das ihn bezauberte, auch diese rechnet, „daß sie kein „Band um den Busen trägt.

O mein Vester! Sie haben auch Töchter, liebenswürdige Kinder der Natur; wenn Sie sie dereinst vor gräßlichen Nervenkrankheiten, verwachsenen Knochen und tödtlichen Kindbetten sichern wollen: so hüten Sie sie vor dem verdammten Schnüren, der gefährlichsten Mode, die der Teufel, der alten Sage zufolge, in dem großen Fasse verwahrt, welches er alle tausend Jahr einmal umkehrt, und so eine veralterte Mode nach der andern wieder in Schwang bringt.

Erinnern Sie sich noch des Landtages vor wenig Jahren, da wir über ein Gesetz gegen Luxus und Kleider-Pracht deliberirten? wissen Sie noch, mit welchem frohen Enthusiasmus ich einstimmte? mit welcher Hitze ich die griechische Tracht anpries? wir waren damals alle ziemlich einig, und doch ist nichts daraus geworden; Gott weiß warum!

Der

Der berühmte Engelländer Winslow — um mich doch auch ein wenig in die Arzeney Kunſt zu verſteigen — behauptet, daß der gewaltſame Druck der Eingeweide von unten nach oben, den Magen zuſammenpreſſe; daß einige innere Theile, deren Namen mir zu gelehrt ſind, als daß ich ſie hätte behalten können, gegen das Diaphragma geſtoßen werden, und dadurch das freye Athemhohlen hindern; daß aus dieſer Urſache, und durch das zurückdrucken der Aorta, der Blutumlauf des Herzens in Stocken gerathe; daß ein Theil des Blutes, nicht allein in den Kanälen, welche die Bruſt durchkreutzen, ſondern auch im Kopf und im Gehirn, zurückgehalten wird; daß daraus, nach Verſchiedenheit der Umſtände, Zuckungen, Polypen, Lungenkrankheiten, Kopfſchmerzen, Schwindel, Anevrismen und endlich gar der Schlag entſtehen können; daß das Preſſen des Unterleibes fürchterliche Nervenzufälle hervorbringe; daß der Lauf des Magenſaftes, das Gekröſe, die Ribben, die Blaſe, kurz Alles, was der Unterleib in ſich faßt, darunter leide. Er findet auch ſogar das, was unter und über dem Arm die Schnürbruſt feſt hält, in vielen Rückſichten höchſt ſchädlich.

Riolan, der erſte Arzt der Königinn Maria von Medicis, der alſo zu einer Zeit lebte, wo die Schnürleiber noch mehr im Schwange waren, will bemerkt haben; daß an den Weibern ſeiner Zeit, die rechte Schulter weit dicker und fleiſchigter geweſen als die linke. Winslow beweiſt, daß das eben daher rühre.

Ich

Ich bitte übrigens jeden Arzt, dem dieſe Briefe etwa zu Geſicht kommen mögten, um Verzeihung, wenn ich bey meiner medeciniſchen Demonſtration, in Kunſtausdrücken oder richtigen und deutlichen Beſtimmungen gefehlt habe. Ich habe mich nie auf die Heilkunde gelegt, und nur die Sorge um die Geſundheit meiner ſchönen Mitbürgerinnen, hat mich auf einen Augenblick zum Arzte gemacht.

Wer mehr über den Urſprung der Schnürleiber leſen will, der ſchlage (wo ich nicht irre) den Gothaer Taſchen Kalender nach, den ich nicht Luſt habe auszuſchreiben.

Doch verzeihen Sie, mein Beſter! die fatalen Schnürleiber haben mich auf einen Seitenweg geführt, der mich beynahe allzuweit vom Tanzſaal, aus der Geſellſchaft unſerer geſchnürten Schönen entfernt hätte. Ich verfüge mich eiligſt zurück, ſetze mich wieder in meinen Winkel und beobachte.

Mir hat es zuweilen geſchienen, daß dieſe und jene Dame, mit dieſem und jenem Herren lieber tanze, als mit einem Andern. Das iſt nun wohl ſehr natürlich, und ich habe nicht das geringſte dawider; aber ein Frauenzimmer ſollte ſich das nie merken laſſen. Ein Frauenzimmer kann innerlich brennen, muß aber, in öffentlichen Geſellſchaften, äuſſerlich ſo kalt ſcheinen, als der Schnee auf dem Laksberge. Eine Portion Verſtellungskunſt gehört nun leider einmal unter die Tugenden des weiblichen Geſchlechts. Sie dürfen nicht zeigen, was ſie fühlen, nicht ſagen,

was ſie denken, nicht ſehen noch hören, was um ſie herum vorgeht. Was den letztern Punkt betrift; ſo ſind unſere Damen ſo ziemlich geübt darinn. Wenn zuweilen ein ungeſitteter Landjunker, in Gegenwart unverheyratheter Mädgen, ſich Zweydeutigkeiten erlaubt, (wofür er jedesmal geprellt zu werden verdiente, wie Sancho Panſa) ſo wiſſen ſie ein Geſicht anzunehmen, als ſpräche man vom Laternenfeſt der Chineſer, oder von den Verwandlungen des Wiſchnu. Zur Ehre unſerer jungen Frauenzimmer muß ich aber hinzuſetzen, daß ſie alle auſſerordentlich unſchuldig ſind, und — darf ich es ſagen? — beynahe zu unſchuldig für das Schlangengift der Verführung; denn ein ganz argloſes Mädgen wird immer eher fallen, als ihre Mitſchweſter, die da weiß, wofür ſie ſich zu hüten hat.

Mit Vergnügen habe ich bemerkt, daß unſere adlichen Damen es eben nicht für nothwendig halten, immer adliche Tänzer zu haben. Auch wäre es thöricht, ſich daran zu binden. Auf einem Ball iſt derjenige, der am beſten tanzt, immer der willkommenſte. Hin und wieder giebt es denn doch noch alberne Mütter à deux quartiers, welche die Bürger und Kaufleute Hinkepinks nennen, und ihren adlichen Töchtern verbieten, mit ſolchen Hinkepinks zu tanzen. (*)

Soviel

(*) Darf ich Ihnen geſtehen, mein Herr Verfaſſer, daß ich das für eine grobe Verläumdung halte? Es iſt nicht mög-

So viel von unſern Damen. Um allen Irrungen, mein Beſter, vorzubeugen, ſetze ich noch hinzu, daß Alles, was ich Ihnen in meinen drey Briefen geſagt, eigentlich nur den Adel angeht. Ich bin zu wenig in der Stadt bekannt, um ein Urtheil fällen zu können; und wo ich eine Sache nicht genau weiß, da ſchweige ich lieber ſtill. Ich bin u. ſ. w.

B.

Vierter Brief.

Mein heutiger Brief wird ſehr kurz werden. Ich komme eben von einer Hochzeit, und bin noch ganz wüſt im Kopfe. Ich habe eine ganze Stunde unter den Händen des Friſeurs zugebracht, bin von meinen neuen Schuhen gewaltig gedrückt worden, und habe

---

möglich, daß man die Tohrheit ſo weit treiben kann! es iſt nicht möglich, daß ein Frauenzimmer, welches den Adel zu verdienen doch nie ſelbſt im Stande iſt, ſo lächerlich albern denken könne, daß ſie ſogar einen Spottnamen für einen ehrwürdigen Stand erfindet, ohne deſſen Fleiß und Arbeit, wie Raynal ſagt, mancher hochadliche Müſſiggänger verhungern müßte. Erlauben Sie mir alſo, die ganze Geſchichte für eine Fabel zu halten. Und ſollte ſie würklich wahr ſeyn — großer Gott! — ſo verdienten ſolche Perſonen genannt zu werden, damit das Publikum ſie öffentlich auspfeifen könnte.

Anmerkung des Herausgebers.

habe an einer prächtigen Tafel etwas zuviel Speiſe zu mir genommen. Urſache genug zur übeln Laune.

Die Braut war, wie beynahe alle unſere Bräute, hübſch, ſittſam und verlegen. Wie es übrigens auf unſern Hochzeiten zugeht, wiſſen Sie. Jeder Ort hat ſeinen Bocksbeutel, und der unſrige iſt nicht der ſchlechteſte. Aber ein Gebrauch iſt mir aufgefallen, ſo daß ich nicht umhin kann, Ihnen meine Bemerkungen mitzutheilen.

Die Braut war, wie ſich das verſteht, Geſchmackvoll, und zwar in die Farbe der Unſchuld gekleidet. Alle ihre Tanten, Schweſtern, Baſen, Muhmen und Kuſinen hatten geholfen. In ihrem Haar trug ſie eine Krone von Brillanten, die wenigſtens zwanzigtauſend Rubel werth war.

„Iſt das Mädgen ſo reich?" frug ich meinen Nachbar: „daß ſie allein zwanzigtauſend Rubel auf „einen Schmuck wenden kann?"

„Nichts weniger, antwortete er mir lächelnd: ſie „hat vielleicht nicht für zwanzig Copecken Brillanten „aufzuweiſen. Alles iſt hier und da zuſammen ge„borgt."

Ich. Zuſammen geborgt? — und ſie will uns wohl gar überreden, daß es ihr gehöre?

Mein Nachbar. Keines weges. Die ganze Geſellſchaft weiß, daß es nur geliehener Prunk iſt. Die Braut weiß es ſelbſt, und begehrt auch nicht, es zu verheimlichen. Das iſt hier ſo der Gebrauch. Keine Hochzeit kann gefeyert werden, ohne die Brillanten

der

der halben Stadt, auf dem Kopfe der Braut zu verſammeln.

Sonderbar! dachte ich bey mir ſelbſt: die Eitelkeit, ſeine Reichthümer bewundern zu laſſen, liegt alſo hier nicht zum Grunde. Was denn? Erheben Brillanten die Schönheit? Nein. Eine Myrten-Krone, ins blonde oder braune Haar geflochten, (wie es an den meiſten Örtern gebräuchlich iſt) kleidet weit beſſer, und da die Krone am Hochzeittage überhaupt ein Sinnbild der Unſchuld ſeyn ſoll; ſo dünken mir Myrthen dazu weit ſchicklicher als Brillanten.

Der Prediger hielt eine kurze, aber körnigte Rede. Auffallend war es mir, alle Augenblick des Hochwohlgebohrnen Herren Bräutigams, und der Hochwohlgebohrnen Fräulein Braut erwähnen zu hören. Sollte man nicht endlich einmal anfangen, dieſe ſinnloſen Titulaturen abzuſchaffen? doch wenigſtens, wenn man mit Gott redet.

Ich habe oft mit Achſelzucken dabey geſeſſen, wenn der Prediger von der Kanzel, dem lieben Gott für eine Hochwohlgebohrne Frau Baroninn dankt, welche glücklich entbunden worden. Er meldet alſo gleichſam dem Schöpfer der Welten, wie er ſich gegen dieſe Dame zu verhalten habe, im Fall ſie einmal ins Himmelreich kommen ſollte. Da mögte ich Jedesmal mit Hauptmann Sturm ausrufen: „Gott wird nicht „zu ihr ſagen: ſetzen ſich Ihro Hochwohlgebohren zu „meiner rechten.“

Sie werden es meinem Style anmerken, liebſter

Freund, daß ich heute ein wenig gallſüchtig bin. Ich ſchließe daher und bin u. ſ. w.

B.

Nachſchrift des Herausgebers.

Ich höre, daß das Publikum über die Briefe des Herrn B. unwillig iſt. Ich wundere mich darüber. Entweder der Mann ſagt Wahrheiten, und dann verdient er Dank; oder er ſagt Unwahrheiten, und dann ſollte man ihn widerlegen. Das letztere habe ich gethan, wo ſeine Ausdrücke mir zu hart ſchienen, wem das nicht genug dünkt, dem ſteht es frey, mehr zu thun.

Man hat mir gerathen, die Fortſetzung dieſer Briefe zu verbitten. Das werde ich wohl bleiben laſſen, ich wüßte gar nicht warum? Wer ſich getroffen fühlt — ey nun, der fühlt ſich getroffen, was kann ich dafür? Es iſt weit mit uns gekommen, wenn wir die Wahrheit nicht mehr hören wollen; das beweiſt, das wir keine Luſt haben, uns zu beſſern.

Ich wiederhohle die feyerliche Betheurung, daß nie perſonelle Satyre in dieſer Schrift Platz finden ſoll' wer mehr von mir verlangt, iſt unbillig; weſſen Feindſchaft mich um dieſer Briefe willen trifft, deſſen Freundſchaft entſage ich. Wenn ich übrigens Luſt und Beruf fühlte, mich zum Vertheidiger des Herrn B. aufzuwerfen; ſo würde ich ſagen, daß ich es ein wenig ſonderbar finde, daß man manche ſeiner Äuſ-

ſerun-

ſerungen verdreht, und ihnen eine falſche Deutung giebt. So voll er zum Bey piel unſeren Damen ſehr übel mitgeſpielt und ſie bey dem Ausländer lächerlich gemacht haben. Ich finde das gar nicht. Er hat im Gegentheil die guten Seiten unſers Frauenzimmers mit Wärme gelobt, geſagt, daß dieſe guten Seiten die ſchwächern bey weitem überwiegen, und hier ſtimme ich von ganzer Seele mit ein. Denn was kümmert es uns am Ende, ob unſere Weiber beleſen ſind oder nicht? Bildet denn der Oberon eine gute Ehefrau? macht Nathan der Weiſe gute Mütter? Angenehm mag es immer ſeyn, wenn unſere Damen mit ihren übrigen häuslichen Tugenden auch dieſen Vorzug verbinden; aber eine einzige dieſer Tugenden einem ſolchen Vorzuge aufzuopfern, das hieße eine ſchöne, reiſe Frucht gegen eine wächſerne vertauſchen; dieſe ergötzt nur mein Auge, jene labt meinen Gaum. Mögen unſere Damen immerhin den Fremden zurückhaltend begegnen; ey, mein lieber Herr B., wir haben ja unſere Weiber auch nicht genommen, um die Fremden zu unterhalten, wenn nur wir mit ihnen zufrieden, wenn der Fremde nur ſieht, wie glücklich wir im Innern unſerer Häuſer leben; ſo wird er gewiß unſere Gattinnen deshalb höher ſchätzen, als ob ſie ihm einige Worte franzöſiſch vorplapperten. — Nein, liebenswürdiges Geſchlecht! bleibe immer was du warſt, gut ohne Affectation, fein aber nicht verfeinert, gefühlvoll aber nicht empfindſam, klug aber nicht gelehrt: ſo wird jeder Pfeil des Spottes, den

man auf dich abdrückt, ohnmächtig zu deinen Füßen fallen, und du wirst bleiben der Stolz und die Ehre Ehstlands.

Der einzige Punct, in welchem ich mit dem Herrn B. ganz harmonisch denke, ist sein Haß gegen die Schnürleiber. Auch was die Musik betrifft, mag er so ganz Unrecht nicht haben. Doch — es widerlege ihn wer da will, ich habe das Meinige gethan, und da ich nunmehro das Vergnügen genieße, ihn zu kennen; so weiß ich auch, daß er sich zu vertheidigen wissen wird.

Man hat mir die Ehre angethan, mich selbst für den Verfasser der Briefe zu halten. Wenn ich es wäre, warum sollte ich es leugnen? Da ich aber nicht gewohnt bin, mich mit fremden Federn zu schmücken; so erkläre ich hier zum Überfluß nochmals, daß ich auf keine Weise Antheil daran nehme, und daß ich meine Aufsätze ganz gewiß immer mit einem K. unterzeichne. — Auch den im vierten Stück dieser Monatsschrift eingerückten Aufsatz über die Satyre, schreibt man auf meine Rechnung. Es ist mir lieb, daß ich das Publicum endlich einmal überzeugen kann, daß es in seinen Urtheilen und Vermuthungen zuweilen ein wenig voreilig ist. Diese kleine Abhandlung steht in dem Ersten Stück des Journals aus Urstädt, wo ein Jeder, der lust hat, sie nachschlagen kann.

An Julie von — r —

an

Ihrem ſechszehnten Geburtstage.

Haſt Du einſt nach ſechzehn Jahren
zweymal ſechszehn Jahr gezählt;
haſt Du einen guten Jüngling
zum Gefährten Dir gewählt:
O ſo ſey nach ſechszehn Jahren
eine Tochter auf der Welt,
die ſo reitzend wie die Mutter
ihre ſechszehn Jahre zählt.

K.

Fragment aus dem Tagebuche eines ſehr verdienten Ruſſiſchen Offiziers.

Im Jahr 1770 belagerten die Ruſſen Lemnos, und zwangen in Kurzem die Feſtung, zu kapituliren. Acht Geißeln wurden, zur Sicherheit der Kapitulation, in das Lager geſandt. Die Türken aber, welche mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen abziehen ſollten, und nicht Transportſchiffe genug hatten, ſich ſogleich wegzubegeben, zögerten unter dieſem Vorwand mit der Übergabe ſo lange, bis plötzlich ein anſehnlicher Succurs, unter Commando des Aſpan Baſcha erſchien, vor welchem die Ruſſen ſich zurückziehen mußten, da ihre ganze Macht nur aus zweyhundert Mann beſtand, (die Griechen ungerechnet, welche bey Anſicht des überlegenen Feindes ſogleich den Rücken wandten.) Graf Alexis Orloff überließ alſo die Feſtung den Türken, gieng mit der Flotte wiederum in See, und nahm die Geißeln mit ſich. Bald nachher erhielt er einen Brief von dem Türkiſchen Befehlshaber, welcher in einer getreuen Überſetzung alſo lautet:

Aus der Feſtung Lemnos, d. 28ſten Sept. 1770.

Großer Wohlthäter! leutſeliger! von Gott beſtimmt zur Ausübung des Guten; Innhaber aller

aller Helden-Tugenden! Bevollmächtigter Ihro Kaiſerlichen Majeſtät von Rußland! Graf Orloff.

Gott ſegne Euch bis an's Ende Eurer Tage! was uns anlangt, wir befinden uns wohl.

Die Feſtung, die von Euch belagert geweſen, und die ihr durch Kapitulation zu Ausſteckung der weißen Fahne gezwungen, auch zur Sicherheit der von beyden Seiten eingegangenen Bedingungen, acht Geißeln von ihr genommen, befindet ſich jetzt in meiner Gewalt, und alle Bedingungen hören auf, da ich von meinem Sultan geſchickt worden, dieſen Ort zu entſetzen, auch die rothe Fahne wieder ausgeſteckt habe. Könnten die Einwohner, und ihre bisherigen Befehlshaber, nach Willkühr handeln; ſo würden ſie ſicher ihr Wort halten, denn noch nie brach ein Türke die Kapitulation. Was alſo die Geißeln betrift; ſo hoffe ich mit Zuverſicht, daß Euer großer Name und Helden Muth, ſo berühmt in der neuen Welt, Euch verbinden wird, ihnen ihre Freyheit zu ſchenken.

Aſpan Baſcha,
Kapitän von der Kapitäne des Sultans.

Und Graf Orloff ſandte die Geißeln zurück.

Anecdoten.

Almanſur, ein vornehmer und reicher Araber, aß, trank, ſpielte, und wälzte ſich in allerley Wollüſten. Einſt, als die Langeweil ihn marterte, und Überdruß und Eckel ihn angrinzten, kam er auf die ſonderbare Grille, die Gräber ſeiner Vor-Eltern zu beſuchen. Er ſtieg hinab, und wandelte zwiſchen den modernden Gebeinen, nicht mit dem ernſthaften Gedanken, daß auch er einſt ſeinen Staub mit dem ihrigen miſchen werde; ſondern mit der Idee eines Wollüſtlings: „Daß es hier ſchön kühl ſey, und „das Geſchäft der Verdauung gut von ſtatten gehe.“

Plötzlich ward ſeine Aufmerkſamkeit, durch eine halbverloſchene Innſchrift gereitzt. In dieſem Grabe, hieß es; iſt ein gröſſerer Schatz verborgen, als Krö'us je beſaß. Almanſur, deſſen Reichthümer ſchon ziemlich erſchöpft waren, ließ voll freudiger Begierde das Grab ſogleich öffnen, und fand — eine Hand voll Staub, darunter ein Marmortäfelgen, worauf folgende Worte gegraben:

Ehe du, verblendeter Sterbliche! mit verwegener Hand dieſe Gruft entweyhteſt, herrſchte hier eine ununterbrochene Ruhe, ein Schatz, den Krösus ſelbſt nicht beſaß.

K.

Ein

* * *

Ein perſiſcher Schach kam einſt auf den Einfall, incognito ſeine Staaten zu durchwandern. An einem ſchwülen Sommertage, fand er im Schatten eines Baumes einen jungen Hirten, der auf der Flöte blieſt. Seine Geſtalt gefiel dem Beherrſcher Ispahans. Er ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und fand ſoviel geſunden Menſchen Verſtand, ſo viel richtige Beurtheilungs Kraft — freylich ohne Kultur — daß er beſchloß, den jungen Hirten mit ſich an ſeinen Hof zu nehmen, und zu verſuchen, was durch Erziehung, aus einer ſolchen Anlage ſich bilden laſſe.

Abdallah, ſo hieß der Jüngling, folgte ungern, erfüllte zwar jede Erwartung ſeines Fürſten, ward väterlich von ihm geliebt, und vom ganzen Hofe beneidet; ſehnte ſich aber oft zurück in die ſtillen Hütten der Ruhe, und blickte ſeufzend auf die einfache Hirtentracht, die er gegen den purpurnen Kaftan und den blitzenden Turbon vertauſcht hatte.

Der Schach hob ſeinen Liebling von einer Stuffe der Ehre zur andern, und machte ihn endlich zum Bewahrer der Reichs-Kleinodien. Umſonſt blickte der Neid die Zähne, umſonſt kroch die Verläumdung zum Throne. Abdallah, der Redliche, ſpottete ihrer Mißgunſt, ſein Monarch kannte zu gut den Werth von Abdallahs Herzen. Aber endlich ſtarb der gerechte Fürſt, und hinterließ einen zwanzigjährigen Sohn, deſſen Ohr der Schmeicheley, und alſo auch ſein Herz dem

Verderben offen ſtand. Sogleich hob aus dem Schlamme des Neides, die Verleumdung ihr giftiges Haupt empor, und ziſchte laut: „Abdallah hat ſich auf „Koſten der Krone bereichert; er hat den Schatz, „welchen dein Vater ihm anvertraute, zu dem Seinigen gemacht; er hat die Reichs Kleinodien zerſtückt; „ja er hat in ſeinem Hauſe ein verborgenes Gewölbe, „mit drey Schlöſſern verwahrt, wo er oft ganz allein „manche Stunde verweilt, und die geſtohlnen Reichthümer überzählt.“

Der leichtgläubige, junge Monarch traute dem Wort ſeiner Höflinge. Er überraſchte Abdallah eines Morgens, als dieſer ſich eines ſolchen Beſuchs am wenigſten verſah. „Gieb mir den Schlüſſel zu „dem verborgenen Gewölbe, das am Ende jener Gallerie ſich befindet!“ herrſchte er ihm entgegen: „wo „du ſo oft und ſo lange verweilſt, wohin der Fuß „deiner Freunde noch nie drang.“

Abdallah durchſchaute das Gewebe der Bosheit. Lächelnd ſah er auf ſeine Ankläger, und überreichte dem Schach die Schlüſſel. Das Gewölbe ward eröffnet — man fand einen Schäferſtab, eine Hirtentaſche und eine Flöte. — „Sieh hier Monarch! „die Zeichen meines ehmaligen, glückſeligen Standes. „Ich verwahrte ſie hier, und beſuchte ſie oft, um „mich an jene ſtillen ländlichen Freuden im Kreis der „Meinigen zu erinnern. Nimm Alles zurück, was „dein Vater mir gab, aber laß mir meinen Hirtenſtab.“

Der junge Fürſt, gerührt, wirft einen unwilligen Blick auf ſeine Höflinge, umarmt Abdallah und will ihn zum Erſten ſeines Reichs erheben. Aber Abdallah warf von ſich den purpurnen Kaftan, ergriff Schäferſtab und Hirtentaſche, und floh in die ländlichen Hütten.

K.

* * *

Als Ludwig der Vierzehnte zur Belagerung von Mons eilte, befahl er ſeinen beyden Hiſtoriegrafen, Racine und Deſpréaux, ihm zu folgen. Die beyden Dichter, welche mehr die Leyer als die Trommel liebten, blieben zu Haus. Als Ludwig zurückkam, machte er ihnen Vorwürfe über ihren Ungehorſam. „Unſere „Guarderobe beſteht nur aus Gallakleidern," verſetzte Boileau, „wir lieſſen uns eben andere machen, „um im Felde erſcheinen zu können; aber Ew. Ma„jeſtät haben die Stadt genommen, ehe der Schnei„der noch Zeit gehabt hat, ſie fertig zu machen."

Etwas aus der Geſchichte der Märtyrer.

Die erſten Jahrhunderte des hervorſproſſenden Chriſtenthums, ſind mit Beyſpielen der entſchloſſenſten Selbſt Verleugnung angefüllt, vor denen wir heutzutage ſtaunen, ſie bewundern, und nicht nachahmen würden. Die alten Deutſchen gläubten, jeder in der Schlacht gebliebene Held, werde im Augenblick ſeines Todes nach Walhalla verſetzt, wo ewig jugendliche Freuden ſeiner warteten. Dieſer Glaube machte unſere heydniſchen Väter rüſtiger zum Gefecht, als den Türken ſein Opium; ein ähnlicher Glaube gab unſern chriſtlichen Vätern Muth, ohne Murren ihre Köpfe dem Beile des Henkers darzubieten.

Unter dem Heere der Römer, zu den Zeiten des Kaiſers Maximian und Diocletian, befand ſich eine Legion, die thebaniſche genannt, welche — an der Anzahl jeder andern Legion gleich — aus ſechstauſend ſechshundert Chriſten beſtand. Dieſe Legion war die tapferſte im Felde, die pünktlichſte im Dienſt, die exemplariſchſte im Lebenswandel. Dem Befehl ihres Geſetzbuches getreu: ſeyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat! gehorchte ſie willig ihrem heydniſchen Beherſcher, und war zufrieden, dem Gott der Chriſten

im Stillen dienen zu dürfen. Ihr Anführer hieß Mauritius, grau geworden unter den Waffen, ein Greis ohne Tadel.

Als aber der Kaiser Maximian diese Legion einst zu Ausrottung der Christen brauchen wollte, versagte sie ihm den Gehorsam. Der Kaiser gerieth in Wuth, und befahl den zehnten Mann hinzurichten. Die Legion stand, mit den Waffen in der Hand, sah ihre Brüder Einen nach dem Andern zum Tode führen, machte keinen Versuch, sie zu befreyen, und pries sie glücklich, Märtyrer der guten Sache zu werden. Neuer Befehl zu fechten, neue Weigerung. Maximian knirschte, und gebot zum zweytenmal den zehnten Mann hinzurichten. Es geschah ohne Widerstand, wie das Erstemal. Neuer Befehl zu fechten, neue Weigerung, von folgender Vorstellung an den Kaiser begleitet:

„Herr! wir sind deine Kriegs-Knechte! aber „auch die Knechte Gottes, des Gottes, den wir „freudig bekennen. Dir ist unser Arm, ihm unser Herz geweyht; du giebst uns Brodt, er gab „uns das leben. Du bist unser Herr, Gott ist „auch der deinige. Wir haben dir gehorcht, und „wir wollen dir gehorchen; gebietest du uns aber, „was mit seinen Gesetzen streitet; so gehorchen wir „Gott mehr als dir. Gezückt sind unsere Säbel gegen „deine Feinde, doch verlange nicht von uns, daß

„wir

„wir ſie mit dem Blute unſerer Brüder färben „ſollen. Wir ſchwuren Gott unſere Treue, ehe „wir dir ſie ſchwuren; wir würden ſie brechen ge„gen dich, wenn wir gegen ihn ſie brechen könn„ten. Du willſt Chriſtenblut, warum wirfſt du „dein Auge auf Fremde? hier ſtehen wir, und „bekennen ohne Furcht Gott den Vater, und ſei„nen einzigen Sohn Jeſum Chriſtum: hier ſtehen „wir mit den Waffen in der Hand, könnten uns „retten und wollen es nicht, denn beſſer iſt es, „ſchuldlos zu ſterben, als ſchuldig zu leben.“

Die Wuth des Kaiſers war Grenzenloß. Er befehligte Truppen, die ganze legion in Stücken zu hauen. „Du brauchſt dazu keine Truppen,“ ſagte Mauritius mit heiterer Gelaſſenheit. „Ein Henker, „deſſen Arm nicht ermüdet, iſt genug.“ Die legion legte ohne Widerſtand die Waffen nieder, und gieng zum Tode, als in die Arme eines Freundes.

K.

Lied der Dreſcher.

Der Erſte.

Werfet die volleſten Garben herunter,
Löſet die Seile und ſchlaget dann munter:
Eins, zwey, drey, vier, fünf, ſechs, keiner zugleich!
Schlagt nach dem Takte, das rathe ich euch!

Der Zweyte.

Munter und fröhlich ſey jeder und ſchwinge
luſtig den ſchwankenden Flegel und ſinge
Für den erhaltenen Segen Gott Dank.
Schlaget denn zu und beginnt den Geſang!

Alle.

Wir danken dir, du guter Gott!
Für deinen reichen Segen.
Wir danken dir, Herr Zebaoth!
Für Sonnenſchein und Regen.

Der Dritte.

Dafür, daß du uns Kraft verliehn,
Zum Pflügen und zum Säen:
Daß du zu unſerem Bemühn
Gedeihn gabſt, Kraft zum Mähen.

Der

Der Vierte.

Und der ſo liebe Sonnenſchein,
Da unſre Früchte lagen,
Der ſoll, dir Herr! verdanket ſeyn
In allen unſern Tagen.

Der Fünfte.

Die Scheuer wurde, bis ins Dach,
Ganz voll nach deinem Willen;
Nun hilf uns doch auch, nach und nach,
Die leeren Böden füllen.

Der Sechſte.

Bewahr' es dann für Wurm und Brand,
Für Waſſer und für Feuer.
Beſchütze unſer ganzes Land,
Und uns und unſre Scheuer.

Alle.

Wir danken dir, du guter Gott!
Für deinen reichen Segen.
Wir danken dir, Herr Zebaoth!
Für Sonnenſchein und Regen.

Luce.

Unter das Bild der Kayserinn,

Freye Übersetzung aus dem Russischen.

Beherrscherinn des halben Erdenballes,
der Völker Glück des Thrones Zier:
Die schaffende Natur gab Catharinen
Alles,
und Alles gab sie uns in ihr.

K.

* * *

Epistel

an Frau von *** als sie die Residenz mit ihrem Landgute vertauscht hatte. (*)

Mit Wiederwillen wandtest du
der stolzen Kaiserstadt den Rücken,

(*) Diese Epistel wurde schon vor einigen Jahren geschrieben, es ist daher leicht möglich, daß Manches nicht mehr auf Petersburg paßt.

und jene ländlich ſtille Ruh,
geſchaffen um den Weiſen zu beglücken,
in ihrem Arm die Menſchheit zu erquicken,
ſcheint deinem Geiſte eine Laſt;
Einförmigkeit der Tage und der Stunden,
der Freuden und der Ruh iſt dir verhaßt,
an ewigs Einerley wähnſt du dich hier gebunden.

Was war denn des Bedaurens werth
bey allem was du dort verlaſſen?
welch neidenswerthes Glück entbehrt
dein fühlend Herz? — (denn bey dem Herzen dich
zu faſſen,
das iſt mein Plan) — bey ihm beſchwör' ich dich anjezt:
Sprich Freundinn! was haſt du verlohren? —
Ein Nichts, ein Spielwerk müßger Thoren,
das die Natur dir tauſendfach erſezt.

Wahr iſts, verſchwendete Juwelen,
und Galla Kleider ſiehſt du nicht;
hier kann kein Stuzer dir erzählen,
was die von der, und der von jener ſpricht,
wie die und jene ihre Haare flicht,
was der und jener an parure noch gebricht:
Allein vor deinem Auge ſchmücket
der Frühling ſich mit buntem Grün,
geſchmackvoll iſt ſein Kleid geſticket,

mit

mit Rosen, Veilchen und Schasmin;
aus voller Hand auf sammtnen Rasen,
ist Florens Füllhorn ausgestreut;
zwar der Besatz ist viel zu breit,
allein was frägt der Lenz nach russischen Ukasen? (*)

Wahr ists, hier lispelt deinem Ohr
kein Czernowick ein süsses Rondo vor;
du hörst nicht Sarti, Paisiello,
Beer, Lolli, Dietz und Comaschino;
hier ist kein Clubb dem Musengott geweyht,
und keine Todi mit der Nachtigallen Kehle;
doch rechnest du in deiner Einsamkeit
für nichts die sanfte Philomele,
die klagend jedes Herz bewegt?
und zärtlicher als Todi, jeder Seele
voll Simpathie entgegen schlägt;
für nichts die Lerche und den Finken,
die Wachtel und das ganze Sänger Chor?
sie gurgeln dir, sobald die ersten Strahlen winken,
ihr ungekünstelt Lied bis an den Abend vor.

Wahr ists, nicht jede neue Mode,
mit der uns Frankreichs Witz versorgt,

(*) Eine Anspielung auf eine bekannte Verordnung unserer Monarchinn, daß die Garnirungen der Damenkleider, nur zwey Werschock breit seyn sollen.

wird hier der Madam Daubcourt abgeborgt;
allein auch die Natur war nimmer Antipode
der Abwechslung: ſieh dieſes Feld mit Klee,
dies Blumenbeet, und dieſe Ährengarbe;
hier à la Marlborough, dort à la Montgolfier,
Pariſer Koth und Dauphins Windeln Farbe.
Wenns an Pommade à la Roſe dir gebricht;
ſo fehlts dir doch an Roſen nicht.

Wahr iſts, die Pracht der Reſidenzen,
Schauſpiele, die bey jedem Schritt,
ſobald es ſechſe ſchlägt, dir dort entgegen glänzen,
vermiſſeſt du in deinen ſtillen Grenzen.
Du ſiehſt nicht Floridorn als Tancred, Hippolit,
im Zauber ſeines Spiels erſcheinen,
und Scholtzen nicht, als Held von Wittelsbach,
du kannſt nicht mit Meropen weinen,
hörſt nicht Agneſens ſanftes Ach!
Dein Auge wird nicht durch die Pracht geblendet,
die in der welſchen Oper man verſchwendet:
Allein das Schauſpiel der Natur,
ſollt' es nicht deinen Blick verdienen?
Traun! herrlicher ſchmückt Gott die grüne Flur,
als Petersburg und Napel ſeine Bühnen.
Vom Schauſpiel das Natur uns gab,
iſt jeder Zwang verbannt: beſuchſt du deinen Garten,
ſo fodert Niemand ein Entreebillet dir ab,

du mußt nicht Stunden lang auf deinen Wagen warten,
wirst nicht im Corridor zerdrückt,
und athmest Gottes Luft weit freyer;
die trocknen Früchte die Marsani dort so theuer
dir bietet, werden hier vom nächsten Baum gepflückt.

Wahr ists, kein Sommergarten sammelt
des Abends die beau monde um dich her,
wo mancher Held, an Kopf und Herzen leer,
geschminkten Damen etwas süßes stammelt;
wo mancher faule Erdensohn,
sein spätes Mittagsmahl verdauet,
und wo die freundliche Lion
so trefflich Schokolade bräuet.
Doch neidenswerthe Ruhe wohnet hier,
entfernt vom großen, ungeschlachten Haufen,
kein trunkner Russe taumelt dir
entgegen, um Orangen zu verkaufen;
kein süßes Närrchen hälts für Pflicht,
mit Zucker Unsinn dich zu unterhalten;
kein Band und Stern mit Podagra und Gicht,
legt seine Stirn vor dir in tief politsche Falten.
An deines biedern Gatten Hand,
schmückt die Zufriedenheit mit ihrem Zauberstabe,
dir reizender dein kleines Land,
und vor dir hüpft ein liebenswürdger Knabe.

Wahr iſt es, kein geſchmückter Thor,
kein Höfling flüſtert oder röchelt,
mit wichtger Mine dir ins Ohr:
„die Kayſerinn hat geſtern den und den
„beſonders gnädig angelächelt,
„der ganze Hof hat es geſehn.“
Kein unberufner Politicus,
der Elephanten ſchafft aus einer Stubenfliege,
erzählet dir vom nahen Türkenkriege,
und vom Pariſer Friedensſchluß;
dich kümmern wenig Rodneys Siege,
ob Franzmann oder Britte unterliege,
ob wechſelſeitig man im Kabinet betrüge,
ſich in Schimären oder Wirklichkeiten wiege;
das iſt dir Alles einerley:
Du haſt ein Landgut und biſt frey;
In wenig Worten liegt dein ganzes Glück;
O Freundinn! dank' es dem Geſchick,
das dir bey ſo viel Reitz des Körpers und der Seele,
auch noch den gröſten Schatz, die edle Freyheit gab.
O nur genug zum Schutz vor einem Bettelſtab!
ein freyer Sinn, geſundes Blut;
dann wohnt ſichs ſelbſt in einer Höhle,
und unter Hottentotten gut.

R.

Von den Hochzeitsgebräuchen der Ehsten auf der Insel Ösel,

von

J. W. L. Luce.

Schon seit einer geraumen Zeit haben die Gebräuche des gemeinen Mannes meine Aufmerksamkeit rege gemacht. Ich habe mir die Mühe gegeben manchem derselben nachzuspüren und fand, daß nicht allemal Liebe zur Feyerlichkeit oder zum äuserlichem Gepränge ihre Stifterin, und nicht allemal spielende Phantasie ihre Anordnerin, noch der Überfluß ihr Unterhalter und Vervielfältiger waren. (*) Einige haben diese Quelle, diese Natur und Form, und diese Nahrung, das ist unläugbar; aber auch viele giebt es, die anfänglich ernsthafte Anordnungen waren, zum Gedächtniß gewisser Personen, Thaten, und Begebenheiten, die die Nachwelt, wie gewöhnlich, dem-

(*) Anm. Der Herr Forster (s. Reise um die Welt.) behauptet, daß der Ueberfluß Ursach der Gebräuche und besonders der vielen Gebräuche sey. Dieses ist aber meines Erachtens nicht ganz, und nur, bis auf einen gewissen Zeitpunct, bey mancher Nation nur relativisch wahr.

ohnerachtet vergessen und nur die leere Ceremonie, ohne zu wissen warum, beybehalten hat: viele giebt es, die ein Ohngefähr oder Grille zur Mutter, und Grimasse oder Eigensinn zur Unterhaltung haben, und einige sind noch die Sitten unserer rohen Vorfahren, durch Religion oder Cultur vermindert, gemildert und zu spielenden Gebräuchen umgeschaffen. Ein Beyspiel dieser letzteren geben uns die Hochzeitsgebräuche unser öselschen Ehsten, bey welchen man vieles gar nicht würde erklären können, wenn es nicht aus der Sitte ihrer Vorfahren geschähe, denn die Erklärungen der jetztlebenden Ehsten bleiben immer unzulänglich, und sind oft abgeschmackt. Ich werde zum Beweise dessen die jetzigen Gebräuche und ehemahligen Sitten, so viel mir davon bekannt ist, erzählen (*)

Donnerstags oder Sonnabends (a) läßt der Bräutigam, gewöhnlich durch einen seiner Anverwandten für sich

(*) Anm. Nicht in allen Kirchspielen sind alle im Gebrauch; da ich aber allgemein davon schreiben wollte, so habe ich die meisten gesammelt, besonders aus dem Pendischen, wo noch die meisten beobachtet werden.

(a) Die Tagewählerey hängt unsern Bauren noch immer recht sehr an, welches ich ebenfalls für ein Stück seiner ehemahligen Religion halte, nach welcher sie sich alle Morgen einen neuen Gott wählten, dem sie den Tag über das Compliment machten. Dieser Gott war das erste was ihnen in die Augen fiel.

ſich werben. Dieſer kommt nie anders als in der Nacht und ſpricht bey dem Vater der Braut an. Wird kein Feuer angefacht, das Hausgeſinde nicht geweckt, die Braut nicht hereingerufen, ſo wird auch aus der Heyrath nichts, (b); wird aber Feuer angefacht u. ſ. w. ſo wird er auch angenommen, der Anſprecher kommt alsdenn in Begleitung des Bräutigams, an einem der obigen Tage, aber in der Nacht, und bringt Bier, Brandtewein, Weisbrodt und Geld für die Braut zum Pfande. Nun iſt der Kauf geſchloſſen und der Tag der Verlobung wird feſt geſetzt, welches gewöhnlich ein Sontag iſt.

Der Bräutigam kömmt morgens mit ſeinem Vorgänger, (Paio wend) bringt ein groß Weisbrodt, und, ſo viele Kinder im Hauſe ſind, ſo viele kleine Brodte, nebſt Bier und Brandtwein. Die Braut wird angekleidet, man iſſt, ſingt ein geiſtlich Lied, und der Bräutigam hebt ſeine Braut aufs Pferd. Nun reiten ſie in folgender Ordnung zur Kirche: erſt der Vorgänger, dann der Bräutigam, dann die erwählte Mutter der Braut, endlich die Schöne ſelbſt. Einige nehmen bey dieſer Gelegenheit ein Brodt mit für die

(b) Im Fränkiſchen und an mehreren Orten, zeigt das rothe oder ſchwarze Gericht, ob der junge Herr willkommen ſey, oder nicht.

Bettler, einige nur etwas Brodtkrumen, Schwefel und Teufelsdreck, (eine ſichere Cur für das Verhexen) dieſe reiten auch gewöhnlich durch die Büſche und an den Zäunen um dem Teufel auf der Landſtraße auszuweichen. (c) Behandſchuhet müſſen ſie alle ſeyn, (d) denn wenn die Ringe gewechſelt ſind, ſo wechſelt das Brautpaar auch die Handſchuhe. Bey ihrer Zurückkunft ins Brauthaus macht die Braut dem Vorgänger ein Geſchenk mit einem Paar Handſchuhe, dann wird gegeſſen, und das Brautpaar behilfft ſich diesmal mit einem Löffel. Rückt endlich die Nacht heran, ſo verehrt der Bräutigam ſeiner Schwiegermutter einige Kopeken, beſchenkt die Kinder, ſchickt ſeine Braut vor ſich hinauf oben ins Haus und nimmt ſich die Freyheit ihr zu folgen, wo denn Stroh oder friſches Heu ihr präliminär Brautbette iſt. Den andern Morgen bekömmt der Bräutigam ſo viel Brodt als er brachte, und zieht ſeine Straße.

Da die Verlobungen gewöhnlich im Frühlinge und die

(c) Meines Wiſſens iſt dieſes Volk das einzige welches glaubt, der Teufel gienge geraden Weges, und daß man ihm auf krummen Wegen ausweichen könne.

(d) Auch ein Aberglaube, der ſich ſogar bis auf die Gevattern bey der Taufe erſtreckt. Warum? habe ich nicht erfahren können. „Es ſoll ohne Handſchuhe nicht gut ſeyn," ſagt man.

die Hochzeiten erſt im Herbſte zu ſeyn pflegen, ſo hat der Bräutigam Zeit genug, ſeine Braut zu beſuchen und bey jeder Gelegenheit mit Brandtwein zu tractiren. In der Erndtezeit kommt der Bräutigam wieder in der Nacht und hohlt ſeine Braut hinter ſich auf dem Pferde auf einige Tage in ſein Haus und Bette. Sie hilfft ihm zwey oder drey Tage ſchneiden, ſo wohl Rocken als Gerſten, wobey der Liebhaber ihr ſtets zur Seite iſt, um zu ſehen, ob ſie auch gut arbeitet. Die Liebe hat überhaupt bey den Heyrathen des Bauren nichts zu thun und zu ſagen, denn der Bauer verlangt von ſeinem Weibe nichts weiter, als geſunde Glieder und Fleiß, ob ſie ſchön oder häßlich, alt oder jung, Jungfer oder Hure iſt, gielt ihm ziemlich gleich viel, nur nimmt er nicht gern die Hure eines Deutſchen.

Dienſtag, Donnerſtag und Sonnabend gehet die Braut betteln, wobey ſie immer ſtrickt. Ihre Vorgängerinn, die ihr der Bräutigam ſchaffen und ſalariren muß, hat einen Beutel mit Rauch- und ein Horn mit Schnupftoback, welche ſie präſentirt wenn ſie bey Bauren bettelt, und einen Bettelſack worinn ſie die geſchenkte Wolle, den Flachs, Wadmann, das Haubenzeug, die Strumpfbänder, Handſchuhe u. d. gl. ſammlet. Das erbettelte gehört der Braut, wozu ihr die Schwiegermutter auch noch wohl ein Pfund

Garn

Garn ſchenkt und zwar blauwollen. Nun kauft das Brautpaar gemeinſchaftlich den Brautſtaat ein: Borte, Haube, und Bänder dran, pflegt gewöhnlich 75 Kop. zu koſten.

Die Hochzeitsgäſte werden ſehr frühzeitig gebeten, und das hat ſeine guten Urſachen, beſonders die Brautsjungfer (Körwane) denn dieſe muß der Braut ſtricken helfen. Ohne dieſe darf die Braut am Hochzeitfeſte nirgends gehen.

Kurz vor der Hochzeit, wäſcht die Braut in dem Hauſe des Bräutigams deſſen Hemde. Hernach kommt der Bräutigam mit ſeinem Vorgänger, wieder in der Nacht, den Kaſten ſeiner künftigen Hälfte abzuholen. Er geht allein hinein, bringt weiß Brodt zum Geſchenk; aber demohnerachtet nimmt die Mutter Beſitz von dem unverſchloſſenen Kaſten ihrer Tochter, und läßt ſich durch einige Kopeken herunter complimentiren. Man legt nun ein Brodt in den Kaſten, und die Braut und ihr Marſchall heben ihn heraus. Letzterer folgt dem Kaſten und bleibt im Hauſe des Bräutigams, wo ſchon die Gäſte verſammlet ſind, wie auch im Brauthauſe, und zwar in jedem gleichviel. Jeder Gaſt der eines Geſindes Wirth iſt, bringt ein weis Brodt, ein Roggenbrodt und ein abgeſchlachtet Schaf.

Früh Morgens doch vor Tage geht nun der Bräutigam mit seiner Gesellschaft die Braut abzuholen. Zu dieser Reise wird jedem Gaste der ein Wirth ist, ein kleines Brod gegeben. Sie finden das Brauthaus durchgängig verschlossen und verriegelt. Der Paiowend ist mit einem alten verrosteten Degen bewaffnet, führt den Trup, und einige seiner Gesellschaft sind auch wohl mit Schiesgewehren versehen, die sie bey ihrer Ankunft fleißig hören lassen. Die Gesellschaft der Braut thut dasselbe und die Männer kommen unter Anführung des Braut-Vaters ins Gehöft. Die, von Seiten des Bräutigams suchen ins Gehöft zu kommen, welches man von innen zu verhindern sucht. Einige legen sich auf Bitten, geben vor sie suchten ein Kuhkalb, oder Kohlpflanze ꝛc. gelingt es ihnen nun durch Gewalt oder List oder durch der Gegenparthey Nachgiebigkeit hineinzukommen, dann läuft alles auch aus dem Hause durch einander in einem Klumpen, außer die Braut läuft dreymahl mit ihrer Jungfer (die aber beyde noch ungeputzt seyn müssen) um den Hausen, und dann ins Haus. Nun treten die beyden Männer, die Degen haben, vor die Thür, halten ihre Schwerter creutzweiß über dieselbe, und die Braut muß dreymahl drunter durchlaufen, und sich hernach verstecken. Diese Ceremonie ist so heilig, daß man Peitschenstiehle nimmt, wenn

wenn

man keine Degen bekommen kann, um das Creuz über der Thür machen zu können. Der Bräutigam hat eine Jungfer mit gebracht (Saa nadde) die mit einem weißen Laken vermummt iſt, welches ihr aber beym Eintritte ins Haus abgenommen wird.

Die Braut hält ſich den ganzen Tag mit ihrer Jungfer verſteckt, und die Gäſte ſchmauſen. Sie muß mit ihrer Begleiterin immer Handſchuh tragen, und der Bräutigam muß den Hut auf der Naſe haben. Abends wird der Braut eine Haube aufgeſezt, welche ſie zweymal wegwirfft und das drittemal ſitzen laſſen muß, wobey ihr die Mutter jedesmal eine Maulſchelle giebt und ſagt: karda omma meeſt! (gehorche deinem Manne!) dann wird ihr das Laken, was der Saa nadde abgenommen worden iſt, übergehängt und ſie damit vermummt. Der Bräutigams Vater führt nun die verſchleyerte Schöne herein und ſetzt ſie bey den Bräutigam, man trägt Eſſen auf und die Brautjungfer muß ihre Gebieterin unter dem Laken futtern. Nach dem Eſſen wird gebetet, und des Bräutigams Geſellſchaft ſpannt an. Des Bräutigams Vorgänger, zieht der Braut einen Schuh ab, ſteckt denſelben an den Degen oder Stock und präſentirt ihn den Hochzeitsgäſten, welche jeder einige Kopeken hineinſtecken, welches er der Braut abliefert und ſie mit dem Degen in der Fauſt aus dem Hauſe

führt,

führt, da man ihr beym Herausgehen mit einem Siebe vor den Hintern ſchlägt und ihr ſo viel Kinder wünſcht als Löcher im Siebe ſind. Sie bekömmt ein Brodt auf den Weg, und der Brauts Marſchall eine Kanne voll Bier, woraus ihm unterweges kein Tropfen verlohren gehen darf, weil ſonſt die junge Frau unfruchtbar wird. Wenn ſie abgefahren ſind, ſo wird ein hölzerner Teller im Brauthauſe entzwey geſchlagen, warum? das habe ich nicht erfahren können. Wahrſcheinlich ſinds alles Anſpielungen,, die ſich wie das Gläſer entzweywerffen beym Deutſchen am beſten aus der Siebzeremonie erklären laſſen.

Den andern Morgen folgt die Geſellſchaft, der Braut ins Bräutigams Haus nach, ſuchen ſcherzweiſe wieder ein Kuhkalb u. ſ. w. und werden mit warm Bier, Sülze ꝛc. bewirthet. Die Braut wird angepußt, ſitzt aber den ganzen Tag verſchleyert. Abends wirft ihr ein Weib ein männliches Kind über den Tiſch in den Schooß, welchem ſie ein Paar Strümpfe verehret, endlich legt ſie einen Gurt oder ein Paar bunte Halbſtrümpfe auf die Fleiſchſchüſſel, es wird getanzt, und dann erſcheint die feyerlichſte Stunde.

Der Bräutigam legt ſich zuerſt in Kleidern zu Bette, dann bringt der Bräutigams Vater die Braut und wirfft ſie auch aufs Bette, zieht ihr mit dem Degen

gen den Schleyer ab und ſteckt den Degen an die Lage zwiſchen ſie, zu einer Schutzwehre für dem Satan (muß wohl der Asmodius dadurch gemeint ſeyn). Alsdenn wird geſungen und gebetet und die Gäſte entfernen ſich alle außer die Brautsjungfer und des Bräutigams Saa naddu; welche die Braut auskleiden. Letztere nimmt ihr die Schuhe ab, und erſtere die Bröschen, und macht ihr den Haken am Rock los, ſie entfernen ſich und der Vorhang fällt.

Am andern Morgen werden die jungen Eheleute mit Geſang geweckt. Die Saa naddu hohlt Waſſer, das junge Ehepaar wäſcht ſich und beſpritzt ſich mit Waſſer, und wer den andern zuerſt beſpritzt, lebt am längſten. Hierauf wird die Braut wieder in ihren Staat geſetzt, und unterdeß geht ihre Schwiegermutter Flöhe ſuchen, da muß denn das junge Paar einige Kopeken im Bette gelaſſen haben, wenn die Alte mit der Flohjagd zufrieden ſeyn ſoll. Die Brautjungfer bindet den beyden Marſchällen jedem ein Paar Handſchuh an den Degen, wie auch ein Paar an den lieben Dudelſack. Des Bräutigams Vorgänger führt die Braut herein und ſetzt ſie neben den Bräutigam. Nun werden 2 gleich lange und gleich dicke Lichter angezündet, weſſen Licht nun am längſten brennet, der lebt am längſten. Daß an dem Hochzeitsfeſte beſtändig in beyden Häuſern Licht brennt, ſcheint noch ein Reſt

des

des Chatolicismi zu ſeyn. Die Weiber pflegen dem Brautpaar auch wohl ein brennendes Licht anzubieten, welches aber daſſelbe ohne ausgelacht zu werden, nicht annehmen darf. Was das vorſtellen ſoll, möchte ich wiſſen. Es wird den Tag über geſchmauſet und getanzt.

Abends öffnet die Braut ihren Kaſten, und füllt aus demſelben die Schachteln der Marſchälle mit Strümpfen, Handſchuhen, Gurten u. ſ. w. Die Empfänger nehmens auf dem Kopf, tanzen damit und ſetzens hernach auf den Tiſch wo ſie der Braut Marſchall an die Gäſte austheilt. Dieſer ſetzt ſich darauf der Braut gegen über, die einen Handſchuh aufhält, ſchlägt mit dem Degen auf den Tiſch, rufft die Gäſte bey Namen und fordert von jedem minno ſösara förma rahha (meiner Schweſter Fingergeld) und jeder muß einige Kopeken in den Handſchuh ſtecken. Hieran aber hat man noch nicht genug, ſondern der Braut Marſchall bittet ſich noch die Hochzeitsgeſchenke aus, die denn gewöhnlich aus 40 bis 50 Kop. oder der Verſprechung eines Kalbes, Schaafs oder dergleichen beſtehen. Darauf nöthigt der Schwiegervater die junge Frau nach dem Stalle oder Vorriege und präſentirt ihr einen Ochſen, oder eine Kuh, ſie wirfft ein Paar Handſchuhe auf die Hörner, nun gehört ihr das Stück Vieh, die Handſchuhe aber dem Schwiegervater. Nun wird ſie wieder in die Kammer geführt, der

Brautſtaat abgenommen, und die Gäſte empfehlen ſich; wenn ſie weg ſind, hohlt ſie das, in ihrem Kaſten mitgebrachte Brodt hervor und ſchneidet für jeden in ihres Mannes Geſinde ein Stück, damit ſie einig mit einander leben.

Des folgenden Morgens futtert ſie erſt die Kühe und legt ein Gurt und ein Paar halbe Strümpfe aufs Futter, dieſe nimmt die Schwiegermutter zu ſich. Alsdann füttert ſie die Schaafe und opfert ein Paar Handſchuhe. Wer das Vieh tränkt, dem legt ſie Geld auf den Brunnen, dem Ofenheizer verehrt ſie ein Gurt, wie auch dem der die Stube fegt. So weit gehen die feſtlichen Handlungen, nun kommt aber ſchon das erſte ernſthafte Geſchäfte der jungen Frau: ihre Schwiegermutter hohlt ihr alle alte und zerriſſene Hoſen, welche ſie flicken muß.

Ich glaube es muß jedem aufmerkſamen Leſer auffallend geweſen ſeyn, daß der Bräutigam alle ſeine Unternehmungen in Abſicht auf ſeine Braut immer des Nachts ausführt, daß er nach der Verlobung ſo bona fide mit ſeiner Braut ſchlafen geht, und doch die Copulation für nothwendig hält, daß das Abholen der Braut ſo feindſeelig und kriegeriſch ausſieht, daß die Braut ſo wunderliche Sprünge macht und ſich den ganzen Tag verſteckt hält, und endlich, daß die Gäſte anfänglich getrennet ſind, und die Gäſte der Braut

derſel-

derſelben erſt den andern Tag nachfolgen und etwas verlohrnes ſuchen. Alles dieſes aber erklärt ſich ſehr gut aus folgender alten Sitte: (*) Wenn ein junger Ehſte ſich verheyrathen ſollte, ſo wählte ſein Vater eine Dirne für ihn, ging mit ſeinen Freunden hin und verſteckte ſich in der Gegend wo ſie wohnte, und laurte bis ſie zum Vorſcheine kam. Dann fielen die Verſteckten aus ihrem Hinterhalte, bemächtigten ſich ihrer, warfen ſie auf einen Schlitten, und eilten davon. Die geraubte Dirne ſchrie von Rechtswegen; wenn dieſes ihre Anverwandten hörten, ſo griffen ſie nach den nächſten Waffen, jagten den Entführern nach, um ihnen die Beute wieder abzunehmen. Ereilten ſie die Räuber, ſo kam es zu einem hitzigen, oft blutigen Gefechte; konnten ſie aber die Mädchendiebe nicht überwältigen, ſo nahmen ſie dieſelben ſamt der Braut mit ſich nach Hauſe und ſperten die Braut mit dem Bräutigam eine Nacht in eine Kammer, wurden dieſe mit einander eins, ſo wurden ſie Eheleute; war aber den andern Morgen einer mit dem andern unzufrieden, ſo muſte der Bräutigam ohne Braut wieder heim ziehn.

Die Combination der alten und neuern Sitte wird ein jeder leicht ſelbſt machen, und alſo auch leicht mei-

(*) Sebaſtianus Münſterus ein alter Cosmograph aus dem 16ten Jahrhundert, iſt mein Währmann.

ne vorangeſchickte Behauptung wahr finden, ei
daß ich nöthig hätte weitläuftig darüber zu werden.

Frage
an Naturforſcher.

Der gemeine Mann hier auf Oeſel trägt ſich
einer alten Fabel vom großen Tell, von welchem d
Guth Töllist noch ſeinen Namen haben ſoll. Ein
wollen von 3 Brüdern wiſſen, davon einer auf De
den, einer auf Wolde und der Dritte auf Töllist
gewohnt haben. Letzterer hatte ſeinen Kohlgarten
der Inſel Runo, woher er den Kohl erſt hohlte, we
er den Keſſel ſchon zu Feuer geſetzt hatte. Er w
ein großer Krieger und ſoll gewöhnlich mit einem R
genſparren oder Wagenrade gefochten haben. S
Bruder auf Wolde und er, bedienten ſich eines Sp
tens, wenn ihn nun der woldiſche nöthig hatte,
pfiff er und Tell warf ihm den Spaten nach Wol
hinüber. Vor ſeinem Tode ſoll er noch geſagt h
ben: Wenn der Feind kommt, ſo ruft nur: Tel
der Feind kommt; ſo will ich aufſtehn und euch h
fen. Er wurde begraben; wie einige meinen in d
Straße beym Dorfe Aemelep, oder wie andere woll
im Gebiet des Gutes Tirimetz. Der Feind kam
geſchwinde nicht, aber neugierige Buben wollten do
wiſſen, ob Tell Wort hielte, gingen zum Grabe u
rief

rieſen Tell ! der Feind kommt ! und Tell richtete ſich aus dem Grabe auf, ſchaute um ſich, ſah daß er geneckt war, ärgerte ſich, legte ſich wieder ſchlafen und iſt ſeit der Zeit ſo boshaft, daß er nicht mehr aufſteht wenn man ruft : Tell ! der Feind kommt.

Dieſer liebe Mann ſoll ein ungeheurer Rieſe geweſen ſeyn, und hat ſamt ſeiner Geſchichte auſſerordentlich viel ähnliches mit dem König Og zu Baſan, wie ihn der Jude in ſeinem Talmud ſchildert. Es ſoll dieſer nemlich täglich 1000 gemäſtete Ochſen gefreſſen und 100 Eimer Wein getrunken haben. Beym Anmarſch der Kinder Iſrael erkundigt er ſich wie groß ihr Lager im Umfang ſey ? man antwortet ihm 3 Meilen ! Sr. Majeſtät bemühen ſich alſo ſelbſt einen Berg der 3 Meilen im Umfange hatte auszureißen um den Iſraeliten eine Schlafmütze bis an den jüngſten Tag aufzuſetzen. Die Ameiſen ſpielten ihm aber einen Poſſen, fraßen ein Loch durch den Berg, wie er ihn ſchon auf dem Kopfe trug. Der Berg fiel ihm alſo um den Kopf auf die Schultern und es wuchſen ihm gleich lange Zähne, ſchlangen ſich wie Wurzeln zwiſchen die Felſen in den Berg. Nun mogte ſich wohl der Herr König geberden wie ein Hund der einen Topf auf dem Kopfe hat ; (wenn dies kleine Beyſpiel im groſſen paßt) Der König Og aber ſtarb unter ſeiner Bürde. Hernach begab es ſich daß das ganze

Israelitiſche Volk 3 Tage und 3 Nächte ihrer Mei
nung nach im ofnen Felde marſchirten; da ſie aber we
der Sonne noch Sterne ſahen, ſo machte Moſes Ha
te, ſchickte Bothſchafter aus, die ihm die Nachrich
brachten, daß ſie ſich in den Beinknochen des König
Og zu Baſan befänden.

An dieſer ſchrecklichen Lüge, die der gemeine Jud
als eine göttliche Wahrheit glaubt, weil ſie im Ta
mud ſteht, iſt nur ſo viel wahr: Og war ein außer
ordentlich großer Mann. Mit unſerm Tell mag
wohl dieſelbe Bewandniß haben. Aus einigen ande
Gründen getraue ich mir zu behaupten, daß ehem
liger Zeit viele ſehr große Menſchen auf unſerer In
ſel müſſen gelebt haben. Noch jetzt haben wir viele d
beynahe 7 Fuß hoch ſind, und aus den Zeiten unſer
Grosväter ſind noch viele von außerordentlicher Gr
ße im Andenken, ſelbſt unter den Deutſchen als z. E
der Herr Grosvater und Vater der jetzt lebenden He
ren von Lode u. a. m. Wie endlich das Beinhaus b
der Kilekonſchen Kirche aufgenommen und die Ueber
reſte unſerer Vorfahren begraben wurden, fand m
die meiſten Knochen faſt durchgängig dicker und lä
ger, als ſie bey jetzt lebenden Menſchen, oder ſolche
deren Länge zwiſchen 5 bis 6 Fuß fällt zu ſeyn pflege
ja ſogar einige Beinknochen, die einem Manne von
Fuß von der Ferſe bis bey nahe an die Hüfte reichte

Welches mag nun die Urſach ſeyn, daß die Menſchen ehemals ſo groß waren? Sollte ſie im Clima zu ſuchen ſeyn? So bewieſen, meines Erachtens, die Zwerge, die in den Eisbergen von Madagaskar wohnen und kaum 4 Fuß hoch ſind, und die patagoniſchen Rieſen in der Nachbarſchaft der Magellaniſchen Meerenge die 7 bis 12 Fuß hoch ſeyn ſollen, daß in den kälteſten Gegenden die kleinſten, und in den heißen Gegenden die größten Menſchen angetroffen werden könten, und ſo fiele es immer dahinaus, daß die Menſchen, des Clima's wegen, hier eher kleiner als größer ſeyn müſten. — Sollte es in der Lebensart zu ſuchen ſeyn? — Dafür ließe ſich freylich viel ſagen: Sie wurden ehemals ält er, wuchſen alſo auch länger, denn es iſt mir wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, daß die Wachsthums Jahre ſich mindern, wenn eine Nation im Durchſchnitte an Lebensjahren abnimmt: Die Wolluſt fechte ſie wenig an: Sie verheyratheten ſich nicht eher, als wenn ſie ſchon die Jahre des Wachsthums zurück gelegt hatten: Sie härteten ihren Cörper mehr durch freywillige Anſtrengung ab, da jetzt ſchon das Kind, oft Hungers halben oder des Kubbias Stockes wegen ſich in Schweiße baden muß, u. d. gl. Aber die Hauptnahrungsmittel, Fiſch und Brodt, ſind doch noch dieſelben! — Sollte der hinzugekommene Taback allein ſo viel ausrichten können? —

Fragmente,
den Tanz betreffend.

Je näher dem Orient, je mehr Geſticulation. Der Morgenländer, voll glühender Phantaſie, druckt neben der Sprache, durch ſtarke, oft unwillkührliche, oft convulſiviſche, Geſticulationen, die Situationen ſeiner Seele aus. Auch uns Europäern gab die Natur dieſe Organen, aber theils lähmt ſie unſer Phlegma, theils moduliret ſie unſere mehr gekünſtelte Erziehung. Dieſe ſetzt ein gewiſſes Verhältniß unſerer Geſticulationen zu unſern Empfindungen, oft nach einer ſtillen Convenienz, veſt, die man Anſtand, ſeine Lebensart, nennt. Etwa ſo, wie ſie uns lehrt, kein unanſtändiges Wort, das unſere feinern Sitten aus dem Wörterbuch guter Geſellſchaft verbannt hat, zu gebrauchen. Das und der Grad des Gefühls macht uns gute und ſchlechte Schauſpieler — das iſt der Stempel, der den feinen Mann, den Mann, der Welt hat, bezeichnet — das iſt es, was uns oft eine Perſon angenehm, oder unangenehm macht, ohne daß wir uns ſelbſt die Urſache davon angeben könnten.

Die Schauſpieler Gräciens und des alten Roms hatten Larven vor den Geſichtern: da war es alſo unmöglich durch Augen- und Phyſionomie-Sprache, ihre Action zu verſtärken, den Uebergang von einer Leidenſchaft zur andern in allen ſeinen Stuffen auch aus Augen und Gebehrden leſen zu laſſen. Nur das kam ihnen zu ſtatten, daß ihre Larven zwey verſchiedene Leidenſchaften bezeichneten — z. B. Freude auf der einen, Traurigkeit auf der andern Hälfte der Larven: aber erſetzte das die Augen- und Phyſionomie-Sprache unſerer guten Schauſpieler? Welcher Zwang feſſelte den Schauſpieler nicht, ſich immer von derjenigen Seite zu zeigen, die grade die herrſchende Leidenſchaft abbildete! und wo blieb endlich die Gradation bey Entſtehung und Ausbildung des Ausdrucks der Leidenſchaft? u. ſ. w.

Freylich da die Bühnen der Alten und das, was wir Parterre und Logen nennen, ſo ungeheuren Umfang hatten, waren ſolche Larven gewiſſermaaßen nothwendig, damit jeder Zuſchauer in den ſtärkſten Zügen auf ihnen die vorgeſtellte Leidenſchaft ſehen konnte. Zur deutlichern Darſtellung diente noch die Modulation, die nicht allein den modulierten Ton der Stimme, der, wie mit Noten in unſerer heutigen Muſik, bezeichnet war, ſondern auch die Geſticulation, begriff: und dieſe Geſticulation mußte ſo wohl dem

Vocal- als Instrumentalton und alle drey mußt
dem Affect der Vorstellung entsprechen. Die Art u
der Augenblick, den Arm empor zu heben oder f
len zu lassen, den Leib grade zu halten, oder zu b
gen, hatte Regeln und Vorschriften.

Dies setzte nun freylich viel cörperliche Geschi
lichkeit voraus: aber auch diätetische, politische u
religiöse Grundsätze hatten jede Art von Leibesübu
gen in strenge und heilige Pflichten verwandelt –
und physische Bildung ward durch die Erziehung nie
vernachlässigt. Alle Organen wurden von Kindhe
an, bearbeitet; keine Kraft entschlief: dadurch wa
jeder Unterthan stark, behend und hurtig; und gewi
se gottesdienstliche Verehrungen erhielten sich dadur
in Ansehen, daß allein nur die größesten und weis
sten des Volks den Vorzug hatten, an gewisse
Tagen, durch feyerliche Tänze, die Gottheit z
verehren.

Am Tage da die Perser das Fest ihrer einzige
Gottheit, der Sonne feyerten, mußte der König ö
fentlich tanzen: und nur ihm allein war dies erlaub

Aegypten tanzte bey allen seinen gottesdienstliche
Feyerlichkeiten: dem Stiere Apis war der Tanz beso
ders gewidmet. Und so plump dieser Gottesdienst an

war ; ſo findet doch der Forſcher in den Ceremonien deſſelben, dich, heilige Natur !

Roms Prieſter des Mars — und zwar nur die vornehmſten unter ihnen — tanzten zu Ehren dieſes Heldengottes. Dem Pan zu Ehren, hüpften ſeine Prieſter nackend an den lupercaliſchen Feſten durch die Gaſſen, mit Geiſſeln bewaffnet, peitſchten ſie die, ſo ihnen begegneten, zum Tanz, und verbreiteten ſehr thätig den Enthuſiasmus ihres Hierophanten.

Ueberhaupt betrachtete man damals den Tanz aus einem ganz andern Geſichtspuncte, wie itzt : man ſah ihn nicht allein als Divertiſſement an. Er war kriegeriſches Spiel, gottesdienſtliche Verehrung, ein Theil der damaligen Lyturgie, ein Theil der Religion der Zeiten.

Ausbruch inniger, herzlicher Freude, Dank dafür, und Jubel — in hüpfenden und ſpringenden Bewegungen des Cörpers — im Tanze alſo — iſt wahrlich der Natur angemeſſen. Jedes empfindende Volk, wenn nicht eines Pols Kälte ſeine Sinne und Glieder erſchlaffet hat, wird Dank und Freude alſo äußern — wird es hauptſächlich, wann es noch in ſeiner Kindheit iſt, wenn unerwartetes Heil es überraſcht, wenn die Sprache noch zu roh und zu unausgebildet iſt, wenn die Sitten noch unſchuldig ſind.

Tanz will ich es nicht ausdrücklich nennen, daß die Juden und, nach ihnen, einige christliche Religionssecten im äußern Gottesdienste gewisse vestgesetzte, abgemessene und tactmäßige Bewegungen beobachtet haben und noch beobachten. Aber das ist gewiß, daß das jüdische Religionssystem diesen natürlichen Ausdruck der Freude und des Dankes tolerirt hat. Tanz und Gesang war das Dankopfer nach Ankunft auf der andern Seite des rothen Meers. Siegend kömmt der Feldherr Jephtha aus der Campagne — tanzend und singend empfängt ihn seine Tochter. Man bringt die Bundeslade zurück — an der Spitze des Volks, bey dem Getön der Trompeten und Schalmeyen tanzt David vor ihr her, wenn gleich seine Dame — und vielleicht der Oberhofceremoniemeister — es dem Etiquette nicht angemessen fanden.

Geist, Clima und Gesetze der Nationen haben einen merklichen, sichtbaren, Einfluß auf den Gebrauch, die Anwendung und Cultur der Wissenschaften und Künste, die bey ihnen blühen. Die Sparter, nie entnervt durch Wollust und Weichlichkeit, die in des Friedens Schooße schwerere Kriegerpflichten auf sich hatten, als im Feldlager — hatten sittliche Gesetze über den Tanz. Alle ihre kriegerischen Uebungen wurden tanzend geendigt und tanzend beym

Schall

Schall der Flöten zog dies ſtreitbare Heldenvolk in die Schlacht.

Nach Lycurgs Geſetzen mußte die Spartaniſche Jugend vom ſiebenten Jahre an in allen Leibesübungen und im Tanz unterrichtet werden. Arcadiern und Aethiopiern, die tanzend dem Feinde entgegen giengen, hatte er den Nutzen des Tanzes abgelernt.

Der vornehmſte ihrer geſellſchaftlichen Tänze hieß Hermos. Jünglinge und Mädgen, nackt und in ihrer natürlichen Schönheit, wechſelsweiſe geſtellt und ſich an der Hand gefaßt, tanzten in der Runde. Nach den älteſten Traditionen, waren die Tänze in der Runde Nachahmung der Bewegung des Geſtirns. Urſprünglich war Feyerlichkeit und Ernſt ihr Character: und Plato legt die Erfindung aller hieroglyphiſchen Tänze den Egyptern bey.

Die Tänze in der Runde waren bey allen Nationen gebräuchlich: man findet ſie noch in unſern Contretänzen. Achills wunderbarer Schild, freylich auch von einem göttlichen Waffenſchmiede gearbeitet, ſtellte auch einen ſolchen Tanz vor. Homer beſchreibt ihn und daraus iſt abzunehmen, daß eigentlich ihn nur zwey Tänzer tanzten, die übrigen aber Figuranten, wie in unſern theatraliſchen Ballets, waren.

Gräciens kriegeriſche Tänze — wer ſie auch erfunden hat, Achill, oder Caſtor und Pollux, oder Pyrrhichus — wurden in Sparta am beſten getanzt. Sie waren eine Art von Turnier — und der vornehmſte unter ihnen war der, von Minerva ſelbſt erfundene, memphytiſche Tanz, der den Kampf der Götter mit den Titanen, den Sieg und Triumph der erſtern vorſtellte, aber eigentlich eine regelmäßige Anweiſung zu kriegeriſchen Uebungen war. Urſprünglich waren die Tänzer völlig bewafnet: zuletzt gab man der Weichlichkeit nach — und Thyrſusſtäbe dienten ſtatt der Lanzen und Ruthen ſtatt Schwerter ꝛc. ꝛc.

Theatraliſche Vorſtellungen hatten für die Griechen den größten Reiz: alles ſuchten ſie hervor, dies Vergnügen zu erhöhen, zu verſchönern. Das brachte den Tanz zuerſt auf die tragiſche Bühne. Die Geſänge des Chors waren in Strophen, Antiſtrophen und Epoden eingetheilt. Während ſie geſungen wurden, tanzte man in der Strophe von Morgen gegen Abend, oder von der Rechten zur linken Hand, um die gewöhnliche Bewegung des Himmels abzubilden; in der Antiſtrophe nahm man die entgegen geſetzte Richtung, um dadurch die eigene Bewegung der Planeten wider die Ordnung der Zeichen im Thierkreiſe

vorzu-

vorzuſtellen und in der Epode ſtand man ſtill, die Unbeweglichkeit der Erde zu bezeichnen. — Die Thatſache iſt richtig: aber die Erklärung nehme ich nicht auf mich. Thue es Scaliger, bey dem ich ſie finde.

Noch ein Tanz, den die Athener gerne auf ihrer Bühne ſahen, war der Kranichstanz, erfunden vom Theſeus, verewigend ſeine Verſuche, ſich aus dem Labyrinth des Dädalus auf Creta herauszufinden, vorſtellend ſeinen Kampf mit dem Minotaur und ſeinen Sieg.

Außerdem hatte man comiſche, hatte man ſatyriſche Tänze. Wenn man die Sitten Griechenlands und die Charactere ſeiner verſchiedenen Völkerſchaften kennt — Charactere geformt durch Clima, Lage, Bedürfniſſe, Geſetze und Regierungsform — Charactere, die, von dem feinſten, luxurierenden Ton des Atheners, bis zur rauhen Tugend des Sparters und bis zur Fühlloſigkeit des Böoters nüancierten; wenn man endlich alle Völker Gräciens ſieht entnervt durch alles das, was einem Volke ſeine eigenthümlichen Geiſt nimmt, geſtürzt in Weichlichkeit, Feigheit und Faulheit, ein Opfer des Wohlſtandes, der Cabale und des ſich ſelbſt aufreibenden Looſes aller Staaten — wenn man dieſes und den Gang kennt, den der Menſch immer geht; dann wird man ſich vorſtellen können, was

mit

mit der Zeit, mit dem Debordement der Sitten, aus den griechiſchen theatraliſchen Tänzen ward. In den tragiſchen bewunderte das Auge die Geſchicklichkeit des Tänzers, den Contour, den Fuß der Tänzerinn, man ward warm für Kunſt und ſchöne Form: aber kalt blieb das Herz gegen das Weſentliche der Vorſtellung, gegen Heroismus, Vaterlandsliebe, Götterliebe und Familienglück — Stützen damaliger Staatsverfaſſung. Die comiſchen, die ſatyriſchen, Tänze waren nicht mehr Mittel, Abſcheu, oder Abneigung zu erregen, wie vormals: ſie wurden, verſchönernd durch bezaubernde Vorſtellungen, gekleidet im entweyhten Gewande der Grazien, Lockungen für die Jugend, Confortative oft fürs Alter, immer Mittel gegen die Langeweile, die nur den Müſſigen peitſcht.

Es war in Gräziens ſchönem Alter der Tanzkunſt gegangen, wie allen ſchönen Künſten: ſie malten Bilder — nicht reiner heiliger Natur, ſondern — geſchmückter, luxurierender Kunſt; ſie ſtellten die Hiſtoire du jour dar; ſie wurden das, was ſie nachher in Rom wurden.

Vergebens warfen ſich Socrates und Plato dem Strom entgegen: ihr Jahrhundert war ſchon zu ſehr verfeinert. Ein luxurirendes Volk läßt ſich nicht eher wieder umſchaffen, als bis es in Barbarey zurückgeſunken iſt: es muß den Kreislauf von neuem anfangen

gen. — Socrats Catechese, Platos Gesetzgebung besserten nichts: man lachte des Gesetzgebers, der Dichter, Flötenspieler und Tänzer und ihre Kunst als Gegenstände der Gesetzgebung ansah — der den Dichter strafte, dessen Werke andere Tugenden, als Heroismus, Vaterlandsliebe und Götterliebe sangen, der die Leidenschaft für sie bis über einen gewissen Grad trieb, der auch diesen Lieblingstugenden schädlich werden konnte — der, durch zärtliche, weibische, Töne, Muth und Stärke des Geistes nicht in Empfindeley und Schwäche verwandelt wissen — der schlüpfrige Tänze nicht als ein Surrogat gewisser Mittel der Pharmacie angewendet haben wollte ꝛc. ꝛc.

Roms Saporover kannten lange kein Theater: wie sollten sie, da die Großen das Landleben liebten und nur der Pöbel in der Stadt wohnte? Mit der Zeit hatten sie Bühnen und Schauspieler: aber das alles waren Versuche roher Kunst bey einem rauhen Volke, das in seinen frühesten Bestandtheilen und Anfängen den Plan hatte, Beherrscher des Erdkreises zu werden und das Siegerehre über alles schätzte; ihre Spiele waren Belustigungen, die nur dem berauschten Pöbel gefallen konnten und dem ernsthaften Manne misfielen. Daher die Unehre, die dem Schauspieler anklebte! Daher Verlust des Bürgerrechts, ver-

knüpft mit dem erſten Schritt, den ein Bürger Roms auf den Schauplatz that! Lange und bis in die Zeiten des Auguſts blieben dieſe Begriffe und Geſetze bey der Nation — ſelbſt Cicero konnte ſeinem Freunde, Roſcius, dem erſten Schauſpieler ſeiner Zeit nicht das Bürgerrecht Roms verſchaffen.

Aber nach und nach wie griechiſche Sitten die römiſchen verfeinerten, wurden auch die theatraliſchen Beluſtigungen intereſſant dem Manne von Stande, Würde und Verdienſt — unentbehrlich dem Volke: Panem & circenſes! — Brod und Schauſpiel, wiewohl unter dem letztern mehr verſtanden wurde, als man itzt darunter verſteht — forderten die Sclaven der Cäſaren und Küßten, ward ihnen dies gewährt, den eiſernen Scepter der Deſpoten. Da änderten ſich auch die Begriffe von dem Werth der Schauſpieler. Sie erhielten bürgerliche Vorzüge; ihre Kunſt ſchändete nicht mehr den Staatsbürger; ſie wurden Privatlehrer des Wohlanſtändigen, minaudierten an den Toiletten der römiſchen Damen und hatten Achtung und Ehre, nach Verhältniß ihrer Sitten ohne Rückſicht auf ihren Stand als Schauſpieler.

Aus der Geſchichte des römiſchen Theaters nehme ich hier nur einiges heraus, das den Tanz — im weiteſten Sinn des Wortes — betrifft. Wie die Grie-

chen

chen, hatten, der Licenz halber, die Römer die Chöre zwiſchen den Acten ihrer Luſtſpiele abgeſchaft. Statt derſelben ertönte anfangs die Flöte; bald darauf wurden gymnaſtiſche Uebungen der Luftſpringer damit verbunden, die urſprünglich ohne Beziehung auf den Inhalt des im vorigen Acte dargeſtellten Schauſpiels waren, nachher aber ſolchen noch einmal, unter Begleitung einer characteriſirenden Muſik, durch Geſticulation und Tanz, darſtellten.

Das war der Urſprung der Mimen, die auch, wiewohl unvollkommner in Athen nur zu dialogiren ſchienen, nie darſtellten. Ich möchte gerne ſagen, beym Fortſchritt der Kunſt — der hiſtoriſchen Wahrheit wegen aber, muß ich ſagen — mit der Zeit ward die Darſtellung der Mimen in Rom unabhängig von jedem andern Schauſpiel; Dies Theater beſtand für ſich — Aber es war ein abentheurlicher Miſchmaſch von Burleske jeder Art: kein Character, kein Knoten, keine Auflöſung deſſelben, keine fortgehende Handlung! Wann der Tänzer müde war, oder wann er ſeinen Vorrath von Albernheiten erſchöpft hatte, hörte er auf und das Schauſpiel war geendigt.

So burlesk dies Schauſpiel, ſo Burlesk die Darſteller. Wie alle Stocknarren, ſuchten ſie Lachen zu erregen, durch ihren Anzug, durch Erniedrigung ihrer

ſelbſt unter die Würde des Mannes. Mit abgeſchornem Haupthaar — unanſtändig bey allen Nationen des Alterthums — baarfuß, das Geſicht bemalt, in Thierhäute gehüllt, ſuchten ſie alles hervor, Lachen zu erregen — und ſie wurden lächerlich und verächtlich. Nun wohl eben nicht bey Luculls Gaſtmaalen im Saal des Apollo — aber früher und bey den Freudenmaalen weniger polizierter Verſchwender waren ſie ein nothwendiges Ingredienz, wie bey manchen Feſten unſerer Reichen, die Deviſen — Witz des Conditors und ſchaler Dichter!

Genug von ihnen! und zu viel, wenn ſie nicht zu der kunſtvolleſten Darſtellung durch Tanz und deutlichſt bezeichnende Geſticulationen, zu den Pantomimen, Anlaß gegeben hätten. Dies Schauſpiel erreichte in' Auguſts ſchönen Tagen den höchſten Grad der Vollkommenheit. Durch Tanz, Gebehrde, Geſticulation, druckten, unter Begleitung eines Orcheſters, die Pantomimen alles aus, was der geſchickteſte Schauſpieler, durch Modulation und Geſticulation darſtellte. Tragiſchen oder comiſchen Stoff behandelten ſie in ſeiner ganzen Intrigue, führten ihn durch alle, zur geſchickten Auflöſung dienende, Mittel hindurch und endigten mit Wahrheit und Schöne. Unerſchöpflich ſind die alten Schriftſteller im Lobe dieſer

Pan-

Pantomimen. Sie nannten ſie eine ſtumme Muſik die mit geſchloſſenem Munde redet, und, durch Geſticulationen darſtellt, was weder Mund noch Schrift vermag — beredte Hände — redſeelige Finger — redendes Schweigen — ſtummen Ausdruck — — und ich mag nicht alles ſpitzfindige Lob des Caſſiodors nachſchreiben.

Unter dem Nero ſah einſt ein Abgeſandter eines fremden entlegenen Volks der Vorſtellung der Pantomimen zu. Man hatte ihm nach dem Etiquette der Zeiten, verſprochen eine Bitte zugewähren: und er bat um dieſen Schauſpieler. „Denn ſagte er, meine Nation iſt umgeben von ſoviel andern Völkern, die alle verſchiedene Sprachen reden. Wir können nicht ſo viele Dollmetſcher bekommen: gebt uns dieſen Pantomimen — und er wird ihnen allen verſtändlich ſeyn."

Eingenommen wider dieſe theatraliſche Beluſtigung, ließ ſich doch ein cyniſcher Philoſoph bewegen einer Vorſtellung beyzuwohnen. Trotz ſeines Cynicismus und ſeines Vorurtheils, rief er zuletzt dem Tänzer laut zu! "Ich höre was du malſt — ich ſehe es nicht: denn du redeſt mit deinen Händen."

Bathyll, die Avantüre der Leda darſtellend zwang den römiſchen Damen den Beweis der Reizbarkeit ihrer Nerven ab:

Chironomon Ledam molli saltante Bathyllo,
Tuccia vesicæ non imperat: Apula gannit
Sicut in amplexu. — — *Juven.*

Die Schauspieler dieser Art hatten sich seit Augusts Zeiten in tragische und comische getheilt. Pylades war damals das Haupt der ersten, Bathyllus das Haupt der andern. So verschieden ihr Fach war — denn die Tänze der ersten waren ernsthaft und würdig der großen Leidenschaften des Cothurns; die Tänze der andern leicht, gefällig, tändelnd und wollüstig — so herrschte doch unter beiden Partheyen Künstler, und Brodneid. Schon zu dieser beider Lebzeit brach, so wie nachher unter dem Trajan, dieser Neid in Thätigkeit aus. Es entstanden Factionen und Tumulte und dem wollustathmenden lydischen Tanze des Bathyllus, dem Nervenspiel der römischen Damen, folgte oft im Parterre realisiertes Gefecht der Götter und Titanen, veranlaßt durch die Anhänger beider Truppen.

Deshalb, oder weil Bathyll der Liebling des Mäcens war, exilierte August schon den Pylades: aber das Volk liebte ihn zu sehr und wollte August sich dessen Zuneigung erhalten — zurückrufen mußte er ihn. Tiberius verbannete alle Pantomimen aus Italien und kein Flehen alles Volks brachte sie, so lange er regierte, zurück. Plinius macht es seinem Zeitalter

alter zum Verdienſt, daß es vom Trajan die Verbannung dieſer Schauſpieler hat. Sie erfolgte: und die Kunſt verfiel bald ganz.

Man muß es wohl zu den geſellſchaftlichen Tänzen rechnen, daß in Roms ſchwelgendem Zeitalter die Tafeln durch Tänzer ſerviert wurden, die, nachdem damaligen bon ton, mit verſchiedenen Pas und Cadencen die Gerichte auf- und abtrugen. — Wie übrigens aus dem Weſen des Tanzes ſelbſt, da er cadenzierter Ausdruck der Freude iſt, ſchon folgte, die geſellſchaftlichen Tänze der Alten waren, wie die unſers Zeitalters, gemodelt nach dem Character und den Sitten jeder Nation. Wie viel ſich auch darüber und über die theatraliſchen Tänze der Neuern ſagen ließe — mir fehlt Muſſe: und ich bitte dieſe Fragmente für das zu nehmen, was ſie ſind — für Bruchſtücke, geſamlet vor vielen Jahren, wiedergefunden von ungefehr ehemals beſtimt zu einem Zwecke, der vielleicht meinen Kräften unerreichbar war und nun aufgegeben iſt.

Albaum.

An
den Herrn Verfaſſer der Provinzialblätter für Lief- und Eſtland.

Es hat Ihnen gefallen die zahlreiche Subſcription auf meine Iris eine Auflage zu nennen welche das Publikum ſich ſelbſt ſoll gemacht und noch dazu fröhlich gelächelt haben.

Ich will Sie darüber keines Weges zur Rechenſchaft fordern; Sie haben mich dadurch im geringſten nicht gekränkt. Nur bedaure ich, daß Sie Ihre Abſicht durchaus verfehlt haben: denn zuverläßig müßten Sr. hölliſche Majeſtät dero Krallen mit im Spiel haben, wenn ich durch ihren Angrif in den Augen eines denkenden Publikums verlohren hätte. Ich erlaſſe Ihnen daher ſehr gerne die Ehren Erklärung zu welcher der Herausgeber dieſer Schrift Sie verurtheilet hat. Auch beklage ich von Herzen, daß Sie durch öffentliche Aeußerung Ihrer Mißgunſt und durch Ihre Uebung im Rechnen, ſich ſelbſt eine Auflage von Spott zugezogen haben, zu welcher Sie ohnmöglich fröhlich lächeln können, wenn Ihr Archiv ſich nicht in der jämmerlichſten Verwirrung befindet. (*)

Nicht

(*) Das iſt des Herrn Verfaſſers Art zu reden, und ſoll heißen „wenn Ihr Herz nicht ganz gefühllos iſt.“

Nicht um diese Auflage noch mehr zu erhöhen, sondern um Ihnen wegen der 325 Rbl. die Sie mir durchaus nicht gönnen wollen, nach meinem Vermögen eine geringe Schadloshaltung anzubieten, schreibe ich Ihnen diesen Brief.

Als ich im Jahr 1781 über Riga in mein Vaterland zurükkehrte, schenkte mir daselbst Jemand ein Buch, welches den Titel führt: **Sitten und Zeit, ein Memorial aus Liefland und Ehstlands Väter,** und sagte mir dabey, daß man über den Verfasser sehr unwillig wäre. Ich schlug es auf, las den Prolog und — verzeihen Sie meiner Unaufmerksamkeit — ich schlug es wieder zu ohne bis jezt eine Sylbe weiter darin gelesen zu haben, nicht aus Unwillen über die ersten Zeilen, sondern weil mein forschbegieriger Geist sich durch die Lectüre bannen ließ, wie der Geist in Gellerts Fabeln. Der Zufall hat dieses Buch bis jezt wohlbehalten unter meinen Büchern aufbewahrt, und ich danke dem Zufall dafür. Denn bey Gelegenheit des Aufsehens, welches Sie durch Ihre Provincialblätter und durch Ihren Tractat über Sclaverey ꝛc. erregten, erinnerte sich Mancher jener Schrift **Sitten und Zeit** wovon Sie gleichfalls der Verfaßer seyn sollen, und ich ward veranlaßt das Büchlein, hervorzusuchen, blätterte es durch, und fand daß es ein Buch sey, von welchem man einen sehr nüzlichen Ge-

brauch machen könne. Erlauben Sie daß ich Ihnen und dem Publico dieſe Behauptung als Wahrheit beweiſe, und zu dem Ende eine kleine Reviſion über eine noch kleinere Schrift anſtelle, welche man — wie mich dünkt mit Unrecht — bisher ins Meer der Vergeſſenheit begraben hatte.

Beym Titel will ich mich nicht aufhalten; daß er ſehr unbeſtimmt ausgedrukt iſt, glauben Sie gewiß ohne meine Erinnerung ſelbſt. Vielleicht machten Sie aber vorſätzlich daraus ein Räthſel damit Jedermann der das Buch in die Hände nimmt begierig werde die Auflöſung im Buche ſelbſt zu ſuchen, dieſe affaire des finances war nicht übel berechnet. Ich mache Ihnen im Vorbeygehn mein Compliment darüber, und gehe weiter zur Vorrede.

Was der Geſchichtforſcher für die vergangene (vergangenen) Jahrhunderte iſt, das kann der Patriot für ſeine Zeiten ſeyn.

Der Geſchichtforſcher kann für die vergangenen Jahrhunderte durchaus nichts ſeyn, folglich (wenn ich Ihren Grundſatz beybehalte) kann der Patriot für ſeine Zeiten auch nichts ſeyn, und das war doch wohl nicht Ihre Meynung?

Vermuthlich haben ſie ſagen wollen: „Was die „vergangenen Jahrhunderte für den Geſchichtforſcher

„ſind

„ſind, das kann die Zeit in welcher er lebt für den „Patrioten ſeyn," nämlich Gegenſtand zur Prüfung des Ganges der menſchlichen Veränderungen. — Das wäre denn für **nichts etwas**, aber immer ſehr wenig geſagt.

Denn beyde gehen einen Weg — Sie prüfen nämlich den Gang der menſchlichen Veränderungen.

Gilt allenfalls vom Geſchichtforſcher, aber nicht vom Geſchichtſchreiber, wie Sie ihn gleich nachher nennen; denn der leztere **prüft nie**, ſondern erzält ganz trocken, was ſich in dem und dem Jahre, an dem und dem Tage zugetragen. Der pragmatiſchen Geſchichtforſcher giebt es ſehr wenige, und doch konnten Sie nur dieſe mit dem Patrioten in Parallele ſtellen wollen, eine Parallele die doch immer nur einſeitig bleibt.

Doch mit dem Unterſchiede: der Geſchichtſchreiber tritt als beglaubigter Richter auf; er lobt und tadelt, wie ihn die Annale lehrt: der Patriot aber nicht.

Der Patriot — mein Herr Verfaſſer — tritt als ein weit gründlicher beglaubigter Richter auf, wenn er den Gang der Veränderungen der um ihn herumlebenden Menſchen vor deren Augen prüft, er hat das Augenzeugniß ſeiner Zeit genoſſen zum Bürgen für die Wahrheit ſeiner Prüfung, ſtatt daß der pragmatiſche Geſchichtſchreiber ſich mit der weit unzuverläßi-

läßigeren Bürgſchaft einer Annale begnügen muß, in welche vielleicht manche Unrichtigkeit eingeſchlichen iſt.

Er iſt blos die Stimme des Vertrauten, der die Geheimniße ſeines Landes kennt, und nur das Herz der Leſer als Urkunde, und die Farbe der Tugend, als ein ſicheres Document gebraucht.

Die Stimme des Vertrauten. Der Barde Oſſian hieß die Stimme von Cona. Vielleicht hat ihnen dieſe in ihrer Art einzige poetiſche Benennung ſo ſehr gefallen, daß ſie ſich dadurch zu der unglücklichen Nachahmung verleiten ließen. Der die Geheimniſſe ſeines Landes kennt, was für Geheimniſſe denn? — ſoll das auf die Sitten und Denckart des Volkes gehn? die ſind ja kein Geheimniß. Ein Jeder, dem der Himmel einen feinern Beobachtungsgeiſt verlieh, als dem Hrn. Verfaſſer, kann Bemerkungen darüber anſtellen, ohne deshalb ſeine krächzende Stimme zur Stimme des Vertrauten zu machen. Und nur das Herz der Leſer als Urkunde, und die Farbe der Tugend als ein ſicheres Document gebraucht. Ich ſtupeſcire, beym Himmel, das iſt mir zu hoch, und warlich Sie verſtehen ſich ſelbſt nicht. Wie ſoll ich denn nun meinen Leſern Ihre Idee verſtändlich machen? das wird ſchwer halten, doch ich wills verſuchen. — Sie, die Stimme des Vertrauten, der Sie die Geheimniſſe Ihres Landes kennen, ſitzen da, und wollen

ein

ein Buch ſchreiben, über die Sitten und Denkungsart Ihres Vaterlandes. Sie wollen das fein ordentlich mit Urkunden belegen, da nehmen Sie geſchwinde das Herz der Leſer, das veränderlichſte Ding unter dem Monde, das einer Urkunde eben ſo ähnlich iſt, als ein Chamäleon dem ehernen Löwen, der ſeit 600 Jahren auf dem Burgplatze zu Braunſchweig ſteht. Sie brauchen auch Documente zu Ihrem Vorhaben, und da wiſſen ſie in der Eil kein beſſeres, als die Farbe der Tugend — — Eheu! jam ſatis eſt! Leſen Sie, ich bitte, Ihren Perioden noch Einmal durch, und ich hoffe die Farbe der Schaam wird Ihre Wange röthen.

Diplomatiſch ſtreng iſt ein ſolcher Beweiß nun freylich nicht; aber er bleibt immer der beßte, wenn man von Sitten und von Denkart ſpricht.

Das heißt wörtlich ſo viel: In Betref der Sitten und der Denkart iſt ein weniger gültiger Beweiß beſſer als der gültigſte. War das Ihre Meynung? oder wollten Sie nur ſagen, daß Sitten und Denkart, mit der Diplomatic nicht in Verbindung ſtehn? — nun das weiß Jedermann der da weiß was Diplomatic für ein Ding iſt.

Denn das klopfende Herz iſt allein das ächte Creditiv der Wahrheit die man fühlt.

Hier überreicht die Wahrheit ein Creditiv. Wem überreicht sie es? — dem klopfenden Herzen? — Nein, das klopfende Herz ist selbst das Creditiv. — Der Vernunft? — Nein, Vernunft ist im ganzen Buch nicht, und bey der Vernunft gilt überhaupt das klopfende Herz nie als Creditiv, denn wenn das klopfende Herz anfängt mitzusprechen, so pflegt die Vernunft still zu schweigen. — Was soll es denn heissen? — Wolthätige Ariadne! leihe, wenn du kannst, dem Hrn. Verfasser einen Faden, um sich aus diesem Labyrinth loszuwickeln.

Zu diesem Archive trete auch ich als Eingebohrner dieses Landes und finde dort die Bestätigung der Warheiten, die ich über Lief- und Ehstland über Ihre Sitten und Denkart sagen werde.

Das klopfende Herz und ein Archiv! — — Ein Ort wo öffentliche Schriften sicher aufbewahrt werden — und ein Bekken das mit jeder Secunde eine Quantität Blut einnimt, von sich giebt, und eine andere dafür empfängt. Wo ist da Aehnlichkeit? worin liegt die Möglichkeit des Vergleichs? In des Herrn Verfassers Phantasie! die mit andern ordentlichen Phantasien in einem eben so entfernten Verhältniß zu stehen scheint, als ein Herz und ein Archiv.

Und nun komme ich zum Buche selbst. Was meinen Sie wohl mein Herr Verfasser wie stark mein

exe-

exegetiſcher Commentar werden würde wenn ich ſo fortfühte als ich anfieng?

Zwo Blätter erforderten ſo viel — wie viel würden 63 erfordern? Eine arithmetiſche Aufgabe, das wäre etwas für Ihren Rechnungsgeiſt. Allein danken Sies meinem Geſchmack daß ich ſchon abbreche ehe ich die 7te Seite erreicht habe. Die 6 erſten haben mich bereits tödtlich ennuyirt. Ich will nur noch einige einzelne Perioden ausheben und zur Schau ſtellen ohne mich über den Inhalt Ihrer Schrift umſtändlich einzulaſſen. Das wird zu meinem Zweck hinreichen und iſt auch alles was ich mit Beſcheidenheit gegen den Herausgeber des Journals worin dieſer Brief gedruckt werden ſoll und gegen das Publicum thun darf.

Seite 15. Wenn dieſe Geſezze gleich zuweilen bey manchem privat Guth eine verächtliche Ausnahme gemacht haben.

Die Geſezze welche der Herr Verfaſſer in einer Note ſchöne menſchliche Stücke unſerer Mitbrüder nennt, ſollen verächtliche Ausnahmen gemacht haben; wie iſt das möglich? — Ich haſte dafür daß der Herr Verfaſſer er mag mit aller Fineſſe und allem Raffinement erklären was er geſagt hat, ſeine Ausdrücke zu rechtfertigen nicht im Stande iſt. Von einer Schnurre oder einem Spizbubenſtreich pflegt man

wol

wohl zu ſagen das war ein Stückchen auch ein feines Stückchen ꝛc. Aber ein Patent deſſen Inhalt beglükkend für den Unterthan iſt, im ernſthaften Ton ein ſchönes Stück der Mitbrüder zu nennen — Das iſt ein ſtark Stück!

Seite 16. Erziehung Wiſſenſchaften und allgemeine Denkart ſind die Tafeln, auf denen unſere Sitten mit unauslöſchbaren Farben geſchrieben ſind. Eine ſehr gewagte Proſopopei; ein unwahrer Gedanke! — und nun gar in Verbindung mit dem Nachſatz denn hiedurch entſtehen ſie, wachſen, verbeſſern und verändern ſich ꝛc. — —

Die Sitten ſollen alſo auf der Tafel unauslöſchbar geſchrieben ſeyn, weil ſie durch eben die Tafel entſtehen, wachſen und ſich verändern. Iſts möglich dergleichen zu combiniren?

Zu Lief- und Ehſtlands Ehre geſtehe ich, daß man izt mit Koſten an Erziehung denkt.

Wie ſo? — Koſtet es hier zu Lande Geld, wenn man an die Erziehung denkt? bezahlen die Gedanken etwa eine Taxe? — ſo würde hier die allgemeine Regel — „Gedanken ſind zollfrei," eine Ausnahme leiden von der ich bisher keine Notiz genommen habe — vermuthlich wollte der Herr Verfaſſer ſagen: „man wendet Koſten auf die Erziehung."

Seite

Seite 20. Kentniſſe und Wiſſenſchaften ſind nur die Blüthe der Menſchen. Aber die Bildung des Herzens iſt die Wurzel die Blüthe und Früchte treibt.

Abermals ein Bild — ein Bild das einen Grundſatz darſtellt der ganz neu iſt. Wiſſenſchaften ſind die Blüthe, und die Bildung des Herzens (die Wurzel) treibt die Blüthe, folglich macht der, der mich zum guten Menſchen bildet mich eo ipſo zum Gelehrten?

Seite 21. In dem ſchönſten Geſchäfte, das Menſchen Herz zu bilden finde ich Liefland in der vollen Größe ſorgloſer Schwachheit.

Eine brillante Schilderung, bey welcher der Herr Verfaſſer ſich ganz beſonders gefallen hat. Er hat das ſorgloſe Schwachheit groß drucken laſſen damit der Periode ja nicht überſehn würde. Das war eine überflüſſige Sorgfalt, denn wer könnte wohl eine volle Größe ſorgloſer Schwachheit überſehn?

Seite 21. Die Mode will Hofmeiſter und Gouvernantin, und das iſt genug um ſorgenfrei zu ſeyn, oder etwas daran zu wenden.

Verſtehn Sie das mein Herr? — Mit dem Schwerdt Alexanders ließe ſich dieſer gordiſche Knoten vielleicht löſen.

Seite 24. Wer es nicht ſtellen kann, giebt ſein Kind einem reichen Freunde und macht dadurch in ſeiner Seele ein Gemiſch von Wohlleben und von Armuth.

Der Sprachfehler, den der Herr Verfaſſer hier macht, giebt dem ganzen Perioden einen andern Sinn. Er will ſagen: in deſſen Seele, nemlich in der Seele des Kindes; aber in ſeiner Seele — das heißt, in der Seele des Vaters entſteht ein Gemiſch von Wohlleben und Armuth.

Zu Ende der 29ſten Seite führt der Herr Verfaſſer denkende Rittersitze auf welche ganz hämiſch lachen.

Seite 32. findet er den Witz der Damen — ganz ernſthaft geſprochen — auffallend nett.

Seite 34. ſind nach ſeiner Angabe die Hütten des reichen Adels, Landleute!

Seite 35. findet ſich (groß gedruckt) Stolz und Mode welche Damen von einem gewiſſen Schlage, brauchen ohne eben die Abſicht oder die Urſache derſelben zu gedenken.

Zu allem dieſem brauche ich nichts zu ſagen als Kyrie Eleiſon! Herr erbarme dich unſer! — aber

Seite 37. findet ſich etwas das mehrerer Wörter wehrt iſt.

„Oeffentliche Anſtalten, ſollten zwar dieſen Mangel erſetzen, aber die Erfahrung zeigt das Gegentheil.

theil. Die Revalſche Ritterſchule iſt bey weitem noch nicht genug, und die andern Anſtalten kommen dieſer vielleicht nicht einmal gleich. Mit ſehr wenigen Kenntniſſen geht daher der gröſste Theil in die große Welt. Sie ſind faſt ganz ungebildet und können oft nicht mehr, als Leſen und Schreiben. Denn das Gewirre mancher einzelner lateiniſcher Wörter und ſcholaſtiſcher Spizfündigkeiten die man auf Schulen hört, iſt doch warlich nicht Kultur."

Wir wollen bey dem gröſsten Theil die faſt ganz ungebildet ſind, und bey dem Gewirr die man auf Schulen hört vorübergehn, und uns ans Materielle wenden.

Die andern öffentlichen Schulanſtalten kommen alſo der Revalſchen Ritterſchule vielleicht nicht einmal gleich?

Dank ſollen ſie haben ehrwürdiger Mäcen! für dieſs ſchmeichelhafte Compliment.

Allein: eben dieſe Schule iſt bey weitem noch nicht genug, die Schüler gehen mit ſehr wenigen Kentniſſen in die große Welt; ſind faſt ganz ungebildet, und können oft nicht mehr als Leſen und Schreiben?

Beym unbeſchornen Haupt des Apoll! mein Herr Verfaſſer wer hat Ihnen ſolches närriſches Zeug weiß gemacht? Warlich, es wäre ein ſchönes menſchliches

Stück von Ihren Freunden gewesen, wenn sie Ihnen die Feder aus der Hand gerissen und trotz Ihren Urkunden und Documenten Ihre ganze Schrift in das Archiv der ewigen Vergessenheit geworfen hätten. Hätten Sie einen oder den andern Quintaner genannt, der aus Quinta den Schritt in die große Welt unternähm dann wär es etwas anders, aber Sie behaupten ohne Einschränkung; bedienen sich ganz trefflich des Ausdrucks der größte Theil.

Das ist eigentlich zu erbärmlich! aber da Sie mir in einer Aufwallung Ihres weich geschaffenen Archivs $\frac{116}{179}$ Cop. erlassen haben; so kann ich aus schuldiger Dankbarkeit nicht umhin, Sie — wenn Sie anders noch belehrbar sind — eines bessern zu belehren, und hintendrein — auch zu trösten.

Wissen Sie demnach mein Herr Verfasser, und lassen Sie mich diese Anzeige mit einem Schwur bekräftigen, daß noch nie ein Primaner der Revalschen Ritterschule eine Abhandlung lieferte, die den Vorzug Ihres Werks Sitten und Zeit an Confusion, Sprachfehlern Wiedersprüchen und Nonsens erreichte. Wissen sie; daß wenn Sie — wie ich — das Glück gehabt hätten unter der Aufsicht des Herrn Rath und Director Liedeböhl teutsche Aufsäzze zu machen, Sie richtiger denken und besser schreiben, oder wenigstens zu dem Selbstgefühl würden gelangt seyn, daß Sie

nicht

nicht der Mann ſind der dem belehrten Theil des Publikums als Schriftſteller nützlich ſeyn kann. Wiſſen ſie ferner daß ich in der Ritterſchule keine einzelnen lateiniſchen Wörter und ſcholaſtiſche Spizfündigkeiten wohl aber ſchöne teutſche Ueberſezzungen lateiniſcher Schriftſteller vom Herrn Profeſſor Goebel gehört habe; wiſſen Sie, daß der damalige Profeſſor Albanm ein Collegium über die Geſchichte laß welches ſo ſchön ausgearbeitet war, daß ich bis nach Leipzig reiſen würde, um es noch einmal zu hören, und daß er einen Vortrag hatte der einem Lehrer an einer Univerſität tauſend Zuhörer V. R. W. verſchaffen würde. Wiſſen Sie, daß ich ein Collegium über die Experimental Phyſik vom Hrn. Profeſſor Carpov mit größerem Nuzen würde gehört haben als eins vom berühmten Doctor Ludwig in Leipzig, wenn die Ritterſchule einen ſo anſehnlichen Vorrath von Inſtrumenten beſäße als der verſtorbene Doctor Ludwig von ſeinem Vater geerbt hatte. Wiſſen Sie, daß vormalige Schüler der Ritterſchule jezt bey derſelben als Lehrer angeſtelt ſind und in jeder Schule in der Welt mit Ruhm dociren würden. Wiſſen Sie, daß jeder meiner jungen Freunde und Mitſchüler von Adel es mit Recht für die gröbſte Beleidigung halten würde, wenn man ihn in Verdacht bringen wollte Ihr Buch **Sitten und Zeit**, geſchrieben zu haben. Das zur Belehrung! und nun den verſprochenen Troſt.

Sie könnten — nachdem ich Sie auf vorstehende Weise von der Absurdität Ihrer Behauptung, in Ansehung der Ritterschule, überführt habe, durch Ihr empfindsames Archiv darüber beunruhigt werden, daß Sie so offenbare Unwahrheiten ohne alle Documente, Urkunden und Creditive in die Welt hinein geschrieben, und so viele achtungswehrte und geachtete Personen angegriffen haben. Beruhigen Sie sich darüber. Glauben Sie mir, wer Ihre Schrift nicht ganz gedankenlos liest zahlt für die darinn enthaltenen Nachrichten und Behauptungen sicher höchstens $\frac{1}{100}$ Cop., wie könnten also wohl diejenigen welche Sie aus Ihrem Schriftstellerischen Hinterhalt anzufallen geruhten, sich beleidigt glauben? wie könnten sie Sie hassen? Nein, Ihre Schrift ist für alle diese Personen eben das, was der Geschichtforscher für die vergangenem Zeiten ist, das heißt: nichts. — Das sey Balsam für ihre Wunde! schmerzt er gleich, so heilt er doch! —

Seite 61. Nicht genug, daß unsere Kirchen leer stehen, und die Altäre öffentlich nicht mehr gebraucht werden; sondern die geheiligten Handlungen der Religion, das heilige Abendmal u. s. w., geschehen im Revalschen und im Dörptschen gewöhnlich in den Häusern. Unnütze, falsch angebrachte Höflichkeit ist es von euch, ihr Prediger der göttlichen Religion JEsu daß ihr hierin willfahret. Weder verbinden

euch

euch Geſezze dazu und Euer Amt fordert ſogar wegen des guten Beyſpiels das Gegentheil. Wenn keine Kentniß dem (den) Adel dieſe Pflicht lehrt, öffentlich zu Communiciren; ſo ſeyd ſo mitleidig und folgt eurer vorgeſchriebenen Kirchenordnung, damit ihr den unrecht angebrachten Adelswahn gehörig beugen könnt. Man ſchämt ſich — warlich ich erröthe für den Gedanken (das heißt im Namen des Gedankens) — man ſchämt ſich, öffentlich für Gott zu knien. (das heißt an Stelle Gottes zu knieen) So ſahe ich eine Privat Communion ꝛc. Man ſtand nicht einmal auf, da die Beichte verleſen, und das Abendmahl empfangen wurde, man bleibt ſizzen wie — doch die Sache iſt zu heilig, als daß ich ſie durch Beiſpiele der Gleichgültigkeit nähern darf.

Ich erlaſſe Ihnen dieſes mal wieder die Berichtigung ihres Styls, und halte mich an das was ſie beſſer ausdrücken wollten, als geſchehen iſt.

Wer die ausgehobene fromme Declamation des Herrn Verfaſſers lieſet wird mit mir ausruffen: „Warlich ich ſage dir das ſchrieb ein Candidatus fac. sanct. Theolog. der vielleicht ſchon Anwartſchaft auf eine gute Pfarre und Quarre hatte!“ ich verwette meinen Kopf gegen des Herrn Verfaſſers ſeinen, (*) wenn das nicht wahr iſt.

(*) Das iſt ſoviel als 10 gegen 1.

Anmerkung des Herausgebers

Was für eine Kentniß ſoll denn den Adel die Pflicht lehren öffentlich zu communiciren.

Haben Sie Doctor Luthers Schriften geleſen? als Candidatus Theologiæ ſollte das wohl billig ſeyn; und wenn Sie ſie nun aufmerkſam geleſen hätten, ſo würden Sie Ihrem heiligen Eifer (*) Einhalt gethan haben noch ehe Sie bis an den Gedankenſtrich bey den Worten blieb ſitzen wie — hinter welchen Sie ein unerklärliches Räthſel hingekleksel haben — gekommen wären. Erlauben Sie daß ich Ihnen hieherſchreibe was Doctor Luther von der Beichte und dem Abendmahl ſagt. Es geſchieht zwar nur aus dem Gedächtniß — denn ich habe das Buch nicht bey der Hand und kann es in meinem Exilio hier in Port Baltique auch nicht bekommen — allein Sie können ſich darauf verlaſſen daß ich nichts herſchreibe was Sie nicht in Luthers Schriften finden werden wenn Sie ſich die Mühe geben wollen nachzuſchlagen.

„Ich

(*) Zèle. Fievre ſacrée, accompagnée ſouvent de redoublements & de transports au cerveau, a la quelle les devots ſont fort ſujets: c'eſt une maladie éndémique & contagieuſe.

Theol. Portat.

Daher wundere ich mich nicht über des Herrn Verfaſſers Räthſel hinter dem angeführten Gedankenſtrich.

„Ich habe die Beichte als ein Menſchenwerk an-
„gegriffen. Nicht daß ich ſie deshalb aufheben wollte,
„vielmehr ſie mir faſt herzlich wohlgefällt.“ ꝛc.

„Und ſo jemand nicht wollte beichten einem Pfaffen,
„der wähle ſich einen Layen und gehe zu ihm wie ein
„Freund zum Freunde um guten Rath zu holen und
„ſpreche; Siehe dies und dies Unrecht hab ich gethan
„und es reut mich von Herzen. Wenn dann der an-
„dere zu ihm ſpricht im Namen Gottes dir vergiebt
„Gott deine Sünden durch Chriſtum ſo iſt er ab-
„ſolvirt und darf keine andere Abſolution ſuchen.“

„Nur daß man nicht irre im Abendmahl, als ſey
„es beſſer daß es reiche ein Pabſt oder Biſchof oder
„Pfaffe, denn daß es reiche ein Laye es ſey Weib
„oder Kind!“

So ſprach der große Doctor Martin zu Anfange des 16ten Jahrhunderts, aber, lieber Gott! wie gar anders ſpricht der kleine ungenannte Candidatus Theologiæ (ich gehe nun einmal durchaus von der Behauptung nicht ab, daß Sie das ſeyn müſſen) in ſeinem Buche Sitten und Zeit pag. 61. zu Ende des 18ten Jahrhunderts! o tempora! o mores!

In Wahrheit Sie müſſen einen ſonderbaren Gott haben, der es unanſtändig findet das man ſitzen bleibe wenn man an ihn denkt, und der ſich gegen das

Menſchengeſchlecht benimt wie ein Kaddaka Saks (*) gegen die Bauren. — Die Zeiten ſind, dank ſey es dem weiſen Plan des Unendlichen! die Zeiten ſind vorbey, wo alle Menſchen ſo dachten, als Sie mein Herr Verfaſſer. Die Zeiten ſind vorbey wo Jehovah im Namen Moſes (oder umgekehrt wenn Sie es durchaus ſo wollen) die unſchuldigen Ochſen zu Tode ſteinigen ließ, die ſich in der Einfalt ihres Inſtinkts ſo gröblich verſündigten ein Horn an den dreymal heiligen Verhak zu ſezzen den Moſes um den Ort gemacht hatte, wo er mit Jehova geheime conferenzen hielt. In einem Lande wo es keine Bären giebt, werden heutzutage keine Bären mehr durch ein Wunder geſchaffen um diejenigen zu freſſen die einen heiligen Kahlkopf einen Kahlkopf ſchlechtweg nennen. Die Etiquette des himliſchen Hofes hat ſich auffallend verändert! — Schade daß Sie nicht einige Jahrhunderte früher gebohren wurden! da warens gar andere Zeiten! da wars noch eine Luſt ein Theolog zu ſeyn! da war die Anzeige eines Propheten daß er geträumt habe das ächte Creditiv der Warheit die er wollte geltend machen; die Archive der Menſchen waren nicht ſo verſtockt wie gegenwärtig und im Namen des Herrn konnte man damals ſich das Vergnügen machen; ungeſtraft

Kö-

(*) Ein Ehſte der teutſch gekleidet iſt und die Deutſche Sprache radebricht oder d. gl.

Könige abzuſetzen und einzuſetzen auch wohl in Stücken zu zerſchneiden, wie der Seher Gottes Samuel zu Galgal that. Jetzt geht das hier nicht mehr an. Aber ich dächte Sie reiſeten nach den Societätsinſeln, wo dem Eatua (*) Menſchen geopfert werden wenn ſie nicht reich genug ſind, ſich durch Hüner und Schweine loszukaufen. Dort darf der Prieſter nur ins Haus Gottes gehn, und wenn er wieder herauskömt ſagen, Gott habe ihm angekündigt der oder jener ſolle ſterben — ſogleich klopfen die Urkunden (**) der Inſulaner vor heiliger Wuth und ſie ſchlagen dem vom Prieſter zum Tode Ernanten mit Knüppeln auf den Kopf. (***) Der Himmel verhüte nur daß ich nicht verurtheilt werde mit Ihnen dahin zu reiſen; ohne Zweifel würden der Herausgeber dieſer Schrift und ich, die erſten ſeyn welche Eatua durch Ihren Mund zum Tode erkieſete.

Gott gebe, daß dieſer wohlverdiente Spott als Strafe für den geiſtlichen Stolz der Ihnen den Perioden dictirte über welchen ich eben plauderte Sie beſſern möge! dies Mittel iſt immer das gelindeſte; Sie haben alſo nicht über Grauſamkeit zu klagen.

Ein

(*) Der Gottheit.

(**) Die Herzen. Vid. die Vorrede zum Buche Sitten und Zeit.

(***) Siehe Forſters Reiſen um die Welt, und Sammlung der neueſten Reiſebeſchreibungen, 21ſte Band, pag. 366.

Ein gottloſes (*) Buch betittelt **Cranz in Hamburg** ſchlägt in einer Abhandlung unter der Rubrick Toleranz ein weit härteres Präſervativ wieder dieſe Seuche vor und der Paſtor Schulze ohnweit Berlin hat in ſeiner Schrift **Verſuch einer Sittenlehre für alle Menſchen ohne Unterſchied der Religion** gleichfalls ganz gründlich über dieſelbe raiſonnirt; beyde Bücher recommandire ich Ihnen zu Ihrem Vernunftheil.

Schon das was ich angemerkt habe reicht hin zu beweiſen, daß man das Buch des Herrn Verfaſſers mit großem Nutzen beym Unterricht der Jugend gebrauchen kann. Es darf nämlich der Lehrer nur Perioden vor Perioden mit ſeinen Lehrlingen durchgehn, und wenn er das treulich thut, ſo leiſte ich die Bürgſchaft, daß der Knabe oder das Mädgen eine Menge von Sprachfehlern, falſch gezeichneten Bildern unrichtigen und unzuſammenhängenden Nachſätzen ꝛc. ꝛc. ꝛc. wird kennen, und dadurch ähnliche Verſündigungen gegen den Apoll, die Muſen und die Göttin der Wahrheit vermeiden lernen.

Kund und zu wiſſen ſey demnach allen Lehrern und Hofmeiſtern in der Rigaſchen und Revalſchen Statthalterſchaft die Nutzbarkeit des Buches betitelt Sit-

(*) Gottlos. Impie. C'eſt tout ce qui porte atteinte à l'honneur de Dieu, c'eſt à dire du clergé.

Sitten und Zeit, und es ergehet an dieſelben meine geziemende Bitte, ſie wollen ſich das Wohl und die Belehrung ihrer Zöglinge gewiſſenhaft zu Herzen gehen laſſen und dem ungenannten Herrn Verfaſſer ſein Buch zu dem obenbeſchriebenen Endzwecke abkaufen.

Die Subſcription verſchiedener von meinen Freunden ſetzt mich in den Stand den Herrn Verfaſſer zu bitten mir von dieſem Buche gleichfalls zu dem ſchon genanten Gebrauche 50 Exemplare zukommen zu laſſen. Sie dürfen nur in die v. Glehnſche Buchhandlung in Reval abgeliefert werden, welche den Preiß derſelben (ohne Rückſicht auf den Wehrt) in baarer Münze auszahlen wird. Auch erbietet ſich die von Glehnſche Buchhandlung eine dem Herrn Verfaſſer beliebige Anzahl von Exemplaren ohnentgeltlich in Commißion zu nehmen.

Die 4te Claſſe der Ritterſchule zu Reval — überzeugt von der Vortreflichkeit meines Vorſchlages — hat gleichfalls auf 25 Exemplare ſubſcribirt und erſucht den Herrn Verfaſſer dieſe Exemplare gegen baare Bezahlung mit denen für mich beſtimten 50 Exemplaren zugleich in der v. Glehnſchen Buchhandlung abgeben zu laſſen.

Bey der 1ſten, 2ten und 3ten Claſſe genannter Ritterſchule habe ich mich leider ohne Erfolg verwandt.

Sie ſehen mein Herr Verfaſſer, das was ich Ihnen zur Schadloshaltung für die 325 Rbl. anbiete iſt ſehr wenig. Allein ein Schelm giebt mehr als er zu geben vermag. Vielleicht, daß die Herrn Lehrer und Hofmeiſter auf mein an dieſelben erlaſſenes Monitorium ein übriges thun.

Ich hoffe Sie werden im Archiv Ihres Herzens, die Veranlaſſung zu meinem Briefe an Sie, als ein ſicheres Document meiner chriſtlichen Liebe aufbewahren, und dieſe chriſtliche Liebe die ich dadurch mehr als diplomatiſch ſtreng bewieſen habe — mit der Farbe der Tugend auf Ihrem Spiegel der Seele (d. h. dem Antliz) als ein ächtes Creditiv der Wahrheit anerkennen daß ich von ganzem Herzen bin

der Stimme des Vertrauten

meines Hochzuehrenden Herrn

gehorſamſter Diener
M. H. Arvelius

Nachricht oder Geſtändniß an das Publikum.

Derjenige Theil des Publikums, der meinen Charakter einigermaßen kennt, wird ſich wundern meinen Namen unter vorſtehendem maliziöſen Briefe gedruckt zu ſehn; wird mich vielleicht ſchelten, und ſich wegen des Begriffs Lügen ſtrafen den er ſich von mir gemacht hatte. Ein wichtiger Grund für mich zu nachſtehender Erklärung.

Ich weiß, es iſt nicht edel einen von Natur ohnmächtigen und durch eine fremde Hand bereits zu Boden geſchlagenen Feind übel zu behandeln. Was kan ein Sieg wehrt ſeyn der keinen Kampf koſtet? — Eine große Menge Zuſchauer auf dem litterariſchen Kampfplaße ergrif ohne Zweifel bereits aus Mitleid die Partie des Verfaſſers der Provincialblätter, und meine anſcheinende Rache wird gewiß das Corps ſeiner Hülfsvölker verſtärken. Ich gönne es ihm von ganzem Herzen! das iſt das wenigſte was ich thun kann, nachdem ich Grauſamkeit gegen ihn übte. Bey Gott! ſie hat mich viel Ueberwindung gekoſtet dieſe Grauſamkeit zu welcher mich des Herrn Verfaſſers Anfall keines weges, wohl aber die Situation verleitet hat, in welcher ich mich auf Veranlaſſung ſeines Angrifs gegen das Publikum befinde. Der Herausgeber dieſer Schrift, hatte, aus freundſchaftlichem Eifer für mich, die Züchtigung des un-

ge-

gehanten Verfaſſers übernommen, ehe ich noch genau unterrichtet war was eigentlich mein Herr Gegner wider mich angebracht habe, ehe ich alſo noch daran denken konnte ſelbſt Maaßregeln zu nehmen. Ich verſichere auf meine Ehre daß ich die Provincialblätter bis dieſen Augenblick mit keinem Auge geſehen, und den Anfall auf mich, erſt mit meiner Vertheidigung zugleich, im Journal für Geiſt und Herz geleſen habe. Nachdem ich dieſe geleſen, ergrif ich natürlicher Weiſe die Partie, ſelbſt ganz zu ſchweigen. Allein ich habe nachher (zu meiner Kränkung — warum ſoll ich das läugnen) erfahren, daß man mich ſpottweiſe glücklich ſchäzt einen Secundanten gefunden zu haben. Freilich ſchäze ich mich ſelbſt ernſthaft darüber glücklich, in ſo fern der unerbetene ja ſo gar mir ohne mein Wiſſen geleiſtete Beyſtand (*) des Präſidenten von Koßebue der lauteſte Beweiß ſeiner Liebe zu mir iſt, aber nur in ſo ferne thue ichs, nicht weil ich zu furchtſam, oder zu ſchwach geweſen wäre mich gegen einen pralenden und kraftloſen, troßigen und verzagten Gegner ſelbſt ins Feld zu ſtellen.

Soll ich alſo zum Ruhm meines guten Herzens und meinem Hrn. Gegner zu Liebe bey einem Theil des Publikums (wenn es auch der kleinſte und unerleuchteſtte wäre) für einen Einfaltspinſel gelten? — —

Ohne

(*) Welches ich feyerlichſt beſtätige. Der Herausgeber.

Ohne mir dieſe Frage beantwortet zu haben, ergrif ich da mir das Buch Sitten und Zeit in die Hände fiel die Gelegenheit meiner beleidigten Eitelkeit Genugthuung zu verſchaffen, und ſetzte vorſtehenden Brief auf. Einen Monatlang hat er gelegen ohne daß ich ihn bekannt machte. Allein da die Nachricht von dem erniedrigenden Urtheil des Publikums in Anſehung meines Stillſchweigens ſich beſtättigt, glaube ich mir es ſchuldig zu ſeyn den Brief drucken zu laſſen. Wenn ich deswegen vom Richterſtuhl der ſtrengen Moral nicht kann ſchuldfrey geſprochen werden; ſo wird man mein Betragen doch höchſtens eine verzeiliche Schwachheit nennen können, und der Herr Verfaſſer der Provincialblätter — habeat ſibi!

Schreiben einer Dame an den Herausgeber.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich erhielt dieſen Brief bereits am 31ſten October, da aber das fünfte Stück ſchon abgedruckt war; ſo konnte ich nicht eher als jetzt Gebrauch davon machen. Es freut mich indeſſen, daß ich in dieſem fünften Stücke, manchen Wunſch meiner liebenswürdigen Ungenannten erfüllt habe, ehe ſie noch ihren Brief ſchrieb. Ob übrigens würklich eine Dame Verfaſſerinn deſſelben ſey, laſſe ich unentſchieden. Ich habe das Original vielen meiner Freunde und Bekannten gezeigt, die Vermuthungen darüber ſind ſehr getheilt. — Ich war zuerſt geſonnen, den für mich allzuſchmeichelhaften Eingang wegzulaſſen, theils aber um dem Publicum nichts zu entziehen, und theils — warum ſoll ich es nicht geſtehen? — weil das Urtheil einer ſo geiſtreichen Dame, zu verführeriſch für meine Eitelkeit war; laſſe ich ihn ganz ſo wie er iſt.

Mein Herr!

Schon lange haben Sie bey dem Allgemeinen als Dichter, als Schriftſteller, ſich den gerechteſten Beifall, bey unſerm Geſchlecht Parteilichkeit und Wohlwollen erworben, einſt durch manch munteres Epi-

gramm,

gramm, in dem Herzen einiger Mädchen Stolz, in anderer Neid erwekt. Daß alſo Ihre Blätter für Geiſt und Herz geſchrieben, mit dem günſtigſten Vorurtheil von Männlichen und Weiblichen Lesliebhabern würden aufgenommen, mit Vergnügen geleſen werden, das konnten Sie vermuthen, daran war gar nicht zu zweifeln. Daß aber von letztern, ein Mädchen, (unbekannt zu bleiben, werden Sie mir erlauben,) Muth und Herz haben würde, Ihnen (in unſern Cirkeln erſchallt oft Ihr Lob) Ihnen ſelbſt in einem Briefe etwas über Ihre leſenswürdige Periodiſche Schrift, und Ihre wohlgemeinte Abſicht ſie auch uns nutzbar werden zu laſſen, ſagen würde, das konnten Sie nicht, bey dem herſchenden Vorurtheil wieder uns, wovon in Herrn B-s Briefen über Ehſtlands Sitten auffallende Beweiſe ſind, gar nicht vermuthen. O da bin ich ſchon an die Briefe des B. gekommen, doch wollte ich noch nicht deren Erwehnung thun, wollte noch vorher ſo manches zu Ihrem Lobe mein Herr ſagen, Ihnen den wärmſten Dank — aber nun kann ich nicht, ich muß gleich dem vollen weiblichen Herzen Luft machen, ich muß — doch ich will mich mäßigen will ihn nicht angreifen dieſen Man, wenn ich es auch könnte; damit nicht, er Gelegenheit haben möge, den ſo richtigen Schluß zu machen, alle Damen in Ehſtland, die nicht ſchön alſo auch nicht ganz dumm

ſind, und die mir zur Noth ſchreiben können, ſind gallichte boshafte Geſchöpfe. Nur wünſchte ich ſehr daß Herr B. auf ein oder andere Art erführe, daß die Dames in Ehſtland ſo einfältig ſie auch nach ſeiner Meinung ſind, es höchlich empfunden haben, daß er ſie in mancher Rückſicht gar ſehr hat erniedrigen wollen, und daß ſeine mit untermengte Schmeicheiei, und was er ſehr gütig zu Ihrem Lobe hat ſagen wollen nicht hat verurſachen können, daß man ihm ſeine Strenge, und darf ich ſagen viel falſche Critik vergebe. Mag es mir vergönt ſeyn, von allem etwas anzuführen, und denn im Namen meiner Sipſchaft die nicht gering iſt, inſtändig zu bitten, daß Sie mein Herr, der Sie für unſer Geiſt und Herz ſchreiben, der Sie wünſchen, beydes möge durch Leſen Ihrer Blätter gebildet werden, ſelbſt unſere völlige Rechtfertigung übernehmen, und forthin nicht zugeben wollen, daß weiſe Männer genandt oder ungenandt, uns ſtat zu beſſern nur zu demüthigen ſuchen mögen.

B. ſagt je ſchöner eine Dame in Ehſtland iſt, je dummer iſt ſie. Iſt das nicht eine kühne Behauptung in einem Lande wo wie Fremde ſagen ſollen man gar viel ſchöne Geſichtchen antrifft, alſo müſſen ſich die Dames in Ehſtland nur durch mehr oder weniger Dumm ſeyn unterſcheiden. Ich wünſchte wohl daß ich Gelegenheit haben könnte, den ſtrengen

Weiberrichter kennen zu lernen, um — O nicht durch mein Beiſpiel! denn nur alltäglich iſt mein Geſicht, mittelmäßig mein Verſtand, und ganz allgemein die Ausbildung deſſelben, nein durch auffallende Beiſpiele vieler meiner Bekanten in der Stadt und auf dem Lande, die Trüglichkeit ſeiner Behauptung zu zeigen: überhaupt mag ich mit dem Herrn B. über dieſen Punkt nicht contraſticren, es iſt nicht das was mir am mehreſten am Herzen liegt, aber — er ſagt wir liebten das leſen nicht, liebten das leſen vernünftiger Bücher nicht, wenn man — ſagt er — früge, ſo — und zur Urſache, daß man lieber den faden unſchmackhaften Siegwart, als — leſe, führt er an; daß die wenigſten Dames Teutſch verſtünden. Abſcheulich! was wird man in andern Ländern, gewiß iſt es daß dieſe Periodiſche Schrift auch in Auslanden Lesliebhaber finden wird, von uns denken? wird man nicht glauben, daß die Landes Bauerſprache unſere eigenthümliche Sprache ſey? Siegwart! — Eben dieſes Buch, vor das, ich verſichere es, nicht allein ich, ſondern alle von meiner Bekantſchaft, Ekel und Wiederwillen haben, ſollte ſoviel Anhänger — Gewiß es giebt Leute die unſern Geſchmack wenn er irrig iſt zu rechte zu weiſen wiſſen. Wielands Oberone kenne ich nur dem Nahmen nach, auch hat man mir das leſen deſſelben nicht zugeſtanden, Herrn Leſſings

Nathan den Weiſen habe ich geleſen, aber ſind denn dieſe ſonſt vortreflichen Bücher ausgezeichnet eben die, die ein Mädchen zu ſeinem Nutzen, zu ſeiner Bildung zu leſen hat? wenn doch die Herrn der Schöpfung, wenn doch der ſtarke Weiſe Theil der Menſchheit, ſich mehrere Mühe geben wollte Bücher, Siegwart iſt ſo viel ich weiß von einer Mansperſon geſchrieben, zum Nutzen des Schwächern zu ſchreiben, ihm Werke vorzulegen die er nicht allein zum Nutzen auch zum Vergnügen und ſo umgekehrt leſen könnte, gewiß man würde finden, daß nicht der Mangel des Teutſch Verſtehens, uns an Fade unſchmakhafte Bücher bände. Auf hohe litterariſche Kunde wollen wir gerne Verzicht thun, müſſen auch wohl, ſo lange die Starken das Eigenrecht ſich anmaßen uns für Schwach zu halten, und Ihre guten Urſachen haben unſerer Wisbegierde durch höniſchen Spott Grenzen zu ſetzen. Auch die Mytologie, dieſe unterhaltende Wiſſenſchaft, können wir ſowohl als das leſen griechiſcher Fabeln der Schriftſteller entbehren beſonders wenn mehr für Geiſt und Herz in unſerm guten Mode Ton geſchrieben wird. Wäre nicht ein jedes Mädchen, das einige Beleſenheit, einige Kenntniß griechiſcher Schriftſteller ihrer Fabeln und Götterlehre verriethe, dem Spotte ihrer Geſpielinnen hauptſächlich dem Gelächter des erſten Geſchlechts ausgeſetzt? Man giebt uns Schuld daß

unſer

nſer Lieblings Geſpräch, unſere beſte Unterhaltung
ber Wetter und Jahreszeit ſey, was würde man aber
on einer Dame ſagen, die ſtatt ſich über den wieder-
hrenden Frühling über den Geſang der Nachtigallen
n einem ſchönen Maitage zu freuen, der weiſen
Sonnenpferde und des verunglückten Phaetons Er-
ähnung thun, den Tag im Wonne Mond mit Entzücken
reiſen, und der trillernden Philomele eine Lobrede
alten würde, was von einer, die ſtatt das Garn zu
ühmen das ſie auf Ihren Gütern ſpinnen lieſe, über
en Faden und Spinrocken der großen Spinnerinn
Penelope ein Geſpräch anſtellen wollte?

Dürfte ich wohl hier im vorbeigehen eine Aufgabe,
er Aufgabe des Herrn B. entgegen ſetzen? Kann es
nir erlaubt ſein auch eine Frage aufzuwerfen? Wenn
nan Mansperſonen 99 früge, ob ſie den Horace,
Virgil, Ovid, geleſen, wie viele würden es mit ja
beantworten können? und würden nicht manche dar-
unter ſein, die keinen andern Hecktor als ihren Wind-
hund, keinen andern Hercules als ihren Bollenbeiſer
kennen? Sollte auch wohl nicht gar in einer guten
Lotterie wo die Lieblings Materie Jagd und Pferde
eifrig abgehandelt wird das Trojaniſche Pferd vor
ein leichtes Hetzpferd können ausgegeben werden?
Bin ich hier etwa zu weit gegangen ſo hat mich das
Beyſpiel des Herrn B. verführt, und ich bitte es

meiner weiblichen Schwachheit zu vergeben, auch will ich mich selbst gleich bestrafen, meiner Schwatzhaftigkeit Einhalt thun, und meinen Brief schließen, ohne von dem vielen das ich noch zu sagen hätte, weiteres zu erwähnen. Sollten Sie aber mein Herr es der Mühe werth halten diesen meinen Brief in Ihrer periodischen Schrift einrücken zu lassen, und ich dadurch aufgemuntert werden, noch einen zu schreiben, so will ich, besonders wenn Herr B. fortfahren wird seine ungünstige Urtheile über die Ehstnischen Dames ferner bekant werden zu lassen auch fortfahren, nicht in der Absicht ihn zu wiederlegen, nur um mich im Schreiben zu üben, damit er überzeugt werde, daß das Brief schreiben ich, nicht durch lesen des Faden zärtlichen Sigwarts gelernt habe.

Achtung für Ihre ausgezeichnete Talente, erregtes Verlangen was von Ihnen geschrieben wird zu lesen, findet sich mein Herr in dem Herzen

Ihrer

Leserinn
G.

Antwort des Herausgebers.

Liebenswürdige Unbekannte,

Wenn auch der Herr B. noch zehnmal ſtrafbarer wäre, als er Ihnen zu ſeyn ſcheint; ſo hat er doch in meinen Augen ſein Verbrechen völlig wieder gut gemacht; denn ohne ſeine Briefe hätten das Publikum und ich, nicht das Vergnügen gehabt Ihre Antwort zu leſen; ohne ſeine Briefe hätte — Gott weiß in welchem Winkel Ehſtlands! — eine Roſe gedufftet, unbewundert vom Auge des Kenners.

Ein Mädgen alſo — (unbekannt zu bleiben muß ich Ihnen freylich erlauben, ich mag wollen oder nicht) — ein Mädgen mit Geiſt und Herz — ſchön ſetzt meine Einbildungskraft hinzu — hat ſich zu meiner Koreſpondentinn aufgeworfen. O ich danke ihnen, mein lieber Herr B., ich danke ihnen von ganzem Herzen, denn nun bin ich belohnt für alle die ſchiefen Urtheile, die ich von Kritikern und Kritikaſtern über ihre Briefe eingeſchluckt habe. Sollten Sie es glauben, meine ſchöne Leſerinn, daß Ihre Landsmänninnen wegen dieſer Briefe **auf mich** zürnen? und doch habe ich ſo Manches zu Ihrer Vertheidigung geſagt, konnte auch nicht mehr ſagen, wenn ich nicht partheyiſch ſcheinen wollte, da meine eigene Frau eine Ehſtländerinn

derinn ist, und mir täglich neue Beweise giebt, daß ihr Geschlecht unsere innigste Liebe und Achtung verdient.

Sie wünschen Gelegenheit zu haben, den strengen Weiberrichter kennen zu lernen? ich hoffe, er wird eben so sehr wünschen, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sie dürfen daher nur befehlen, wohin er sich begeben soll, um Sie zu sehn. Denkt er wie ich, so wird er gern einige Meilen zu Fuß laufen, um Ihren und seinen Wunsch zu erfüllen. Ob er Ihren Brief beantworten wird, weiß ich nicht; sollte er es aber thun; so hoffe ich, er wird nicht vergessen, was er einer Dame — und zwar einer solchen Dame schuldig ist; widrigenfalls ich seiner Antwort einen Platz in meinem Journal verweigern würde.

Eine Ihrer geäußerten Besorgnisse bin ich selbst im Stande zu heben: Sie irren nemlich, wenn sie glauben, daß diese Schrift auch in Deutschland gelesen werde. Sie ist blos für die Nordischen Gegenden bestimmt, die Auflage ist sehr klein, und ich sende nicht mehr als ein einziges Exemplar an einen meiner Freunde in Deutschland, wie das Subscribenten Verzeichniß ausweißt.

Fahren Sie fort, liebenswürdige Unbekannte, durch Ihr Beyspiel zu beweisen, wie sehr der Herr B. sich in unsern Damen geirrt hat, und erlauben Sie mir — ob Sie gleich incognito bleiben wollen — mich öffentlich zu nennen Ihren

Verehrer.

Der

Der Schein trügt,
ein altes Sprüchwort durch ein neues Beyspiel bestätigt.

„Fahrt nach der Kirche!„ rief die Gräfinn Emille von Z** ihrem Kutscher beym Einsteigen zu. Es war am Abend vor Allerheiligen, und die fromme Emilie wollte beichten.

Ein junges, liebenswürdiges Weib, verbunden mit einem raschen, feurigen Gatten, der Wahl ihres Herzens; von ihm angebetet; durch einen reizenden Knaben zur glücklichen Mutter gemacht; in ihrem Schoose tragend das zwote Pfand der ehelichen Liebe; dankbar pflückend jedes Blümgen, aus dem Füllhorn der Freude auf ihren Pfad gestreut; gern erfüllend jede Pflicht der treuen Gattinn und der zärtlichen Mutter: was kann ein solches Weib zu beichten haben? — mit einem Herzen ohne Falsch, einem Gewissen ohne Mackel, was soll sie im Beichstuhl? — was wird sie (denn Emilie war Katholisch) was wird sie dem Pfaffen antworten, wenn er mehr will, als das vorgeschriebene, allgemeine Bekenntniß: ich bin eine arme Sünderinn.

So plauderte Graf Gustav von Z** mit sich selbst, als er am Fenster stehend, Emiliens Befehl hörte: „fahrt nach der Kirche!„

„Soll

„Soll ich ihr nachschleichen?„ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort: „soll ich mich in irgend einen „Winkel der Kirche verstecken, und den bekennenden „Mund meiner lieben Sünderinn belauschen? Ist es „Neubegier? — nein; ist es Mißtrauen? — Pfuy! „nun was ist es denn? — Neckerey und weiter nichts. „Ich bin ihr Mann, und habe doch wohl eben so viel „Recht, ihre kleinen Geheimnisse zu wissen, als der „Pater Anselmo. Ich werde sie necken, sie wird sich wundern, ich werde lachen, und das ist es alles.„

Er ging, die Kirche war nicht weit, er schlich sich unter dem Mantel der Dämmerung hinein, und so nahe dem Beichtstuhl, als ohne bemerkt zu werden möglich war. Er lauschte mit offnen Ohren, Emilie sprach ziemlich laut; hier ist das Fragment ihrer Beichte, von welchem ihr unglücklicher Gemahl kein Wort verlohr.

Ja, Ehrwürdiger Pater, die Gestalt des Jünglings war liebenswürdig. Länger als sechs Monat hat er täglich manche Stunde in meinem Schlafzimmer zugebracht, um die Schäferstunde zu erwarten. Während ich des Abends mit meinem Gemahl speiste, ließ meine Kammerfrau ihn durch eine heimliche Thür entwischen. Ich habe bis jetzt meinem Manne die Ursache verschwiegen, warum ich dieß Mädgen aus dem Dienste jagte.

O all ihr Ehemänner! wer unter Euch ein ſchönes Weib beſizt, das er aus der ganzen Fülle ſeines Herzens liebt, in deſſen Arm er ſorglos ruht, an deſſen keuſchen Buſen er ſich ein Gott wähnt; der denke ſich, wenn er es vermag, an die Stelle des horchenden Grafen. Seine erſte Bewegung war mit der Fauſt an den Degen; aber der Gedanke, den Tempel Gottes zu entweyhen, und ſeinen Boden mit Blut zu färben, ſchreckte ihn zurück. (*) Er verließ die Kirche, für ihn das Grab ſeiner Ruhe, kam ohne zu wiſſen wie, nach Haus, und foderte Poſtpferde. Ein leichter Wagen ward angeſpannt, der Graf ſchrieb einen Zettel an ſeine Gemahlinn, in welchem er ihr ſehr lakoniſch meldete; „daß nothwendige Geſchäfte ihn nöthigten,

„auf

(*) Warum das? der fromme König Salomo, ſandte ſeinen Henkersknecht Benaja, den unſchuldigen Bruder des Königs zu ermorden. Dieſer floh zu den Stufen des Altars, und umfaßte die Hörner deſſelben. Benaja — ſelbſt Benaja ſtuzte, zog zurück die Hand zum Morde ausgeſtreckt, und frug den König: „Herr! was ſoll ich thun? „dein Bruder hat die Hörner des Altars umfaßt.„ „Ey was!„ ſprach der fromme Salomo: „ſchlag ihn am Altar todt!„ und Benaja ſchlug ihn am Altare daß er ſtarb. Wenn das Salomo thun durfte, Salomo der Liebling Gottes, warum denn nicht der Graf von Z***?

Anmerkung des Setzers

„auf eines seiner Landgüter zu reisen„ warf sich in den Wagen, und flog davon.

Emilie kam zurück aus dem Tempel, mit einer Heiterkeit, der frommen Einfalt so eigen, wenn sie mit Gott liquidirt zu haben glaubt. Der Zettel ihres Gemahls befremdete sie nicht wenig; auf eine so sonderbare Art hatte er sie noch nie verlassen — ohne Abschiedskuß, ohne Bestimmung seiner Wiederkunft, ohne einmal zwo Stunden vorher an die Reise gedacht zu haben. Das beunruhigte die sanfte Emilie. Sie ließ den Haushofmeister rufen — „Hat er den Grafen „vor seiner Abreise gesprochen?„

Der Haushofmeister. Gesprochen nicht, aber gesehen.

Emilie. Nicht gesprochen? keine Aufträge? keine Bestellungen? ich meyne nur in Ansehung der Wirthschaft?

Der Haushofmeister. Nicht das geringste.

Emilie. Das ist doch sonderbar.

Der Haushofmeister. Ja wohl ist es sonderbar. Ich kenne den gnädigen Herren von klein auf; ich habe mannichmal die Ehre gehabt, ihn auf meinen Armen zu tragen; aber so wie heute habe ich ihn noch nicht gesehn. Zwanzigmal hatte er die Gnade mich rufen zu lassen, zwanzigmal hatte ich die Ehre zu erscheinen, aber da stand ich, er sah mich nicht einmal an. Ich nahm mir einigemal die Freyheit zu husten, umsonst! der gnädige Herr beliebten an den Nägeln zu kauen und

sahen

ahen dabey so roth aus, wie dero Herr Vater seligen
Andenkens, wenn dieselben des Mittags fünf Flaschen
Wein zu sich genommen hatten. Endlich warf sich
er Herr Graf in den Wagen, ohne einmahl zu sagen:
eb er wohl Alter! wie er doch sonst wohl die hohe
Gnade für seinen treuen Diener zu haben pflegt.

„Unbegreiflich!„ murmelte Emilie: „gewiß hat
ihn ein höchst unangenehmer Zufall meinen Armen
entführt.„ Sie war weit entfernt, die eigentliche
Ursache zu muthmaßen.

Der Graf setzte unterdessen Tag und Nacht die
Reise fort; es war Nacht in seiner Seele, kein Strahl
er Hoffnung warf Dämmerung hinein. Am Abend
es dritten Tages erreichte er die Grenzen seines
Gutes. Ein altes Schloß aus dem neunten Jahr-
undert, mit Thürmen, Gräben, Zugbrücken und
Pallisaden versehen, fieng eben den lezten Sonnen-
trahl auf, und warf einen langen Schatten auf das
glühende Waizenfeld. Es war zum Erstenmal, seit
er junge Graf Erbe seines Vaters wurde, daß er
ieß entlegenste seiner Güter besuchte; ein Verwalter
nd ein betagter Gärtner mit seinem Weibe, waren die
inzigen Bewohner des Schlosses. Alle drey hatten
ichts weniger vermuthet, als einen Besuch ihres
ungen, gnädigen Herrn; sie umringten ihn so frölich,
ewillkommten ihn so treuherzig; aber er sah sie kaum,

sein

sein Blick war starr und verworren, er warf sich auf ein Ruhebett, und begehrte allein zu seyn. Das ganze Dorf kam in Bewegung, der Schulze und die ältesten Bauern zogen ihre Sonntagskleider an, und trabten nach dem Schlosse, indem der Schulze unterwegens auf eine zierliche Anrede studierte, mit welcher er den gnädigen Herrn zu überraschen gedachte. Aber an der Pforte des Schlosses ward ihnen angedeutet, daß der Herr Graf müde von der Reise sey, und Niemand sehen wolle. Die guten Leute kehrten traurig zurück. „So vornehm that der selige Herre nicht!„ sagte Einer zum Andern: „wenn der einmal der Jagd wegen „sich hier aufhielt; so ließ er uns alle vor sich, und „sprach: Guten Tag Kinder! und so und so, und „dieß und jenes: Wie steht euer Korn? wie ist die „Heuerndte ausgefallen? was macht euer Vieh? „Gott habe ihn selig! den braven Herrn.„

Am andern Morgen in aller frühe befah der Graf von Z** das Schloß, durchstrich alle Winkel, und stieg bis in die tiefsten Keller hinab. Am Ende eines einsamen Ganges, in welchem der Fuß tritt des Gehenden hohl wiederhallte, stieß er auf eine eiserne Pforte, welche den Eingang zu einem der vier Thürme verwahrte, die an den vier Ecken des Schlosses emporstiegen. Die Pforte ward geöffnet, ein fauler Geruch lang eingeschlossener Luft stieg ihm entgegen. Er trat hin-

hinein, fand vier nackte, kahle Mauren, nur etwas vermodertes Stroh. Zum Erstenmal verzog sich der Mund des Grafen zum Lächeln; aber es war ein grinsendes, teuflisches Lächeln. Schweigend verließ er den Thurm, schrieb einen Zettel, und fertigte den Bedienten, der ihn begleitet hatte, damit an seine Gemahlinn ab. Auf seinen Befehl ward indessen ein Tisch, ein hölzerner Stuhl, und ein frisches Bund Stroh in den Thurm gebracht.

Emilie empfieng mit Entzücken, Bothschaft von dem geliebten Gatten, dessen Umarmung ihr klopfendes Herz schon zu lang entbehrte. Mit jener schönen Röthe des brünstigsten Verlangens auf ihrer Wange, öffnete sie den Zettel und las:

„Ueberbringer dieses hat Befehl dich zu mir zu „bringen. Gustaf Graf von Z**„

So sehr auch der trockne, lakonische Ton ihres Gemahls Emilien in Erstaunen setzte; so zögerte sie doch nicht einen Augenblick dem Boten zu folgen. Die Reise war höchst beschwerlich für eine Frau, im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft; doch Emilie, mit der Sehnsucht der Liebe im Herzen, vergaß ihre Bürde, erlaubte sich kaum des Nachts einige Stunden Schlaf, und langte am vierten Abend glücklich auf dem Schlosse an. Ihr Gemahl erwartete sie in den Mauern jenes einsamen Thurmes, sitzend auf

dem hölzernen Stuhl, wiederkäuend sein Unglück. Emilie flog an seinen Hals, er stieß sie mit der geballten Faust vor die Brust, sie sank zur Erde. „Gott! „was ist das!„ rief das unglückliche Weib, und kroch auf das Bund Stroh. Der Graf stieß mit dem Fuße nach ihr: „Ungeheuer!„ schrie er im Ton der äußersten Wuth: „du bist entlarvt! Hier — hier sollst „du ein Leben endigen, das ich nicht Muth genug habe „dir zu entreißen.„

„O Gott!„ wimmerte Emilie: „schone doch zum „mindesten das Kind, das ich unter meinem Herzen „trage.„

„Verflucht sey dieß Kind! der Schimpf meines Hauses und der Zeuge deiner Schande!„ mit diesen Worten verließ er die Unglückliche, und verriegelte die Thür.

Allein mit ihrem Elend und ihrer Unschuld, allein mit der grausamsten Strafe und dem reinsten Gewissen, sank Emilie auf ihre Knie, und flehte zu dem, der in unsere Herzen sieht, wie in ein offenes Buch, ihrem Gatten, ihrem noch immer geliebten Gatten, die Binde von den Augen zu reißen, aus höllischer Verleumdung gewoben. Die Eulen krächzten in ihr Gebet, und das Ohr des unerbittlichen Schicksals, schien taub zu seyn, für die Seufzer der jammernden Unschuld.

Am andern Mittag ward ihr durch ein Loch Brodt und Wasser gereicht; sie salzte das Brodt mit ihren Thränen, und das Herz wollte ihr vor Wehmut zerspringen, so oft das Kind in ihrem Leibe sich rührte. Um ein Schreibzeug hatte sie gebeten, aber es war ihr versagt worden. Durch einen Zufall fand sie einige Faden blauer Seide, und eine Nähnadel in ihre Tasche; sie wusch ihr Schnupftuch und nähte mit der Seide folgende Worte darauf:

Ich bin unschuldig, rette mich und unser Kind!

Sie sandte das Tuch dem Grafen, der Verblendete zerriß es, und sandte es ihr zurück; Emilie ließ eine brennende Thräne darauf fallen.

Als die Zeit herannahte, daß sie gebähren sollte, ward das Weib des alten Gärtners zu ihr gelassen, und Emilie auf Stroh sich krümmend, genaß einer Tochter. Das erste Weinen des Kindes, der erste Laut, den sie nach zwey Monaten in diesen fürchterlichen Mauern hörte, half ihr ihr Elend ertragen. Sie drückte das Kind fest an ihr mütterliches Herz, und empfahl es dem Schutze der Vorsicht. Sie reichte ihm ihre Brust, glaubte es lächeln zu sehn, und vergaß ihren Jammer. Aber ach! kaum hatte sie ihre Kräfte wieder etwas gesammelt, als das Weib des Gärtners das Kind aus ihren Armen riess und den Kerker verschloß.

„Jesus Maria!„ wimmerte die arme Emilie! „laß mir doch wenigstens mein Kind!„ Ohnmächtig sank sie zur Erde, und als sie erwachte, flehte sie zu Gott um den Todt.

Ihr unerbittlicher Gemahl wollte das Kind nicht sehn; er ließ es zu einem Bauerweibe bringen, und als eine Wayse erziehn. Das Gärtnerweib verließ Emilien, zwey Wochen nach ihrer Niederkunft, der Graf kehrte in die Stadt zurück, und die Unglückliche blieb allein, ihrem nagenden Gram überlassen, länger als drey Jahr.

Um diese Zeit war es, als der Baron T... ihr Bruder, Major in Braunschweigischen Diensten, aus Amerika zurückkam. Er liebte seine Schwester sehr, Graf Gustaf von Z** war sein Jugendfreund; er nahm daher sogleich nach seiner Wiederkehr auf einige Monat Urlaub, und eilte den Umarmungen der Seinigen entgegen. Gewohnt in dem Hause seines Schwagers den Sammelplatz der Freude zu sehn; gewohnt immer einen unterhaltenden Zirkel von Freunden und Freundinnen, daselbst anzutreffen, durch Bedürfniß des Vergnügens, und heitere Laune des Wirthes zusammen geführt: erstaunte er nicht wenig, die sonst immer offene Pforte verschlossen zu finden, und muthmaßte auf eine Lustreise. Er klopfte an, ein grämlicher Schweitzer that ihm auf.

„Ist der Herr zu Haus?

Der Schweitzer. Ja.

Der Major. Zu Haus? — Nun desto besser!

Er sprang aus dem Wagen, und eilte die Treppe hinauf. Kein Bedienter öffnete ihm die Thür, keine Zofe trippelte ihm entgegen, kein Schooshund bellte, kein Papagey krächzte, alles todt wie in der Wohnung eines Geizhalses. Er trat in das Zimmer des Grafen, der auf einem Sofa, mit starren Blick, Emiliens Bilde gegenüber saß. Auffahrend, wie aus einem schweren Traume, taumelte er seinem Schwager entgegen, stürzte sich sprachlos in seinen Arm, und drückte ihn hefftig an seine Brust; in demselben Augenblick stürzten Thränen aus seinen Augen, denn die Zeit hatte seine Wuth in Schwermuth verwandelt.

Der Major. Bruder! was ist das! welch' eine seltsame Veränderung? dein Haus ist nicht mehr dasselbe — und du — kaum erkenne ich dich. Wo ist das Männliche Roth, das ehemals deine Wange schmückte? du bist entstellt, dein zerstörter Blick läßt mich ein Unglücke ahnden. Wo ist meine Schwester?

Der Graf. Ach! —

Der Major. (hastig) Ist sie todt?

Der Graf. Für mich todt.

Der Major. Erkläre dich!

Der Graf. Ach! das Grab Ihre Ehre, war auch das Grab meiner Ruhe.

Der Major (unwillig) Ihrer Ehre? — wär' es möglich! — Nein! das kann nicht sein!

„Und doch ist es so!„ rief der unglückliche Verblendete, ein neuer Thränenstrom stürzte aus seinen Augen, schluchzend erzählte er dem Freunde seiner Jugend, dem Bruder seiner — noch immer geliebten Emilie, die Begebenheit jenes unseligen Tages, seinen Schmerz, seine Wuth, seine Rache.

Finster in sich gekehrt, stand Baron T... sprachlos, schaudernd vor der Ueberzeugung seine Schwester ehrlos zu wissen, und doch umsonst Gründe suchend sie zu vertheidigen.

„Verflucht sey dann dies heuchlerische Geschlecht„ rief er endlich aus: „wenn das Gesicht meiner from„men Emilie lügen konnte, welcher Blick ist der „Blick der Unschuld, wenn dieser es nicht war. Auf „Bruder! ermanne dich! vergiß ein Weib, deiner „Liebe unwerth! und kein Gedanke an jene Treulose „verbittre die Freuden der Jugend, die von allen „Seiten dir winken. — Du hast die Sache ver„schwiegen, du hast die Ehre meiner Familie geschont, „dafür danke ich dir, und nun — von diesem Augen„blick an ist Emilie todt, ihr Name verbannt aus „unserem Gedächtniß.„

Baron T... hielt Wort, der Nahme Emilie kam nicht mehr über seine Zunge, und obgleich auch ihn ein geheimer Kummer nagte, obgleich die blasse, leidende Gestalt, seiner ehemals so geliebten Schwe-

ster,

ker, ihm oft vor Augen schwebte; so log er doch Heiterkeit in seinem Blicke, und stürzte sich in Gesellschaft seines Schwagers, aus einem Wirbel der Zerstreuung in den andern.

Eines Morgens schlenderten beyde durch eine große Lindenallee, einen öffentlichen Spaziergang der Stadt, der immer von Ordensbändern und Bettlern, Damen und Freudenmädgen wimmelte. Plözlich erblickte der Graf einen Geistlichen, blaß und abgezehrt an einem Stabe daher wankend. „Ach Gott!„ rief er aus: „siehe da Emiliens Beichtvater!„ Baron T... stuzte, blickte schüchtern nach ihm und schwieg.

Der Graf. Wohl an, lieber T..! Laß uns die Wunde noch einmal aufreißen! ich will ihn anreden, ich will ihm merken lassen, daß ich Alles weiß, er wird nichts gestehen; aber sein Blick wird ihn verrathen. — Er faßte den Major beym Arm, und zog ihn halb wieder Willen nach sich. „Ehrwürdiger „Greiß„ redete er den Geistlichen an: „woher der „Kummer, den ich auf Ihrer blassen Wange lese?„

Der Geistliche. Nicht Kummer, gnädiger Herr! ich stand am Rande des Grabes; doch es hat der Vorsehung gefallen, mir das Leben wieder zu schenken, ich ward besser, und gieng heute, auf Befehl meines Arztes, zum Erstenmal aus, um frische Luft zu schöpfen.

Der Graf. Wozu ich ihnen Glück wünsche. — Kennen sie mich?

Der Geistliche. Wie sollt' ich nicht? Ich habe die Ehre mit dem Grafen Z** zu sprechen.

Der Graf. Ganz recht! Sie reden mit dem unglücklichen Grafen Z**, dessen Elend nur Ihnen allein kein Geheimniß ist.

Der Geistliche. Herr Graf — verzeihen Sie — ich verstehe Sie nicht.

Der Graf (bitter) Freylich, Sie dürfen mich auch nicht verstehen. — Haben sie sich nicht gewundert, meine Gemahlinn seit drey Jahren nicht im Beichtstuhl zu finden?

Der Geistliche. Nein Herr Graf, ich habe mich nicht gewundert; vermuthlich hat sie einen Mann gefunden, ihres Zutrauens würdiger. Weh hat es mir gethan, das will ich nicht leugnen; denn sie ist ein brave, vortreffliche Dame.

Der Graf. Vergebens, mein Herr, vergebens! Ihre Verschwiegenheit ist überflüssig. Wissen Sie, daß ich — ich selbst, an jenem unseligen Abend vor Allerheiligen, ungesehn Ohrenzeuge der Schande war, die Emilie Ihnen bekannte; ich bin unterrichtet von dem schändlichsten der Bubenstücke; ich weiß daß jener liebenswürdige Jüngling, sechs Monate lang täglich in meiner Frauen Schlafzimmer gewesen; ich weiß daß er jedesmal während der Abendmahlzeit entwischt; Sehn Sie, Alles, Alles weiß ich; Sie

haben

haben ihr im Nahmen Gottes verziehen, aber so wahr Gott mir verzeihe, ich kann das nicht.

Der Geistliche (Hände und Augen gen Himmel emporhebend) Heilige Vorsehung! nun weiß ich, warum du mein Leben gefristet! nun weiß ich, warum du meinen Wunsch nicht erhört, mich eingehen zu lassen, in die Wohnungen des Friedens! Ach Herr Graf! was haben Sie gethan! Ihre Gemahlinn ist unschuldig. — Errinnern Sie sich des jungen Wildmann, den Sie als eine Wayse erzogen, und vor drey Jahren einen Dienst beym Zollamt verschafften? Zwischen ihm und Ihrer Kammerfrau hatte sich ein verbotener Liebeshandel angesponnen, ihre Zusammenkünfte waren im Schlafzimmer Ihrer Gemahlinn. Die Frau Gräfinn kam endlich hinter das Geheimniß, sie jagte die Kammerfrau aus dem Hause, und schwieg, weil Sie Ihre Hitze fürchtete, und den jungen Menschen nicht unglücklich machen wollte. Mir entdeckte sie den ganzen Handel, weil ihr zartes Gewissen ihr den Vorwurf machte; die Kammerfrau mögte nachdem sie von ihr verstossen worden, sich noch mehreren Ausschweifungen überlassen.

Wie vom Donner zu Boden geschlagen, zerknirscht, zermalmt durch jedes Wort, das aus dem Munde des Geistlichen gieng, stand der Graf, und bebte an allen Gliedern. Er errinnerte sich in der That, daß

der

der junge Wildmann die geweſene Kammerfrau ſeiner Gemahlinn vor wenig Monaten geheyrathet, und daß er ein Kind von einigen Jahren für das Seinige anerkannt. Die Schuppen fielen von ſeinen Augen, der Nebel theilte ſich, er ſah ſeine geliebte, ſeine unſchuldig leidende Emilie, und ſank ohnmächtig an einen Baum. Der Bruder, beynah eben ſo gewaltſam erſchüttert, ſtand eingewurzelt, ſprachlos. Der fromme Geiſtliche winkte in Eil einem Miethkutſcher, und brachte die beyden Schwäger in des Grafen Pallaſt.

Kaum war der Graf wieder zu ſich ſelbſt gekommen, als er nach Kurierpferden ſchrie. Alle ſeine Bediente mußten auf die Straße, zehn Louisdor verſprach er dem, der zuerſt mit Pferden zurückkehren würde. Während der wenigen Minuten, die dazwiſchen verliefen, gieng er Händeringend und heulend auf und nieder. Umſonſt verſuchten der Major und der Geiſtliche ihn zu tröſten; er ſah ſie nicht, er hörte ſie nicht. Die Pferde ſtanden vor der Thür, er ſtürzte die Treppe hinunter, ſchwang ſich auf das Eine, und gallopirte davon, ohne ſich umzuſehn, oder zu fragen, ob ſein Schwager nachkommen wolle oder nicht. Baron T . . . folgte ihm. Fort gieng es über Stock und Stein, über Graben und Hügel, Tag und Nacht, ohne länger zu raſten als nöthig war, die Pferde zu wechſeln. Um Mitternacht des folgenden Tages klopften ſie an die Pforte der Burg.

Emilie

Emilie, auf ihrem Strohlager, entwand sich eben einem schweren Traume, und hörte den Lärm am Thore, hörte wie die Pforte aufgethan, und wieder verschlossen wurde. Horch! da schallte hohl der Fußtritt vieler Männer, im dunkeln, einsamen Gange, der zu ihrem Kerker führte; horch, da klapperte der Schlüssel im Schlosse der eisernen Pforte, der Riegel ward weggeschoben, die Thür öffnete sich. Der Schimmer von zwanzig Fackeln blendete Emiliens Auge: siehe, da lag zu ihren Füssen ein sich krümmender Mann, und sie erkannte ihren Gemahl; siehe da lag in ihrem Arm ein weinender Jüngling, und sie erkannte ihren Bruder. Gott! wer mahlt das Entzücken einer reinen Seele, deren Unschuld endlich anerkannt; eines zärtlichen Herzens dem auf einmal Alles wiedergegeben wird, was ihm theuer ist.

Noch lag der Graf zu ihren Füßen, und schluchzte: ob es möglich sey, daß sie ihm vergeben könne? Sie umarmte ihn, vergab ihm, und wollte ihn aufheben. Umsonst! er sah ihr blasses, entstelltes Gesicht, und wand sich vor ihr im Staube. Emilie kniete endlich neben ihn, umfaßte ihn mit herzlicher Inbrunst, und mischte ihre Thränen mit den seinigen; ihr Bruder sah tief bewegt dem rührenden Schauspiel zu.

Nachdem der erste Sturm vorüber war, und die vier glücklichen Menschen den finstern Kerker verlassen

lassen hatten, schmiegte sich Emilie an ihren Gemahl, und frug mit zärtlichem Verlangen: „wo sind meine „Kinder? leben sie noch? es sind nun wohl schon drey „Jahr, daß ich nichts von ihnen gehört habe.„ Reuig und zermalmt sank der Graf von neuem zu ihren Füßen, und schwur, daß er ihre Verzeihung nicht verdiene. Das jüngste Kind, ein holdes Mädgen von drey Jahren, ward sogleich von dem Bauerweibe abgeholt, Emilie schloß es in ihre Arme, jedes mütterliche Gefühl erwachte, und färbte ihre blasse Wange zum Erstenmale wieder mit sanftem Roth.

Am andern Morgen, kurz vor ihrer Abreise, befahl der Graf seinem Verwalter, jenen verhaßten Thurm nieder zu reißen, und der Erde gleich zu machen. „Nein, sprach Emilie lächelnd, indem sie ihren Arm um seinen Nacken schlang; „der Thurm muß bleiben „wie er ist, wo hätte ich denn sonst einen Zeugen ge„gen dich? diese eingefallene Wange wird wieder voller „werden; dieser blasse Mund wird sich röthen, dieß „erloschene Feuer meiner Augen wird wieder auf„glimmen; aber der Thurm — der Thurm bleibt wie „er ist. Er diene jedem Vorüberreisenden zur Warnung,

„sein Weib nicht auf den Schein zu „verdammen.„

K.

Für Geist und Herz

eine Monatsschrift für die Nordischen Gegenden.

Dritter Band.

Siebentes, Achtes und Neuntes Stück.

Mit Bewilligung des Polizey-Amtes.

Reval, 1787.

Commission zu haben in der Glehnschen Buchhandlung.

Gedruckt bey Joerssen & Fehmer.

Preis des Jahrgangs: 8 Rbl. S. M.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ad 4895 - 3. 1787

Phraseologie meines Vaterlandes.

An den Herausgeber der Monatsschrift: Für Geist und Herz.

Die öftern Fragen eines meiner Freunde, der mir aus Deutschland hieher folgte, wegen des Sinnes dieser oder jener hier gebräuchlichen Redensarten, lehrten mich bemerken, daß man hier viele deutsche Wörter falsch gebraucht, vieles aus dem Ehstnischen übersetzt, oft sogar nach der ehstnischen Wortfügung, und oft, aus Mangel der nothwendigsten Sprachkenntniß, ganz ehstnische Wörter ins Deutsche aufnimmt. Daß dieser Fehler daher entsteht, daß unsere Kinderchen erst ehstnisch und alsdann deutsch

lernen, ist sehr wahrscheinlich, und die Menge und Gemeinheit der hiesigen Sprachfehler, scheinen der Grund zu seyn, daß sie bisher so unbemerkt geblieben sind, daß selbst Männer, die es besser verstehn, und richtig schreiben, doch im gemeinen leben fehlerhaft mitreden lernen. Ich habe es daher für nicht ganz unnütz geachtet, durch diese Phraseologie meine landesleute auf einige der gröbsten hiesigen Sprachfehler aufmerksam zu machen. Ich will sie keinesweges für allgemein ausgeben: einige sind keine eigentliche Fehler, sondern nur satyrische Einfälle. und einige sind Kunstwörter, die ich dem Ausländer erklären wollte, der hier noch Neuling ist. Vieles ist Satyre darunter, aber gewiß keine personelle, daher glaube ich Verzeihung für dieselbe zu erhalten.

Dies ist alles, was ich Ihnen und dem Publico von dieser Schrift zu sagen habe. Glauben Sie, daß die Bekanntmachung dieses Tractätchens Nutzen schaffen könnte, so wird es mir ein Vergügen machen, es in Ihrer Monatsschrift abgedruckt zu sehen. Sollten einige Stellen Ihnen anstößig seyn, so ersuche ich Sie, dieselben wegzustreichen, denn diese würden gewiß mehrere ärgern, und beleidigen wollte ich keinen. Ich bin Ihr fleißiger leser — e.

Der mir gegebenen Erlaubniß des Einsenders zufolge, habe ich zwey Stellen aus diesem Aufsatze weggestrichen, die mir etwas zu hart schienen.

A.

Phra-

Phraseologie.

A.

Aberglauben. Ein Wort, das man sehr oft hört, weil der hiesige Bauer sehr abergläubisch ist. Die Deutschen sinds nicht: daß viele von diesen noch etwa auf gewisse Tage etwas zu viel halten, hexen, verhexen lassen, das verhexte durch hexen curiren lassen, Kaffe- Karten Elster Hunde- und Katzen-Wahrsagungen glauben, Pusten, sympathetische Curen u. d. gl. sich gefallen lassen, glauben, der Mond scheine ihnen viel in die Queere und der Wind blase oft aus dem unrechten loche, das sind Kleinigkeiten, die nur denn Aberglauben heißen, wenn sie der Bauer glaubt. Es ist daher ausserordentlich schwer, eine richtige Definition von unserm Aberglauben zu geben, da fast ein jeder eine eigene Idee mit dem Worte verbindet, und doch will ichs versuchen:

„Alles, was der liebe Großpapa und die liebe „Großmama schon geglaubt haben, ferner alle „Alfanzereyen, so toll und thöricht sie auch seyn „mögen, wenn ihnen der Zufall nur einmal „günstig gewesen, oder ein unbemerktes unschul„diges Mittel die erforderliche Wirkung hervor„gebracht hat, sind kein Aberglauben; haben „aber die Großeltern nichts davon gewußt, und

„der Zufall hat stets seinen Beystand versc
„ists eine abergläubische Sache oder Handl

Besonders ist es, daß der Aberglaube so viele
ter hat, und zwar solche, die mit Vergnügen v
dene Versuche anstellen, um das Glück zu habe
Reich des Aberglaubens mit einer neuen Toll
bereichern; aber einem abergläubischen Kobol
Hals zu brechen und Religion und Vernunft a
Thron zu setzen, den Versuch will niemand n
Ist es Faulheit? Ist es Dummheit? Ist es T
— weiß nicht! — Klugheit aber ists doch nic

Beefolge nur niemand den Aberglauben m
Schwerdte! gewiß es würden sich mehrere un
gere Köpfe darstrecken um die Märtyrer-Crone
langen, als wenn es der Religion wegen wäre

Abnehmen. „Das licht abnehmen," hei
licht schneutzen; ist aber nur von lichtern im Ge
denn man sagt noch nicht: nimm die Nase a
statt: schneutze die Nase.

Affe. Ein Scheltwort, also nur un
chen Verstande zu nehmen, denn den eigentliche
ist es hier zu kalt, weil sie sich keine Häuser z
verstehn.

Agurken. Sind, wenn man sie sieht,
gentliche Gurken; da es aber verschiedene So
Gurken giebt, so hat der Erfinder dieses Nam
selben vielleicht durch das Alphabeth unterscheid
die andern Begurken, Cegurken u. s. w. nenn

sen, muß aber zu früh gestorben seyn, daher haben wir nur Agurken behalten.

Alp. Heißt hier mehrentheils Maar oder Marte und hausirt gewaltig. In Deutschland hört man auch davon, dort aber drückt er nur: hier ist die Bestie weit unverschämter, denn er reitet Menschen und Vieh, besonders Pferde, die überhaupt besser zum Reiten sind, und ohne sich das geringste an die Etiquette zu kehren, reitet er alt und jung, Männer und Weiber. Einige soll er so zusammen geritten haben, daß sie ihren Verstand ganz ausgeschwitzt, und diese glauben seine Existenz am zuversichtlichsten. Einige wollen ihn sogar gesehen haben. Daß dieses Ding ein Her oder eine Here sey, ist eine ausgemacht richtige Sache, denn die Bestie fürchtet sich für die Creutze, die man von Theer macht. Doch wird er hiedurch nur von den Pferden gejagt, wenn diese des Nachts im Stalle schwitzen, (ein sicheres Kennzeichen, daß sie geritten sind: Wie sollte ein Pferd sonst schwitzen können?) Bey Menschen weiß man schon andere Mittel, die noch mehr Verstand verrathen.

Auch immer. Ist das ehstnische kül ikka. Werden sie mit spatzieren gehn? auch immer! ob man gleich nie wieder mitgeht.

Aufmachen. „Den Kopf aufmachen." Des Nachts hat man hier keinen Kopf, man läßt sich daher, weil sie des Tags über (doch wenigstens des guten Aussehens willen) nöthig sind, allemal des Morgens einen aufmachen. Was aber am Ende aus unserer

lieben Jugend werden will, da sogar Eheleute die fatale Mode haben, sich erst des Morgens einen Kop aufmachen zu lassen? O lieber Walter Shandy was würdest du dazu sagen?

Aussehen. Brav aussehen. „Die Fräulei sieht brav aus!" ehe ich sie sah, glaubte ich sie hätt ein Husaren Gesicht; fand aber nachher, daß di Redensart heißen sollte: sie sieht gut oder schön aus.

B.

Bath. S. Brodt-Wucher.

Bauer. Ist ein zweybeinigtes Thier ohne Federn trägt einen grauen Rock, frißt Heckerlings-Brodt sieht wohl einem Menschen ähnlich, ist aber nur ein Bestie, verdammt, den Hafer zu verdienen, de andre Thiere fressen. Einige Narren wollen behau pten, die Bauern wären auch Menschen, und nenne sie sogar vom göttlichen Hauch beseelte und durch Jesu Blut theuer erlöste Geschöpfe, da man doch gleich aus ihrer Behandlung sieht, daß sie unwidersprechlich zur Classe des Viehes gehören.

Baiern, Bairen, oder Baimern. Etimo logisch kann ich das Wort nicht erklären, es heiß übrigens soviel, als mit Steinen an den Glocken klim pern. Man pflegte dieses ehemals bey den Jahrmärk ten zu thun, da diese nun grösten Theils abgekom men sind, das Baimern aber nicht unterbleiben kann, so hat man es bey vielen Kirchen auf die hohen Feste verlegt.

Be

Belath. Ein gutes altes plattdeutsches Wort und heißt so viel als Raum oder Gelaß. Es wird vors erste von Häusern gebraucht. Gewöhnlich hat man hier viel Belath, d. i. viele und geräumige Zimmer. Man könnte das Wort auch füglich von Köpfen gebrauchen.

Bewilligungs-Gelder. . . . . . .

Bleiben. Ein rechtes favorit Wort der ehstnischen Deutschen, denn bey ihnen bleibt viel, was sonst nur einen kurzen Übergang hat. Z. E. Kälte, Näſſe, Krankheit, Schlaf u. d. gl., daher man sich oft sehr lügenhaft ausdrückt: „Ziehen sie doch einen Pelz an, gewiß sie bleiben kalt. Eleganter sagt man auch wohl: Sie werden kalt haben. „Gehen sie nicht in die Draußen, sie bleiben naß, sie bleiben krank" u. s. w. Wenn der Schlaf eine bleibende Sache seyn soll, so bleibt man nicht schlafen, sondern man bleibt beschlafen. Da muß nun ein Deutscher nothwendig allen mitgebrachten Ideen entsagen, wenn er ohne lachen hören soll, daß ein Frauenzimmer erzählt: Ich setzte mich auf de Stuhl und blieb beschlafen. Wer nun daran denken wollte, daß ein beschlafenes Mädgen eine Hure sey, sollte sich der nicht lachend wundern, daß nie die Wochen erfolgt sind, denn sie blieb ja beschlafen, d. i. in dem Zustande eines beschlafenen Mädgens? oder er denkt: Sollte es wohl zu diesem Behufe Arzeney Mittel geben? —

Blaubären. S. Heidelbeeren.

Bocksbären. S. schwarze Johannisbeeren

Gichtbeeren.

Busch. Auch dieses Wort weicht etwas von

gewöhnlichen Bedeutung ab, denn es drückt hier

mit Holz bewachsene Gegend aus, besonders

wald, denn der Strauchwald heißt auch wohl: S

selbusch. Der Kerl ist zu Busche gelaufen,

so viel: er hat mehr Lust bekommen, in Gesell

der Wölfe und unter dem Commando Stabe

Hungers zu leben, als Sklav seiner Brüder zu se

Nota. Wo die meisten Menschen zu Busche

fen, da sind die besten Wirthe.

C.

Capellmeister. Jeder Regiments Hautboist

hier diesen Titel. Seine Untergebenen heißen

Obristen Capelle.

D.

Danke vor mich nicht. Ein gewöhnlich

pliment, wenn auf Essen genöthigt wird, und

nicht mehr essen will. Ein Deutscher sagt in sol

Falle vielleicht nur schlechtweg ich danke, das er

aber der hiesige so: ich danke für euer Anerbi

(Olge terwed tootamaft) und wünsche, daß ihr

Erfüllung setzen möchtet. Man muß also schon

sagen: „vor mich nicht," um sich verständlich zu

chen. Hieße es: „ich danke für mich nicht,"

lö

könnte es erklärt werden: Ich für meine Person danke noch nicht, erst will ich mich satt essen. Hieße es: ich danke vor mir nicht, so gäbe es wieder einen Sinn, ich sehe aber nicht ein, warum man dem Nöthiger das Danken von hinten sollte supponiren lassen? Mit der Wort-Erklärung komme ich also nicht zurecht, muß es denn nur beym Sprachgebrauche bewenden lassen, da es denn heißt: ich danke, für mich ist nichts mehr nöthig!

De. Um allen grammaticalischen Fehlern auszuweichen, die aus einem falsch gesetzten Artikel entstehen könnten, hat man „de" zum allgemeinen Artikel gemacht, daß man also nun immer richtig sagt: de Frau, de Mädchen, de Herr. Einige Klüglinge sagen auch wohl der Bier, der Schiff u. s. w. und weil sich nach langens Grammatik ein Adjectivum nach seinem Substantivo richtet in gen. num. und casu, so sagt man auch wohl: es ist ein guter Bier, fester Schiff ꝛc.

Deutsch. Ist ein Adjectivum, welches ohne sein Substantivum nicht völlig kann verstanden werden.

Deutsch Brodt, ist von gebeuteltem Mehl ohne Heckerling im Gegensatz mit dem Bauer-Brodte, welches von geschrotenen (oder wies hier heißt geschrotten) Korn ist, und die meiste Zeit mit Kaff, kurzem Streh oder Heckerling angemengt wird.

Deutsch Brandtewein, ist süßgemachter Korn-Spiritus, im Gegensatz mit Bauer oder gemeinen Korn-Brandtewein, bestehend (wenn er gut heißt)

aus der Hälfte brennbaren Spiritus und der H
Waſſer. Oft hat er dieſe Güte nicht, um der
ſundheit der Bauern zu ſchonen, und ihnen
Brandtewein trinken zu wieder zu machen.

Deutſcher Menſch, iſt ein ſolcher, der
Bauer iſt, den man aber doch w[illegible]r. Herr noch
ſter tituliren kann. S. kaddaka laks.

Deutſcher Rock. „Er hat einen deutſchen
an." Dieſe Redensart kommt nur vor, wenn
ehſtniſchen Bedienten die Rede iſt.

Deutſcher, ein. Im weiteſten Verſtande
jeder ein Deutſcher, der einen deutſchen Rock t
und ſo gut es gehen will deutſch ſpricht. Im en
Verſtande iſts ein ſolcher, der von wirklich Deutſ
abſtammt u. ſ. w. und im engſten Verſtande ein
mann, die übrigen heißen alsdann **Kleindeutſ**
Man iſt ſo ſorgfältig jedesmal Deutſche von K
deutſchen zu unterſcheiden, daß man faſt glauben
te, der Name ſey der wichtigſte Unterſchied zwiſ
beyden.

Kleindeutſcher. Iſt ein Menſch, der die Pf
hat, niemals Herr von ꝛc. oder Herr Fähndrich,
dern allemal mit einem Bückling: „Ihro Hochw
gebohren" zu ſagen. S. Handwerker ꝛc.

Deutſch Kind. Findet man oft in Kirch
Büchern, aber ſehr oft ſteht anſtatt deſſen: p
incertus.

Deutſchland. S. Draußen.

Draußen. Iſt alles, was nicht drinne iſt. „
kom

kommt von draußen. Er iſt von draußen," heißt, er iſt ein Ausländer. „Er iſt in die Draußen," iſt eine treuliche Überſetzung aus dem Ehſtniſchen: ta on wäljas. „Er iſt draußen geweſen," heißt, er iſt gereiſet.

Dwatſch. Dies Wort wäre an und vor ſich ein Räthſel, aber im Zuſammenhange verſteht mans gleich. Oft nennt der dwatſcheſte Menſch den andern dwatſch, und an vielen ſieht man gleich, wie groß des Wortes Umfang ſey.

E.

Eſel. Gehört hier auch nur unter die Titulaturen, denn wir haben weder Wald noch Mauleſel, höchſtens hölzerne, und dieſe ſind generis neutrius, ob es gleich ſcheint, daß ſie nach dem ausländiſchen Waldeſel gemodelt ſind. Daß man doch ſo das Ausländiſche liebt!! —

F.

Feſt. „lege die Thür feſt!" S. legen. „Die Bouteille iſt feſt unter Bier," iſt aus dem Ehſtniſchen überſetzt und ſoll heißen: die Bouteille iſt mit Bier angefüllt.

Freyer Menſch. Bedeutet 1) einen ſolchen, der zwar Bauer, aber doch keines Edelmanns Sklave iſt, 2) einen ſolchen, der ehemals Sklave war und um dieſer oder jener Urſach willen ſeine Freyheit erhielt, 3) ſolche, für deren unſinnigen Triebe zur Freyheit

man sich fürchtete, auch Krüppel und solche, die mit unverbesserlichen greben Lastern oder langwierigen Krankheiten behaftet sind. Bey den letztern fällt mir immer der alte Hans Jobst Backbier, ein Hollsteinischer Frachtfuhrmann, ein, der einmal ein rotziges Pferd auf der Landstraße abspannte und sagte: Da Schindmähre! hast du deinen Freybrief! willst du nicht mehr ziehn, so sieh auch zu, wo du zu fressen bekommst! Das Pferd crepierte zwar einige Tage nachher, steckte aber die Pferde auf der Weide dergestalt an, daß auf 3 Meilen in die Runde alle Pferde am Rotz starben. Damals ärgerte ich mich gewaltig über den alten Sünder, den alten Backbier, und war mir recht lieb, daß er sehr exemplarisch gestraft wurde; aber wenn mir jetzt so ein zweyter Backbier ein Pferd abspannte, so würde ich mich nicht mehr so ärgern, sondern würde denken: Backbier thuts doch nur mit Pferden! wer weiß, ob er nicht mit Menschen billiger umginge, denn als Fuhrmann ist ers so gewohnt worden, mit Pferden übel umzugehen.

Fündling. So heißt sonst ein gefundenes Kind, dessen Vater und Mutter unbekannt sind. Hier heißt jedes ausser ehliche Kind ein Fündling. Zwar giebt es auch hin und wieder eigentlich gefundene Kinder, das ist aber auch gewiß schon was Vornehmes, denn der Bauer ist so tugendhaft nicht, daß nicht manches Mägden ein Kind bekommen und mancher Bauer ohne Umstände gestehen sollte, er sey Vater zu dem Kinde.

H.

H.

Haben. Dies Wort hat einen Theil ſeines Gebrauchs aus dem Ehſtniſchen entlehnt; daher hat man hier kalt, auch wohl viel kalt, oder man hat warm, auch wohl viel heiß.

Haube. S. Thurm zu Babel.

Herr. Gemeinhin hat dies Wort denſelben Gebrauch, den es auch in Deutſchland hat; es fängt aber an eine Ausnahme zu machen, ſobald es mit dem ehſtniſchen Herra gleichbedeutend iſt, alsdenn ſind nur folgende Herren: 1) Jeder der ein Edelmann iſt, oder doch eine Fauſt voll Sklaven zu beherrſchen hat, 2) jeder, der ſie zu einem Unterofficier ſagen konnte: Prügle den Kerl aus! 3) Jeder, der von Rechtswegen ein Herr iſt. S. Gerichts Perſonen. Jeder andere, den man nicht Meiſter tituliren kann oder will, heißt im Deutſchen auch wohl Herr, aber das iſt das gleichbedeutende Wort von dem ehſtniſchen Isand, als: Prediger, Schweinſchneider, Ratzenfänger ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Herrenhuter. . . . . .

J.

Junker. Ein Frohnvogt. Das contrahirte Junghern iſt alſo falſch überſetzt noor island contr. noorſand. Ein Junker oder junger Edelmann heißt alſo noor Herra.

K.

Kälbertanz. Iſt kein Tanz von, in, durch, mit oder aus Kälbern, ſondern eine Speiſe, durch deren Genuß man mit den Kälbern ſehr übel umſpringt, denn die Liebhaber derſelben entziehn dem Kalbe ſein erſtes und nothwendiges Purgiermittel, weil ſie bereitet wird aus der erſten Materie, die man der Kuh abmelkt, wenn ſie gekalbt hat. Der Niederſachſe nennt es Beiſt, d. i. viehiſch.

Kieren. So heißen alle angewöhnte oder angenommene überflüßige oder unanſtändige Geberden. Im etwas gelinderen Sinne nennt man ſo alle Zierereyen überhaupt.

Kleete. Ich bin ſehr neugierig, die Etimologie dieſes Worts zu erfahren. In Deutſchland, wo man einen Begriff mit dem Worte verbindet, von Kleeten zu ſprechen würden Zoten ſeyn. Hier ficht einen dergleichen nicht an.

Kulla. Ein ehſtniſches Schmäuchelwort, das aber bey den hieſigen Deutſchen ſchon beynahe das Bürgerrecht erhalten, und deme in Deutſchland wie dem Vorigen gehen würde. Es heißt: golden.

L.

Legen. Ein ſehr oft gebrauchtes Wort, wodurch man ſich die Auswahl mancher anderer Wörter erſpart. So legt man hier, was man ſtellen, ſetzen, laſſen,

laſſen, machen u. d. gl. ſollte. Als, man ſagt: „ich legte die Uhr zu ſtehen," eben ſo legt man ſie auch zu gehen, und bey alle dem bleibt die Uhr in der erſten Stellung. „leg die Thür feſt!" „leg das Kind zu gehen!" „Ich legte ihn hinter die oder jene Arbeit." „laß die Pferde unter den Wagen oder Schlitten legen!" Welche Barbarismen!

Loinskott. Ein beſonderer Fiſch, der viel ähnliches mit einem Stmerling hat, er hat dicht am Kopfe zwo große Floßfedern und grüne Gräten.

M.

Maar. S. Alp.

Maulbären, wachſen hier nicht auf Bäumen, ſondern wie die Erdbeeren, wie ſie denn auch wirklich die wilde Garten Erdbeeren ſind, die viele Provinzial-Namen haben.

P.

Pai. Ein ehſtniſches Schmäuchelwort, heißt: liebe, oder lieber. Die Aufnahme ſolcher Wörter ſcheint zu beweiſen, daß die deutſche Sprache dem hieſigen Deutſchen für ſeine Neigung nicht reich genug ſey.

Pater. So nennt man das Hals Geſchmeide der hieſigen Bauerweiber. Es beſteht aus gehänkelten Gelde und Glas-Corallen, und ſcheint ſeine Benennung noch aus den catholiſchen Zeiten herzuleiten, wo

man

man wahrscheinlich die so genannten Paternosters um dem Halse trug.

Patriotismus, ist die Liebe zu dem Gelde und den einträglichsten Bedienungen des Vaterlandes; daher die Erscheinung, daß so viele sich seiner mit Recht rühmen.

Penar. Schon wieder ein ehstnisches Wort, dessen gleichbedeutendes deutsches Wort (Ackerscheide) hier ganz unbekannt zu seyn scheint. In Obersachsen heißts ein Rain und in Niedersachsen oft ein Grasseriemen.

Perk. Eine Ehrentracht, gleichsam der Cranz der ehstnischen Bauer-Dirnen. So bald die Tugend eines Bauer-Mädgens mehr als verdächtig ist, darf sie den Perk nicht mehr tragen, sondern muß die Haube aufsetzen. Die Deutschen tragen weder Perks noch Cränze.

Pielbären. S. Vogelbeeren oder Quitschern.

Pusten. Ist ein Theil der Hexerey, also eine Wissenschaft, die nur der ehstnische Bauer versteht, und viele, die klüger seyn sollten, glauben. Der ehstnische Magus curirt dadurch Geschwulst, Zahnschmerzen, Rosen, Geschwüre, giftige Bisse und Gott weiß was noch mehr. Es ist der Mühe werth, zu zu'ehen, wie solch ein ehstnischer Wunderthäter spricht, gähnt, spukt und murmelt, pustet, wieder spricht u. s. w. Es ist eine sehr einträgliche Kunst: ich wundre mich nur, daß die Leute noch so viele Patienten finden, die sich ihrer bedienen.

R.

R.

Roggengraß. Ein sehr gewöhnlicher Gegenstand des Gesprächs auf dem Lande im Herbst und Frühjahr, wenn das Capitel der guten oder schlechten Wege bereits abgehandelt worden ist.

Rufen. „Wie ruft man dies oder das?" anstatt wie nennet mans? ist aus dem ehstnischen übersetzt. „Zur Tanta rufen," heißt; sie Tante nennen. Es ist überhaupt sehr gewöhnlich, den französischen Namen am Ende ein a zu geben, als Louisa, Charlotta, contracte lotta, Tanka ꝛc. wie auch einige Namen häßlich zu verkürzen, als Jula, lena u. a. m.

Ruthen. Sind Producte, die hier im Überfluß wachsen, daher giebt man sie sehr milde immer paarweise.

S.

Sauft. S. Zaust.

Schälchen. Ist ein Glas Brandtewein, dergleichen man gewöhnlich vor Tische nimmt, um den Magen zu reitzen, daß er die Speisen, welche sehr oft aus Fleisch bestehen, gehörig verdauen kann.

Setzen. „Die Kuh hat gesetzt, oder hat ein Kalb gemacht," anstatt: sie hat gekalbt. Daher die Redensart: Wir haben so viel gesetzte Kühe, anstatt frisch milchende Kühe.

Strickbären. S. Cronsbeeren.

T.

Tauen. Ein altes deutsches Wort, dessen Sinn eine große Umschreibung erfordert. „Ich taue nicht mehr dahin zu kommen.“ Der Thüringer bedient sich desselben noch: Taue dich, eile, mach fort! Das Adiectiv **tausam** verdient wieder im Gebrauch zu kommen: Es ist tausam, die Arbeit auf diese oder jene Art anzugreifen.

Tooßen oder Tookßen heißt bey Feuer Fische schneiden.

U.

Umschlagen heißt, den eben gekeimten Gersten umpflügen. Wirthe, die es recht überlegt haben, thuns nicht mehr, sondern pflügen lieber vorher.

Unterirdischen, (ma alluſed.) Ist ein Ausschlag den man bekommt, wenn man sich auf eine böse Stelle setzt, die wahrscheinlich verhext seyn muß, denn wenn man vor dem Niedersitzen und nach dem Aufstehen 3mal auf die Erde spukt, so ist die ganze Welt curirt.

V.

Verbolgen, d. i. heimtückisch oder hartnäckig.

W.

Weg, steht oft für her, als weghohlen, wegkommen, statt herhohlen und herkommen, ꝛc.

Wirth,

Wirth, guter, ſtarker, ſcharfer, ſtrenger Wirth, die letzten haben den meiſten Ruhm und die wenigſte Liebe, doch oft das meiſte Geld.

Z.

Zauſt oder Sauſt, ſtatt Sauce. Man könnte wohl deutſch Tunke oder Brühe ſagen, aber ein aufs löcherichſte zerzauſter franzöſiſcher Brocken, iſt doch immer ein franzöſiſcher Brocken, und ziert die Rede.

— t.

Beyträge zur Phraſeologie.

Bilatſch, ſo viel als albern und links in Gebehrden zugleich.

Jobenom oder jobenam auch wohl blos jo, insbeſondere. Die ganze Familie iſt ſteif und ſtolz, jobenom ſie. Sie ärgert ſich über jede Schmeicheley, jo über die, die ihr zu hoch ſind, u. d. gl.

Obſternatſch, Widerſpenſtig.

Homma oder Homma-Pferd, ein Schimpfwort, deutet einen plumpen Bau des Körpers an. — Sie tanzt wie ein Homma-Pferd, d. i. ſie macht groſſe Schritte oder Sprünge im Tanz. Die Etimologie des Worts iſt mir unbekannt.

Hart reden. laut ſprechen. Red' doch nicht ſo hart, die leute hörens ja.

Sacht reden. leise sprechen.

Appeldwatsch. Ein comparativ von dwatsch.

Altfrensch. Alt fränkisch, unmodisch.

Frenschen. Wiehern von Pferden.

Toback schnauben. Toback schnupfen.

Licht zeigen, leuchten. — Zeig ihm doch das Licht, sonst fällt er die Treppe hinunter.

Abziehen, sich entkleiden. (S. die Geschichte des Onan in der Bibel.)

Losmachen, aufmachen, aufschliessen, öfnen — wenn eine sächsische Jung-Magd dies Wort gebraucht, versteht sie ganz etwas anders darunter. —

Grassaten, oder krassaten fahren, spazieren fahren, sich im Wagen promeniren.

Süß gekleidet seyn, allerliebst gekleidet seyn.

Oogsken, mein kleines Auge. — (Schmeichel-Wort.)

Appel-Oogsken, comparativ von vorstehendem Wort, heißt vielleicht so viel als Augapfel.

Vermanteniren, nicht etwa maintenir, sondern sich durch listige Reden aus einem Handel ziehn, auch, jemandes Entschuldigung auf sich nehmen.

Leben. So viel als wohnen, logiren, er lebt in Unterstadt in N. N. sein Haus, er wohnt unten in der Stadt in N. Ns Hause.

Volgen, aus einem Hause ins andere ziehen.

M. H. Arvelius.

Schrei-

Schreiben eines Kaufmanns (*).

Weil ich aus Ihrer so mannichfaltigen Sammlung sehe, daß Sie wünschten, dem Publicum nützlich zu seyn: so bitte ich gehorsamst, doch auch so etwas zu schreiben, wodurch die jungen Herren, oder ihre Eltern, genöthigt werden, ihre Schulden zu bezahlen, und überhaupt ihre Zusagen zu erfüllen. Bey unsern Voreltern, ob sie gleich mit Bärten einherziengen, war ein gegebenes Wort kein Spaß Sein Wort nicht halten, war schimpflich und schändlich. Beschämen Sie doch durch Ihren Gesellschafter die Enkel mit glattem Kinn, die ihr Wort nicht halten, und die versprochene Zahlung nicht leisten. Lassen Sie doch wenigstens diese Zeilen drucken.

Ihr

gehorsamster Diener

Seltensprecher,

Kaufmann der zweyten Gilde.

(*) übersetzt aus der rußischen, periodischen Schrift, die den Titel hat: Sobeseduik, d. i. der Gesellschafter für die Liebhaber der rußischen Sprache. Das hier gelieferte ist zu finden im 2ten Th. S. 54—65.

Antwort.

Aus dem Briefe des Herrn Seltensprechers erhellet, daß, ob er gleich selten was vorbringt, seine Gedanken doch auf das Nützliche gerichtet sind. Die Herausgeber des Gesellschafters stimmen mit ihm vollkommen überein, daß Eltern, junge Leute, vornehme Herren, vornehme Damen und junge schöne Frauenzimmer, hübsch ihre Schulden bezahlen möchten. Der Credit würde befestigt und die Preise der Waaren bestimmter werden; denn der Kaufmann bezahlt für seine Waare Zinsen, und ist daher genöthigt, sich wieder welche zahlen zu lassen; wenn aber das Versprechen zu zahlen, nach einer Woche und bisweilen nach einigen Jahren erst, erfüllt wird, so legt der Verkäufer bey einer Sache, die zehn Rubel werth ist, (der Zinsen nicht zu erwähnen) noch zwey Rubel zum Preise zu. Auch leiden hiedurch die ehrlichen Leute, welche richtig bezahlen, einen nicht geringen Schaden, weil der Verkäufer es nicht wagt, ihnen, auch wenn sie baares Geld geben, die Sachen wohlfeiler zu verkaufen, indem er durch die schlechten Zahler sich genöthigt sieht, den Preiß aufzuschlagen. — Übrigens haben die Herausgeber in allen Wörterbüchern sowol der alten als neuen Sprachen gesucht, auch bey ihren Korrespondenten nachgefragt, ob wol ein Unterschied sey zwischen Schuld und fremdes, anvertrautes Gut;

Gut?' aber sie haben das nicht finden können; da man nun das anvertraute Gut zurückgeben muß, so ist ein Jeder auch durchaus verbunden, seine Schulden zu bezahlen. — Von einem Unbekannten ist uns ein Aufsatz zugeschickt worden, mit der Überschrift: ich bitte ergebenst, dies durchzulesen: darinn ist beschrieben, in welches Elend vornehme Herren ihre Gläubiger stürzen. Herr Seltensprecher wird vermuthlich mit uns zufrieden seyn, daß wir diesen Aufsatz hier einrücken.

Ich bitte ergebenst, dies durchzulesen.

* * *

Du wirst von dannen nicht herauskommen, bis du den allerletzten Scherf bezahlest, Luc. Kap. 12.

Da ich nicht selten die Stunden meiner Erholung an unserm reitzenden Quai zubringe, so stieß ich neulich auf einen Mann, dessen Gesichtszüge mir bekannt zu seyn schienen, und mich an seinen vorigen Wohlstand erinnerten. Ich blieb stehen, und sahe unverwandt auf ihn; ich erblickte auf seinem Gesichte alle Zeichen eines großen Kummers, und fühlte ihn selbst mit.

Nachdem ich die ersten Bewegungen der Menschlichkeit gedämpft hatte, so fragte ich ihn um die Ursache seiner so großen Traurigkeit? Auf meine ersten Fragen antwortete er mir nur mit Thränen, und darauf, nachdem er seinen Empfindungen dieses Opfer gebracht hatte, sprach er folgendes:

„Wenn mein Name — Ihrem Gedächtnisse noch nicht entfallen ist, so werden Sie sich erinnern, daß mein Vater unter den vornehmen Herren viele gnädige Gönner hatte. Seine Anhänglichkeit an die große Welt war unbegränzt. Er glaubte, alle Menschen, die Großen ausgenommen, seyen lasterknechte, und keiner, die Großen ausgenommen, besitze weder Tugenden noch Seelenadel. Unsere gnädigen Gönner, sagte er, sind alle verständige, brave Herren; aber die übrigen denken nur darauf, wie sie einen Menschen prellen, und ihm die Moneten aus dem Kasten herausholen mögen. Sie empfangen nach dem Gelde, und begleiten nach den Protesten. Habt ihr Geld: man bewillkommt euch freundlich; — der lakey macht die Thüren weit auf; — man führt euch gerad ins Schlafgemach; aber wenn gezahlt werden soll, so warten sie erst auf Unterlegung, zur Anhörung der Sache haben sie keine lust. — Unsere gnädigen Gönner aber handeln nach Gewissen, nach Religion und Rechtschaffenheit. Ihr Gewissen, ihre Religion und Rechtschaffenheit ist ohne Beyspiel. Ihr Gewissen murret nie; die Religion wirkt in ihnen auf eine verborgene Weise, und ihre Rechtschaffenheit ist

so unvergleichlich, daß sie auch nicht einmal alsdenn der Priester bedürfen, wenn sie zu jener stillen Stätte hinfahren, wo es weder Klagen noch Seufzer giebt. — Bemühe dich, lieber Sohn, unsern gnädigen Gönnern in allem gefällig zu seyn, und verlaß dich auf ihr Gewissen!"

„Dies waren die Unterweisungen meines Vaters, die er meinem Gedächtniß einprägte! Er hinterließ mich, als ich fünf und dreyßig Jahr alt war, in nicht schlechten Umständen. Ich war verheyrathet, hatte Kinder, und wurde von den gnädigen Gönnern meines seligen Vaters mit ausgezeichneter Wohlgewogenheit aufgenommen. Zu diesem Zustande hatte ich Gelegenheit, auch Ihnen bekannt zu werden." — Wie sind Sie denn aber so herunter gekommen? fragte ich ihn.. — „Ich will Ihnen, fuhr er fort, auch diese Wunde meines Herzens aufdecken, ich will Ihnen meine Einfalt offenbaren. Da ich in die Worte meines Vaters kein Mißtrauen setzte, so kannte ich von der Welt, in welcher die irrdischen Sterne sich bewegen, nur die Oberfläche. Ich hatte nur einen Begriff von ihren Tugenden, aber was die Grossen für Laster, oder, wie man jetzt fein sich ausdrückt, Schwachheiten, an sich haben, und welchen Schein sie annehmen, wenn sie mit Geld ihre Rolle spielen, davon hatte ich auch nicht den geringsten Gedanken. Ich war gar zu einfältig, und nunmehr, ob ich gleich gelernt habe, wie man in der großen Welt leben müsse, ist es zu spät. — O Einfalt! selige Einfalt! so

liebenswürdig du auch in den kleinen Zirkeln bist, wo Tugenden herrschen, so arm elig erscheinst du in der Welt, wo laster toben. Da nennen Viele dich Dummheit, und entwenden dir auch sogar diejenigen Herzen, die vorher dich verachteten!" —

„So ists mit der belobten Einfalt! Auch ich wurde von ihr zu Grunde gerichtet, und zwar auf folgende Weise:

Einer von den gnädigen Gönnern meines seligen Vaters veranstaltete vor einigen Jahren ein prächtiges Fest. Die Würde seines Hauses, der Hang, es Allen vorzuthun, die Achtung der übrigen; alles dieses erforderte solche Zurüstungen, die meines gnädigen Gönners Einkünfte überstiegen, und ihn in der That auszeichneten, wo nicht vor Allen, doch gewiß vor Vielen; und diese Auszeichnung war mein Unglück. Auf Verlangen meines gnädigen Gönners brachte ich allenthalben Waaren, und so viel Geld zusammen, als möglich. Sein Haus wurde aufs herrlichste ausgeschmückt. Was glänzten darin für Kronleuchter! welche Wände! welche Möbeln! und was für ein Divan! Mit einem Worte, es schien, als wenn aller Geschmack Frankreichs, welches die üppige Welt so unumschränkt beherrschte, in dem Hause meines gnädigen Gönners beysammen war, und daselbst seinen Thron errichtet hätte. — Die Gäste, in zahlreicher Menge, stellten sich ein: sie wurden mit den seltensten Speisen und Getränken bewirthet; sie waren fröhlich, sie tanzten, und beym Anbruch des Tages,

nach-

nachdem sie dem Wirth und der Wirthin ihren Dank entrichtet hatten, fuhren sie höchstzufrieden davon."

„Der Herr des Hauses hörte in einigen Tagen nicht auf, mich für diese Anordnungen mit seinen Lobsprüchen zu erheben; aber nach der Rechnung, was das alles gekostet hatte, fragte er nicht, und ich hütete mich, seine so angenehmen Vorstellungen zu unterbrechen. Diese seine Ruhe, oder vielmehr die meinige, währte vierzehn Tage. Nach Verlauf dieser Zeit aber fingen sich bey mir nach und nach alle diejenigen an zu melden, von welchen ich zu dem Fest meines gnädigen Gönners Sachen und Geld genommen hatte. Bey dieser Gelegenheit empfand ich das erstemal Verdruß über Schulden, obgleich es übrigens fremde waren. Ich zeigte mich täglich meinem gnädigen Gönner; ich wartete, ob ihm nicht gefällig seyn würde, nach den zum Fest gemachten Auslagen sich zu erkundigen; ich machte mich selbst fertig, ihn daran zu erinnern, aber die freundlichen Reden, mit welchen er mich immer empfieng und begleitete, waren Ursache, daß, wenn ich davon etwas erwähnen wollte, die Worte auf meinen Lippen erstarrten. — Endlich, nach dieser Erfahrung von der Schwäche meines Herzens, kriegte ich den Einfall, die mir lästigen Gläubiger meinem gnädigen Gönner selbst zuzuschicken, mit schriftlichen Scheinen, was ein Jeder geliefert hatte. Aber sie kamen mit ihren Papieren wieder zu mir zurück, und waren anfangs verdrießlich, daß sie den großen Herrn niemals zu Hause trafen; endlich wollten sie

mit

mit ihm nichts zu schaffen haben, sondern fiengen an, mich vor Gericht zu belangen. — Da ich hoffte, mein gnädiger Gönner würde mich auslösen, so begab ich mich zu ihm, um ihm meine Noth und den Ungestüm meiner Gläubiger vorzutragen: aber man ließ mich nicht vor, man sagte: er wäre krank. — — Da erinnerte ich mich der Worte meines Vaters: wenn die großen Herren bezahlen sollen, dann warten sie auf eine Unterlegung, und lassen Keinen vor sich kommen. — — So ists! wahrlich so ists! sagte ich zu mir selbst; pfui, was für ein Dummkopf ich war! — Ich fragte die Officianten um manche häusliche Umstände meines gnädigen Gönners: ob er bald die Einkünfte aus seinen Gütern heben wird? — aber Keiner wollte mit mir reden. — Dies war die Vorspiegelung von dem Zustande, in welchem Sie mich jetzt sehen. — Meine ganze Habe wurde, wegen der Schulden meines gnädigen Gönners, verkauft; meine Frau und unmündigen Kinder seufzen unter der last einer unerträglichen Armuth; meine Frau weint immerfort und sagt: Armuth, lieber Mann, ist die Gefährtin der Dummheit! lebe ewig, und ewig hast du zu lernen" — — Bey diesen Worten unterbrach ich seine Rede, und fragte: haben Sie vielleicht aufgehört, sich ferner bey Ihrem Gönner zu melden? Fehlt es ihm vielleicht selbst so sehr, daß er nicht im Stande ist, seine Schulden zu bezahlen, oder Ihnen und Ihrer Familie den täglichen Unterhalt zu geben? — „Ich suche, fuhr er fort, seit einigen Jahren

Gele-

Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, und ihm mein Unglück vorzustellen; aber er ist gegen mein Elend so schwachsichtig geworden, daß er mich nicht einmal mehr kennt. Es sind auch schon einige Jahre, daß man mich nicht mehr in sein Haus einlassen will. — So traurig aber auch mein Schicksal ist, so ist es doch nicht so kläglich, als das Schicksal eines gewissen andern Menschen, der auch durch jenes einzige Fest zu Grunde gerichtet worden ist. Er hatte blos lichte und Lampen, und was sonst zur Erleuchtung des Hauses erforderlich war, auf Schuld zusammen gebracht, und wurde von seinen Gläubigern ins Gefängniß geworfen. Nach Verlauf einiger Jahre wurde er verurtheilt, nach . . . geschickt zu werden; aber die Großmuth unsers gemeinschaftlichen gnädigen Gönners, des großen Herrn, milderte sein Schicksal. Er kaufte ihn los und wähnte, dadurch die Pflichten der Gerechtigkeit und Menschenliebe vollkommen erfüllt zu haben." —

Bey diesen Worten ergriff mich ein Schauder. Ich empfand einen Abscheu gegen die große Welt, und eine desto größere Zuneigung zur kleinen, in welcher der Ausspruch des Evangeliums: **Du wirst von dannen nicht herauskommen, bis du den allerletzten Scherf bezahlest**, besser befolgt wird. Ich schenkte meinem unglücklichen Bekannten einiges Geld, sagte ihm, wo ich wohnte, und daß er mich besuchen möchte; darauf trennte ich mich von ihm, und überließ mich dem Mitleid und meinen eigenen Gedanken.

O Gewiſſen! du göttlicher Inſtinct, der du uns in unſern Handlungen leiteſt; du nie ſterbende Empfindung, die du untrüglich über Recht und Unrecht urtheilſt; o du, wodurch die Menſchheit erhöht wird! rege dich doch in ſo verhärteten Seelen! — Ich weiß, du biſt ſchüchtern; ich weiß, du giebſt öfters nach der obſiegenden Gewalt des Laſters, du fürchteſt ſein Murren, und, wenn deine Eingebungen Hinderniſſe finden, wirſt du unwillig; aber, wenn es möglich iſt, ſo verändere deine Gewohnheit, o! ſo habe länger Geduld, damit nicht im Norden die fürchterlichſten Laſter, Ungerechtigkeit und Härte, über dich triumphiren mögen! — — im Norden, wo deinem Gerichte die erſten Sitze errichtet wurden, und wo die Weisheit, Milde, Gerechtigkeit und Großmuth mit dir vereint den Scepter führen.

K—s.

Maria Franciſca Victoria Salmon,

oder

der Triumph der Unſchuld.

Das Publicum hat in den Zeitungen die Geſchichte der unglücklichen Salmon geleſen, doch bin ich überzeugt, daß eine ausführliche Erzählung der intreſſanten

Schick-

Schickſale dieſes Mädgens ihm nicht unwillkommen ſeyn wird. Denn was ein Zeitungsſchreiber in dem ihm eigenen Tone, in gedrungener Kürze herplappert, iſt nicht genug für das Herz des mitfühlenden Menſchenfreundes.

Maria Salmon, ein liebenswürdiges Geſchöpf von zwanzig Jahren, aus deſſen Blicken eine gute, ſchuldloſe Seele ſprach, kam im Monat Auguſt 1780 nach Caen, um Dienſte zu ſuchen. Schon am Abend ihrer Ankunft ward ſie in einem Hauſe aufgenommen, welches von ſieben Perſonen bewohnt wurde, unter dieſen ein Greis von ſechs und achtzig Jahren. Am fünften Tage ſtarb der alte Mann, die Leiche ward geöffnet, und man glaubte Spuren von Gift zu finden, der ihm in einem Glaſe Wein beygebracht worden. Den Morgen darauf klagten auch die übrigen Hausgenoſſen über heftiges Reißen im Leibe, glaubten ſich ſämmtlich vergiftet, und übergaben ihre neue Magd, als Urheberinn dieſer Schandthat, dem Gerichte. Der Procureur des Königs ließ ſie ins Gefängniß werfen, die Sache ward unterſucht, und die unglückliche Salmon verurtheilt:

„mit einer Kette an einen Pfahl geſchmiedet, „und lebendig verbrannt zu werden; vorher „aber noch die Tortur auszuſtehen.“

Dieſe Sentenz ward am 17ten May 1782 durch das Parlament von Rouen beſtätigt. Das verurtheilte Mädgen, welches von Caen nach Rouen war geſchleppt worden, wurde nun wieder zurückgebracht, um die

Strafe

Strafe eines nie begangenen Verbrechens zu leiden. Die schreckliche Pforte der Tortur Kammer öffnete sich, der Henker ergrif mit kaltem Blicke die Werkzeuge der Marter, der Scheiterhaufen war bereit, die Fackel angezündet, die ihn in Flammen setzen sollte. — Da entriß die Todes-Angst der leidenden Maria eine lüge: „ich bin schwanger!" rief sie aus, und sank in Ohnmacht. Auf dieses Bekenntniß wich der Henker zurück, die Pforte der Marter Kammer schloß sich wieder, und die Fackel ward ausgelöscht. Der Richter verschob die Execution bis auf den 29sten Julius, im Fall nemlich ihre Schwangerschaft sich in dieser Zeit nicht veroffenbaren würde.

Armes Mädgen! rein an Körper und Seele, was wird es dir helfen, deine Unschuld verleugnet zu haben? nur für den schleichen die Tage im Schneckengang, der auf ein Glück hofft; sie eilen aber Wetterschnelle vorüber für den, der ein fernes Unglück fürchtet. Der schreckliche 29ste Julius kam, die Unschuld, ohne Rettung verlohren, warf sich in den schwesterlichen Arm der Religion, welche tröstend die Verzweiflung von ihr scheuchte, den Vorhang wegzog, und sie hinüberblicken ließ in eine bessere Welt. Zum zweytenmal öffnete sich die schreckliche Pforte der Marter-Kammer, zum zweytenmal schwang der Henker die Fackel, den aufgethürmten Holzstoß anzuzünden. Salmon wankte zum Tode. Siehe da stürzt sich ein Reuter athemlos durch das Gedränge: „halt! im Namen des Königs! Die gaffende

Menge

Menge stuzt, Alles drängt sich um ihn her, er zieht ein Papier aus seinem Busen, naß von seinem eigenen Angstschweiß; es enthält einen Befehl an das Parlament von Rouen: „mit der Execution inne zu „halten, und den Proceß noch einmal zu untersuchen.“

Mir sagts mein Herz, ich glaub' und fühle was ich glaube;
die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
läßt uns dem Elend nicht zum Raube;
und wenn die Hoffnung auch den Anker-Grund verliert,
so laß' uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einziger Augenblick kann Alles umgestalten.

Oberon.

Wer war der großmüthige Schutzengel der unterdrückten Unschuld? Gesang des Dichters, nenn' ihn der Nachwelt! Pinsel des Mahlers, verewige seine Züge! Meisel des Künstlers, grabe seinen Namen in Marmor. Le Cauchois, Advokat des Parlaments zu Rouen, ein junger Mann voll der hervorstechendsten Geistes-Gaben, überzeugt von Mariens Unschuld, nutzt die kurze Frist, welche die vorgegebene Schwangerschaft dem unglücklichen Mädgen verschaffte, fliegt nach Paris, wirft sich dem Groß Siegelbewahrer zu Füßen, mischt heiße Thränen des Mitleids in die Stimme der Wahrheit, und dringt bis zum Herzen des Ministers. Er war es, der Athemlos sich unter die Menge stürzte, und das wankende Mädgen den Klauen seiner Henker entriß.

Das Parlament zu Rouen untersuchte die Sache nunmehro zum zweytenmale, vernichtete zwar die Sentenz der Gerichte zu Caen, verhängte aber eine neue, weitläuftigere Untersuchung, während welcher Maria Salmon im Kerker bleiben sollte. Le Cauchois, auch damit noch nicht zufrieden, und zitternd vor der Partheylichkeit derjenigen Richter, die schon einmal die Unschuld zum schmählichen Tode verdammt hatten, wandte sich zum zweytenmal an den Hof, der König cassirte das Arret des Parlements zu Rouen, und verwieß die ganze Sache an das Parlament zu Paris.

Am 20sten May 1786 versammelten sich die Richter zum Erstenmale des Morgens um 7 Uhr, die Sitzung dauerte bis 2 Uhr Nachmittags. Das nemliche geschah am 21sten und 22sten. Der 23ste sollte endlich der entscheidende Tag seyn. Ganz früh des Morgens ward Maria zum letzten Verhör geführt, und darauf in die sogenannte Kammer des heiligen Ludwig gebracht, um dort ihr Urtheil zu erwarten. Hier blieb sie allein mit dem Vertheidiger ihrer Unschuld, von halb acht bis eilf Uhr. In dieser Zwischenzeit, so schrecklich für den Verbrecher, so schrecklich selbst für die Unschuld; wer hätte nicht glauben sollen, daß die grausamste Angst im Herzen des armen Mädgens wüthen werde? aber nein! ein edles, bescheidnes Bewußtseyn, ein Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Richter schimmerte aus ihren sanften Zügen. Viele der Räthe traten wechselsweise in die

Kam-

Kammer des heiligen ludwig, um zu beobachten, ob in di-ser kritiſchen Stunde, das Geſicht der Unglücklichen, wenn ſie würklich Verbrecherinn ſey, nicht ihr Verräther ſeyn werde. Umſonſt! alle kamen zurück, bewundernd die ruhige Zuverſicht, die gewiß nur Tugend und Unſchuld mittheilen. Ein Beyſpiel davon wird den leſer in Erſtaunen ſetzen.

Maria hatte noch nie ſchwimmende Mühlen geſehn, wie man ſie in Paris auf Fahrzeuge erbaut. Sie ſaß mit le Cauchois an einem Fenſter, wo ſie die Ausſicht nach dem Fluſſe hatte, einige ſolche Mühlen fielen ihr ins Auge. „Was ſind das für Fahrzeuge?“ fragte ſie neugierig: „man ſollte wahrhaftig denken, „es ſtünden Mühlen darauf.“

„So iſt es auch,“ antwortete Cauchois: „es „ſind Korn Mühlen.“

„Wie? ſchwimmende Mühlen? o das iſt einzig, „das ſah ich noch nie.“

Greift in euren Buſen, ihr Männer, die ihr mit Standhaftigkeit prahlt! Ein Mädgen, zweymal zum Feuer verdammt, in dieſem Augenblicke erwartend, den letzten, fürchterlichen Ausſpruch über Leben und Todt; hat noch Beſinnungskraft genug, einen Gegenſtand auſſer ſich ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen, iſt noch fähig eine Art von Freude zu äußern, über eine nützliche Erfindung, die ſie zum Erſtenmale ſieht.

Um eilf Uhr trat endlich Herr Chupin, einer der

Richter, in die Kammer des heiligen Ludwig, und brachte der harrenden Unschuld folgendes Urtheil:

„Das Parlament erkennt die ergriffene Appella„tion der Maria Franciſca Victoria Salmon für „gültig, vernichtet den Spruch der Gerichte zu Caen „und des Parlaments zu Rouen vom 18ten April „1782. ſpricht die Beklagte von allen gegen ſie ge„machten Beſchuldigungen los und ledig, befiehlt dem „Parlament zu Rouen alle jene Anklagen aus ihren „Regiſtern auszuſtreichen, und an den Rand derſel„ben die Unſchuld der Beklagten zum ewigen Gedächt„niß niederzuſchreiben, auch ihr Alles das Ihrige „ſogleich wieder auszuliefern. Der Maria Fran„ciſca Victoria Salmon bleibt das Recht offen, „ihre Ankläger gerichtlich zu belangen, und Erſatz „ihrer Ehre und ihrer Leiden von ihnen zu fodern. „Gegenwärtige Sentenz ſoll gedruckt und öffentlich „angeſchlagen werden, zu Rouen, zu Caen und in „dem Kirchſpiel von Meaux, in der Stadt, den „Vorſtädten und dem Weichbild von Paris, wie auch „überall wo es vonnöthen ſeyn wird. Gegeben im „Parlament, am 23ſten May 1786. Collationirt, „Gallien. Unterzeichnet, Le Couſturier.“

Kaum hatte Chupin geendigt, als Maria ihrem Vertheidiger in die Arme fiel, und ihm mit Thränen für ihre Rettung dankte. Das Volk, das ſich in Menge verſammelt hatte, und die Straße und den Vorhof anfüllte, hörte kaum das geſprochene Urtheil des Parlaments, als ein ausgelaſſenes Freuden-

geſchrey

gelchren in die Lüfte emporſtieg. Der Enthuſiasmus war unaus-prechlich, der Zulauf unbeſchreiblich. Alles drängte ſich herbey, um die losgeſprochene Unſchuld zu ſehn. Die Wachen wurden verdoppelt, und doch ſah man ſich genöthigt, Marien in das Innere der Schranken treten zu laſſen, wo ſie ſicher blieb vor dem Gedränge, und doch von jedem geſehen werden konnte.

Dionis de Sejour, ein ehrwürdiger Greis, der in Marien-Proceß den Rapport abgeſtattet, oder, wie wir uns in Deutſchland ausdrücken, die Relation gemacht hatte; näherte ſich ihr, um ihr Glück zu wünſchen. Sogleich ſchrie das ganze Volk: „Salmon, umarme ihn! umarme ihn!“ Maria that es, mit der nemlichen liebenswürdigen Beſcheidenheit, die während ihres Unglücks ſie nie verlaſſen hatte.

Nun ergriff Einer der Richter ſein Barret (eine Art viereckter Mützen, ohngefähr wie in Deutſchland die Doctorhüte) warf zwey 6 livresthaler hinein, und übergab das Barret an Cauchois. Sogleich regnete es Geld von allen Seiten, die Mütze war voll, ehe Cauchois noch fünf Schritte damit gethan hatte.

Es iſt der Gebrauch im Parlament, daß ein Gefangner, der für unſchuldig erklärt worden, durch die ſogenannte Ehren-Pforte wieder zurück, die große Treppe hinab geführt wird. Dieſe Pforte öfnete ſich auch heute für die unſchuldige Maria. Kaum aber hatten die Wachen ſich in Bewegung geſetzt, ſie zu begleiten, als die ganze frohe Menge ſich vor ihr her ſtürzte, und ihren Weg ſo engte, daß ſie über eine

Stunde Zeit brauchte, um bis auf die unterſte Stufe der großen Treppe zu gelangen, wo eine Miethkutſche ſie erwartete. Tauſend Arme ſtreckten ſich aus, um ſie hinein zu heben; aber da ſtand der Wagen und konnte nicht aus der Stelle, denn der Zulauf vergrößerte ſich von Minute zu Minute. Die Vorübergehenden, die von der ganzen Sache noch nichts wußten, ein einfach gekleidetes Mädgen mit Blumen geſchmückt, in der Mitte von Soldaten und Parlaments-Gliedern erblickten, und das ſchallende Freudengeſchrey der zahlloſen Menge hörten; drängten ſich neugierig herzu, frugen ihre Bekannten, was hier vorgehe? Ein Jeder wollte erzählen: „Es iſt ein „junges Mädgen, das zweymal zum Feuer verdammt „worden, zweymal auf dem Wege zum Richtplatz „geweſen, und der König hat die Sache an das Par„lament zu Paris verwieſen, und das Parlament hat „ſie eben für unſchuldig erkannt, und hat ſie durch „die Ehren-Pforte zurückführen laſſen. Es lebe der „König! es lebe das Parlament!“

Endlich hatte die Wache für Mariens Wagen ſoviel Platz gemacht, daß er ſich in Bewegung ſetzen konnte; aber länger als zwey Stunden brachte ſie zu, um vom Palais bis zu der Straße la Harpe zu kommen. Das Volk fiel den Pferden in die Zügel, hielt ſie bey den Mähnen zurück, um die gerettete Unglückliche noch einen Augenblick länger zu betrachten. Die Proceſſion von St. Euſtache kam die Straße herab. Der Prieſter, welcher ſie führte, erkundigte ſich nach

der

der Urſache dieſes ungewöhnlichen Zuſammenlaufs, und kaum war er davon unterrichtet worden, als er ſogleich eine Collecte veranſtaltete, und 724 livres, 14 Sous in Mariens Schooß ſchüttete. Unter dieſer Summe fanden ſich nachher beynahe 15 livres an Pfennigen, ein Beweis, daß auch die ärmſten Bürger mit Freuden ihr Scherflein dazu gegeben hatten. — Es mag wahr ſeyn, daß die franzöſiſche Nation oft leichtſinnig und läppiſch iſt, aber gewiß öfter iſt ſie liebenswürdig. Wem dringt der frohe Enthuſiasmus dieſes Volkes nicht an's Herz!

Cauchois führte Marien zu dem Großſiegelbewahrer „Gnädiger Herr!" redete er ihn an: „ſehen „Sie da Ihr Werk. Ohne Sie wäre dieſe Unglückliche ein Raub der Flammen geworden." Maria warf ſich zu den Füßen des Greiſes, und ſtammelte ihren Dank. Er hob ſie auf: „danke Gott, meine „Tochter!" ſprach er mit freundlicher Herablaſſung: „vergiß nie den Schutz ſeiner Allmacht. Ehre deine „Richter! ſie ſind Menſchen und konnten ſich irren." Mit dieſen Worten umarmte er das beſcheidene Mädgen, und machte ihr ein anſehnliches Geſchenk. Auch der Erzherzog und die Erzherzoginn, die Herzoginn von Valliere und der Graf von Eſtaing, der Baillif von Suffren und der Graf von Aranda, der Erzbiſchoff von Paris und beynahe alle Große des Reichs, widmeten der geretteten Unſchuld eine Thräne der Theilnehmung, dünkten ſich nicht zu groß, eine Magd auf ihrem Sofa neben ſich zu ſehn, und überhäuften Ma-

rien mit Wohlthaten; die Herzoginn von Orle
übernahm ihre Ausstattung. Auch zu Belle-C
ward sie den Prinzen von dem Hause Orleans
gestellt, die sie als eine Schwester empfingen.
berühmte Madame de Genlis schloß sie mit Thr
in ihre Arme, und schrieb kurz nachher folgende
Cauchois: „Ich bitte Sie der Maria Sa'mo
„sagen, daß sie in meinem Herzen einen tiefen
„druck zurückgelassen hat, und daß es eine der grö
„Freuden meines lebens seyn würde, wenn ich
„bestragen könnte, das grausame Unrecht, we
„sie vom Schicksal erlitten, wieder gut zu mache

Allenthalben wo Maria sich blicken ließ, w
ihr zujauchzt. Selbst die Fischweiber von P
zogen mit Blumen geschmückt, beym Schall der T
meln vor ihre Wohnung, ihr Glück zu wünsc
Die französischen und italiänischen Schauspieler s
teil ihr funfzig louisd'or, und ein Freybillet auf
mer. Maria betrat also am Donnerstag den
August zum Erstenmal in ihrem leben ein Schaus
haus. Sie hatte sich auf die Gallerie gestellt,
Schauspieler aber baten sie und Cauchois, hera
eine der ersten logen zu kommen. Sie that es u
lautem Händeklatschen der versammelten Menge. A
gab an diesem Tage Mustafa, und zum Nach
den mürrischen Liebhaber. Im letzten S
spielte Mlle. Contat die Rolle der Gräfinn. Im
dritten Scene des dritten Acts, richtete sie folg
Worte an das Publicum:

Die Wahrheit dringt mit Müh' ans Licht,
doch nur ein günstger Augenblick,
und ihr Triumph ist desto größer!

Die Zuschauer verstanden sogleich, was sie sagen wollte, aller Augen richteten sich auf **Marien** und ihren Erretter, das Händeklatschen dauerte einige Minuten, und die Schauspieler auf der Bühne selbst stimmten mit ein. Als das Stück zu Ende war, blieb **Maria** noch lange in ihrer Loge, um sich dem Gedränge zu entziehen; aber umsonst! die Menge erwartete sie bis 10 Uhr im Corridor, und stieg unter unaufhörlichem Jauchzen in ihren Wagen.

Einige Tage nachher ward Paris Zeuge einer Feyerlichkeit, die **Marien** nicht weniger Ehre macht. Während **Maria** noch im Gefängniß litt, brachte man ihr eine Gefährtinn, welche wegen konterbanden Handel in Verhaft genommen worden; ein wildes, ausschweifendes Mädgen, durch Wollust und Liederlichkeit an den Rand des Grabes geführt: an ihrem ausgetrockneten Busen hieng ein Kind von fünf Monaten. Wenige Tage nachher starb die Mutter, und **Maria** nahm sich des unschuldigen Knabens an. Der Prediger des **Fündelhauses** besuchte sie einst im Gefängniß, er wollte ihren Kummer erleichtern,

(*) La Verité perce mal aisément,
mais elle n'a besoin que d'un jour favorable.
Et son triomphe en est plus eclatant.

sie in ihrer Noth unterstützen. „Ich brauche nic
„ehrwürdiger Herr!“ antwortete die gute Mar
„Herr Cauchois versorgt mich mit Allem, was
„bedarf. Aber sehen Sie dieses Kind! es soll n
„büßen die Missethat der Mutter. Nehmen
„sich seiner an, ich kann ihm hier nur wenig H
„leisten.“ Der gerührte Geistliche nahm das K
mir sich ins Gründelhaus. — Als nun Marlens
schuld offenbar wurde; als der mildthätige Enthus
mus des Volkes sie in den Stand gesetzt hatte, wie
um Wohlthaten erzeigen zu können; da gedachte
des Hülflosen Kleinen, der durch sein unschuldi
Lächeln ihr einst manche Stunde ihrer Leiden ver
hätte. „Ich wünschte,“ sprach sie: „einen immerw
„renden Zeugen meines ehemaligen Jammers zu
„ben. Er war mein Gefährte im Gefängniß,
„soll der Gefährte meines Lebens werden. Ich n
„me ihn an Kindesstatt an.“

Cauchois billigte ihren Vorsatz, und entschloß
sogar Vaterstelle bey dem Knaben zu vertreten.
Ceremonie der Annahme dieses Kindes geschah in
gewarte von zwölfhundert Personen. Es ward
gleich getauft, und Maria nannte es zum Andenk
an ihre unverschuldeten Leiden: Innocent.

Ihr Herz, fünf Jahre lang von Kummer u
Leiden geplagt, öffnete sich nun wieder jeder sanf
Empfindung. Ein Mädgen mit so feinem Gefü
sollte nie die Allgewalt der Liebe empfunden habe
O ja! sie hatte geliebt, sie liebte noch und gestand

ge

gern. Kurz vor ihrer Gefangennehmung ward um sie ein offner, junger Mensch, seines Handwerks ein Tischler. Die unglückliche Epoche ihrer leiden kam, der Jüngling, überzeugt von der Unschuld seiner Geliebten, aber ganz ausser Stande sie zu retten, ward aus Verzweiflung Soldat. Maria, im Triumph ihrer Unschuld, mit einem Vermögen von 30000 livres, welches der Enthusiasmus der Tugend ihr zugeworfen hatte, erinnerte sich nach einer fünfjährigen Trennung mit dem ganzen Feuer der liebe ihres guten Charles. Sie kaufte ihm seinen Abschied, und erhielt von dem Herzog von Orleans für ihn die Stelle eines Schleusen Aufsehers bey dem Kanal von Briare. Nun glaubte sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und im Arm der liebe tausendfachen Ersatz für fünfjährige leiden zu geniessen, als sie plötzlich in Cauchois Zügen eine Melancholie bemerkte, die im Antlitz ihres Erretters ihr jede Freude verbitterte. Oft ward sein Auge feucht, wann es an ihr hieng, und stiller Kummer sprach aus seinen Blicken.

„O Mann! dem ich leben und Ehre schuldig bin,“ sprach sie einst mit inniger Theilnehmung: „ein verbor„genes Gram nagt an Ihrem Herzen. Es wäre „grausam, mir ihn zu verheelen, und kann ich gleich „nicht helfen: so kann ich doch mit weinen.“

Bewegt schloß Cauchois das gute Mädgen in seine Arme, und seine zitternde Lippen stammelten das Geständniß seiner liebe. Maria stutzte, sah erröthend auf ihren Retter herab, duldete einige Augenblicke den

Kampf

Kampf zwiſchen Liebe und Dankbarkeit, widmet
Charles eine Thräne, und — reichte Cauch
Hand. Wer verdiente auch wohl mehr an M
Buſen den Lohn ſeiner Großmuth zu erndte
Cauchois, der edle, junge Mann, der ein
Intreſſe, ohne Hoffnung der Vergeltung, o
Mädgen, für deſſen Unſchuld er kämpfte, a
geſehen zu haben, ſich zu ihrem Befreyer a
mit männlichem Muth und Jünglings Feu
ſchöne Werk begann, und ſo herrlich hinaus
Maria Salmon war das ſechſte Schlachtop
blinden Gerechtigkeit, durch ihn der Hand des
entriſſen. Schon im Jahr 1774 rettete e
Jüngling, namens le Canut, vom Tode. Im
1779 befreyte er zwey unſchuldig leidende von d
leere; im Jahr 1780 vertheidigte er mit dem
lichſten Erfolg eine Hebamme, welche des Mißb
ihres Standes beſchuldigt, und zum Galgen
theilt worden war. Im Jahr 1781 rettete e
Chirurgus zu Dieppe vom Feuer, den man de
miſcherey beſchuldigte; und endlich krönte er al
Thaten, durch die muthvolle Vertheidigung d
ſchuldigen Maria. Darf ein ſolcher Mann
auf Belohnung Anſpruch machen? Kann ein
gen wie Maria, einem Mann wie Cauch
Herz verſagen? Nein, mit liebenswürdiger S
ſank ſie in ſeinen Arm, und drückte den erſten
fräulichen Kuß der dankbaren Liebe, auf den
dem ſie Glück, Ehre und Leben ſchuldig war.

Paris jauchzte dieſer Verbindung ſeinen Beyfall, und weinte ſüße Thränen der Freude, als Maria am Altar vor tauſend verſammelten Zeugen, den feyerlichen Schwur ehelicher Liebe ablegte. Sie erſchien beſcheiden in ihrer gewöhnlichen Tracht, einem kurzen Kamiſol und einer kleinen Haube; und ſiehe! am andern Morgen zeigten ſich die erſten Damen von Paris, der Madame Cauchois zu Ehren, in einem kurzen Kamiſol und einer kleinen Haube. Noch im October des vorigen Jahres hieß die Modetracht zu Paris à la Cauchoiſe.

B.

Der Leſer B. an die Leſerinn G.

Darf ich es wagen, Sie anzureden, geiſtreiche Unbekannte? darf ich — ohne Sie noch mehr gegen den armen B. zu erbittern, der den Zorn der Damen ſo ſchon mannichfaltig gefühlt hat — darf ich Ihnen ins Ohr raunen, daß Sie Recht zu haben ſcheinen, und ich doch auch nicht Unrecht habe? aber mißverſtehen müſſen Sie mich freylich nicht, wie ich leider von ſo vielen, Schönen und Häßlichen, Alten und Jungen, Klugen und Dummen mißverſtanden worden bin. Die Klugen geben den Ton an, die Dummen plappern es nach; und ich fürchte, ich fürchte, daß,

daß, voller Freude, ſich an mir gerochen zu ſehn, manche auch Ihnen nachplappern wird, die ſo wenig als mein Kubias weiß, was Sie eigentlich haben ſagen wollen.

Ich werde alſo aufgefodert, mich zu vertheidigen, der Herausfoderer iſt eine Dame, ihre Waffen ſind Witz und Laune, ihre Alliirten der ſchönere Theil der Bewohner Ehſtlands, ihre Kriegsliſt eine blendende — aber erlauben Sie mir hinzuzuſetzen — eine unrichtige Art zu ſchließen. Wahrhaftig! der Gegner iſt fürchterlich genug; und ich, ein ſimpler Landmann, ohne andere Waffen als meinen ſchlichten Menſchenverſtand, ohne Alliirten und ohne Kriegsliſt, habe dem nichts entgegen zu ſtellen, als den Schild der Wahrheit, einen Schild, den man gern durchlöchert, und höchſtens die Augen dabey zublinzt; einen Schild, der in unſern trugvollen Tagen der Allerunſicherſte iſt, den die verachtete Göttinn ihrem kämpfenden Ritter reichen konnte. Die Wahrheit — ſo ſchön ſie immer ſeyn mag — iſt die einzige Dame auf der Welt, die man ungern nackend ſieht. Es ſey gewagt! je furchtbarer der Feind, je rühmlicher iſt es zu kämpfen, je weniger ſchmerzt die Niederlage.

Die erſte Stelle meiner Briefe, die Ihnen hart dünkt, und um welcher willen Sie den erſten Angrif auf mich thun, iſt die Behauptung: „je ſchöner eine „Dame iſt, je dummer iſt ſie auch.“ Sie machen ſich verbindlich, mir das Gegentheil durch auffallende Beyſpiele zu beweiſen; und ich will Ihnen

nen anſetzo — freylich nicht durch Beyſpiele, denn wer wird Namen nennen? — nein, durch auffallende Gründe beweiſen, daß das nicht allein in Ehſtland, ſondern in der ganzen Welt ſo iſt. Denn Erſtens hat ſchon die gütige Natur dieſen Grundſatz in den weiſen Plan ihrer mütterlichen Sorgfalt verwoben. Wo ſie die Erdentöchter — und ich darf hinzuſetzen auch die Erdenſöhne — mit viel körperlichem Reitz begabte, da war ſie karg mit dem Reitz der Seele. Es wäre ja auch unbillig, wenn ſie ihre Geſchenke ſo ungleich austheilen wollte, denn wir ſind ja alle ihre Kinder. Der Einen Erbtheil ward Schönheit; der Andern Verſtand und weibliche Sanftmuth; der Dritten Witz und Grazien laune: ſo kann eine Jede zufrieden ſeyn, ſo darf keine über die Vorliebe der Mutter murren. Ich wiederhohle es: ein durchaus ſchön gebauter Körper, ward nicht geſchaffen, eine ganz ausgebildete Seele zu beherbergen; ſo wie der reichverzierte Tanzſaal nicht erbaut wurde, für die ſtillen Betrachtungen des Philoſophen. Alle Ihre auffallenden Beyſpiele beweiſen hier nichts gegen mich; denn es ſind höchſtens nur Ausnahmen, und welche Regel hat nicht die ihrigen?

Ich vermag dieſen Satz auch noch durch andere, ſehr überzeugende Gründe zu unterſtützen. Ein Mädgen, dem es ſein Spiegel tauſendmal, und jeder ſchmeichelnde junge laffe Millionenmal vorgeplappert hat, wie groß und ſchön ihr Auge, wie Roſenfarb ihre Wange, wie reitzend ihr Lächeln ſey; ein ſolches

Mäd-

Mädgen glaubt sich nun schon ein ganz vorzügliches Geschöpf, blickt mitleidig auf ihre weniger schönen Schwestern herab; denkt nicht darauf, wie sie in Gesellschaften durch ausgebildeten Geist glänzen wolle, studirt nur auf das Band, das die Farbe ihres Gesichts erheben soll, steht Tage lang vor dem Spiegel, kräuselt ihre Haare bald so, bald so, ist inniglich vergnügt, wenn sie ihre Gestalt beschaut, öffnet ihre Purpurlippen nur, um ihre weißen Zähne zu zeigen, und glaubt heilig, was Einer unserer besten Dichter einst im Scherz sagte: „ein schöner Mund spricht immer schön.“ Wo soll sie auch die Zeit hernehmen, ihrer Seele Nahrung zu verschaffen? Niemand kann zweyen Herren dienen. Muß sie denn nicht täglich sich im Vorhof der Göttinn der Mode einfinden? muß sie denn nicht täglich Erkundigung einziehn, was diese oder jene Dame, in dieser oder jener Gesellschaft des Abends vorher für ein Kleid angehabt hat? kann sie denn wohl ruhig schlafen, wenn sie das noch nicht weiß? — Ferner werden unsere Schönen, selbst wenn die Natur sie auch mit Geistes-Anlagen begabte, durch das ewige Ja sagen zu allen ihren Einfällen, durch das ewige schmeicheln und fuchsschwänzen ihrer Anbeter, am Ende so voller Launen, Grillen und Ziererenen, daß sie mit sammt ihrer Schönheit unausstehliche Geschöpfe sind. Selbst Sie, meine liebenswürdige Unbekannte — obgleich der Herausgeber dieser Schrift glaubt, daß Sie schön sind — sind entweder häßlich, oder Sie sind in einer so glück-

lichen

lichen Entfernung von der Welt erzogen worden, daß kein Gift der Schmeicheley, kein Lethetrank eigener Gebrechen, kein Rausch der Selbstsucht, bis zu Ihnen hat dringen können; und auf diesen Fall — werden Sie mir eingestehen — sind Sie doch immer nur eine Ausnahme von der Regel. Und hiemit lassen Sie uns — was diesen ersten Punct betrifft, Friede machen.

Mein zweyter Satz, den Sie mir ganz abstreiten wollen, war: „daß unsere Damen nicht lesen, „und kein Deutsch verstehen." Hier, verzeihen Sie mir, lasse ich nicht ein Jota von meiner Behauptung herunter. Aber erst müssen wir über die Begriffe einig werden. Was nennen Sie lesen? mit halbem Ohr einem Roman zuhören, oder — wenn ein feinfühlender Mann Ihnen vorliest — auch wohl durch die Situationen des Buches bewegt werden; das nenne ich nicht lesen. Jede Feinheit der Sprache und des Ausdrucks fühlen, jede Anspielung des Dichters verstehen, jede glückliche Wendung bemerken, so bemerken, daß ein gewisses frohes Andenken in der Seele zurückbleibt; das nenne ich lesen. Auf ihr Gewissen können das unsere Damen? — Sie protestiren gegen Oberon und Nathan: nun gut, ich nehme mir die Freyheit einen prosaischen, allgemein beliebten Schriftsteller aufzuführen, und hohle zu diesem Behuf aus meiner kleinen Bibliothek die Leiden des jungen Werthers. Da finde ich zum Exempel Seite 97.

„Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vor-
„hang weggezogen, und der Schauplatz des
„unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir
„in den Abgrund des ewig offenen Grabes.
„Kannst du sagen: das ist! da Alles
„vorübergeht, da Alles mit der Wetterschnelle
„vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines
„Daseyns ausdauert, ach in den Strom fort-
„gerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmet-
„tert wird. Da ist kein Augenblick, der nicht
„dich verzehrte, und die Deinigen um dich her,
„kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist,
„seyn mußt. Der harmloseste Spaziergang kostet
„tausend, tausend armen Würmgen das Leben,
„es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Ge-
„bäude der Ameisen, und stampft eine kleine
„Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht
„die große seltne Noth der Welt, diese Fluten,
„die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben,
„die eure Städte verschlingen, rühren mich.
„Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft,
„die im All der Natur verborgen liegt, die nichts
„gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht
„sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beäng-
„stet! Himmel und Erde und alle die webenden
„Kräfte um mich her! Ich sehe nichts als ein
„ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes
„Ungeheuer.“

Wenn

Beym ewig blühenden Antlitz der Wahrheit beschwöre ich sie: verstehen unsere Damen diese herrliche Stelle? wird sie nicht von den Meisten überschlagen, oder Gedankenlos hergeplappert werden? — Wenden Sie mir nicht etwa ein, daß die Stelle zuviel Philosophie enthalte, und deswegen überhaupt den Damen unverständlich sey. O nein! ich will sogleich zur Probe Göthens Gedanken à la Siegwart parodiren, und jede Dame wird sie, wo nicht mit Vergnügen lesen, doch gewiß verstehen.

„Da denke ich manchmal, meine schöne Ma„riane, daß doch Alles nur eine Weile dauert, „und daß man selten so lange lebt, als man „leben könnte, wenn die Umstände darnach „wären. Aber bald verzehrt man sich selbst „durch glühende Leidenschaften, bald ist man „Ursache daran, daß Andere leiden. Wenn „du spatzieren gehst, so zertrittst du, ohne es „zu wollen, manches Würmgen. Erdbeben, „Wasserfluten und dergleichen, erschüttern uns „freylich heftig; aber es ist doch noch rührender „wenn man so zu sieht, wie Eins nach dem „Andern vergeht. Dann sieht man in der Welt „nichts, als die immerwährende Abwechslung „aller Dinge.“

Wie gefällt Ihnen das? — Göthens Geist — der nun schon lange schlafen gegangen ist — mag mir verzeihen, daß ich ihn auf einen Augenblick so jämmerlich entstellt habe. Warum verstehen denn

nun also unsere Damen diese Stelle nicht? weil sie nicht genug Deutsch verstehen; weil sie die schönen Wortfügungen, die bezeichnenden Beywörter, den raschen Gang, den starken Schluß der Perioden, nicht fühlen, den Mangel dieses Gefühls aber, selbst gut genug empfinden, in der Verwirrung darüber, oder auch weil ihnen der Innhalt zu ernsthaft ist, der darinn liegenden Gedanken nicht achten, und so die Stelle überschlagen. **Sie wollen amusirt, aber nicht unterrichtet seyn**; so sagte ich in meinen Briefen, und ich setze jetzt mit dem Gefühl der Überzeugung hinzu: **sie scheuen das Nachdenken!** — ein Fehler ihrer Erziehung: **sie haben keine Geduld zu grübeln.** Es muß gleich auf ihr Herz würken, gleich deutlich vor ihren Augen stehen; sonst — husch! drüber weg. Auch hier giebt es Ausnahmen, wer leugnet das? aber Ausnahmen beweisen nichts.

Man hat ihnen das Lesen des Oberons nicht zugestanden? Daran hat man, mit Ihrer Erlaubniß, sehr übel gethan. Die einzige schlüpfrige Stelle, die Oberon enthält, ist zugleich die vortreflichste Lehre für jedes junge Frauenzimmer, dem ein fühlendes Herz im Busen schlägt. Wenn **Hüon** und **Amande**, mit den schuldlosesten Seelen, beyde umsonst gegen den Rausch der Liebe kämpfen; so ist das Warnung für jedes gute Mädgen, sich nie im Entzücken der Leidenschaft stolz auf seine eigene Tugend zu verlassen, und je reitzender die Liebe winkt, je ängstlicher sich in das Gewand der Schaam zu hüllen. Die

Ge-

Geſchichte der Almanſaris möchte vielleicht auch manchem ſteifen Moraliſten ein Stein des Anſtoßes ſeyn; aber lieſt doch ſchon unſere zarte Jugend die Geſchichte von Potiphars Weibe in der Bibel.

Sie werfen die Frage auf: „ob Oberon und „Nathan gerade die Bücher wären, die ein Frauen„zimmer zu ſeinem Nutzen, zu ſeiner Bildung leſen „müſſ.?“ Sie ſind eine Sophiſtinn; der Gedanke, den Sie mir da in den Mund legen, ſteht in keinem meiner Briefe. Ich habe Oberon und Nathan nur als Beyſpiele angeführt; ſetzen ſie meinetwegen ſtatt Oberon, die Meſſiade oder Agathon, und ſtatt Nathan, den Mönch von Libanon, oder Herders zerſtreute Blätter. Meinen Gedanken haben Sie recht gut verſtanden, aber, wie es ſcheint, nicht verſtehen wollen. Sie klagen über den Mangel an Büchern für das ſchöne Geſchlecht? Es würde mich zu weit von meinem Zwecke abführen, wenn ich Sie hier wiederlegen wollte; ich behalte mir aber vor, wenn der Herr Herausgeber dieſer Schrift es mir erlaubt, in einem der künftigen Stücke eine ganze Damen-Bibliothek namhaft zu machen, lauter Bücher mit Geiſt und Herz für Geiſt und Herz geſchrieben: doch das ſage ich Ihnen vorher, Oberon ſteht mit an der Spitze.

Das mögte ich doch wiſſen, was für gute Urſachen wir haben könnten, der Wißbegierde der Damen durch höhniſchen Spott Grenzen zu ſetzen? Wollten Sie die Güte haben, ſich über dieſen Punct

näher zu erklären, denn ich verstehe ihn gar nicht. Soviel getraue ich mich im Voraus zu behaupten: gut können die Ursachen nicht seyn; auch weiß ich unter meinen Bekannten keinen, dem ein solcher Gedanke jemals nur im Scherz eingefallen wäre.

Ich schreite nunmehro zur Mythologie, über die Sie sich mit so vieler Laune lustig machen, und mir Witz statt Gründen geben. Hier muß ich Sie schon wieder Sophistinn schelten. Wer hat denn verlangt, daß eine Dame, die ein wenig Mythologie weiß, es allenthalben soll durchblicken lassen? wer hat denn verlangt, daß sie die Sonnen Pferde und Penelope bey den Haaren herbey ziehen soll? Ganz und gar nicht. Sie soll nur, wenn sie in irgend einem Buche den Namen Penelope findet, wissen, daß Penelope keine Meerkatze war; sie soll nur, wenn sie von den weissen Sonnen-Pferden des Phaeton lieſt, nicht glauben, daß Phaeton ein Pferdehändler gewesen. Sie selbst, meine schöne Gegnerinn, scheinen die Götterlehre zu kennen, aber ich traue es Ihrem Verstande zu, daß Sie nie damit prahlen werden. Verlange ich denn nun wohl zuviel, wenn ich wünsche, daß jede Dame nur eben soviel davon wissen möge als Sie? O Sie können nicht glauben, welchen angenehmen Eindruck es auf uns männliche Geschöpfe macht, wenn zuweilen ganz von ungefähr, und gleichsam ohne es zu wollen, ein Frauenzimmer sich eine solche Kenntniß entschlüpfen läßt. Ich erinnere mich dabey einer Anecdote, die ich vor wenig Jahren selbst

erlebt,

erlebt, und die ich Ihnen, mit Ihrer Erlaubniß, wieder erzählen werde. Ich saß bey Tische einer jungen, schönen, geistreichen Dame gegenüber, deren Namen ich verschweige, um ihre Bescheidenheit nicht zu beleidigen, ob sie gleich unsere Provinz nicht mehr mit ihrer sanften Gegenwart beglückt. Auf dem Plateau mitten auf der Tafel stand ein Berg von Moos und Muscheln aufgehäuft. Die Figuren drum herum waren meist zerbrochen, und eine von den abgebrochenen Händen war, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in diesen Berg gesteckt worden, so daß es aussah, als läge eine Puppe unter dem Berge vergraben, welche ihren Arm herausstreckte. „Es kömmt mir „vor, sagte die Dame: als wäre es der Aetna, unter „welchem der Riese Encelados gefangen liegen soll." Ich staunte ihr ins Gesicht: ich hatte sie immer als eine sehr liebenswürdige Frau gekannt, aber das hatte ich nicht von ihr erwartet. Das Gleichniß war so richtig, so ungesucht, ihre Mine dabey so ganz ohne Praetension, daß meine Achtung für sie sich in dem Augenblicke um ein großes vermehrte. Und doch spricht die nemliche Dame nicht von der Penelope wenn sie Garn spinnen läßt.

Am Ende Ihres Briefes beliebt es Ihnen, sich noch ein wenig über das männliche Geschlecht lustig zu machen und in ihren Bemerkungen stimme ich Ihnen von ganzem Herzen bey. Ich bin in meinen Briefen über Ehstland noch nicht bis an die Männer gekom-

men; wollen Sie sich bis dahin gedulden, so werden Sie finden, daß ich mit meinem Geschlechte nicht zu nachsichtig verfahre.

Ich hoffe, Sie werden nach Allem was ich hier gesagt, den kränkenden Glauben fahren lassen, als wolle ich unsere Damen blos demüthigen. Es giebt keinen wärmern Verehrer des schönen Geschlechts als mich; aber ich bin zu alt, um mit Puppen zu spielen, es muß hinter der Larve auch ein Geist wohnen, der mich munter erhält, wenn die bloße Schönheit mich gähnen macht. Eben so wenig kann ich Ziererenen und Albernheiten vertragen, denn sie sind die sichersten Zeichen verwahrloster Seelen.

Wollen Sie mir und dem Publicum die Freude machen, mit Ihren Briefen fortzufahren; so seyn Sie versichert, daß Sie keinen hartnäckigeren, aber auch keinen bescheideneren Gegner finden werden, als

Ihren

ergebenen Diener

B.

Das

Das

Liebhabertheater vor dem Parlament

ein Nachſpiel mit Geſang,

aufgeführt

auf dem Liebhabertheater zu Reval

am

Stifftungsfeſte deſſelben.

Personen:

Präsident von Güldenkalb.
Weibermund.
Jaja.
Olim.
Klatschsieb.
Selten.
Herz.
} Parlaments-Räthe.
Der Secretär.
Der Fiscal.
Ein Advokat.
Der Wachmeister.
Der Ofenheitzer.
Die Göttinn der Mildthätigkeit.
Thalia.
Nymphen und Genien.

Der Schauplatz ist der Gerichtssaal. In der Mitte eine lange Tafel für die Parlaments-Glieder, an der Seite ein Pult für den Secretär.

Er-

Erſter Auftritt.

Der Wachmeiſter, welcher beſchäftigt iſt, die Stühle zurecht zu ſetzen, und der Ofenheitzer.

Der Wachmeiſter.

Es iſt heute verdammt kalt.

Der Ofenh. Ja im December iſts hier zu Lande ſelten warm.

Der Wachm. Weißt du ſchon, was heute paſſirt?

Der Ofenh. Ne.

Der Wachm. Unſere geſtrengen Herren ſollen heute in Sachen des Liebhabertheaters und der geſunden Vernunft, contra das Vorurtheil Recht ſprechen.

Der Ofenh. Das Liebhabertheater? was iſt das für ein Ding?

Der Wachm. Das iſt kein Ding Peter, das ſind Leute, die andern Leuten ins Handwerkpfuſchen, es alle Augenblick verpfuſchen, und ſich noch obendrein dafür bezahlen laſſen.

Der Ofenh. Nu, was das bezahlen betrift, ſo finde ich das eben gar nicht dumm. Heutzutage trägt das Pfuſchen mehr ein als das Handwerk, wenn nur der Pfuſcher brav zu ſchwadronniren verſteht.

Der Wachm. Du haſt Recht Peter, aber ſie wollen den Leuten weiß machen, daß ſie das Geld nicht für ſich behalten, ſondern unter die Armen vertheilen.

Der

Der Ofenh. Ho ho! das glaubt ihnen doch kein Menſch.

Der Wachm. Den Henker auch Peter! es giebt Leute dies glauben, andre zweifeln daran, noch andere machen ſich drüber luſtig, und meynen, es ſey unanſtändig. Kurz der Fiſcal hat ſich der Sache ex officio angenommen, und nun werden wir ſehn —

Der Ofen. Hm! da will ich ihm auf ein Haar vorausſagen, wie das Ding ablaufen wird.

Der Wachm. Nun?

Der Ofenh. Wenn der Secretär will; ſo will der Präſident auch, und die andern ſagen Ja.

Der Wachm. Pſt!

Zweyter Auftritt.

Klatſchſieb. Die Vorigen.

Kl. Nun, bin ich wieder der Erſte? Guten Morgen Kinder! wie ſtehts? was giebts Neues in der Städt? keine Hochzeiten? keine Todesfälle? keine Geburten?

Der Wachm. Daß ich nicht wüßte.

Kl. Keine Beförderungen? keine Unglücksfälle?

Der Ofenh. Gar nichts.

Kl. Keine Anecdoten aus der Chronique ſcandaleuſe, die man ſo wieder weiter tragen könnte?

Der Wachm. Auch nicht.

Kl. Hör' er doch, mein Freund! wo war geſtern Abend Spiel-Geſellſchaft?

Der

Der Wachm. Geſellſchaft war beym Geheimde Rath Reibezahn, ob geſpielt worden iſt, weiß ich nicht.

Kl. Gewiß! gewiß! wer mag gewonnen oder verlohren haben?

Der Wachm. Daß weiß ich nicht.

Kl. Ich höre das gar zu gern. Ich profitire zwar nicht einen Heller dabey; aber wenn ſo Einer recht tüchtig hat Haar laſſen müſſen, ſo rechne ich gleich nach, ob er auch ſoviel im Vermögen hat, daß er es präſtiren kann, und finde ich nun das Gegentheil, ſo wundere ich mich in allen Geſellſchaften drüber. (Zum Ofenheitzer) Hör' er doch, mein Freund! wieviel Schüſſeln mag der Geheimde Rath geſtern auf ſeinem Tiſche gehabt haben?

Der Ofenh. Das weiß ich nicht zu ſagen.

Kl. Einfaltspinſel! ihr wißt ja auch gar nichts, wofür ſeyd ihr denn da?

Der Ofenh. Um die Öfen zu heitzen, Herr Parlaments Rath.

Kl. Dummkopf! es iſt nicht genug, ſeinen Beruf zu thun, es gehört mehr dazu, in der Welt und mit der Welt zu leben. Ich bin Parlaments Rath, aber das iſt das wenigſte. Ich weiß Alles, was in der Stadt vorgeht, ich bekümmere mich um Alles, um Alles. Es läuft keine Katze durch die Pforte meines Nachbars, ich muß wiſſen, was ſie da zu ſuchen hat. Ich bin Jedermanns Freund, denn ich umarme einen Jeden. Ich halte ein genaues Regiſter über die Vermögens-Umſtände meiner Bekannten. Ich weiß, wer bald banqueroute machen wird; ich weiß wer ſpielt und wer nicht ſpielt; ich weiß wer gewinnt und wer verliert; ich weiß was ein Jeder des Mittags auf ſeinem Tiſche hat; ich weiß wer ein Amt, oder einen Titel, oder eine Frau ſucht; alle Liebeshändel in der

ganzen Stadt weiß ich auf dem Nagel her zu erzählen, und was ich nicht errathen kann, das erfinde ich: kurz! ich weiß Alles, Alles! (Parlaments Rath Weibermund tritt herein) Ach mein scharmanter Freund! lassen Sie sich umarmen.

Der Wachmeister und Ofenheizer gehen ab.

Dritter Auftritt.

Weibermund und Klatschsieb, gleich darauf Olim und Jaja.

Weiberm. Meine Frau hat mir gesagt, daß es heute verzweifelt kalt sey, und ich finde, daß sie Recht hat.

Kl. Wissen Sie schon, daß gestern beym Geheimde Rath Reibezahn Spielgesellschaft gewesen?

Weiberm So?

Kl. Ja wohl, wissen Sie das nicht? Es sind entsetzliche Summen gewonnen und verlohren worden, die Tafel war aufs prächtigste servirt — wo das endlich hinaus will?

Weiberm. Ja das sagt meine Frau auch.

Olim und Jaja treten herein.

Kl. (ihnen entgegen) Aha meine scharmanten Freunde!

(Sie umarmen sich)

Olim. Ist es doch wahrhaftig beynahe so kalt, als Anno 40, damals hatten wir einen verzweifelten Winter.

Weiberm. Meine Frau sagt, daß das Thermometer, oder wie das Ding heißt, funfundzwanzig Grad unter dem Gefrierpunct stehe.

Jaja. Da hat Dero Frau Gemahlinn ganz Recht.

Weiberm, Ja sie hat immer Recht.

Kl.

Kl. Ich hörte gestern, daß schon verschiedene arme Leute erfroren seyn sollen.

Jaja. Ja wer kann ihnen helfen? ich habe mit meinem Bau alle Hände voll zu thun.

Kl. Und mir kostet meine neue Equipage sechs hundert Thaler.

Weiberm. Die Garderobe meiner Frau kommt mir weit höher zu stehen.

Olim. Und ich muß sparen auf die Zukunft.

Kl. Wo blei en denn unsere Herren Kollegen, Selten und Herz? das sind ein Paar empfindsame Närrgen, die würden —

Vierter Auftritt.

(Selten und Herz treten herein.)

Kl. (ihnen entgegen) Aha meine scharmanten Freunde! lassen Sie sich umarmen. Ein Paar junge Herren aus der beau Monde, die werden uns viel Neues zu erzählen wissen.

Selten. Nicht das Geringste, lieber Herr Kollege.

Kl. Nur nicht so hinterm Berge gehalten! wo haben denn die Herren gestern Abend gesteckt? nicht wahr, beym Geheimde Rath Reibezahn?

Herz. Getroffen.

Kl. O ich weiß Alles, Alles. Es ist stark gespielt worden.

Selten. Nein, da irren Sie, es wurde gar nicht gespielt.

Kl. Nicht? aber desto höher geschmauset?

Herz. Kalte Küche.

Kl.

Kl. So, so? — Nun, wie befindet sich denn Dero wehrte Familie?

Selten. (verdrüßlich) Ganz zu Ihrem Befehl.

Herz. Meine Herren, wir haben heute eine wichtige Sache zu entscheiden.

Jaja. Ja, das haben wir.

Kl. Daß ich nicht wüßte.

Weiberm. Meine Frau hat mir nichts davon gesagt.

Olim. Lassen Sie doch hören.

Jaja. Kann ich mich doch auch nicht besinnen.

Herz. Das Liebhabertheater soll ja heute vernommen, und über dessen Zulässigkeit oder Unzulässigkeit entschieden werden.

Jaja. Jaja, das ist wahr.

Kl. Richtig, nun das wird kein langes Kopfbrechen kosten.

Jaja. Nein, das wird es nicht.

Weiberm. Meine Frau sagt, daß die Leute Narren sind.

Jaja. Da hat Dero Frau Gemahlinn ganz Recht.

Weiberm. Ja Sie hat immer Recht.

Olim. Vor dreyßig Jahren dachte man an dergleichen gar nicht.

Jaja. Nein vor dreyßig Jahren war so etwas gar nicht gebräuchlich.

Herz. Aber man muß doch auch die andern hören.

Jaja. Ja, das muß man freylich thun.

Selten. Und mir deucht doch, daß die Sache auch ihre gute Seite hat?

Ja-

Jaja. Ja, eine gute Seite hat ſie.

Kl. Die aber ſchwerlich zu ihrer Vertheidigung hinreichen wird.

Jaja. Schwerlich, ſchwerlich.

Selten. Mir deucht es rührend und ſchön, den Hungrigen zu ſpeiſen, und den Nackenden zu kleiden.

Jaja. Ja, das iſt recht ſchön, recht rührend.

Weiberm. Aber meine Frau ſagt, es ſchicke ſich nicht.

Jaja. Freylich ſchickt es ſich nicht ſo recht.

Herz. Und warum nicht? wenn ich fragen darf.

Jaja. Weil — weil —

Olim. Weil es vor dreyßig Jahren gar nicht Mode war.

Jaja. Nein, es war nie gebräuchlich.

Selten. Aber das iſt ja noch kein Beweis, daß die Sache darum eben ſchlecht ſey.

Jaja. Nein, das beweiſt noch gar nichts.

Weiberm. Meine Frau hat mir noch andere Gründe angeführt, die habe ich aber wieder vergeſſen.

Jaja. Da hat Dero Frau Gemahlin ganz Recht.

Weiberm. Ja ſie hat immer Recht.

Kl. Was mich betrift, ich pflege meine Mantel dahin zu hängen, wo der Wind her kåſt. Bin ich mit einem Mitgliede des Liebhabertheaters in Geſellſchaft, je nu ſo lobe ich; merke ich aber, daß Jemanden ein Gefalle mit dem Gegentheil geſchieht, je nu ſo tadle ich.

Fünfter Auftritt.

Präſident Güldenkalb tritt herein.

Al. (ihm entgegen) Ach mein ſcharmanter Gönner, der Herr Präſident. (Alle verbeugen ſich.)

Güldenk. Guten Morgen, guten Morgen meine Herren! wohl geſchlafen? wohl geruht? Ich für mein Theil habe dieſe Nacht eine häßliche Kolick ausgeſtanden. Der Pachter **Brummer** — der da die fatale Affaire hat — ſchickte mir geſtern eine ſüperbe Lachsforelle und da mag ich wohl dem Dinge ein wenig zuviel gethan haben. Prr! es liegt mir noch immer im Magen wie Bley, ohngeachtet ich mir dieſen Morgen vom Italiener **Tivoli** einen Sardellen Salat bringen ließ, und eine Bouteille alten Malaga dabey ausſtach.

Al. Aber ſollten nicht vielleicht die Auſtern Schuld daran ſeyn, die der Herr Präſident geſtern Mittag zu ſich nahmen?

Güldenk. Poſſen! zweyhundertfunfzig Stück Auſtern verlohnt auch wohl die Mühe davon zu reden; und trank ich denn nicht vier Flaſchen engliſch Bier dabey? Nein, ich ſage Ihnen, die Lachsforelle iſt einzig und allein Schuld daran. Ich hatte ſie laſſen mit einer braunen Brüh zurichten — Ä ſie war delikat. Man kann ſie auch mit einer Eyer-Sauce eſſen; da nimmt man ein Stück Butter, knetet ein wenig Mehl und Muſcatenblumen darein, legt es hernach in eine Caſſerolle, mit drey Dottern vom Ey, etwas Zitronenſaft, Zucker nach Belieben und Citronenſchale in Würfeln geſchnitten. Wenn es nun auf dem Feuer ſteht, ſo muß man es mit einem Quaſt ſchlagen, daß es nicht zuſammen rinnt.

Jaja. Freylich, freylich, darf es nicht zuſammen rinnen.

Weiberm. Meine Frau pflegt eine Anjovis-Sauce zu machen, die recht lieblich ſchmeckt.

Jaja. Die Anjovis-Sauce iſt eine der lieblichſten Saucen.

Olim. Ich ziehe die Auſtern-Sauce allen andern vor.

Jaja. Ja die Auſtern-Sauce ſchmeckt vortreflich.

Al. Ey die Butter-Sauce iſt auch nicht zu verachten.

Jaja. Nein, zu verachten iſt die Butter-Sauce gar nicht.

Güldenk. Aber was fehlt denn der Meerrettig-Sauce?

Jaja. Ey der Meerrettig-Sauce fehlt gar nichts.

Selten. (unwillig) Meine Herren, es wird wohl Zeit ſeyn, daß wir unſere Geſchäfte vornehmen.

Jaja. Ja, es wird wohl Zeit ſeyn.

Güldenk. Ich befinde mich würcklich ſo übel, daß ich nicht erſchienen ſeyn würde, wenn wir nicht die närriſche Sache, wegen des Liebhabertheaters zu entſcheiden hätten. Setzen Sie ſich meine Herren. (Alle ſetzen ſich um den langen Tiſch.)

(Der Präſident klingelt, der Wachmeiſter tritt herein)

Güldenk. Laſſ' er den Herrn Secretär herein kommen.

(Wachmeiſter ab.)

Ich glaube, meine Herren, daß wir in dieſer Sache alle einerley Meinung ſeyn werden; die Leute ſind Narren, daß ſie dahin treten, und für Geld ſpielen; ſo was kann in einem wohlpolizirten Staate nicht geduldet werden. Ich habe alſo ſchon vorläufig von dem Secretär ein Urthel anfertigen laſſen.

Herz. Wie? ungehört?

Güldenk. Nun was iſt da viel zu hören? die Sache iſt klar.

Jaja. Ganz klar.

Selten. Indeſſen kann man doch nicht wiſſen —

Jaja. Freylich, man kann nicht wiſſen —

Güldenk. O wir wiſſen ſchon Alles. Kurz und gut, um der Formalität willen, [illegible]de ich den Advocaten herein kommen laſſen, da mag er ſich meinethalben die Lunge aus dem Leibe reden; aber was ich beſchloſſen habe, dabey bleibts. (Der Secretär tritt herein) Guten Morgen Herr Secretär, haben Sie das Bewußte angefertigt?

Der Secret. Alles zu Befehl.

Güldenk. Wohl. (er klingelt, der Wachmeiſter kommt) Laßt die Parten hereintreten. (Der Wachmeiſter öfnet die Thüre.)

Sechſter Auftritt.

Der Fiſcal. Der Advokat. Die Vorigen.

Der Fiſcal ſtellt ſich zur Linken vor dem Tiſch, der Advokat zur Rechten. Der Secretär ſetzt ſich an ſeinen Pult.

Güldenk. Nun, meine Herren, Sie wiſſen warum Sie hier ſind, faſſen Sie ſich ſo kurz als möglich, denn der Mittag rückt näher. Kläger, macht den Anfang.

Während der folgenden Reden ſchlafen die Parlaments-Glieder, Güldenkalb, Weibermund, Olim, Jaja und Klatſchſieb nach und nach ein.

Der Fiſcal. Erlauchter und erleuchteter Richterſtuhl! Es wäre unverantwortlich, wenn ich mit einer Sache, die ſo wenig Zweifeln unterworfen iſt, das Ohr meiner Richter ermüden wollte; denn **Erſtens** iſt es klar und bewieſen, daß ſchon das Theater an und für ſich ſelbſt, eine ſchlechte und zweydeutige Sache iſt, und bleiben wird. Schlecht — denn die

Sinne

Sinne werden gereizt, die Leidenschaften mit angenehmen Farben geschildert, die Liebe in junge, unerfahrne Herzen gegossen, die edle Zeit verschleudert, und das noch edlere Geld verschwendet. Ich könnte hierüber so manchen dicken Kirchen Vater anführen; ich könnte mich auf das Zeugniß des heiligen **Cyprianus, Athanasius, Basilius, Gregorius von Nazianz, Ambrosius Chrysostomus** u. s. w. berufen, ja sogar die uralte Sitte, vermöge deren man einem Schauspieler nicht einmal ein ehrliches Begräbniß verstattete, würde meinen Satz hinlänglich erweisen. Ich könnte, was die Verschwendung anlangt, erzählen: daß die Aufführung von drey Trauerspielen des **Sophocles** den Athenienſern mehr kostete, als der Peloponnesische Krieg; daß **Aesopus**, ein berühmter tragischer Schauspieler, und Zeitgenosse des Cicero, bey seinem Tode anderthalb Millionen hinterließ, welche er zusammen gaut hatte, und die sein Herr Sohn, nach dem Zeugniß des Horaz und des Plinius, bald wieder unter die Leute zu bringen wußte. Ich könnte ferner anführen, daß der berühmte **Roscius**, der Freund des Cicero, 50000 Thaler Gehalt hatte, indeß ich kaum 300 genieße, und doch offenbar dem Staate weit ersprießlichere Dienste leiste; daß **Julius Caeſar** dem **Laberius** 20000 Thaler bot, wenn er in einem seiner Schauspiele selbst eine Rolle übernehmen wolle. Kurz! ich könnte mit leichter Mühe, von heute als dem 8ten December an, bis zum Listen Weyhnachts-Feyertage ununterbrochen fortreden, ich könnte einen Cursum der Moral, der Theologie, der Politik, der Oeconomie, der Litteratur und der Historie mit ihnen durchgehn, wenn ich nicht befürchten müßte, die Geduld meiner **aufmerksamen** Zuhörer zu ermüden, und meinen Gegner allzusehr niederzuschlagen.

Ich wende mich daher zu meiner zweyten Behauptung, nemlich, daß das Theater **zweydeutig** sey: und da bin ich im

Stande, eine Autorität für mich anzuführen, die unwiede
leglich ist. Man beliebe darüber nachzulesen, das Buch: **übe
die Sklaverey und Character der Bauern in Lief
und Ehstland**, da steht es mit klaren Worten, daß da
Liebhabertheater allhier, besser thun würde, den Ehstnische
Kalender zu schreiben, bey welcher löblichen Unternehmung e
von einem erlauchten Richterstuhle aufzuermuntern und zu un
terstützen wäre.

Wozu soll auch ein Liebhabertheater wohl taugen? sie wer
den zwar ein, daß den Armen und Nothleidenden dadurch
geholfen werde; aber diesen Zweck kann man auch auf ander
Art erreichen. Man darf zum Beyspiel nur eine Collecte ma
chen, und einen Jeden auf sein Gewissen fragen: „ob er nich
„lieber auf zwanzig schlecht gespielte Comödien Verzicht thun
„und seine zwanzig Rubel gleich bezahlen wolle?“ Was gil
die Wette, ein Jeder wird ausrufen Ja! denn es ist ja offen
bar, daß man nur ins Schauspiel geht, um den Armen seinen
Rubel geben, nicht aber um das Stück zu sehn. Hieraus
folgt, daß das Liebhabertheater, auch von dieser Seite betrach
tet, als unnütz zu verwerfen ist. Überdieß spielen sämmtliche
Mitglieder sehr schlecht, man hat es hier tausendmal besser ge
sehn, und wer weiß es nicht, daß wir noch im verflossenen
Winter Schauspieler in unsern Mauern hatten, denen ein
Jeder mit Vergnügen seinen Rubel zurung, weil Niemand
etwas davon verstand; Schauspieler, welche durch die Vortref
lichkeit ihres Spiels sowohl, als durch ihre guten Sitten, sich
beym Publico beliebt zu machen wußten.

Was soll man ferner von der Schicklichkeit dieses ganzen
Unternehmens sagen und denken? Eine Gesellschaft angesehe
ner Männer, die sämmtlich in ehrbaren Diensten stehen, treten,
nachdem sie des Morgens ihre ehrwürdigen Pflichten mit einer

Amts-

Amtsmine erfüllt, des Abends auf die Bühne, und beluſtigen einen Jeden, der Belieben trägt, einen Rubel, oder einen halben Rubel für ſein Billet zu bezahlen. Wie unanſtändig das ſey, erhellt auch daraus, daß nur wenige der Vornehmſten dieſes Landes, ſich ſo tief erniedrigt haben, und auch in Zukunft nicht erniedrigen werden. Denn ein Jeder, der bezahlt hat, erlangt dadurch unſtreitig das Recht, zu critiſiren, zu gloſſiren, zu mocquiren, zu ridicaliſiren und zu recenſiren, das müſſen ſich die Herren gefallen laſſen, und dürfen nicht dazu mukſen, wenn auch der Criticus ein Schuſter wäre. Beym Jupiter! dergleichen Beginnen iſt unerhört!

Ich weiß zwar wohl, daß auch in Deutſchland das leidige Schauſpielweſen eingeriſſen, daß in Freyburg ein Liebhabertheater exiſtirt, welches gröſtentheils aus dem Adel beſteht; daß die Frau von **Ulm** und das Fräulein von **Goldegg**, ſich ſogar nicht geſchämt haben, an der Caſſe zu ſitzen, und das Geld einzunehmen; daß die Garniſen in Marienburg für die Armen Comödien ſpielt; daß der Adel in **Zerbſt** das nemliche thut; daß der Fürſt von Leiningen ſich nicht entblödet hat, ein gleiches in ſeiner Reſidenz einzuführen, und ſelbſt mit zu agiren; daß in Dinkheim ſogar die Prediger aller Religionen vor der Thür geſtanden, und daß die deutſchen Monatsſchriften alle dieſe ſchöne Sächelgen ausposaunen, als wären es Heldenthaten. Aber dergleichen thörichte Beyſpiele ſind keinesweges nachzuahmen, ſondern als neumodiſch empfindlich, und wieder die Sitten laufend zu verwerfen. Was liegt auch am Ende daran, ob ein Paar Dutzend Arme mehr oder weniger verfrieren oder verhungern? ſie ſind ja doch ſonſt ohne das Liebhabertheater zurechte gekommen, und werden auch wohl in Zukunft ſehn, wie ſie ſich durchhelfen.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe meinen Satz hinlänglich er-

wieſen zu haben glaube, trage ich bey dieſem erleuchteten Richterſtuhl darauf an:

„Das Liebhabertheater aus unſern Mauern gänzlich zu „verbannen, und die Glieder deſſelben dahin zu condemniren, daß ſie gehalten ſeyn ſollen, in Zukunft den Kalender für die Ehſtniſchen Bauern zu ſchreiben, wie ſolches der vortrefliche Verfaſſer des obenerwähnten Buches, mit vielem Scharfſinn dargethan.“

Der Advocat. Weit entfernt, meine Vertheidigung durch Allegate aus der Geſchichte, die gar nicht hieher gehören, aufſtutzen zu wollen; räume ich vielmehr meinem Gegner ein, daß ich nicht im Stande wäre, bey dieſer Veranlaſſung, ſo wie er, einen Curſum der Moral, der Theologie, der Politik, der Oeconomie, der Litteratur und der Hiſtorie mit meinen Zuhörern durchzugehn. Es iſt mir ſehr gleichgültig, was der heilige Cyprianus von der Sache denkt: es iſt mir ſehr gleichgültig, ob Aeſopus bey ſeinem Tode Eine Million oder einen leeren Beutel hinterlaſſen; ob Roſcius als ein großer Künſtler beſoldet worden, oder als ein ſchlechter Advokat; ob Julius Caeſar dem Dichter Laberius 20000 Thaler oder eine taube Nuß geboten. Wäre ich dazu aufgelegt, mich in unnütze Streitigkeiten einzulaſſen; ſo könnte ich meinem Gegner vielleicht beweiſen, daß alle die Beyſpiele aus der Geſchichte, die er ſo mühſam und unzweckmäßig zuſammen klaubt, vielmehr der redendſte Zeuge ſind, in wie großem Anſehn die Schauſpielkunſt von jeher geſtanden.

Daß man in den finſtern Zeiten der Barbarey, Dummheit und Intoleranz, dem Schauſpieler ein ehrliches Begräbniß verſagte, gehört mit unter die traurigen Wahrheiten, die man beſeufzen, und wo möglich aus der Geſchichte wegſtreichen muß.

Das Buch, welches mein Gegner anführt, um ſeine Behauptung von der Zweydeutigkeit des Theaters darauf zu gründen, iſt mir nicht bekannt; dagegen kenne ich die Schriften der größten Geiſter aller Nationen, aller Länder, aller Jahrhunderte, die entweder ſelbſt für das Theater arbeiteten, oder doch der Bühne mit warmen Lob erwähnen. Rom und Griechenland, denen wir Alles verdanken, was wir ſind, und was wir im Felde der Wiſſenſchaften und Künſte aufzuweiſen haben, waren, wie mein Gegner ſelbſt eingeſteht, enthuſiaſtiſche Verehrer der Schauſpielkunſt. Ich weiß wohl, daß Titus Livius, in ſeiner Schrift „vom Urſprung und Fortgang „der Schauſpiele in Rom," über die ausſchweifende Verſchwendung klagt; aber was geht das uns an? Unſer Theater iſt klein, es gleicht weder dem Theater des Pompejus, noch dem des Marcellus, noch dem neuen Opernhauſe in Paris oder Petersburg. Unſere Kleidung beſtreitet ein Jeder aus ſeinem eigenen Beutel, und nach ſeiner eigenen Phantaſie. Unſer Orcheſter beſteht aus Dilettanten.

Daß übrigens die Bühne eine Schule der Sitten ſey, wenn die Auswahl der Stücke mit gehöriger Beurtheilungskraft getroffen wird, hat noch kein vernünftiger Mann geleugnet. Doch ich wende mich zu den übrigen, kraftloſen Beſchuldigungen meines Gegners.

Er glaubt, daß unſer Zweck eben ſo leicht durch eine Collecte erreicht werden könne; und ich nehme mir die Freyheit, daran zu zweifeln. Ich weiß zwar wohl, daß Einige der unverſöhnlichſten Feinde unſerer Bühne, die wir doch nie beleidigten, dieß Project oft entworfen, und mit vieler Beredſamkeit unterſtützt haben; aber es wäre zu wünſchen, daß es nicht immer beym projectiren bliebe, ſondern daß man einmal verſuchen mögte, einen ſolchen Entwurf auszuführen. Gelingt er in der

That; nun so fällt das Liebhabertheater von selbst in sein Erstes Nichts zurück, und die Glieder desselben werden beschämt zurückweichen und gestehen müssen, daß sie sich sehr geirrt. Wohlan denn! ihr, die ihr diesen Entwurf so rednerisch anzupreisen wißt, versucht es Einmal! wir erwarten den Erfolg ruhig und mit Resignation. Bis dahin aber werdet ihr uns erlauben, bey der schmeichelhaften Meynung zu verharren, daß die Menge der Zuschauer, die wir oft versammelt sehn, nicht blos gekommen ist, um den Armen einen Rubel zuzuwenden; sondern um einige Abendstunden angenehm zuzubringen.

Daß wir keinen **Reinecke**, keinen **Schröder**, keinen **Brockmann** unter uns haben, wissen wir recht gut; aber daß wir nicht ganz schlecht spielen, wissen wir auch. Ich habe doch schon manches Auge in unserm Schauspielhause naß gesehn; manche Dame kam mit rothen Augen wieder heraus; manche Thräne floß in den **Mündeln**, in **Verbrechen aus Ehrsucht**, in den **sechs Schüsseln**, in **Julius von Tarent**, im **Fähndrich**.

Was die Schicklichkeit unsers Unternehmens anlangt, so freut es mich, daß mein Gegner selbst viele Liebhabertheater in Deutschland anführt, die alle aus dem vornehmsten Adel, ja sogar aus Fürsten und Prinzen bestehn. Es freut mich, daß er der würdigen Frau von **Ulm**, und Fräulein **von Goldegg** vorwirft, an der Coss gesessen zu haben. Gott segne sie für diesen Beweis ihres fühlbaren Herzens, und ihrer Vorurtheilfreyen Denkungsart! Es freut mich, daß er sich über die Ehrwürdigen Priester der Religion lustig macht, welche ihr graues Haar und ihr Ordenskleid nicht zu schänden glaubten, indem sie die Entree selbst an der Thür des Schauspielhauses empfiengen. Alles das bedarf Gottlob! keiner Widerlegung, es widerlegt sich von selbst. So viel muß ich meinem Gegner nur

sagen,

ſagen, daß er aus dieſen verehrungswürdigen, in ganz Deutſchland bewunderten Beyſpielen ſchließen kann, was man daſelbſt ſagen würde, wenn man wüßte, daß es einen Winkel der Erde gäbe, wo man eine ſolche Abſicht noch verkennt. Gewiß würde man nie auf den Einfall gerathen, dieſen Winkel der Erde unter dem Szepter unſerer großen philoſophiſchen Monarchinn zu ſuchen.

Daß wir des Morgens unſere Pflichten erfüllen, und des Abends uns und Andere beluſtigen, dunkt uns keineswegs anſtößig zu ſeyn. Noch hat uns Niemand die ſchuldige Achtung verſagt, weil wir öffentlich die Bühne betreten, im Gegentheil kenne ich Männer, deren Achtung für uns eben darum geſtiegen iſt. Freylich erhält ein Jeder für ſeinen Rubel das Recht, uns zu beurtheilen, wie es ihm beliebt, auch ein Schuſter, wenn er Luſt dazu hat, und nicht bey ſeiner Leiſte bleiben will; aber ein unvernünftiges Urtheil achten wir nicht, und ein vernünftiges — wär es auch von einem Schuſter gefällt worden — iſt uns jederzeit willkommen.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe die Scheingründe meines Gegners widerlegt habe, wage ich es mit gebührender Beſcheidenheit, noch etwas zu unſerm Vortheil anzuführen, das mir Niemand wird wegdemonſtriren können, wenn er gleich die Beredſamkeit des Demoſthenes mit der Bosheit des Beelzebub vereinigte. Wir wollen nicht prahlen mit dem, was wir gethan haben; es ſteht in unſern Herzen geſchrieben, unſere linke Hand wußte nicht, was die Rechte gab: aber unſere Bücher mögen zeugen, wie manche Thräne wir abgetrocknet, wie manchen verborgenen Seufzer wir geſtillt, wie manch heimliches Murren gegen die Vorſehung, wir in Segen und Dank verwandelt haben.

Mein,

Nein, das kann mir kein Witzling wegdisputiren, kein grübelnder Moralist verdrehen, kein hämischer Spötter belächeln Gott! du weißt es, daß ich stolzer darauf bin, ein Mitglied dieses Liebhabertheaters zu seyn, als ob die Petersburger und Berliner Akademien der Wissenschaften mich zu ihrem Ehren-Mitgliede ernannt hätten. Ich habe Thränen des Dankes gesehn, deren Andenken nie aus meinem Herzen verschwinden wird; ich habe heiße, dankbare Seufzer zu deinem Throne steigen hören, die gewiß in deinem Ohre geltender sind als gleißnerisches Gebet, wenn auch gleich hin und wieder ein vornehmer Schuster über uns kritisiren sollte. Ich schweige, und überlasse es dem Gefühl meiner Richter, uns zu verdammen, oder vom Kalendermachen los zu sprechen.

(Der Sekretär steht auf und stößt den Präsidenten an.)
Die Herren sind fertig.

Güldenk. (gähnend.) So? nun so treten Sie ab.

(Advokat und Fiscal ab.)

(Der Secretär geht herum und weckt die andern auch auf.)

Güldenk. Nun meine Herren, ich denke wir sind alle einerley Meynung. Die Menschen sind Narren, dabey bleibe ich, und weil es bald Mittag seyn wird: so wollen wir die Partheyen nur geschwind wieder hereinrufen, und ihnen das Urtheil publiciren lassen.

Jaja. Ja das wird wohl das Beste seyn.

Olim. Ich trete dieser Meynung bey.

Kl. Auch ich.

Weiberm. Auch ich.

Herz. Aber ich nicht.

Selten. Ich auch nicht.

Herz. Meine Herren, ich mögte ihnen wie dem Magiſtrat zu Glarus zurufen: hüten Sie ſich, dem Publicum ein Lachen zu bereiten.

Selten. Der Enthuſiasmus dieſer Leute ſcheint mir ehrwürdig und wäre es auch nur Schwärmerey; ſo iſt es doch gewiß eine liebenswürdige Schwärmerey.

Güldenk. Ach was! wir brauchen keine Schwärmer in unſerm Lande. Die Armen ſind vor zwey Jahren ohne das Liebe Brod zurechte gekommen, und werden auch in Zukunft nicht verhungern. Kurz und gut! Herr Secretär, laſſen Sie die Parten vorfodern und verleſen das Urtheil.

Herz. Ich proteſtire.

Selten. Auch ich.

Güldenk. Proteſtiren Sie ſo lange ſie wollen, fünf Stimmen gelten mehr als zwey, und folglich hat es dabey ſein Bewenden.

Herz. Wohl, ſo bleibt uns nichts weiter übrig, als unſere gegenſeitige Meynung niederſchreiben zu laſſen; damit unſere Nachfolger dereinſt nicht glauben mögen, daß wir einem Entſchluß beygeſtimmt, der das Vorurtheil auf den Thron hebt und die Menſchheit unter die Füße tritt.

Güldenk. Thun ſie was ſie wollen. (Er klingelt. Der Wachmeiſter kommt.) Laſſ'er die Parten hereintreten!

(Der Wachmeiſter öfnet die Thüre.)

Siebente Scene.

Der Fiscal, Der Advokat, die Vorigen.

Der Fiscal und Advokat stehen beyde auf einer Seite, der Secretär ihnen gegenüber, und liest.

„Nachdem in Sachen des Liebhabertheaters und der gesunden Vernunft, contra das Vorurtheil, sowohl die „Anklage des Fiscals, als die Vertheidigung der gegenseitigen Bevollmächtigten in gehörige Erwägung gezogen „worden; so erkennt ein hochansehnliches Parlament hiemit für Recht: daß, da der Zweck dieser Gesellschaft eben so „leicht durch eine Collecte zu erreichen, ein solcher Unfug und „Scandalum in unsern Mauern nicht zu dulden, sondern „das Liebhabertheater gänzlich aus unserer Stadt zu verbannen, und die Glieder desselben, in Zukunft dahin anzuhalten, den Calender für die Ehstnischen Bauern zu schreiben, bey welchem nützlichen und nothwendigen Geschäft, sie von Seiten einer hohen Obrigkeit „die mildeste Unterstützung zu genieſſen haben sollen. Auch ist, das Liebhabertheater in die durch diesen „Proceß verursachten Unkosten zu condemniren, Alles „von Rechtswegen."

Der Advokat. Gott! ich appellire an den Richterstuhl der Vorurtheil freyen Wahrheit.

Achte Scene.

Es wird plötzlich finſter, ein Donnerſchlag, die hintere Gardiene fällt, man erblickt den Tempel der Mildthätigkeit ſtark erleuchtet, in der Mitte ein brennender Altar. Die Göttin ſelbſt ſteht auf den Stufen, und hält bey der Hand die Muſe des Schauſpiels, welche die Attribute der Schauſpiel-Kunſt, Dolch und Maſke trägt. Zu beyden Seiten Genien und Nymphen mit Blumen Guirlanden. Die Parlaments Glieder taumeln von ihren Stühlen.

Chor der Genien und Nymphen.

Selig wer die Wonne ſchmeckt
Thränen zu verſüßen;
Selig wer den Nackten deckt,
Hoch ſey er geprieſen!

Die Göttin ſteigt herab und führt die Muſe auf den vordern Grund der Bühne, wirft einen Blick voll Unwillen auf die Verſammlung und beginnt mit Würde.

Entflohen ſind die goldnen Zeiten,
Als Knecht und Ritter noch ſich gern
Dem Dienſte meines Tempels weyhten:
Der müde Pilger nah und fern
Zimmer eine offne Hütte,

Im-

Immer offne Arme fand;
Als ein Ja, ein warmer Druck der Hand,
Mehr noch galt als Hofes Sitte.
Entflohn sind sie, jene goldne Tage,
Das Mitgefühl bey fremden Schmerz ist todt;
Und ach! mein Ohr hört manche bittre Klage,
Mein Auge sieht so manche unverschuldte Noth.
So soll ich selbst in unwirthbahre Wüsten
Mit einem Herzen wie das meine ziehn?
Soll ich auf unbewohnte Küsten
Um blinder Vorurtheil willen fliehn?
Soll ich verlassen, dieses Land verlassen?
Wo Catharina, eure gute Mutter, thront?
Nein! mögen Spötter meinen Namen hassen,
Ich hab' ein Herz, das mehr als Opfer mich
belohnt.

Da sitzen sie, mit Ränder und mit Schlüsseln
Am Kartentische lebloß, stumm,
Und bitten sich zu zwanzig Schüsseln,
Und volle Becher gehn herum.
Gastfreyheit nennen sie's, indeß der Arme
schmachtet,
Niemand seines Hungers, seiner Blöße achtet,
Denn man scheuet ihn, als ruh' auf ihm der Bann,
Ungehöret steigt sein Seufzer himmelan,

Und

Und dann spotten sie bey schwelgerischen Mahlen
Der Empfindung, die kein Gold bezahlen,
Und kein Titel jemals überwiegen kann.

(mit Nachdruck)

Nun, ich zernichte Euren Spruch!
Euch trift gekränkter Menschheit Fluch!
Das Band der wen'gen Edlen knüpf' ich fester,
Thalia hier ist meine Schwester;
Ja, meine Schwester — sie, an deren Hand,
Ich den Weg zu Euren Herzen wieder fand.

Thalia.

Wie Ehrenvoll ist mir dieß Band,
Nimm hin den Schwur, es nimmer zu entweyhn;
Dir widm' ich meine Kunst, den Kiel des Schauspiel-Dichters,
In deinem Arm lach' ich des Splitter-Richters,
Die Sitten sollen mein Gefolge seyn.

Chor.

Heil dem schwesterlichen Paar!
Laßt in bunten Reihen,
Uns am rauchenden Altar
Ihrer Eintracht freuen.

Die Göttinn. (*)

Heiliges Streben gefühlvoller Seelen,
Zu helfen dem Armen, den Sorgen quälen
Ungeheuer ohne Herz,
Fühllos bey des Nächsten Leid;
Fühlt ihr nicht für welche Wonne
Ihr von Gott erschaffen seyd?

D. C.

Chor.

Selig wer die Wonne schmeckt
Thränen zu versüßen!
Selig wer den Nackten deckt,
Hoch sey er gepriesen!

Selig wer bey fremder Noth
Gern zu Hülfe eilet!
Und den letzten Bissen Brodt
Mit dem Armen theilet.

Was ist arm und was ist reich?
Was ist Stand und Würde?
Wer ist sicher unter Euch
Vor der Armuth Bürde?

Doch

(*) Dieser Text ward einer italiänischen Arie untergelegt, weshalb er etwas holprigt gerathen.

Doch das Elend ſchändet nicht,
Es verdient Erbarmen:
Selig wer von Herzen ſpricht:
Gebt o gebt den Armen!

Heil dem ſchweſterlichen Paar!
Laßt in bunten Reihen
Uns am rauchenden Altar
Ihrer Eintracht freuen.

Während der letzten Strofe, umſchlingen die Nymphen und Genien die Göttin und die Muſe mit Guirlanden, und führen ſie zurück in den Tempel. Der hintere Vorhang fällt, und man hört die letzten Worte noch in der Ferne ſingen.

Die Parlaments Glieder kommen nach und nach von ihrem Erſtaunen wieder zu ſich.

Güldenk. Was war das?

Olim. Eine Erſcheinung von der ich in meinem Leben nichts gehört habe.

Jaja. Ja ein ganz beſonderer Vorfall.

Kl. Den ich ſogleich in der ganzen Stadt erzählen werde, und der nicht wenig Aufſehn machen wird.

Jaja. Gewiß daß wird er.

Güldenk. Was bildet ſich denn die Frau Göttin ein, daß ſie unſern Spruch zernichten will?

Jaja. Ja ſie bildet ſich viel ein.

Gülbenk. Ventre plein! wenn es nicht ſo kurz vor Tiſche wäre; ſo hätte ich groſſe Luſt, mich zu ärgern. Aber das Eſſen wartet. Ich gehe, und was ich geſagt habe, dabey bleibts, wenn zehn Göttinnen, und zwanzig Muſen darüber närriſch würden. (ab.)

Kl. Ich eile, damit mir Niemand mit dieſer Neuigkeit in der Stadt zuvorkomme. (ab.)

Olim. Die Frau Göttin mag ſagen, was ſie will, ich bleibe dabey, daß man vor dreyßig Jahren gar nicht an dergleichen dachte. (ab)

Weiberm. Ich muß doch gehn und meine Frau fragen, was ſie dazu meint? (ab.)

Jaja. Wer hat denn nun eigentlich Recht behalten?

Herz. Wie es ſcheint: Alle.

Jaja. Ja ſo ſcheint es. Ey, ey, das iſt der erſte Proceß den ich erlebe, in welchem Alle Recht behalten. Nun das iſt mir von Herzen lieb! ſie haben Alle Recht, Alle Recht!

Gehn ſehr vergnügt ab.

Selten zu Herz. Kommen Sie, lieber Herz! Wir wurden überſtimmt; aber es giebt einen Richterſtuhl, wo Eine Stimme der Wahrheit, mehr gilt, als tauſend Stimmen der Verläumdung. (Beyde ab)

Der Fiſcal. Mir gilts gleichviel. Ich habe die ganze Anklage nur einer ſchönen Dame zu gefallen gemacht. (ab.)

Der

Der Secretär. Mir iſt's auch einerley. Ich habe einmal bey der Theater-Geſellſchaft geſpeiſt, und es hat mir recht wohl geſchmeckt. Wenn ich nur wüßte, was ich in mein Protocoll ſchreiben ſoll. (ab.)

Der Advokat. Laß ſie bellen! es giebt doch noch immer der Edlen viele, die nicht über uns ſpotten, die unſere Fehler mit Nachſicht tragen, unſern guten Zweck mit Beyfall belohnen, und mit uns wünſchen, das wir den 8ten December noch oft feyern mögen.

Fragment
einer Epiſtel an einen Freund.

Ha! das koſtet mich ſchon manche bittre Thränen
Daß das Schickſal ſo mit guten Herzen ſpielt,
Bey ſo manchen ſolchen Erdelebens-Scenen
Hab' ich ganz das Elend, Menſch zu ſeyn gefühlt! — —
Menſch zu ſeyn? — erhebt mit glühnder lippe,
Schwärmeriſche Weiſen, dieſen Stand;
Tändelt mit Freund Haynens mörderiſcher Hippe;
Schminkt des Elends blaſſe Todtenhand,
Und beredet die betrognen Hörer,
Daß der Erdenklos ein Halbgott ſey,
Und Elyſium, dieſe Wüſteney! — —
(Ihr ergötzt mich, ſchwärmeriſche Lehrer,)
Preiſ't der Schöpfung gabelförmgen König, (*)

Betet

(*) Nimm Arzeney Übermuth aus dem Anblick dieſes armen nackten gabelförmigen Geſchöpfes — des Menſchen!

Shakeſpear.

Betet euch im Spiegel eurer Brüder an —
Nur vergebt, daß ichs nicht kann!
Zwar, Verstand — der Vorzug ist nicht Wenig!
Aber — wenn nach Platos dichterischer lehre
Der bejammernswerthe Mensch aus einer höhern Sphäre
In sein Fleischgefängniß hingesunken wäre? —
Was, was wäre da des Menschseyns Ehre?
Und die Hypothese Freund (für mehr
läß't die lehre du vielleicht nicht gelten)
Sie entspricht der menschlichen Vernunft so sehr!
Hüte dich, sie paradox zu schelten.
lehrte sie nicht mystisch Pythagor
In Verbindung zwar mit anderen Chimairen?
Kommt sie ähnlich nicht in unsrer Bibel vor?
lehrten nicht, daß wir bestrafte Geister wären,
Vormals am beschlammten Bord vom Nyl
In der Pyramiden hohlen Bogen
Auch Egyptens Priester? — Dem Gewühl
Des profanen Volks entzogen. —

Nicht, als wenn ich von der Wahrheit dieser lehre
Ueberzeugt und überwunden wäre.

Sey er Strafe unſer itz'ger Stand,
Oder eine tiefe Sproſſe auf der Weſen Leiter.
Wohl uns! ewig ſind wir nicht an ihn gebannt,
Und wir ſteigen zuverläſſig weiter!
Wohl dem Manne, dem die Welt
Und ſein Menſchenzuſtand nicht gefällt!
Seel'ger Troſt — die Leiden dieſer Erde
Dauren — ſehn wir täglich ja — nur kurze Zeit,
Und uns drängt die irdiſche Beſchwerde
Zu dem Ausblick in die Ewigkeit!
Dann wird uns der Clinquant aller Güter nichtig,
Die der falſche Schüler (*) Epikurs erzeigt,
Der erborgte Schimmer alles des — wie flüchtig
Iſt er nicht — was unſere Sinne reitzt! — —

Selig, die der Erden Wirwarr kränket,
Und in melancholiſche Betrachtung ſenket!
Denn der Kummer, und das Streben
Aus dem Drangſal dieſes lebens fort,
Giebt die Bürgſchaft für ein beßres leben;
Iſt zur Seligkeit der ſicherſte Paſſeport!

M. H. Arvelius.

(*) Falſch ſoll hier ſo viel heiſſen als unächt, denn Epikur war ein ganz anderer Mann als ſeine Nachfolger.

Spatziergang des Arabischen Philosophen Al-Raschid.

Am Hofe des Kalifen Musa-Al-Hadi lebte ein Greis, mit Namen Al-Raschid, ein Mann, an welchem die kleinen Geschöpfgen von Höflingen ihren Witz übten, den die Damen ungern litten, und der in sechsundsiebenzig Jahren, vierzehnmal aus dem Antliß seines Beherrschers war verbannt worden, weil er immer irgend eine unangenehme Wahrheit auf der Lippe trug. Er lächelte seiner Verbannung, denn im Garten der Natur war er in der besten Gesellschaft, und der Hof berief ihn vierzehnmal zurück, weil man sah, daß er den Hof entbehren konnte.

In einer von jenen Straf-Epochen, da er in der Einsamkeit dem Pfade der Weisheit nachspürte, gelang es ihm, die Sprache der Thiere zu ergründen, und von diesem Augenblicke an, war es sein liebstes Vergnügen, die mancherley Gattungen der Thiere zu belauschen. Er fand, daß sie oft vernünftiger plauderten, als ein Kammerjunker.

Eines Tages bemerkte er auf den Blättern eines Busches, eine Kolonie jener Insekten, Ephemeren genannt, welchen der Schöpfer das Ziel ihres Daseyns

nehen die Stunde ihrer Geburt steckte, denn sie wer
den gebohren und sterben an einem Tage. Al-Raschid
näherte sich lauschend einem Trupp dieses kleinen Ge
würms, und bemerkte, daß sie heftig untereinande
disputirten; da sie aber alle zugleich sprachen, s
dauerte es lange, ehe er den Gegenstand ihres Streite
erlauerte. Endlich, nachdem sich die größten Schreye
unter dem Haufen müde geschrieen, hörte er, daß di
Rede von zwey fremden, nur eben angekommenen Vir
tuosen sey, einer Hummel und einer Mücke, übe
deren Vorzüge die Stimmen der Ephemeren sehr ge
theilt waren. Die Eine behauptete, die Hummel
singe den schönsten Baß, den man je im Reiche de
Insekten gehört, die andere vertheidigte den einneh
menden Discant der Mücke.

„Glückliches Volk!" rief Al-Raschid: „da
„trotz der wenigen Stunden, die es zu leben hat
„sich doch am Hummelbaß und Mückendiscant zu e
„götzen vermag."

Lächelnd wandte er sein Ohr zu einem Greise de
Ephemeren, der allein auf einem Blatte saß, un
folgendes Selbstgespräch hielt:

„Die berühmtesten Weisen meines Volkes, di
„viele Stunden vor mir gelebt haben, behauptete
„schon, daß diese Welt nicht länger als achtzehn Stu
„den dauern könne, und mich dünkt, sie hatten Rech

„Den

„Denn wenn ich bedenke, wie sehr zu meiner Zeit
„das groſse Sonnenlicht, aus welchem die Natur ihr
„Leben schöpft, sich gegen das Meer geneigt hat, wel-
„ches diesen Erdenball begrenzt; so kann ich nicht an-
„ders vermuthen, als daß es seinen Lauf dort endigen,
„seine Fackel in den Fluten auslöschen, und so die
„Erde in ewige Finsterniß hinabstoßen wird, welche
„natürlich eine allgemeine Zerstörung hervorbringen
„muß. Ich habe von diesen Achtzehn Stunden sieben
„durchlebt, das sind vierhundert und zwanzig Minu-
„ten Ein hohes Alter! wie wenige unter uns erreis-
„chen das Ziel! Ich habe ganze Generationen ent-
„stehen, blühen und verschwinden gesehn Meine jetzigen
„Freunde sind die Kinder und Groſskinder der Freun-
„de meiner Jugendtage, die mir schon lange voran
„gegangen sind, und ach! — nur zu bald werde ich
„ihnen folgen. Zwar befinde ich mich bey meinem hohen
„Alter, Gott sey dank! noch ziemlich wohl, doch
„kann ich nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur auf
„nichts mehr als höchstens noch acht Minuten rech-
„nen. Was helfen mir nun alle meine Mühe und
„Arbeit? was hilft es mir, daß ich unter tausend
„Sorgen, einen Vorrath von süßem Thau auf diesem
„Blatte gesammelt, welchen das herannahende Ende
„meiner Tage mir nicht zu verzehren verstattet? Umsonst
„habe ich mich oft für mein Volk ins Schlachtgetüm-
„mel gewagt; umsonst habe ich fern vom Geräusch
„der Welt, diese Kolonie durch weise Gesetze zu bilden
„gesucht. — Zwar meine Freunde schmeicheln mir,

„daß

„daß ich einen großen Namen nachlasse; aber w
„bleibt mein Nachruhm, wenn am Ende der achtzeh
„Stunden die Sonne verlischt, und die Welt in ewi
„ges Nichts zurück kehrt? Ja wenn ich auf einen
„dauernden Ruhm von dreyßig bis vierzig Stunde
„rechnen könnte. — "

Al-Raschid lächelte — und erschrack gleich dar
auf, daß er gelächelt hatte; denn Stunden ode
Jahre — läuft das nicht am Ende auf Ein
hinaus?

K.

Auszug
aus einem Briefe aus St. Petersburg
an den Herausgeber dieser Monatsschrift.

— — — — — —

Mit innigem Vergnügen habe ich im Decembe
Stück Ihres Journals die freie Uebersezzung der russi
schen Verse unter das Bildniß der Kayserinn gelesen
Ohne Zweifel ist Ihnen der Verfasser dieser Verse un
bekannt gewesen, denn sonst würden Sie gewiß nich
erman

ermangelt haben, das Publikum davon zu benachrichtigen. Erfahren Sie also — die Erlauchte Dichterinn ist die große Fürstin von **Daschkow**; sie war damals als sie diese Verse unter das Bild der Kayserinn machte, noch nicht 18 Jahr alt! — — Von Rechtswegen wird diese Nachricht Sie mit Bewunderung erfüllen, und ich vergebe Ihnen gern, wenn Sie diesmal als Uebersezzer stolz sind, ꝛc. — — —

Unsere Monarchin hat zum Volksuntericht und zur Volksbelehrung ein Lustspiel geschrieben, der **sibirische Schaman** — zur Erläuterung dieses merkwürdigen Stückes, mögte folgende Nachricht von den **Schamanen** nicht überflüßig seyn.

Die zahlreichen heydnischen Völker des russischen Reichs, sind theils von der schamanischen theils von der lamaischen, die wenigen Indianer aber von der braminischen Secte. Die schamanische hat die meisten Anhänger; zu derselben gehört der Irrglaube der heydnischen Finnen, Tataren, Samojeden, Ostiaken, kraanogarischen, mandschurischen und östlichen sibirischen Völker und Insulaner des Ostmeers auch der Burätten.

Die

Die schamanische Religion gehört zu den Religionen der alten Welt. Sie ist die älteste im Orient und die Mutter der lamaischen, braminischen und andern heidnischen Secten. In Indien waren ihre Priester zum theil Weltweise, daher es ihr nicht an Zusammenhange fehlen wird, durch den Betrug eben dieser Priester aber, die da wohl einsahen, daß sie ihre Rechnung desto besser finden würden, je dümmer das Volk wäre, ist dieser Glaube in widersprechenden Götzendienst und Aberglauben ausgeartet.

Die Tunguſen, Burätten ꝛc. nennen ihre Priester Schaman, welches einen seufzenden Einsiedler und Herren aller Leydenschaften andeutet. Die Schamanen sind gemeine Leute, welche sich weder durch Eheloſigkeit, noch besondere Regel oder lebensart, sondern blos durch die Kleidung und bessere Kenntniß der Lehren und der Gebräuche ihres Glaubens unterscheiden. Sie leben von Geschenken und Opfern, müssen aber gewöhnlich die Handthierung ihres Volkes zu Hülfe nehmen, jagen, fischen ꝛc. Alte unterrichten die Jungen in allem was zum Glauben und Betruge gehört. Weil die Priester allein im Besitz der Lehren sind, so werden sie als Mittler zwischen dem Volke und den Göttern, die die letztern zu versöhnen wissen, gefürchtet und geehrt, aber auch wegen des beschuldigten Misbrauchs ihres Amtes nicht selten gehasset. Die große Anstrengung der Kräfte bey ihren Gaukeleyen, bringt viele um die Augen, das ist aber Empfehlung für ihr Ansehen bey den Geistern. Weil

es bey ihnen auf zufälligen Beruf ankömmt, so sind ihrer bald wenige, bald viele. Einige treiben ihr Amt bis sie sterben, andere übergeben es andern bey ihrem Leben. Sie sind theils Enthusiasten, theils Betrüger, meistens beydes zugleich.

Die Tracht der **ausgezeichneten Kleidung** der Schamane ist, den Göttern wohl gefällig und den Menschen fürchterlich zu erscheinen; das suchen sie auf verschiedene Weise zu erhalten. Die tungusischen und überhaupt die mehresten Schamane tragen lange morgenländische, meistens lederne Röcke und Strumpfstiefeln, häufig mit Blechgötzen, Schellen, Ringen und andern Klimperwerk, Adlersklauen, ausgestopften Schlangen, Pelzstreifen besetzt und fast bedeckt. Die Mütze ist bald einer Kappe, bald einer Panzerhaube ähnlich, mit ausgestopften Schlangen behangen und mit Eulenfedern besetzt. Verschmitzte Schamane legen diese Kleider bey dem Opferfeuer unter Schaudern an, als ob ein anderer Geist in sie führe.

Das vornehmste **Schamanengeräth** ist die **Trommel**. Das Fell ist voller Figuren von Götzen, Thieren und Hieroglyphen, inwendig aber hängen Götzen und Klimperwerk. Die Kraft einer Zaubertrommel ist nach ihrer Überzeugung sehr groß; gewisse Schläge berufen oder vertreiben Geister. Schamanen ohne Trommel bedienen sich statt derselben zweyer 3 Fus langer, mit Götzen behangener Stäbe. Die

burätti-

burättischen Schamane bewegen unter den Anbetungen eine kleine Fahne von einem Lerchenbaum-Zweige und einem Läppchen. Die Jakuten nehmen statt derselben einen Pferdeschweif.

Die sibirischen Schamane bedürfen weder Tempel noch Keremets. Sie verrichten ihre Geschäfte bey einigen Völkern unter freyem Himmel, auf Hügeln, oder an Flüssen, bey andern in Jurten, bey verschiedenen zu aller Zeit des Tages, bey den mehresten des Nachts beym Feuer.

Dieses ist zu unserer jetzigen Absicht genug. Eine ausführlichere Beschreibung findet man im Steller von Kamtschatka und in einem 1777 in St. Petersburg ausgekommenen Werke: Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, ihrer Lebensart, Religion, Gebräuche ꝛc.

Gesammelter Schofel.

(Zum Einrücken gesandt.)

In einer neulich erschienenen Kritik (die ich übrigens wie billig unbeantwortet lasse) ist mir unter andern vorgeworfen worden, daß ich brauchbare Aufsätze, die man mir einschickt, ungenutzt auf die Seite legte. Um das Publicum selbst über den Grund oder Ungrund dieser Beschuldigung urtheilen zu lassen, liefere ich hier einige Pröbchen gratis, über die versprochene Bogenzahl. Sollten sie Beyfall finden; so kann ich in Zukunft mit 12 Bogen aufwarten. Unter andern besitze ich einen ziemlich beliebten Aufsatz: die Troglodyten betitelt, der ganz allerliebst langweilig ist.

K.

Selma.

Voll stillen Trübsinns, und mit aufgelösten Haar,
Das an den Busen hin in golonen Locken floß,
Und dessen Schmuck ein sanftes Veilchen war,
Gieng Selma, edel, hehr und voller Würde gros, (a)
Hin zur geliebten stillen Grotte,
Die ihrer Liebe heilig war. (b)

Hier

(a) Sie ging edel, sie gieng hehr, sie gieng voller Würde, sie gieng groß. Welche Ueberladung!

(b) eine geliebte Grotte, der Liebe heilig.

Hier war's, wo Siegmar sie zulezt am Busen schloß (c)
Und schnell gleich einem jungen Kriegesgotte,
Sich ihrem Arm entriß und hin in die Gefahr
Des blutgen Schlachtfelds floh,
Zu streiten für sein theures Vaterland,
Und (d) dann als muthger Sieger froh,
Die glänzende Trophae, die er dem Feind entwand, (e)
Zu Selma Füßen hinzulegen.
Du edler Jüngling! — ach du wußtest nicht,
So voll warst du von deiner theuren Pflicht,
Ach! wußtest nicht, was deinetwegen,
Deine (f) Selma ietzt für Schmerz empfand!
Erhaben und voll tiefen Schmerzes (g) stand
Sie an der liebe heil'gen Stäte,
(h) Wo sie das traute Veilchen sanft, aus der locke
wand;
Gen Himmel sah; mit einem Blick, wie Der
Von Guido's himmlischer Madonne — her, (i)
Und still erhaben (k) flehend, voller Einfalt gros

Und

(c) an den Busen schloß.
(d) und, und, und.
(e) entwinden wollte. Noch hatt' er sie ja nicht entwunden.
(f) Hier ändert sich das Metrum ganz plözlich.
(g) Sie empfand Schmerz, und stand voll tiefen Schmerzes.
(h) wieder verändertes Metrum.
(i) her. Was ist das? — ja so! es mußte sich auf der reimen.
(k) schon wieder erhaben.

Und dann aus innerm Drang der wärmſten Liebe flehte: (l)

„Fried an dieſem heiligen Orte
„Wo er mir die letzten Worte
„Seiner Liebe thränend ſprach! (m)
„Friede ſey in dieſem Thale,
„Wo er mir zum letztenmale,
„Dieſes traute Veilchen brach! (n)

„Und (o) du theure Laube! ſtill und einſam blühe
„Und verſchließe täglich meinen Schmerz,
„Bis einſt Siegmar, von der Schlacht-Gefahr und Mühe (p)
„Auszuruhen ſinket an mein Herz
„Ach oft ſahſt Du's, wie mit liebevollen Sehnen
„Meinen Blicken er begegnete!
„Sahſt zuletzt, wie er im Auge ſtille (q) tränen,
„Mich umarmte, floh und ſegnete!

„Lächle Liebe! ihm in den Gefahren,
„Die ihm fürchterlich auf jeder Seite drohn,

(l) ſie flehte, erhaben flehend.
(m) er ſprach mir, ſtatt zu mir.
(n) wenn brach er denn das nemliche Veilchen zum Erſtenmale?
(o) wie kommt das und dahin?
(p) Eine Schlacht-Mühe.
(q) Noch nie ſah, oder hörte ich laute Thränen.

„Daß er vor den edeln Siegerſchaaren
„Stolz einherzieh' unter Jubelton!
„Wehet leiſer, trauten (r) Abendwinde!
„Wehet mit dem Blütenduft der Linde
„Eure ſanften Kühlungen um ihn!
„Ha! ſein Auge blitzt — Dort ficht der muth'ge Krieger!
„Bald, o liebe! — bald kehrt er, ein edler Sieger,
„Mir im Arm, (s) o Göttin! ſchütze ihn.

V— —g.

An Minna D.

Unmöglich Minna, daß ichs länger Dir verheele,
Mein ganzes Herz war längſt ſchon Dein,
Mein Geiſt denkt oft an Dich (t) — Dein Blick flößt meiner Seele
Noch nie gefühlte Regung ein.
Der Mund, um den ein Heer von liebesgötter prangen,
Nur ſelten von dem Kuß genährt, (u)
Der

(r) der Nominativus iſt traute.
(s) Er kehrt mir im Arm. Das heißt nach dem Wortverſtande: „er hat einen Beſen, mit dem er in meinen „Armen kehrt.“
(t) wie platt!
(u) was für eine Art ſich auszudrücken!

Der Unschuld Kolorit auf jugendlichen Wangen,
Die nie geborgtes Roth entehrt.
Ich fühle ganz mein Glück (w) — Doch nicht genug: Verdienen
Muß ich dies Herz, das Liebe schwört;
Schwillt Tugend meine Brust, spricht sie aus meinen Mienen,
Dann erst, dann bin ich ihrer werth.
O möcht ich bald — kühn ists, was ich zu wünschen wage,
Das Buch der Zukunft übersehn!
Und möchte da mein Glück — und jeder meiner Tage
Verwebt mit ihren Tagen stehn,
Wie ruhig sollte uns, in heitrer Liebe Segen
Des kurzen Lebens Rest vergehn.
Wenn auch nicht alt, doch immer zärtlich froh entgegen
Woll'n wir des Lebens Dämmrung sehn.

V— — g.

(w) Was für ein Glück? weiß der Verfasser denn schon, daß er wieder geliebt wird? das kann nicht seyn, denn bis jetzt hat er ihr ja seine Liebe verheelt.

Das ganze ist so alltäglich, daß es selbst für einen Mitauer Almanach zu schlecht wäre, worein doch sonst ein Jeder seine Excremente wirft. Wenn die Minna D .... sich durch dieses Gedicht hat rühren lassen; so muß sie eine sehr gutherzige Art von Mädgen seyn.

Bey dem folgenden Aufsatze: über das Trauerspiel, könnte ich wieder ein Paar Alphabet durch Noten machen; aber das Ding macht mir Langeweile.

A.

Ueber das wahre Trauerspiel.

Das Trauerspiel, das seine stolze Stimme nur in wirklich freyen Staaten erhebt, wird seine Pracht und wahren Reitzen entwickeln können — von allen Bürger Klassen verstanden, wird es in genauer Beziehung mit den politischen Angelegenheiten dem Volke sein wahres Interesse lehren, ihm Das unter treffenden Zügen vorstellen, und ihm das Vaterland, dessen Vorzüge alle es fühlen wird, werth machen. Vom Genie geleitet, ohne jmandes Nachahmer zu seyn, zieht der kraftvolle, männliche Dichter und Dramatist jedesmal aus den Jahrbüchern der Nation interessante Gegenstände, in welcher alle Personen, als Republikaner, als Freye sprechen. An jedem andern Orte wird das Trauerspiel sonst eine Tafel ohne Gegenstände seyn, ein Gemählde, dem Schmeicheley sein Daseyn gab; es kann mich nicht interessiren, macht mich nicht klüger; es ahndet nie heimliche Laster, die ich in mir selbst nachtrage. Was ist des Dichters würdiger, als wenn er sich bemüht durch die Kunst alles wahr vorzustellen, fein zu fühlen, was er in den Augenblicke, da er schreibt, seinem Jahrhundert vortragen muß, und sein Drama den Umständen so anzupassen, daß Misbräuche und Vorurtheile nach und nach entschleiert, angegriffen und wo möglich bald entwurzelt werden? Denn nie wird sich der Geschmack am Guten und Wahren verlieren, solang es erlaubt ist, große Thaten zu thun oder zu denken. Die Gelehrten selbst haben

ben ihre Vorurtheile troß dem Volk und laien, der Große wie der Niedrige schmeichelt seinen lieblings-Ideen, geräth wo er es nicht sollte, in seine ihm geläufig gewordne Grundsätze, wird verschnell — wo er denken, oder alle Einfälle unterdrücken sollte. — Das Volk verschluckt im Moralischen wie im Physischen die Nahrung in vorgeschriebener Form und Dosis, nimmt was man ihm giebt; nur der Feindenkende behält den bittern Geschmack an der Arznei, die auch Ihm gereicht werden mußte zu seiner Genesung, etwas länger.

„Aber simple Privatpersonen interessiren doch „wol mehr als Monarchen und Regenten!" so wendet man ein — Dis scheint mir nicht. Als Menschen werden sie mich interessiren, nicht aber als Helden; als Könige und Regenten. Wenn Diese ihren Scepter und Krone niederlegen, sollte mir Das nicht lieb seyn? — Preßt mir der junge liebenswürdige und unglückliche Prinz wol Thränen aus, insofern er blos Prinz ist? Gewiß nicht. — Läßt man ihm Großmüthigkeit, stolzes Ansehen, Ehrenzeichen, souveräne Befehle, Waffen, glänzendes Gefolge, hohe Dienerschaft — dann wein' ich nicht mehr. Oder seh ich den Helden gar durch die Kunst im Trauerspiele vergrößert, so muß ich ohne zu wollen, lachen. — Das wahre Trauerspiel muß das Gemählde verschiedener Höfe vorstellen, und das licht der Geschichte benutzen. Das ganze Alterthum trete auf, aber allemal sey das Kostüme beobachtet. Der Ehrgeiz der

Monar-

Monarchen war oft die Quelle, aus welcher die Unglücksfälle ihrer Nationen herflossen. Der Tyrann erscheine, man lasse ihn die Ketten, die er im Begriff ist, aufzurollen, verstecken; man lasse gleich nach seinem Siegsgeschrei das Winseln der Unterdrückten im Trauerspiel hören. Nur sich liebt er, und sein Stolz würde jeden einzelnen zertreten, so wie er's im Großen thut. Dergleichen Bild ist jedem Liebhaber der willkührlichen Gewalt schauderlich. —

Wird das Trauerspiel so vorgestellt, dann werden die Menschen fühlen, daß sie das Spielwerk der Ehrgeizigen sind, für deren Verbrechen sie büßen müssen. Das gefährlichste in der Tragödie ist, daß beym Anblicke, bey Darstellung solcher berühmten Bösewichter die ihren Verbrechen einen Anstrich von Größe geben, der Frevler vom ersten Rang, der ein Zuschauer ist, sich überreden kann, er wäre in Vergleich mit diesen lasterhaften Helden gar nicht strafbar, oder doch weit weniger. Hiemit beruhigt er sich, und indeß der Dichter alle seine Kunst aufbietet, in die dunkeln Irrgänge einer verabscheuungswürdigen Seele hinabzusteigen, rechtfertigt sich diese zu ihrer Beruhigung, findet ihre Ränke und Kunstgriffe weit unter der ihr vorgestellten Person. Wer hält sich wol für einen Nero, eine Kleopatra, einen Atreus, einen Mahomet? wer spricht sich nicht frei, wenn er an solche Verbrecher denkt? Nur selten bewirkt das Trauerspiel Reinigung von Fehlern, die am Ende laster und Verbrechen werden.

V— —g.

Der

Eremit auf Formentera

ein

Schauſpiel mit Geſang

in zwey Aufzügen.

An

Fräulein Maria von Rosen.

Gewiß, liebenswürdige Freundinn, erinnern Sie sich noch jener fröhlichen Stunden, in denen vor zwey Jahren, der Eremit in Ihrem Hause entworfen, und auf Ihrer eigenen Bühne zum Erstenmal gespielt wurde. Ihre sanfte, rührende Stimme gab damals meiner Selima dasjenige Intresse, welches der Dichter umsonst in die Worte zu weben sucht, wenn der schmelzende Ton jugendlicher Unschuld sie nicht begleitet Ihnen widme ich anjetzt dieß kleine Stück; nehmen Sie es aus meinen Händen, mit jenem gefälligen Lächeln, das Ihnen so eigen ist. Sie und Ihre vortrefliche Eltern, haben

mich zu dem ſüßen Bruder Namen berechtigt, wenn alſo auch dieß Kind meiner Muſe Ihrer Eitelkeit nicht ſchmeichelt; ſo betrachten Sie es wenigſtens als einen Beweis meiner brüderlichen Liebe, als einen Beweis, wie oft und gern ſich mein Herz mit Ihnen beſchäftigt, wie oft und gern ich Ihnen zeigen mögte, daß ich es nie vergeſſen werde, wie einſt die wohlthätige Hand Ihrer guten Eltern, die Dornen wegriß, die das Schickſal auf meinen Weg geſtreut hatte, und mir das erhielt, was mir das theuerſte auf der Welt iſt. Nie werde ich ohne innige Rührung Ihren Namen nennen, nie wird es meinem Auge, ſo lange es offen ſteht, an einer dankbaren Thräne mangeln.

A.

An den Leser.

Dieß kleine Schauspiel ist von dem berühmten Kapellmeister Wolff in Musik gesetzt worden, und hat in Deutschland auf einigen Bühnen Beyfall erhalten. Freylich bescheid ich mich gern, daß dieser Beyfall gröstentheils der vortreflichen Musik gebührt; da aber einige meiner Freunde mir schmeicheln, daß das Stück selbst nicht ganz ohne Interesse sey; so hoffe ich für die Bekanntmachung desselben in dieser Schrift, Verzeihung zu erhalten.

Personen:

Der Eremit.

Fernando, sein alter Diener.

Selima, eine Türkin.

Hassan Machmut, ein Algierischer See-Räuber.

Dom Pedro Oliveiro, ein junger Spanier.

Pedrillo, sein Diener.

Chor der Türken.

Spanische Sklaven.

Der Schauplatz ist auf Formentera, bekanntlich eine Insel, ohnfern der spanischen Küste, die wegen der Menge der Schlangen unbewohnbar ist.

Erſter Act.

Erſte Scene.

(Im Hintergrunde der Ocean. Noch brauſt das Meer und die Wellen brechen, ſich am ſteilen Ufer. Doch vorüber zog das Wetter, das in der vergangenen Nacht wütete, und ſchon beginnt ruhiger zu werden die tobende See. Die Sonne ſteigt heiter empor, ihr Strahl zerreißt das Gewölke. Alles dies kündigt die erſte Symphonie an, in deren erſten Hälfte der Vorhang ſich öffnet. — Die Hütte des Eremiten mit Mooß gedeckt, auf einem Felſen an der See. — Eine See — Eine Raſenbank. — Am Ufer des Meeres liegt Selima ohnmächtig, von den Wellen ausgeworfen. Der Eremit tritt aus der Hütte, doch ohne Selima zu bemerken.)

Stolze Siegerinn der Schatten!
Morgen Sonne ſey gegrüßt!

Ha! wie auch in mich, den Lebensſatten,
Dein Erſcheinen Wonne gießt.

Die Donner verſtummen,
die Sturmwinde ſchweigen,
auf Blumen und Zweigen
lebt Alles und flattert
Und zwitſchert und ſchnattert
Der kommenden Sonne den Morgengruß zu.

Stolze Siegerin der Schatten!
Morgen Sonne ſey gegrüßt!

Wieder eine lange Nacht durchwacht finſter und grauenvoll, wie das loos meines lebens. — Und nun die kommende Sonne, wie ihr Bild auf den Wellen zittert; wie ſie ſich ſpiegelt in jedem Thautropfen, neues leben gießt in Myriaden Geſchöpfe, hervorlockt jeden Wurm, und aufrichtet jede vom Sturm gebeugte Pflanze. Die ganze Natur lächelt ihr entgegen, und nur ich verzog mein Geſicht zum weinen? und nur ich öffnete meinen Mund zum ſeufzen? — Sie trocknet auf die Spuren des Ungewitters, und könnte nicht austrocknen die Thräne, die in meinem Auge ſchwimmt? — Faſſe Muth! alter, grauegewordener Pilger! es ward dir ein trüber Tag beſchieden; aber eben ſo herrlich wird dir einſt die Sonne am Morgen eines beſſern lebens hervorgehen, wird dir nicht ſeyn wie heute, ein Bote des verlänger-

ten

ten Jammers — (Pauſe. Er blickt ſtarr in die Kuliſſe, nach einer entfernten Gegend.) Für wen beleuchten deine Strahlen ſo hell jenen Marmor? Ich bin ja der einzige Bewohner dieſer Wüſte, und trage ein Denkmal in meinem Herzen, ewig und ſtark wie die Liebe. — Leonore! Leonore! das Schickſal grub deinen Namen tiefer in dieſe Bruſt; als dieſe zitternde Hand ihn in jenen Stein zu graben vermogte! Ströme von Thränen verwiſchen nicht eine einzige Spur der Vorzeit, hemmen nie das tobende Hinſtreben, nach alle dem, was einſt war, und nun nicht mehr iſt. — Achtzehen elende Jahre der Reue und Buße, und noch o Schickſal! zerſchneideſt du nicht den Faden meines jammervollen Lebens! Gott! du ſchufſt dieſe Einöde nur, um von Schlangen bewohnt zu werden; warum geboteſt du ihnen, meiner zu ſchonen? ſie fliehen vor mir, denn deine Hand hat mich gezeichnet, wie ſie den erſten Mörder zeichnete.

Zweyter Auftritt.

Fernando aus der Hütte. Der Eremit. Selima.

Fernando.

Herr! das Frühſtück wartet euer.

Der Eremit.

Das beſte genieß ich ſchon, den Anblick dieſes heiteren Morgens.

Fernando.

Und nun will ich ein wenig auf dem Felſen herum klettern. Ein paar Mowen-Eyer zur Mittags-Koſt, nicht wahr Herr?

Der Eremit.

Wie du meinſt, lieber Fernando.

Fernando.

Und dann will ich hinab in die Bucht. Ich hörte geſtern gegen die Nacht ſtark Schieſſen. Was gilts, unſer ehrlicher See-Räuber iſt auf der Fahrt. Die gewöhnliche Zeit ſeines Kommens rückt näher.

Der Eremit.

Iſt faſt vorüber, willſt du ſagen. Ich bin beſorgt um ihn.

Fernando.

Ich nicht. Er iſt ein braver Kerl, obgleich nur ein Türke, Gott wird ihn ſchützen.

Der Eremit.

Aber wo bleibt er? unſer Vorrath geht zu Ende! Wir haben uns gewöhnt an ſeine Hülfe.

Fernando.

Ihr wißt, wie er euch vorm Jahr erzählte, daß unſere Landsleute Alaier beſchoſſen und er ſich wacker mit ihnen herum gebiſſen. Kam er nicht auch zwey Wochen ſpäter als gewöhnlich? — lebt wohl Herr! ich ſuche nach Möwen Eyern. Wollt ihr nicht unterdeſſen die Gartenthüre ausbeſſern? und einen neuen Korb flechten? Binſen habe ich zurecht gelegt.

Der

Der Eremit.

Gut Fernando, geh nur.

Fernando.

Auch hat es diese Nacht durch geregnet. Wenn ihr ein wenig Moos nähmt und die Spalten mit Harz verschmiertet. —

Der Eremit.

Gut, gut Fernando! ich werde nachsehen.

Fernando.

Holz muß auch gefällt werden; doch das hat Zeit bis auf den Abend (Er geht und erblickt Selima) Heilige Jungfrau! was ist das!

Der Eremit (fährt zusammen)

Ein Leichnam? — (er tritt näher) eine Beute des Sturms der entwichenen Nacht.

Fernando (faßt sie an der Hand)

Kein Leichnam! das ist nicht das Starren eines todten Körpers. Hier ist noch Leben (er läuft in die Hütte)

Der Eremit (sie betrachtend)

Kein Blutstropfen auf ihrer Wange — kein Blutstropfen in ihrer Lippe — ihre Nägel sind blau — und doch — ein reizendes Geschöpf! — Fast wäre es Grausamkeit sie zu wecken aus ihrem Todesschlummer. Sie hat den schweren Kampf einmal überstanden.

Fernando.

(der unterdessen mit Hülfsmitteln zurückgekommen und beschäftigt ist, Selimen zu erwecken)

Chri-

Chriſten Pflicht, Herr! wer weiß, wozu es frommt! — ſie hat vielleicht Eltern, die uns ſegnen werden, ſie hat vielleicht einen Geliebten, der um ihren Verluſt jammert! —

Der Eremit.

Recht, Fernando! ſie hat vielleicht einen Geliebten! ich fühle die Gewalt dieſer Worte.

Fernando.

Triumph! Herr! ſie athmet — ihr Buſen hebt ſich — ihr Herz klopft —

Selima (ſchlägt die Augen auf)

Allah! (erhebt ſich langſam, blickt ſchüchtern umher mit leiſer Stimme) Wo bin ich? — Großer Prophet! was iſt mit mir vorgegangen! — Wer ſeyd ihr?

Der Eremit.

Menſchen, wie du, nur anders gekleidet, als du vielleicht gewöhnlich ſie ſahſt. Faſſe Muth! arme Unglückliche! ſcheue dich nicht für dieſen grauen Bart! erſchrick nicht für dieſen harenen Kittel! es ſchlägt ein fühlbares Herz darunter. Was mein iſt, iſt dein. Meine Hütte und mein Herz ſtehen jedem Unglücklichen offen.

Selima.

Wer ihr auch ſeyn mögt, gute Menſchen! ihr verbindet euch ein dankbares Herz. Das iſt alles was das Schickſal mir übrig ließ.

(Der Eremit und Fernando führen ſie auf die Raſenbank — ſie ſtützt den Kopf ſchwermüthig auf die Hand.)

Duett.

Der Eremit und Fernando.

Faſſe Muth! faſſe Muth!
Dich prüfte die Vorſicht,
ihre Wege ſind dunkel,
ihre Wege ſind gut.

Der Eremit.

Das Gewebe ſeines Schickſals
iſt dem Menſchen unbekannt;
aber über unſern Tagen
waltet eine höh're Hand!
Milde Hoffnung! Himmels Tochter
Die kein Leiden ganz dir raubt!
O gewiß der Ewge zählte
jedes Haar auf deinem Haupt!

Beyde.

Faſſe Muth! faſſe Muth!
Dich prüfte die Vorſicht,
ihre Wege ſind dunkel,
ihre Wege ſind gut.

Fernando.

Munter, junges Frauenzimmergen! Wir ſind ſchon 12 Jahr auf dieſer Inſel, und Gottlob! wir haben uns noch keinen Abend hungrig zu Bette gelegt. Am nothdürftigen ſolls euch nicht fehlen. Ein Bett von friſchen Binſen, und weichen Moos; ich leihe euch meine wollene Decke dazu — fette Milch, ſüße Pomeranzen, ſaftige Melonen —

Selima.

Wo bin ich denn?

Der Eremit.

Auf der Inſel Formentera, nahe an der ſpaniſchen Küſte.

Selima (mit einer Bewegung der Freude)

An der ſpaniſchen Küſte? — iſt es weit dahin?

Der Eremit.

Nur wenige Meilen.

Selima (dringend)

Gute Männer! könnet ihr mich nicht hinbringen?

Fernando.

Junges Frauenzimmergen, das geht nicht! unſre ganze Flotte beſteht in einem Boot ohne Steuer, mit einem Stück Segel daran, womit wir in der Bucht fiſchen.

Selima.

Seyd ihr denn die einzigen Bewohner dieſer Inſel?

Fernando.

Die Einzigen. Die Inſel wimmelt von Schlangen, und zu holen iſt auch nicht viel. Es wagt ſo leicht keiner, ſeine Hütte hier aufzuſchlagen.

Selima (zum Eremiten)

Und Du? —

Der Eremit.

Der unglückliche fürchtet keine Schlangen.

Fer-

Fernando.

Wir haben ein gut Gewiſſen, Frauenzimmergen, das iſt unſere Leibwache.

Selima.

Ach! dann darf ich noch weniger bey euch bleiben.

Fernando.

Nu, nu, wer ſich ſelbſt anklagt, iſt nur halb ſtrafbar.

Selima.

Landen denn keine Schiffe an dieſer Inſel.

Der Eremit.

Selten oder nie.

Fernando.

Doch ſind wir nicht ganz verlaſſen: jährlich beſucht uns ein ehrlicher Türke, und dann wird in dieſer Hütte, ſo klein ſie iſt, hoch geſchmauſt; dann holen wir unſern Madera-Wein aus dem Keller und pflücken unſere beſten Früchte im Garten. Dann würzen wir die Speiſen mit Freundſchaft, und den Nachtiſch mit Freude — — Aber ihr hört mich nicht Frauenzimmergen? Muth! Muth! ſahe ihr den Himmel rabenſchwarz in der vergangenen Nacht und nun ſcheint doch die Sonne wieder — — Kommt, trocknet eure Kleider an der Sonne! ich geh unterdeſſen und ſchlacht' ein Hühngen, und koche euch eine Suppe, wie ſie der Prinz von Aſturien nicht auf ſeiner Tafel hat.

Zufriedenheit iſt unſer Koch!
und Hunger unſere Würze!

Drey

Dreymal ſüßer iſt die Frucht,
die wir ſelbſt gepflücket,
ſüßer iſt der Beere-Saft,
die wir ſelbſt zerdrücket,
kräftiger iſt unſer Brod,
das wir ſelbſt gebauet,
kühlender iſt unſer Trank,
den wir ſelbſt gebrauet.

Zufriedenheit iſt unſer Koch
und Hunger unſre Würze!

(geht in die Hütte)

Dritter Auftritt.

Selima Der Eremit.

Der Eremit.

Wie iſt Dir?

Selima (mit gefälligen Lächeln)

Beſſer!

Der Eremit.

Wie nenn ich dich?

Selima.

Selima.

Der Eremit.

Du biſt eine Türkin?

Selima.

Aus Algier.

Der Eremit.

Welcher Zufall führte dich an dieſe Küſte?

Se-

Selima.

Mich führte die Liebe. — Ehrwürdiger Greis! dein Blick flößt dem scheuen Mädgen ein Zutrauen ein. laß mich meinen Kummer ausschütten in deinen Busen! laß mich Trost suchen in jener heiligen Religion, die mein Geliebter mir so oft anpries. Gewiß bist du ein Diener des Gottes der Christen?

Der Eremit.

Ja, liebe Selima, ich bin ein Diener Gottes, ein Christ gebohren; ein Freund jedes Biedermanns, ein Beschützer jeder frommen, schuldlosen Seele, sie lebe im Closter oder im Serail.

Selima.

Fromm und schuldlos war ich einst (mit einem Seufzer)

Der Eremit.

Und bist es noch; oder dein sanftes Auge lügt.

Selima.

Ach! ich bin strafbar! Felsen liegen auf mir! Feuer tobt in mir! Ach! ich bin strafbar! und doch habe ich nur einen Fehltritt gethan! Gewissensbisse zerfleischen mein Herz! Jammer und Elend folgen mir auf der Ferse — und doch hab nur einen Fehltritt gethan!

Der Eremit (sehr bewegt, zu sich:)

Nur einen Fehltritt! — o wie das jede schlummernde Empfindung meines Herzens weckt! (zu Selima) sprich weiter.

Selima.

Ich bin meinem Vater entflohen; (mit unterbrochenem Schluchzen) der mich über alles liebte — der dem kleinsten meiner Wünsche zuvorkam — und der jetzt vielleicht, mir fluchend, seine grauen Haare ausrauft! —

Der Eremit.

Fasse dich! du zitterst.

Selima.

Verzieh die Verwirrung meiner Sinne! (sie sucht sich zu fassen) Mein Vater ist ein angesehner Mann in Algier. Als wir Nachricht erhielten, daß die spanische Flotte gegen unsere Stadt im Anzug sey, lief er mit zwey Schiffen aus, um zu kreutzen. Nicht lange nach seiner Abreise, brachte eines seiner Kanonen-Böte gefangene Spanier nach Haus, die zur Arbeit in unsern Gärten vertheilet wurden. Unter diesen Sklaven war einer — ein Jüngling — ach! so hatte ich noch keinen gesehen, (feurig) das Grabscheid ward in seiner Hand zum Scepter, der Sklavenkittel zum Purpur! sein Auge — sein Mund — sein Haar — (sahst) hast du je geliebt?

Der Eremit (blickt schwermüthig nach der Gegend des marmorn Denkmals.)

Ich habe geliebt!

Selima.

Nun, so verstehst du mich ja?

Der Eremit.

Ich verstehe dich.

Selima.

Und entschuldigst mich?

Der Eremit (höchst gerührt)

Ich entschuldige dich!

Selima.

Und Allah wird mich auch entschuldigen! —

Nein! der Prophet kann dieses Herz nicht strafen!
weil es klopfte für den liebenswürdigen Mann.
Seine Fessel kündigten den Sklaven
und sein Auge einen Sultan an.

Ach! unverdient war sein Geschick so bitter!
Er, der in seinem Blick der Liebe Himmel trägt,
auf dessen Stirn den Biedermann und Ritter
so unverkennbar die Natur geprägt: —

Er in Fesseln! unter niedern Sklaven —
Ha! wie er so schnell mein Herz gewann!
Nein, der Prophet kann dieses Herz nicht strafen.
weil es klopfte für den liebenswürdgen Mann.

Der Eremit.

Und was thatest du Mädgen, um dieses Herz zu befriedigen?

Selima.

Was ich that? — ich liebte. — Mir blüheten schöner meines Vaters Gärten, mir lächelte reitzender die aufgehende Sonne — denn ich liebte! — Ich war herablassend und freundlich gegen meine Sklavinnen, ich war fromm und gut, denn ich liebte! —

und endlich — eine behagliche Schwermuth ſchlich ſich in mein Herz — mein Auge war oft feucht — mein Buſen eng — denn ich liebte.

Der Eremit.

Und wurdeſt geliebt?

Selima (feurig)

Und wurde geliebt! — O gewiß! ich werd es noch! Ich wollte dir gern erzählen, wie ſehr wir uns liebten; aber du weißt ja ſchon — nicht wahr, es iſt einem ſo eng und wohl! das Herz iſt einem ſo voll! man ſieht und hört, man denkt und fühlt nichts als den theuren Gegenſtand unſerer Zärtlichkeit! — und wenn man auch nicht beyſammen iſt — und wenn man wieder zuſammen kömmt — und wenn man ſich trennt — ach! wenn man ſich trennt —

Der Eremit.

Schone meiner! — (er ſucht ſeine Rührung zu verbergen)

Selima.

Du biſt gewiß auch nicht glücklich?

Der Eremit.

Frage mich nicht! mein Glück iſt ein längſt verſtorbener Freund, du mußt mich nicht an ſeinen Tod erinnern — Fahre fort! Wie entkamt ihr aus Algier?

Selima.

Unter dem Fittig der liebe, im Dunkel einer regnigten Nacht. Jubelnd nahm uns die Flotte der Spanier in Empfang, jubelnd trug mich mein Geliebter

ter in ſeinem Arm am Bord des Admiral-Schiffs; zum erſtenmal ſtand ich entſchleyert vor Männern eines fremden Landes; ich ſchlug meine Augen nieder, und ſchmiegte mich an meinen Pedro. Dom Barcelo nannte mich die Retterinn ſeines Freundes. Aber um eben dieſen Freund nicht im kriegeriſchen Getümmel, durch die Angſt eines Weibes zu entnerven; befahl er mir, mich auf eine Fregatte zu begeben, die voraus nach Carthagena ſegelte, und dort meinen Geliebten zu erwarten. So mußten wir uns trennen! verlange kein Gemählde der Abſchiedsſtunde, ſie war bitterer als die Todesangſt der entwichenen Nacht.

Der Eremit.

Und dieſe Fregatte —

Selima.

Scheiterte an dieſer Küſte. Tauſende kamen um in den Fluten, nur mich allein erhielt ein ſtrafendes Verhängniß, um zu weinen über den Verluſt meines Geliebten — über den Verluſt meines alten Vaters! — — (Sie verhüllt ihr Geſicht.)

Der Eremit.

Faſſe dich, liebe Selima! komm zurück von der Verirrung deines Herzens! Wer ſeine Unſchuld rettet, hat nichts verlohren. Ich habe einen redlichen Freund in Algier, der mich jährlich zu beſuchen pflegt; ich erwarte ihn täglich. Dieſem werde ich dich anvertrauen, er wird dich zurück führen in die Arme deines Vaters.

Selima (ängstlich.)

Ach! nein! nein! guter Alter, ich hatte einen zärtlichen Vater; aber er ist ein harter Mann gegen Undankbare, und ich war ein undankbares Kind. Nein du kennst nicht die rauhe Denkungsart der Männer unserer Nation. Ich will bey dir bleiben, will dir dienen, so weit es meine Kräfte erlauben. — Noch lebt ein Strahl der Hoffnung in meiner Seele! ich bin so nahe der spanischen Küste, mich umfließt die Luft die mein Geliebter athmet! — Ohne ihn — ach — ohne ihn —

Der Eremit.

Wer sagt denn das? — nicht ohne ihn — Vertraue meinem Freunde! Hassan Machmut wird —

Selima (auffahrend.)

Gott! welchen Namen nanntest du?

Der Eremit.

Hassan Machmut. Kennst du den Mann?

Selima.

Hassan Machmut ist mein Vater! — (Pause.)

Der Eremit (entblößt sein Haupt mit gerührtem Blick gen Himmel.)

Der Finger Gottes! seine Wege sind dunkel aber sie sind gut. — Und du zagst Mädgen? — Ich werde dich deinem Vater wiedergeben.

Selima (zu seinen Füßen.)

Bey allem was dir heilig ist; thue es nicht! verbirg mich! verbirg mich!

Der Eremit (sie aufhebend.)
Unglückliche! Verblendete!. was foderst du?
Siehe, wie dein alter Vater
jammernd in die Grube sinkt!

Selima.
Ach, ich seh nur den Geliebten,
wie er seine Hände ringt!

Der Eremit.
Höre! höre in den Lüften
deines Vaters Klageton!

Selima.
Ach, der Jammer des Geliebten
tönt in meine Ohren schon.

Der Eremit.
Siehe, Vaterthränen fliessen!
Gute Tochter, trockne sie!

Selima.
Jede Thräne will ich büßen;
doch sie trocknen kann ich nie!

Beyde
Der Eremit. Armer Vater! von der Tochter umgebracht!
Selima. Liebe! Liebe! was hast du aus mir gemacht!

Der Eremit.
Eile! eil in seine Arme!
eile, lindre seinen Schmerz!
Daß sein mildes Vater-Herz
sich der Reuigen erbarme!

Selima.

Ach! von Gott und Welt verlaſſen,
muß der Redliche mich haſſen!
Der du hier im Herzen wohnſt,
ich bekämpfe dich umſonſt!

Beyde. { Der Eremit. Armer Vater! von der Tochte umgebracht!
Selima. Liebe! Liebe! was haſt du aus mi gemacht!

Der Eremit.

Wie oft hat er mir von ſeiner Selima, ſeine guten, folgſamen Tochter, dem einzigen Troſt ſeines Alters, erzählt! und das wäre Selima? dieß Mädgen mit der ſtorriſchen Leidenſchaft?

Selima (verhüllt ſich.)

Du zermalmſt mein Herz!

Der Eremit.

Zermalmen kann ich es — aber nicht rühren.

Vierter Auftritt.

Fernando. Vorige.

Fernando (noch in der Hütten Thür)

Herein, Frauenzimmergen! das Waſſer kocht, das Huhn ſteckt im Topf, die Binſen ſind aufgeſchüttelt, das Zimmer gefegt, der Tiſch gedeckt, die Gläſer geſchwenkt und das ganze Haus mit friſchen Blu-

men

men beſtreut — das thun wir ſonſt nur am erſten Oſtertage.

Der Eremit (lächelnd)

Biſt du toll Fernando? (zu Selimen) Komm liebes Mädchen! folge mir in meine ruhige Einſiedley! dort wird dein Geiſt wieder in ſich kehren; wird ſich losreißen von den trüben Bildern, die ihn umnebeln, und wieder finden die entflohene Hoffnung im Gedanken an deine Pflicht.

Selima (ſich langſam erhebend)

Meine Füße wanken — mein Kopf iſt ſchwer — O warum ſpiet ihr mich aus, unfreundliche Wellen? — O warum weckter ihr mich aus meinem glücklichen Schlummer, grauſame Männer? (ſie wankt, geſtützt auf den Eremiten, der Hütte zu.)

Fünfter Auftritt.

Fernando allein. (ihnen nachſehend)

„Biſt du toll Fernando?" — das nun wohl eben nicht; aber etwas muß doch mit mir vorgegangen ſeyn, denn warum hätte ich ſonſt Blumen geſtreut, da ich es nur am erſten Oſtertag zu thun pflege? und warum verrichte ich heute mehr in einer Stunde, als ich ſonſt in drey Tagen verrichte? — Heilige Magdalena! es krabbelt einen ſonderbar ums Herz, wenn man nach zwölf Jahren wieder einmal ein Mädgen

ſieht — Weiber! Weiber! wollt ihr unſere Unbe
ſtändigkeit feſſeln, ſo macht euch rar — Was woll
ich thun? — Möven-Eyer ſuchen — nein, das dau
ert mir zu lange. Hinunter an die Bucht? — nein
das iſt zu weit. Aber wenn ſie nun inskünftige mi
Möven-Eyer ſuchte, und mit hinunter an die Buch
ginge — dann würde es nicht zu lange dauern, un
auch nicht zu weit ſeyn. — Ein närriſcher Gedanke
es wird mir ganz warm dabey.

(Er geht in die Hütte)

Geſang der rudernden Sklaven hinter der Scen
erſt in der Ferne, dann immer näher.

Triumph! Triumph! der Chriſten-Schwarm
Hat Mahomet zerſtört!
Geſiegt hat Haſſan Machmuts Arm,
Der Muſelmänner Schwerdt.

Ha! Chriſtenblut hat ſüßen Reitz!
Fluch dem, der ſeiner ſchont!
Herab! herab das heilge Kreutz!
Hinauf den halben Mond.

Ihr Muſelmänner auf mit Muth!
Beginnt des Siegeslauf!
Es dampf' empor der Chriſtenblut
Zu Alla's Thron hinauf.

Erſ

Erfülle was der Prophet gebot!
Erfüllet sein Gesetz!
Färbt Brüder eure Säbel roth
Zu Ehren Mahomets.

Sechster Auftritt.

(Die Schaluppe stößt ans Land. Dom Pedro und Pedrillo springen heraus. Die Schaluppe kehrt zurück.)

Pedrillo.

Hohl euch der Teufel! hohl euch der Teufel!
Sammt einen Schlingel von Mahomet!
Ein frommer Pilger hat mir versprochen,
Der Kerl wär ein Lügen-Prophet.
Bald war er toll, da verbot er den Wein,
Bald war er klug, da nahm er drey Weiber;
Bald war er grob wie ein Maulesseltreiber,
Bald war er wie ein Minister so fein!
Bald war er toll, bald war er klug,
Bald war er grob bald war er fein,
Das mag mir der letzte Prophete seyn.

Dom Pedro (der langsam vortritt)
Was war ich! und was ist aus mir geworden.

Pedrillo.

Sie waren Lieutenant von der Flotte, und jetzt reisen sie als Passagier auf einer türkischen Galere.

Dom

Dom Pedro.

Keinen unzeitigen Scherz, wenn ich bitten dar

Pedrillo.

O Sie haben zu befehlen; aber mit Ihrer Erla
niß, ein Scherz kann nie unzeitig seyn. Ein Sch
erreat lachen, lachen ist Ausdruck der Freude, Freu
ist Glückseligkeit des Menschen, Glückseligkeit kom
nie ungelegen, also kann ein Scherz nie unzeitig se

Dom Pedro (wirft sich seufzend auf die Rasenbank.)

Pedrillo.

Da haben wirs! schon wieder ein Seufzer. I
glaube, Sie leben vom seufzen. Gestern Abend lies
Sie des verwünschten See Räubers erwünschten Br
ten unangerührt vorüber gehen, obgleich der Kors
Sie nach seiner Art recht freundlich nöthigte.

Dom Pedro (ohne auf sein Geschwätz zu hören.)

O Schicksal! der Kelch meiner Leiden ist vol
Mit Kummer geboren, mit Jammer gesäugt, ein
Vater- und Mutterlose Wayse — und nun no
beraubt der heiligsten Rechte der Menschheit —
Schicksal! der Kelch meiner Leyden ist voll!

Ach! daß ich zum Ritter einst geboren!
In den Adern diese Helden Glut,
Doppelt fühl ich nun, was ich verlohren,
Freyheit! Freyheit! unersetzlich Gut!
Warum täuschte Lieb und Ehre
Meines Lebens Morgenroth!
O Madonna! höre! höre!
Sende Rettung oder Tode!

Ach! daß ich zum Ritter einſt gebohren
In den Adern dieſe Helden-Glut, ꝛc.

Pedrillo (der ſich unterdeſſen ein wenig umgeſehn)

Dort iſt ein dicker Wald, und dort eine Höhle. Unmaßgeblich wollte ich wohl rathen, daß wir uns auf die Beine machten, und huſch! in den Wald oder in die Höhle. Wir hungern ein paar Tage, bis wir merken, daß der Korſar wieder abgeſegelt iſt, und dann ſuchen wir gelegentlich nach Spanien zu kommen.

Dom Pedro.

Und ſo ſollte ich das Zutrauen belohnen, das er auf meine Ehre ſetzte? ſo die Güte und Milde, mit der er mich vor allen meinen Brüdern behandelte.

Pedrillo.

Er iſt ja nur ein Türke.

Dom Pedro.

Und wäre er ein Heyde; er war unſer Sieger, und blieb Menſch.

Pedrillo.

Ja ein ſehr menſchen-freundlicher Menſch; bey meiner armen Seele! das hat er bewieſen, da er unſere Schiffs-Equipage erſt entwafnen, und dann niedermetzeln ließ.

Dom Pedro.

Dieſe Grauſamkeit bleibt mir ſelbſt unbegreiflich, ſie ſtimmt nicht mit dem Edelmuth in ſeinem Blick. Aber noch unbegreiflicher iſt mirs, warum er eben uns zu ſchonen gebot.

Pe-

Pedrillo.

Um uns noch einmal nach Algier zu schleppen, und den Sklaven-Wams anziehen zu lassen. Wir sind ein Paar junge, breitschultrigte leute, wir sollen hacken und graben, und säen und pflanzen, und begiessen, und die Raupen von den Bäumen suchen, und das Unkraut jäten —

Dom Pedro.

Schweig! dann würde er mich nicht mit derjenigen Achtung behandeln, die der Würde eines Ritters ziemt.

Pedrillo.

Lockspeise! ein Regenwurm an der Angel. Mein Herr! mein Rath ist der beste.

Duett.

Fort! fort! fort!
was hilft das lange Zaudern!
wozu das ewge Plaudern!
fort! fort! fort!

Dom Pedro.

Ich gab mein Ehrenwort!

Pedrillo.

Ey ja doch ja, das wäre fein!
bey solchen Türken Hunden
ist man an nichts gebunden!
fort! fort! fort!

Dom Pedro.

Nein! nein! nein!

Pedrillo.

Ey ja doch ja, das wäre fein!
geſchwinde! geſchwinde!
das Räubergeſinde
iſt hinter uns drein.

Dom Pedro.

Der Ehre treu zu bleiben
iſt unſers Gebot!
mich ſchreckt Verluſt der Ehre
mehr als ein naher Tod.

Pedrillo.

Zum Henker! das wäre!
was iſt denn die Ehre?
ich ſchmecke ſie nicht, ich fühle ſie nicht,
ich ſehe ſie nicht, ich rieche ſie nicht —
Zum Henker! das wäre!
was iſt denn die Ehre?
ſo ſagt mirs doch! erkläret mirs doch!

Dom Pedro.

Die Ehre —

Pedrillo.

Nun —

Dom Pedro.

Sie iſt —

Pedrillo.

Nun weiter!

Dom Pedro.

Kein Ding für einen Bärenhäuter,
und kurz! ſie iſt für dich zu hoch.

Pedrillo (mit offenem Maule.)

Zu hoch — (Pauſe.)

So hohle der Henker die lumpigte Ehre,
Ach! wenn nur Pedrillo in Sicherheit wäre.

Beyde. **Pedrillo.** Ich hasse die Ehre, ich liebe das Leben!
das kann mir Frau Ehre nicht wieder
geben.

Dom Pedro. Ich liebe die Ehre, ich hasse das
Leben,
es kann mir die Ehre nicht wieder
geben.

(Türkische Musik in der Ferne.)

Pedrillo.

Nun, da haben wirs! da kömmt er schon! — lieber Herr! noch ist es Zeit zu laufen.

Dom Pedro.

Schweig, Schurke! hast du mich je laufen sehn?

Siebenter Auftritt.

(Die Schaluppe landet.)

Hassan Machmut. Dom Pedro.

Hassan Machmut (springt ans Ufer.)

Nun, hier bin ich. Munter Jüngling! die Luft deines Vaterlandes weht von jener Küste.

Pedro.

Der Sklav muß vergessen, daß er ein Vaterland hatte.

Hassan.

Haſſan.

Wo du Freunde findeſt, da geht dirs wohl, und wo dirs wohl geht, da iſt dein Vaterland. Jüngling! ich konnte dein Freund ſeyn.

Pedro.

Aber ich nicht der deinige.

Haſſan.

Trotzkopf! haſt du vergeſſen, daß dein Leben an meinem Winke hängt?

Pedro.

Klopft mein Herz drum ſchneller? — Seh ich dir drum weniger ſtarr ins Auge? — Warum haſt du mich verſtoßen? warum willſt du mich mehr martern als meine Brüder? — Sklaverey iſt härter als Tod.

Haſſan.

Höre, Jüngling! Auch dich würde ich meiner gerechten Rache geopfert haben, hielt ich dich nicht für Einen von den wenigen Edeln, die man unter allen Nationen findet. — Als wir fochten, Bord an Bord, als du mit funkelnden Augen durch die Rohen meiner Muſelmänner wüteteſt, als dein Säbel den Kämpfenden niederſtieß — und den Verſtümmelten ſchonte — da, Jüngling! da gewannſt du mein Herz — das Schickſal machte mich zu deinem Sieger; deine Unerſchrockenheit, dein Muth, machten mich zu deinem Freunde. — Stolzer Spanier! hier haſt du meine Hand!

Pedro.

Weg! sie trieft vom Blut meiner Brüder.

Hassan.

O dieß Blut komme über den, der Hassans Tochter raubte! (Pedro stutzt) Mensch, was gafft du mich so wild an? du hältst mich für einen Barbaren, du klebst am Vorurtheil deiner Brüder. Ihr Europäer zittert, wenn ihr den Namen Algier hört; ihr schaudert, wenn ihr unsre Flagge seht: und in Algier wohnt doch auch Tugend und Großmuth, und Hassan Machmut ist auch ein Mensch mit warmen Gefühl für Ehre und Schande, für Leben und Rache.

Pedro.

Vom letztern gabst du Beweise.

Hassan.

Die gab ich, und wer von euch wagt es, mich grausam zu nennen? — Ihr kultivirten Barbaren! ist das unschuldige Blut schon vertrocknet, mit dem ihr einst in Mexico die Felder düngtet? Was thaten euch jene elende Schlachtopfer eures Geitzes und eures heiligen Wahnsinns.

Pedro (bitter.)

Was thaten dir meine Brüder? — waren Sie nicht überwunden? — hatten sie nicht ihre Waffen weggeworfen? — waren sie nicht wehrlos? gebunden? — schäme dich Hassan!

Hassan.

Höre Mensch! ich hatte eine Tochter. Sie wur-

de

de mir von einem Weibe geboren, das ich zärtlich liebte. Die Mutter starb. Ich konnte nicht weinen, aber mein Herz wollte mir springen. Das Kind hing an mir und lächelte — und lächelte gerade wie seine Mutter, das erhielt mich beym Leben. Das Mädgen wuchs heran und wurde schön und gut, wie seine Mutter: das Mädgen war meine einzige Freude, mein einziger Trost. Hatt ich Monate lang herum geschwärmt, im Kampf mit Sturm, Wellen und Menschen, und warf nun endlich meinen Anker im Hafen, so hüpfte Sie mir immer so liebvoll entgegen, und lächelte jede Falte aus meinem Gesicht — Merk auf, Spanier! — Vor wenig Wochen kam ich zurück; ich warf meinen Anker im Hafen, und Niemand kam mir entgegen; ich blickte nach dem Gitter meines Serails, und Niemand sah hernieder; ich betrat mein Haus — da warf sich ein zitternder Sklave zu meinen Füßen — ach! — Selima war entflohen! —

Pedro (höchst betroffen.)

Ha!

Hassan.

Einer deiner Landsleute, den meine Kanonenböte zum Gefangenen machten; den mein Guardian seine Fesseln erleichtern, weil ich ihm Menschlichkeit befahl; der von meinem Tische gespeist und getränkt wurde; der keine Wache hatte, als seine eigene Ehre; — der verführte mir meine Tochter; machte sie ihrer Pflicht untreu, entriß sie dem väterlichen Hause und

deckte meinen grauen Kopf mit Kummer und Schande. — Über ihn komme das Blut deiner Brüder! über ihn die glühende Thräne eines gebeugten Vaters! über ihn die Rache der verführten Unschuld! daß er im Arm der Wollust den Fluch höre, den Hassan Rachmut als Vater und Mensch über ihn ausspricht.

Pedro (äusser sich)

Halt ein!

Hassan.

Nun Jüngling! bin ich noch der grausame Algierer, der zum Zeitvertreib seinen Säbel in Blut taucht? oder soll der warme Afrikaner weniger fühlen, wenn man ihm das Herz aus dem Leibe reißt? — Mensch! wäre das Mädgen deine Geliebte gewesen, du würdest gemordet haben, so lange noch eine Sehne deinen Arm gespannt hätte. — Bist du stumm geworden? — Vertheidige, wenn du kannst, die Thaten des schändlichen Mannes!

Pedro.

Jugend und Liebe —

Hassan.

Vertheidgen nur meine Selima, das unerfahrene funfzehnjährige Mädgen, nicht einen Ritter, der mit Don Bärcelo vor Algier zog, um Säbel klirren und Kugeln pfeifen zu hören.

Pedro (bey Seite)

Mein Gewiss'n glüht auf meiner Wange.

(Fernando tritt aus der Hütte. Da er Hassan erblickt, fast er erschrocken Hassan und kehrt eilig zurück.)

Has

Haſſan.

Nun, was läuft der Narr? flieht denn alles vor Haſſan, ſeit ſeine Tochter ihn floh? — — Edler Spanier! noch auf ein Wort! Deine Seele brütet, ich weiß nicht was. Iſt es Haß oder Liebe; gleich viel! Haſſan Machmut dringt ſeine Freundſchaft nicht auf. Junger Held! jetzt ſpricht dein Feind mit dir. Du ſchenkteſt zweyen meiner verſtümmelten Muſelmänner das Leben, und kannſt mein Sklave nicht ſeyn. Du biſt frey! Wir ſind auf Formentera, wir ſind auf der ſpaniſchen Küſte. Meine Schaluppe ſoll dich auf Ivica ans Land ſetzen, von da kehrſt du leicht in dein Vaterland zurück.

Pedro (umarmt ihn feurig.)

Haſſan!

Haſſan.

Endlich klopft dies ſtolze Herz an dem meinigen. Mein Sohn! — Zieh hin in deine Heymath! Vielleicht haſt du einen Vater, der um deinen Verluſt die Hände ringt. Geh! wirf dich in ſeine Arme! und ſag ihm, daß Haſſan Machmut, dem man ſeine Tochter nahm, ihm ſeinen Sohn wieder giebt.

(Er geht ab in die Hütte.)

Achter Auftritt.

Pedro. Pedrillo.

Pedro (nach einer Pause)

Warum bebst du Christ? — dieser edle Biedermann, dem du zum Dank für seine Wohlthaten die Freude seines Alter raubtest, ist ja nur ein Mahomedaner, ein Räuber — der Bettelmönch spricht dich von der Sünde los. Pedrillo! ist das Christlich gedacht?

Pedrillo.

Wahre Christen-Pflicht, gnädiger Herr! wir kehren nach Spanien zurück, das Mädgen wird getauft, wir retten eine verlohrne Seele, bringen eine Ketzerin in den Schooß der Kirche, die ohne uns zeitlich und ewig verdammt wäre, und bauen uns eine Stuffe im Himmel.

Einst sagt! ein Capuziner mir!
„ein Heyde, Freund, ist nur ein Thier,
„und Thiere darf man schlachten.
„Gieb ihm von hinten einen Stich!
„im Beichtstuhl absolvier' ich dich
„für einen Maravedie.

„Bet täglich einen Rosenkranz
„nach allen heilgen Firlefanz;
„so hast du meinen Segen;
„dann geh und schlachte auf mein Wort,
„die ganze Ottomannische Pfort!
„was ist daran gelegen?

„Es

„Es krahet weder Huhn noch Hahn
„nach einem türkiſchen Sultan,
„der Kerl iſt nur ein Ketzer,
„er wälzt ſich in verbotner Luſt;
„Drum ſtoß den Dolch ihm in die Bruſt
„und bring uns ſeine Weiber.

Was ſagen Sie dazu? das iſt Capuziner Philoſophie.

Dom Pedro.

O daß es nur die Sprache des Pöbels und der Kapuziner wäre! — Wach auf Pedro! du haſt ehrlos gehandelt! du ſchämteſt dich nicht der That, ſchäme dich nun auch nicht des Bekenntniſſes.

Zaghafter Jüngling erwache!
Zittre! die göttliche Rache
Folgt auf der Ferſe dir nach!
Zu des beleidigten Füßen
Sterbend den Frevel zu büßen —
Beſſer als innere Schmach!

Kniet er auch nicht an dem Altare,
Dem du Offenbarung ſchuldig biſt;
O ſo ehre ſeine grauen Haare!
Denke daß er Menſch und Vater iſt!
Beyde waren ehet als der Chriſt.

Zaghafter Jüngling erwache!
Zittre die göttliche Rache
Folgt auf der Ferſe dir nach. ꝛc.

Pedrillo.

Mit Gunst, gnädiger Herr! versparen Sie diese schöne Entdeckung wenigstens, bis Hassans Schaluppe ihren unterthänigsten Knecht auf Yvica ans Land gesegelt haben wird. Sie mögen ihre Haut zu Markte tragen; aber soll auch ich mich Ihrer verliebten Schelmstücke wegen lebendig spießen lassen?

Neunter Auftritt.

Fernando. (aus der Hütten) Die Vorigen.

Fernando.

Tretet herein Fremdling! ein Eremit, euer Landsmann, bietet euch seine Hütte. Was Garten und Keller vermögen, wird der gute Wille euch auftischen.

Pedrillo.

Ein höflicher Mann. Aber der gute Wille, und ein hungriger Magen sind selten große Freunde. Laß doch hören alter Graubart! was dein Keller vermag?

Dom Pedro.

Schweig! — Guter Alter! bist du der Bewohner dieser Hütte?

Fernando.

Der Mitbewohner, ja. Seit zwölf Jahren theil ich sie nunmehro mit einem unglücklichen Herren, den Kummer und Elend in diese Einöde verstießen.

Pe-

Pedro.

Aus welchem Lande ſeyd ihr? wie heißt ihr? was zwang euch dieſe Wohnung der Schlangen zu der eurigen zu machen?

Fernando.

Wir ſind Spanier. Es ſind nun achtzehn Jahr ſeit wir unſer Vaterland verließen. Sechs Jahre durchſtrichen wir raſtlos die vier Theile der Welt; mein armer Herr ſuchte Ruhe und fand ſie nicht, er ſuchte den Tod und fand ihn nicht. Lebensſatt floh er endlich in dieſe ſchauervolle Einöde, woſelbſt die Schlangen, von denen es hier wimmelt, aus Mitleid oder Grauſamkeit ihn mit ihrem Biß verſchonen. Ich wünſchte, euch mehr ſagen zu dürfen.

Dom Pedro.

Ich ehre dein Schweigen. Aber du? —

Fernando.

Ich Herr? ich konnte mich nicht entſchließen, meinen alten Herrn zu verlaſſen, da ihn Alles verließ. Ich war eine hülfloſe Waiſe, als er mich in ſeine Dienſte nahm; ich will bey ihm bleiben, bis Gott ihn oder mich zu ſich ruft.

Pedro (reicht ihm die Hand)

Ich freue mich, daß ich dein Landsmann bin. — Aber wie kommt ihr zu der Bekanntſchaft des Türken.

Fernando.

O Herr! wäre dieſer Türke nicht, wir hätten oft verhungern müſſen. Es ſind nun zehn Jahr, als

er zum erstenmal auf dieser Küste landete, um frisch Wasser einzunehmen. Ohne die Gefahr zu kennen, trennte er sich von seinen Leuten auf jener Ebene, und wurde plötzlich von einer ungeheuren Schlange verfolgt. Mein Herr, der eben aus dem Walde kam, hatte das Glück sein Retter zu werden, und dieser Augenblick war der erste ihrer innigen Freundschaft. Der Christ vergaß den Türken, der Türk vergaß den Christen, beyde liebten den Menschen, Hassan weiß meines Herrn unglückliche Geschichte. Er würde diese Hütte längst zum Pallast umgeschaffen haben, wenn mein Herr mehr annehmen wollte, als er bedarf, um sein elendes Daseyn fortzuschleppen. — — Doch — vergebt dem alten Schwätzer! — Tretet herein Fremdling! das ländliche Frühstück meines Herrn erwartet euch.

Pedro.

Ich will allein seyn — ich will meinem Herzen luft machen! — Hassan — Freyheit — Vaterland — liebe — Ehre — Gott! hilf mir kämpfen.

(er will gehen)

Fernando.

Wohin Jüngling? — ich warne euch.

Pedro.

Sollten die Schlangen mehr Mitleid für mich fühlen als für deinen unglücklichen Herren? — oder meinst du Schlangenbiß schmerze mehr, als Gewissensbiß? (er geht ab nach der Gegend des Denkmals)

Zehn-

Zehnter Auftritt.

Pedrillo. Fernando.

Pedrillo.

laß ihn gehen! der Mensch hat seine eigene Grillen. Unter uns! er hat einen Streifschuß am Hirnschädel bekommen und seitdem — du verstehst mich. — laß uns von wichtigern Dingen reden Kamerad! Ich habe vor kurzen einen Schuß in den Magen bekommen, der so schlecht kurirt worden, daß ich immer essen muß. Du sprachst von einem Frühstück. —

Fernando.

Und werde Wort halten.

Pedrillo.

Noch eins! du erwähntest auch eines Kellers.

Fernando.

Richtig.

Pedrillo.

Thust du vielleicht Kellermeisters Dienste.

Fernando.

Könnte wohl seyn.

Pedrillo.

Theilst du auch einem durstigen landsmann einen Trunk mit?

Fernando.

Warum nicht? wenn er mich höflich darum bittet.

Pedrillo.

O wenn es nur daran liegt (er zieht den Hut ab)

dein

dein Landsmann Dom Pedro los Burgos los Pa
& voltila magno ventoſo bittet dich ſehr höflich u
nen Trunk.

Fernando.

Haſt du ſonſt keinen Namen?

Pedrillo.

O ja, wenn ich nicht durſtig bin.

Fernando.

Deine Familie iſt eine der angeſehenſten in
Spanien. Ich habe viel gehört von den m
ventoſo's.

Pedrillo.

Da haſt du mehr gehört als ich.

Wer meine Mutter war, daß weiß ich,
Mein Vater iſt mir unbekannt;
Los Burgos los Parados heiß ich
Pedrillo werd ich nun genannt,
Weg mit Wappen, Helm und Schwerd!
Iſt die Eſſensluſt drum gröſſer?
Schmeckt etwa der Wein mir beſſer,
Wenn der Bauch mit Sechſen fährt?

Nein, nein mein Freund! Pedrillo heiß ich,
Was kümmert mich der Adelſtandt!
Wer meine Mutter war, daß weiß ich,
Mein Vater iſt mir unbekannt.

Fernando.

Nun ſo gedulde dich einen Augenblick, ich w
gleich wieder bey dir ſeyn. (er geht)

Pedrillo (ihm nachrufend)

Du darfst dich eben nicht überladen, ich bin ein sehr mäßiger Trinker. Drey bis vier Flaschen werden vollkommen hinreichen, den ersten Appetit zu stillen. (sich auf den Wanst klopfend) Freue dich Bauch! seit fünf Wochen hast du mit versteinertem Zwieback und lebendigem Wasser vorlieb nehmen müssen, das Ziel deiner Leiden nahet heran (nach dem Walde blickend) Mein armer Herr! wer weiß, an welchem Lindwurm er nun schon zum Ritter geworden ist. Kleinethalben! wenn ihn die Schlangen fressen, so ists nicht meine Schuld, und beym Licht besehn, wär' es noch immer besser, als einen Dom Quichotts Streich zu machen, und es dem alten Hassan unter die Nase zu reiben, daß wir ihn geprellt haben.

(Fernando kömmt zurück mit zwey Flaschen Wein und etwas zum Anbiß.)

Pedrillo.

Sey mir gegrüßt, du Blume der Kellermeister! du Krone der spanischen Gastfreyheit! vergönne mir einen Zug, aus dieser kräftig duftenden Flasche, um meine dürren Sprach-Organe zu deinem Lobe geschmeidig zu machen. (er trinckt und küßt, spricht während dieser Scene immer mit vollen Backen, und säuft die beyden Bouteillen aus.)

Fernando.

Ohne Komplimente!

Pedrillo.

Recht so, Kammerad! Weg mit der spanischen Etikette.

Fer-

Fernando.

Welch ein Zufall führt euch auf diese Insel?

Pedrillo.

Ein allerliebster Zufall, beym heiligen Stephä
der Zufall heißt Hassan Machmut, und sieht ein
See-Räuber so ähnlich, als meine Nase Pedrill
Nase.

Fernando.

Wo kommt ihr her?

Pedrillo.

Bliß Kammerad! wir kommen von der Erpe
tien gegen das verdammte Raubnest, das wir best
men mußten, als hätten die Eilftausend Jungfrau
ihre Jungferschaften drinn verwahrt. Wir nahm
vor einem Jahre Dienste, weil wir glaubten, daß
noch lange Friede bleiben würde, und da muß eb
irgend ein Kobold, seiner Allerkathölischsten Majes
das Projekt einhauchen, eine christliche Flotte geg
einen unchristlichen Felsen zu schicken, und uns dur
glühende Kugeln aus der Welt nasenstübern zu lass
Was halfs! Wir nahmen den herzbrechendsten A
schied von unsern Donnas, liessen gesalzene Fluthen
Strömen über unsere Wangen rollen, hängten e
Amulet um den Hals, und setzten uns zu Schiffe –
O Kammerad! welch' ein Löwenmuth, welch' e
Bärenherz, welch' ein Hundemagen gehört dazu, de
gleichen Stravazen zu ertragen! Kein Ragout fin, kei
Fricassee, kein gebraten Hühngen, kein Pudding u
so weiter. Wenns hoch kommt, ein Stück Böck
fleis

fleisch, das man mit dem Säbel zerhauen muß, getrocknete Erbsen und Speck, mit dem ich in Madrit meine Schuh schmiere.

Fernando.

Armer Pedrillo! Wunder daß du noch lebst!

Pedrillo.

Ja, was thut man nicht um der Ehre willen.

Fernando.

Du hast dir also wahrscheinlich Lorbeern erfochten?

Pedrillo.

Was Lorbeern! davon wird nicht einmal mein Pudel satt. Mein Kammerad! wenn mir der König nicht wenigstens den Calatrava Orden, und ein Dutzend Landgüter in den Bart wirft, so ist keine Gerechtigkeit mehr in Spanien.

Fernando.

Vermuthlich hast du irgend ein algierisches Schiff erobert?

Pedrillo.

Das nicht.

Fernando.

Oder warst der Erste beym Sturm laufen?

Pedrillo.

Das auch nicht.

Fernando.

Oder wurdest in irgend einem Scharmützel schwer verwundet?

Pedrillo.

Nichts weniger!

Fer-

Fernando.

Oder du wußtest die Bomben mit einer beson
Geschicklichkeit in die Stadt zu werfen?

Pedrillo.

Keinesweges.

Fernando.

Oder hast als Spion wichtige Dienste geleist

Pedrillo.

Ganz und gar nicht.

Fernando.

Nun, was hast du denn gethan?

Pedrillo.

Ich? — habe gehungert, habe gedurstet, habe gezi
Glühende Kugeln haben mir jeden Bissen verbittert,
habe gekämpfet gegen die heydnischen Ungeheuer,
Kugeln und Säbel, Türken und Mohren, Wasser
Feuer,

Wenn ich mit dem besten Magen
sorglos in der Küche stand,
schlug mir eine grobe Kugel
meine Kalbs-Keul' aus der Hand!
Ungebetene Kartetschen
zapften unser Weinfaß an.
Süße Hoffnung trockner Kehlen,
die in schmutz'gen Staub zerron.

Ich? — habe gehungert, habe gedurstet, habe gezitt
glühende Kugeln haben mir jeden Bissen verbittert,
habe gekämpfet gegen die heydnischen Ungeheuer,
Kugeln und Säbel, Türken und Mohren, Wasser und F

Fernando.

Und dafür denkst du den Calatrava-Orden zu erhalten?

Pedrillo.

Warum nicht? die größten Offiziers haben das nemliche gethan. Überdies bin ich samt meinem Herrn gefangen worden. Wir haben vier Wochen Reiß fressen müssen, und keinen Tropfen Wein zu sehen bekommen. Mein Genie zog uns endlich aus der Patsche. Dom Barcelo machte den gescheutesten Streich von der Welt, und hob die Belagerung auf. Ich sah mit herzlichem Vergnügen die Anker lichten, und saß bereits im Geist den Fleischtöpfen meines Vaterlandes gegenüber, als plötzlich ein ungebetner Sturm unsre Flotte trennte. Am Ende wäre noch Alles gut gegangen, wir hätten den Weg wohl allein nach Hause gefunden, hätte uns der Teufel nicht den Algierischen Seehund über den Hals geführt, mit dem gar kein Auskommen war.

Fernando.

Dankt Gott! lieben Landsleute! daß ihr in so gute Hände gefallen seyd, Hassan Machmut besitzt ein ehrliches, gefühlvolles Herz.

Pedrillo.

Eine seltsame Art von Gefühl, bey meiner armen Seele! Mit dem gefühlvollsten Herzen von der Welt, ließ er am andern Tage die ganze Equipage über die Klinge springen, und auch wir würden in dieser zahlreichen Gesellschaft in die Felder des ewigen Friedens ge-

gewandelt seyn, hätte ich nicht durch meine Tapferkei
und Helden-Muth während des Gefechts sein Her
gewonnen, wie er mir noch vor wenig Minuten selbs
versichert hat.

Fernando.

Hat er das?

Pedrillo.

Und hätt' ich nicht zwey entwaffneten Türken da
Leben geschenkt.

Fernando.

Thatest du das?

Pedrillo.

Ja Kammerad, das that ich, so wahr diese Fla
sche leer ist! und weil du mich nun so Gastfrey gespeis
und getränkt hast, so erlaube mir Freund (er legt sei
ne Hand auf Fernandos Schulter) dir eine ausgemacht
Wahrheit zu entdecken.

Fernando.

Die ich begierig zu hören bin.

Pedrillo.

Du bist ein Narr!

Fernando.

Herr Dom Pedro Magno Ventolo —

Pedrillo.

Ein Erznarr!

Fernando (stuckt in die Hände)

Der aber auch Fäuste hat.

Pe

Pedrillo.

Sage mir Kammerad! wie kannſt du Anſpruch machen auf ein Quentgen geſundes Gehirn, und wohnen auf Formentera? in dieſem verwünſchten Schlangen Neſt?

Fernando.

Kerl! das verſtehſt du nicht, das fühlſt du nicht.

Duett.

Pedrillo.

Klein ich habe einen guten Magen,
Aber Schlangen kann ich nicht vertragen.

Fernando.

O aus Liebe zu dem beſten Herrn,
Reiſ' ich bis zum Abendſtern,
Furcht ich keine Schlangen Wache,
Schrecket mich kein feuerſpeyender Drache,
Sterb' ich unter Martern gern.

Pedrillo.

Nein beym heil'gen Holofern!
Sterben iſt nicht meine Sache,
Und ein feuerſpeyender Drache.
Guter Freund, der ſpaßt nicht gern.

Fernando.

Sind Pflichten des Dankes ein Unding für dich?

Pedrillo.

Was kümmern mich andre? ich lebe für mich.

Fernando.

Menſchlicher fühlt der Korſar,
Deſſen Herz das Mitleid lenkte,
Der dir Klotz das Leben ſchenkte.

Pedrillo.

Er iſt ein Narr, du biſt ein Narr,
Narren ſeyd ihr alle mit einander.

Fernando.

Sind Pflichten des Dankes ein Unding für dich?

Pedrillo.

Was kümmern mich andre! ich lebe für mich.

(beyde ab)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Act.

Erster Auftritt.

Pedrillo (betrunken, mit einer Weinflasche unter dem Arm, aus der er die letzten Züge thut.)

Mein Herr König von Spanien,
wie theuer sein Königreich?
Hundertausend Millionen Scudi,
wenn er will, die zahl ich gleich;
und dann laß ich mit Piastern
in Madrit die Straßen pflastern,

sperre mich ein,
trinke fein fleißig
Malaga Wein,
esse für dreyßig,
fahre mit sechsen,
schlafe bey jungen niedlichen Hexen,
und lasse regieren Land und Stadt,
wer Lust dazu hat! wer Lust dazu hat!

Es ist doch ein närrisches Ding ums Regieren! Bey meiner Treu! ich wollte die ganze Welt regieren, so leicht kommt mirs vor. Ich habe zwar noch keinen Unterthan gehabt, als meinen Pudel; aber der Pudel und ein Königreich — ob ich ein Königreich schere, oder den Pudel, das kömmt auf eins heraus.

(Er taumelt auf die Rasenbank, und spricht die letzten Worte halb im Schlaf.)

Meine Herren Schlangen! seyd so gut und laßt

mich ungestöret! ich bin ein Gast auf dieser Insel, und will meine Sieste halten.

(Er entschlummert.)

Zweyter Auftritt.

Fernando, der Selimen nach sich zieht. Beyde kommen aus einer Hinterthür, die auch in die Einsiedeley führt.

Fernando.

Frauzimmergen, frisch!
sie sitzen bey Tisch,
sie trinken und zechen,
sie schwatzen und sprechen,
und hören uns nicht.

Selima.

Ach! es wanken meine Füße!
Gott! wie bitter ich ihn büße,
erster Liebe süßen Rausch.

Pedrillo (halb schlafend.)

Rausch? — wer spricht von Rausch?

Fernando.

Laßt das ewge O und Ach!
Nur getrost und folgt mir nach!

Selima.

Einst so selig wonne trunken!
nun so tief, so tief gesunken!

Pedrillo.

Denkt ihr denn, ich sey betrunken?

Fer-

Fernando (zu Selimen.)

Folget mir in jene Höhle!
dort bewach ich euch aufs beste.

Pedrillo.

Großen Dank!
nicht von der Stelle!
seht, ich halte die Sieste
Hier auf dieser Rasenbank.

Fernando (zu Selimen.)

Folget mir!

Pedrillo.

Ich will nicht!

Fernando (zu Selimen.)

Fort von hier!

Pedrillo.

Ich mag nicht!

Fernando.

Schweig, besoſnes Ungeheuer!
(zu Selimen)
Wickelt euch in eure Schleyer,
laßt das ewge O und Ach!
nur getroſt und folgt mir nach!

Selima.

Vater! Vater! haſt du mir verziehen!
Fluche deiner Tochter nicht!
Ach ich kann, ich kann nicht fliehen!
Wo verberg ich mein Geſicht!

Pedrillo.

Welch verteufeltes Gewinſel,
das die Ohren mir zerreißt!

wohnen Hexen auf der Inſel?
oder ſonſt ein Poltergeiſt?

Fernando (zu Selimen)
Hört ihr nicht?

Pedrillo.
Was beliebt?

Fernando (zu Selimen)
Folgt mir nach!

Pedrillo.
Geh zum Teufel!

Fernando.
Horcht! wie man die Stühle ſchiebt!
aufgeſtanden ſind ſie ohne Zweifel.
Frauenzimmergen, friſch!
man rücket den Tiſch!
auf, folget mir!
gleich ſind ſie hier.

Selima.
Ja, ich folge!
meiner Sinnen unbewuſt;
O! es wühlen tauſend Dolche
mir in dieſer bangen Bruſt!

Der Eremit (inwendig)
Fernando!

Fernando.
Fort, man ruft!

Selima.
Gieng ich ſo zu meiner Gruft!

Beyde.

Beyde. Fernando.
Welches Zaudern! fort, man ruft!
Selima.
Gieng ich ſo zu meiner Gruft!
(Beyde gehen ab.)

Dritte Scene.

Pedrillo allein. (fährt aus dem Schlafe auf.)

Nein, es iſt nicht auszuſtehen,
wie ſie beyde Ohren voll
mir mit dem Gewinſel krähen!
Was zu toll iſt, iſt zu toll!
und den Hiob will ich ſehen,
der dabey noch ſchlafen ſoll.
Fühlt mein lieber armer Bauch
nicht bereits ein Schneiden, Krümmen,
weil man ſeine Ruh geſtöhrt?
Wer war der verwegne Gauch?
waren es nicht Weiberſtimmen,
die mein Ohr allhier gehört? —
Holla! mein Herr Eremit!
der das Maul ſo fromm verzieht!
Nein, ich ruh und raſte nicht,
das muß an das Tages Licht!
ich will gehen, ich will ſuchen,
ich will ſchelten, ich will fluchen,
ich will bitten, ich will dräuen,
ich will lermen, ich will ſchreyen
auf den Felſen, in den Schlünden,

in den Höhlen, in den Wäldern,
in den Häusern, auf den Feldern.
Endlich werd ich sie doch finden,
endlich werd ich sie doch finden!
(läuft ab.)

Vierter Auftritt.

Hassan und der Eremit aus der Hütte kommend.

Der Eremit.

Noch einmal Hassan! sey mir herzlich willkom
men! Dein Besuch ist mein einziges Labsal in dies
Einöde.

Hassan.

Danke dir Alter! danke dir! Aber es ist nic
mehr der muntre muthwillige Hassan, der es ehede
versuchte, deinen Kummer wegzuscherzen, dessen Fr
ligkeit deiner ewig gerunzelten Stirn zuweilen e
Lächeln abtrotzte (mit beklommener Brust) Tröste du mi
nun! die Hand des Schicksals liegt schwer auf mir.

Der Eremit.

Soll ich dir Muth einsprechen? — Wie oft h
du mir vorgepredigt, daß alle unsere Schicksale i
unveränderlichen Rath der Vorsehung beschlossen sind

Hassan.

Schaler Trost! vergib mir, wenn ich dich je
dürftig getröstet habe. — Grosser Prophet! was h
be ich gesündiget, daß du mich so hart züchtigest? —

Du warst ja auch Vater! — Soll ich nun allein seyn in der Welt? — an nichts mehr hangen? — an nichts mehr Freude haben? Soll mein Herz bey dem Namen Selima — nicht höher klopfen, als bey dem Namen eines Algierischen Wasserträgers? — Sollen Miethlinge meine Augen zudrücken, und erkaufte Klageweiber meinen Todt beweinen? — Alter! mit mir ists aus! ich bleibe auf Formentera, du sollst deinen Freund Hassan begraben.

Eremit (bittend)

Hassan.

Hassan.

Widerspricht mir nicht! — Soll ich zurück in meinen öden Wohnungen, wo ich jeden Polster kenne, auf dem Selima saß! — in meine Gärten, wo jede Staude mit meiner Tochter empor wuchs? —

Der Eremit.

Aber lieber Alter! welch ein Dämon hat dich mit der Hoffnung entzweyt?

Ist sies nicht, die milde Hoffnung?
die, wenn alles dir den Rücken weißt,
noch am Rande der Verzweiflung,
dich zurück in ihre Arme reißt?

Wenn dir alle Stützen brechen,
leyht sie dir nicht ihren Stab?
ist sie nicht dein Freund und Führer,
bis in deine Gruft hinab?

Ja sie ists die milde Hoffnung,
die, wenn alles dir den Rücken weißt,
noch am Rande der Verzweiflung,
dich zurück in ihre Arme reißt.

Hassan.

Umsonst! Umsonst!

Der Eremit.

Unbegreiflich deine Zaghaftigkeit. Ist denn Se
ma todt?

Hassan.

Besser, sie wäre todt.

Der Eremit.

Ich verkenne dich ganz. Wo ist der entschlosse
Muselmann? Ist denn deswegen alles verlohren, w
die Liebe in der Brust eines funfzehnjährigen Mä
gens stärker war, als kindliche Pflicht?

Hassan.

Sage das nicht Alter! du marterst mich —
Wen könnte sie mehr lieben als ihren Vater? — i
ren Vater, dessen einzige Freude sie war! — Ne
verführt hat man mir mein liebes ungehorsames Mä
gen; verführt hat sie der Bube, durch glatte Wor
europäische lügen. — Meine unerfahrne Selim
wußte nicht, was sie that. Ich bitte dich Alter, spr
daß man sie verführt habe!

Der Eremit.

Nun desto besser! lieber Hassan. Desto eh
wird der Taumel zerrinnen, und Selima in deine v
terlichen Arme zurück kehren.

Ha

Hassan.

Ach nein! wer weiß, wohin der Bube mit ihr gelaufen ist, in welchem Winkel der Welt er in diesem Augenblick über seinen Raub frohlockt. — Ihr schwarzen Bilder der Hölle! weg aus Hassans Kopfe! — Da kann ich den schrecklichen Gedanken nicht loß werden, daß der Schurke die Unschuld des Mädgens rauben, und sie alsdann verstoßen wird. — Da seh ich sie herum irren, meine unglückliche Selima, vielleicht mit einem Bastart auf dem Arm. das Brodt vor den Thüren gutherziger Leute betteln. — Da hör ich wie sie ihrem Verführer flucht, und ihren alten Vater um Verzeihung anflehend, ihren letzten Seufzer hulflos auf einem Bund faulen Strohes aushaucht! — Ach Mädaen! Mädgen! komm zurück in meine Arme! ich habe alles vergessen! ich bin dein Vater!

Der Eremit.

Beruhige dich Hassan! Gewiß beweint Selima schon in diesem Augenblick einen Fehltritt, den Liebe und Unerfahrenheit entschuldigen. Vielleicht stand sie schon im Begriff, sich zu deinen Füßen zu werfen. — (bedeutend) Vielleicht fürchtet sie nur deinen väterlichen Zorn — — deine Wuth — deine Rache —

Hassan.

Kennt sie mich etwa nicht? haben diese Augen sie je anders, als mit väterlicher Liebe angeblickt? haben diese Lippen sie je anders als liebe Tochter genannt?

Der Eremit.

Ja, weil ſies verdiente. Aber nun — wi
du bey ihrem Anblick nicht zu hart mit ihr verfahre

Haſſan.

Bey ihrem Anblick? Ach! Freund! ich wür
in ihre Arme ſtürzen! ich würde von Sinnen komme
beym großen Propheten! ich glaube ich würde weine

Der Eremit.

Und verzeihen?

Haſſan.

Verzeihen! Alles verzeihen!

Der Eremit.

Verſprichſt du mir das?

Haſſan (ſtutzig)

Was willſt du damit ſagen?

Der Eremit.

Du ſollſt deine Tochter ſehen.

Haſſan (auffahrend, zwiſchen Ang
Zweifel und Freude)

Was?

Der Eremit.

Als ich dieſen Morgen aus meiner Hütte trat, d
Sonne zu grüßen; da fand ich ein Mädgen am Uf
liegend, die der Sturm der vergangenen Nacht a
dieſe Küſte geworfen hatte.

Haſſen (gierig horchend)

Ein Mädgen?

Der Eremit.

Sie ſchien ohne leben.

Haſ

Hassan.

Was! — todt?

Der Eremit.

So schien es, doch schlummerte sie nur in einer Ohnmacht, der meine Bemühungen sie bald entrissen. Und dieses Mädgen Hassan —

Hassan.

War — war?

Der Eremit.

Deine Tochter.

Hassan (ausser sich)

Meine Tochter! — meine Selima! — meine Selima! — Höre du lügst! — wo — wo? — meine geliebte Tochter! — Höre Alter, es wäre schrecklich, wenn du gelogen hättest! — — Zeig mir meine Selima! — gieb mir mein Kind wieder! — Selima! — Selima! — (er läuft mit ausgebreiteten Armen nach der Hütte)

Der Eremit.

Halt Hassan! ich habe deiner Tochter versprochen, dich vorzubereiten, und sie zu benachrichtigen, ob sie deine Verzeihung hoffen dürfe.

Hassan.

Was vorbereiten! was verzeihen! — hab ich dich wieder gottloses Mädgen! Komm nur! komm nur, du sollst deine Freude daran sehen, wie ich mit ihr umspringen will. Aber nicht wahr Alter, ein schönes, sanftes Mädgen?

Der

Der Eremit.

Ein einnehmendes Geschöpf.

Hassan.

Nun so komm, ewiger Plauderer! komm, daß
sie in meine Arme schließe, und ihr meinen Fluch ge

Der Eremit.

laß mich vorangehen Hassan! ich bitte dich, de
Tochter hat viel gelitten, ihre Gesundheit ist schwa
Wenn du ihr so plötzlich unter die Augen träteſt;
möchten Freude — Furcht — Schaam —

Hassan.

Ich verstehe, ich verstehe. — Nun so geh n
aber bey allen deinen Heiligen beschwöre ich dich:
mich nicht lange warten!

Der Eremit.

Ich bin gleich wieder bey dir.

(er geht nach der Gegend, wohin
Selima geflüchtet.)

Fünfter Auftritt.

Hassan (allein)

Habe ich dich wieder Mädgen! Ist mirs doch
einmal so leicht, — so anders, — so wohl —
hätte doch die Spanier nicht sollen hintichten lass
Pfuy Hassan! das war nicht recht. So ein al
Graukopf, und braußt noch als hätt' er zu viel Opiu
geno

genommen. — Aber warum reißt ihr mir auch das Herz aus dem Leibe? Nur Trunkene ſollten den Trunkenbold richten.

Sechſter Auftritt.

Dom Pedro (ſtürzt auf die Bühne, wild um ſich blickend, doch ohne Haſſan zu bemerken.)

Dom Pedro.

Trügen meine Augen?
trügt mein klopfend Herz?
ſträuben meine Haare,
ſich nicht himmelwärts?

Warum dieſes beben,
das mich ſchnell ergreift?
und der kalte Schauer,
der mich überläuft!

(er erblickt Haſſan und wirft ſich um ſeinen Hals)

Haſſan! Haſſan!

Haſſan.

Menſch! was iſt dir?

Pedro.

Gott! was hab ich geſehen!

Haſſan.

Das mag der große Prophet wiſſen.

Dom Pedro.

Wie iſt mir! ich träume doch nicht?

Haſſan.

Das nicht, aber du raſeſt.

Pedro.

Ach Haſſan vergib, vergib meinen verwerrene
Sinnen!

Ich ſchlich auf dieſem Fußpfad nach dem Wald
mit geſenktem Haupte, und ohne um mich zu ſehe
Plötzlich ſtand ich vor einer Marmor-Säule von R
ſen-Sträuchen umzäunt — ſieh dorthin. Der weiſ
Marmor ſchimmert dir in die Augen!

Haſſan.

Ich kenne, ich kenne die Säule. Nur weite

Dom Pedro.

Am Fuße derſelben ein weinender Genius, m
einer verloſchenen Fackel, und weiter oben der Nam
— Gott! der Name Donna Eleonora della Torr
— Der Name meiner Mutter!

Haſſan (ſtuzt und betrachtet ihn neugierig
Deiner Mutter!

Dom Pedro.

Meiner Mutter! — und weiter unten die Worte:

Traurende Liebe widmet dieſes Denkmal de
leidenden Unſchuld. Sie iſt nicht mehr! ſi
gieng hinüber zu ihren Schweſtern, den Engeln

Ach! wer kann dieſes Denkmal geſtiftet haben
als mein Vater, den ich nicht kenne, und dem mei
Herz ſchon lange vergebens entgegen klopft.

Haſ

Haſſan.

Jüngling, darf ich deinen Namen wiſſen?

(mit aufmerkſamer Verwunderung)

Dom Pedro.

Pedro Oliveiro.

Haſſan (bey Seite)

Unbegreiflich! (laut) iſt die Geſchichte deines Lebens kein Geheimniß?

Pedro.

Für dich nicht. — Mein Vater liebte die Tochter eines Grands von Spanien. Er wurde wieder geliebt, aber er war arm, und hatte, ſo wie ich, nichts als ſeine Ehre und ſeinen Degen.

Er wagte es endlich, um die Hand des Mädgens zu bitten; man verſagte ſie ihm. Titel und Reichthum — einzige armſelige Empfehlung in dieſer elenden Welt. Du weißt Haſſan, wie die Großen denken.

Haſſan.

Nicht in Algier, junger Mann, nicht in Algier. — Aber weiter!

Pedro.

Die beyden liebenden waren untröſtlich. Sie ſchwuren ſich wechſelweitig ewige Treue, und beſchloſſen einen günſtigen Zeitpunkt abzuwarten. Indeß ſahen ſie ſich zuweilen heimlich des Nachts, und ſo ſehr auch beyde die Tugend ehrten, ſo iſt doch liebe ſtärker als Tugend —

Haſſan.

Das iſt auch in Algier ſo.

Pedro.

Die verführeriſche Dämmerung einer Mondhellen Nacht riß ſie hin, und eine einſame Laube wurde Zeuge verbotener Freuden, denen ich mein Daſeyn verdanke.

Haſſan (bey Seite)

Von Wort zu Wort.

Pedro.

Je näher die Entbindung meiner Mutter rückte, je mehr zitterte ſie vor der Wuth ihres Vaters, und dem Elend ihres künftigen Schickſals Als aber die entſcheidende Stunde nahe war, da warf ſie ſich bebend zu ſeinen Füßen, und geſtand ihr Verbrechen. Seine Wuth war ohne Grenzen. Er würde ſie ermordet haben, hätte man ſie nicht ſchleunig ſeinem Anblick entriſſen. Er verſtieß und verfluchte ſie. Die Zärtlichkeit ihrer Mutter vergab ihr, und bereitete ihr einen verborgenen Zufluchtsort auf einem einſamen Landhauſe, wo ſie die Stunde ihrer Niederkunft erwarten ſollte. Dieſe unglückliche Stunde kam. Meine arme Mutter, durch Kummer entkräftet, brachte mich zur Welt — — und ſtarb. (er ſchluchzt.)

Haſſan (ſeine Thränen verſchluckend.)

Nu, nu, weine nicht! Pfui! Schäme dich! weine nicht.

Pedro.

Meine gute Großmutter ließ mich in ein Kloſter bringen, wo ich bis in mein 16tes Jahr erzogen wurde. Um dieſe Zeit verſchaffte man mir eine Lieute-

nants-

nants-Stelle; man verſah mich mit allem, was ein Jüngling bedarf, um in die groſſe Welt zu treten, und ich frug vergebens nach dem Namen meines unbekannten Wohlthäters.

Endlich, da ich kommandirt wurde, mit der Flotte des Dom Barcelo vor Algier zu gehen, wurde ich einige Tage vorher um Mitternacht von einer alten Duenna zu meiner Groſsmutter geführt. Mein Anblick machte den lebhafteſten Eindruck auf ſie, denn ich ſoll meiner Mutter ſehr ähnlich ſehen. Sie ſchloſs mich mit tauſend Thränen in ihre Arme, und entdeckte mir — was ich dir eben wieder entdeckt habe. Das ehrliche Weib hatte all ſeinen Schmuck verkauft, um mir eine anſtändige Erziehung geben zu laſſen. — Wo mein armer Vater geblieben, wuſste ſie mir nicht zu ſagen. Er verſchwand gleich nach der unglücklichen Kataſtrophe, und man hält ihn für todt.

Haſſan (bey Seite.)

Ach, daſs ich nicht herausplatzen darf! (laut) Aber wie, wenn er noch lebte!

Pedro.

Unglaublich Haſſan! würde er in einer Zeit von achtzehn Jahren, ſich nicht ein einzigesmal um das unglückliche Geſchöpf bekümmert haben, dem er das Daſeyn gab?

Haſſan.

Aber wie, wenn er dich für todt hielt? wie, wenn deine Groſsmutter, um dich für den Verfolgun-

gen ihres barbariſchen Mannes zu ſichern, dich für todt ausgab?

Pedro.

Guter Haſſan! du möchteſt mich ungerne ohne Troſt laſſen, und ſuchſt mich mit Hoffnungen zu täuſchen. — Zwar auf dieſer Inſel muß mein Vater geweſen ſeyn! — Gewiß Gewiß! jenes Denkmal iſt ſein Werk; dieſen Boden hat er betreten. — Welch eine fremde, enge Empfindung! Ich muß weinen! — Haſſan, noch einmal will ich den Namen meiner Mutter leſen, und meine friſche Thränen auf die vertrockneten Thränen meines Vaters weinen.

Mutter! du, auf deren Armen
ich als Knabe nie gelallt!
Mutter! deren ſüßer Name
nimmer in mein Ohr geſchallt!
Blick hernieder! blick hernieder!
von des Ewgen Strahlen-Thron!
Segne, du verklärter Engel,
deinen ganz verwaiſten Sohn!

(geht ſchwermüthig nach der Gegend des Denkmals.)

Siebenter Auftritt.

Haſſan allein (ihm nachſehend)

Freue dich, Haſſan! du wirſt heute eine Scene ſehn, wie dir noch keine vorgekommen! — Alter Pedro! wie er ſeine alten Arme ausbreiten — wie

er

er da stehen wird — Worte suchend — und kaum Silben findend — Siehst du alter Hitzkopf! hättest du die armen Spanier verschont; wer weiß, wie mancher sehnlich erwartete Sohn noch darunter war; wie mancher gebeugte Vater dich in diesem Augenblick als einen Unmenschen verflucht. — Aber Selima — wo bleibt der Alte? — fürchtet sich das Mädgen vor dem Anblick eines zürnenden Vaters? — ich bin ja doch ihr Vater! — oder ist ihr ein Unfall begegnet? — — ich muß sie sehn.

(Er will in die Hütte, der Eremit kommt ihm entgegen.)

Achter Auftritt.

Hassan, der Eremit, bald hernach Selima.

Der Eremit.

Bleib Hassan! das arme Mädgen zittert vor deinen Augen zu erscheinen.

Hassan.

Schon recht! Sie soll auch zittern.

Der Eremit.

Fahre sie nicht zu hart an?

Hassan.

Mit deiner Erlaubniß Alter! in meinen häuslichen Angelegenheiten mußt du dich nicht mischen. — Ich muß wissen, wie ein beleidigter Vater mit sei-

seiner Tochter reden darf. Beym Bart des Mufti! das Mädgen soll mir nicht umsonst so viel Kummer gemacht haben. Ich will sie sehn.

(er macht eine Bewegung nach der Hütte zu gehen)

Der Eremit.

Du sollst sie sehn, aber bedenke was du mir versprachst; Sie ist deine Tochter, Fatime ihre Mutter.

Hassan.

Schon gut, schon gut, laß sie nur kommen.

Der Eremit (winkt Selimen)

Selima (zu Hassans Füßen)

Mein Vater!

Hassan (umarmt sie heftig)

Selima! — böses Mädgen! —, geh mir aus den Augen! — hast deinen alten Vater umbringen wollen.

(Streit zwischen Liebe und Zorn: Er will sich von ihr kehren)

Selima (lehnt sich halb ohnmächtig an einen Baum)

Hassan (nimmt sie in seine Arme, und fährt unter beständigen Liebkosungen fort)

Was hab ich dir gethan? — hab ich dir je einen deiner Wünsche versagt? — hab ich dir je unfreundlich begegnet? — hab ich dich nicht tausendmal gebeten, den alten mürrischen Vater zu vergessen, und in mir nur den Freund, den Vertrauten zu lieben? — So lohnst du mir meine Liebe? — So lohnst du mir meine Sorgfalt? — heimlich entlaufen, —

deinen armen alten Vater im Stich laſſen — deſſen einzige Freude du biſt.

Selimm.

Laß ab! Laß ab mein Vater!
mich tödtet deine Güte! —
Als die Gewiſſens-Angſt
auf meiner Wange glühte;
Der Schlaf vorüber gieng
vor meinem Augenliede;
als mir im kurzen Schlummer
dein blaſſes Bild erſchien,
mit zorniger Geberde,
mich zu verdammen ſchien;
da ward ich tief erſchüttert!
und Lieb und Pflicht im Streit!
doch dieſes Herz erzittert
mehr noch vor deiner Zärtlichkeit.
Nicht dieſen Blick der Liebe!
gerechte Rache wüte!
Laß ab! Laß ab mein Vater!
mich tödtet deine Güte!

Der Eremit.

Genug Haſſan! keine Vorwürfe, die zärtlichſten ſind am bitterſten für ein fühlendes Herz. Vergieb ihr!

Haſſan (gerührt)

Nimmermehr kann ich dir das vergeben! Bedenke ſelbſt! hätte dich das Glück nicht wieder in meine väterlichen Arme geliefert, was würde aus mir geworden ſeyn? — Wer hätte mir in der letzten Stunde

die Augen zugedrückt? ich würde meine Hand ausgestreckt haben und Niemand hätte meinen Seegen empfangen. Hungrigen Sclaven zum Raube. — Pfui, böses Mädgen, hab ich das um dich verdient?

Selima.

Um Gottes Willen! mein Vater! sie zermalmen mein Herz.

Hassan.

Hast du das meinige nicht auch zermalmt? Gott vergebe dir die Thränen, die du aus den Augen deines armen Vaters gepreßt hast. — Wie du blaß aussiehst! Bist du krank?

Selima.

Nein, mein Vater!

Hassan.

Nu, nu, es wäre dir schon recht, wenn du krank wärst; Mit einem jungen Laffen davon zulaufen, dem man vor 8 Tagen zum erstenmal gesehen hat, — konnte das meine Tochter? Pfui der Schande!

Selima.

O ein liebenswürdiger Jüngling!

Hassan.

Und wär' er ein Engel gewesen, ists drum recht? — hättest nicht warten können, bis der Vater nach Hause kam? weißt doch, das ich kein Brumbär bin? Wenn er ein ehrlicher Kerl war, konnte er dem Vater das Maul nicht gönnen?

Selima.

Ach mein Vater! er fürchtete, weil er ein Christ —

Has-

Hassan.

Christ hin! Christ her! es giebt auch hin und wieder ehrliche Christen. — Wie du aussiehst — Bist ja so schwach kannst kaum auf den Beinen stehen. — Fort in die Hütte, du hast der Ruhe von nöthen.

Selima.

Ich bin ganz gesund, mein Vater, wenn nur deine Verzeihung —

Hassan.

lüg nicht Mädgen! Du bist krank. Dein Blick ist matt. Deine Wange ist bleich. Aber verzeihen kann ich dir nicht, und will es auch nicht. Fort in die Hütte!

(in die Kulisse rufend)

He, Mulei! Spring aufs Schiff! koch Reis, leg ein indianisch Hühngen drein, mach es fein kräftig, und bring es hieher! —

(zu Selimen)

Fort Mädgen! in die Hütte! daß Gott erbarm, wie du aussiehst. Ich dir verzeihen? nein nimmermehr!

(er führt Selimen halb mit Gewalt in die Hütte)

Neunter Auftritt.

Der Eremit (allein)

O dieser Turban deckt das Haupt eines Biedermanns, und ist mehr ehrwürdiger als eine dreyfache Krone auf dem Schädel eines Fanatikers. — Mensch, wie

wie lange wirst du deine Brüder verkennen, und nicht die Menschheit ehren, fändest du sie auch in der Hütte eines Tunguſen.

Zehnter Auftritt.

Hassan zurück kommend, der Eremit.

Hassan (schüttelt dem Eremiten die Hand)

Das soll dir Hassan Machmut nicht vergessen. Beym heiligen Grab zu Mecca! Das soll dir nicht unvergolten bleiben!

Der Eremit.

Verzeih deiner Tochter, ihre Zufriedenheit sey mein lohn.

Hassan.

Verzeihen? Mein Alter, das geht nicht an; das kann ich durchaus nicht über mich gewinnen. Du hast gelehen wie ich sie angefahren habe. Im Grunde that mirs in der Seele weh, aber Strafe muß seyn. Nein ich will dich besser belohnen.

Der Eremit.

Ich danke dir Hassan! Du meinst es gut, aber du weißt ich brauche nichts.

Hassan (in sich lachend)

Ha! Ha! Du wirst es schon brauchen, es wird dich glücklich machen.

Der

Der Eremit (trübe lächelnd)

Glücklich machen? Hat Hassan mein Schicksal vergessen? — Hat Hassan vergessen, daß nur ein naher und sanfter Tod —

Hassan.

Nichts Todt! nichts Todt! ist voller Leben! voller Leben durch dich.

Der Eremit.

Du sprichst sehr räthselhaft.

Hassan (schmunzelnd)

Kann wohl seyn — Kein Glück mehr für dich auf diesem Erdenrund? — Guter Alter! Zaghafter Alter! nährst gar keine Hoffnung mehr in irgend einem Schlupfwinkel deines Herzens?

Der Eremit.

Keine.

Hassan.

Gut. So sollst du glücklich werden, ohne es gehofft zu haben. Der Durstige, der den kühlenden Apfel in der Sandwüste findet, labt sich mehr am Apfel als der, der ihn im blühenden Garten vom Baume schüttelt.

Der Eremit.

Erkläre dich Hassan.

Hassan.

Glücklich sollst du werden! hier auf Formentera soll dein Glück beginnen. Dann wirst du in deine Heymath ziehen oder nach Algier zu deinem Freunde Hassan, wann es dir beliebt.

Der

Der Eremit.

Du träumst.

Hassan.

Du wirst dieses Gewand ausziehen, diesen Bart abscheren und Kindes-Kinder auf deinem Schooße wiegen.

Der Eremit (ernstlich)

Hassan! spotte nicht meiner leiden!

Hassan.

Du wirst unwillig? beym Bart des großen Propheten, ich spotte nicht (in die Scene) Pedrillo! Schurke Pedrillo! wo bist du?

Der Eremit.

Ich begreife dich nicht.

Hassan.

Sollst mich schon begreifen. — Pedrillo! Schlingel Pedrillo! Soll ich dich herpeitschen lassen?

Eilfte Scene.

Pedrillo Vorige.

Pedrillo.

Keineswegs, gnädiger Herr Hassan! Mein Ohr hat sich nur noch nicht an die türkischen Ehren-Titel gewöhnt.

Has-

Hassan.

Komm her Vollwanst!

(er spricht heimlich mit ihm, und deutet nach der Gegend mit dem Finger, wo Dom Pedro abgegangen)

Pedrillo.

Ich verstehe. Aber anädiger Herr Hassan es ist weit, und die Sklangen sollen nicht die geringste lebensart auf dieser Insel besitzen.

Hassan.

lauf Schurke! oder ich laß dich niederstrecken und auf den Bauch padoggiren.

Pedrillo.

Auf meinen Bauch?

Hassan.

Auf deinen Bauch?

Pedrillo.

Mein Bauch ist mein Gott, wer sich an meinem Bauch vergreift, der vergreift sich an Gott!

Hassan.

Unzeitiger Spaßmacher! (er faßt ihn beym Magen und stößt ihn fort)

Zwölfte Scene.

Vorige ohne Pedrillo.

Der Eremit.

Was willst du mit mir? du peitschest mir das
zum Herzen. löse mir deine Räthsel.

Hassan.

Werden sich wohl von selbst lösen. laß uns
von etwas anderm sprechen. — —

Ich habe eine ansehnliche Prise gemacht:
ge dir allerley artige Sächelgen mit. Gebra
Wasser, Schiffs-Zwieback, ein bequemes Fel
für dich, und eins dito für deinen Fernando; sp
sche Weine, englisch Bier, französische wohlriech
Pommade, die dem Schiffs-Capitain zugehörte.
wären sie alle solche Hundsfütter gewesen, als der
pitain; die Prise hätte mich nicht so viel Blut geko

(zum Eremiten, der in Gedanken versunken ist

Hörst du mich nicht?

Der Eremit (erwachend)

Ich höre, ich höre, aber ich trinke kein engl
Bier.

Hassan (lächelnd)

Nu, nu, vielleicht bekommst du Gäste.
ich sprach vom Türken-Blut, das gestern vergo
worden, und nicht vom englischen Bier.

Der Eremit (zerstreut)

War dein Verlust ansehnlich?

Hassan.

Beym Alcoran! das war er. Zwey und Zwanzig meiner bravsten Leute, die zur Schlacht giengen, als setzten sie sich zu einer Schüssel mit Reis. Mahomed gebe ihnen die schönsten Hurien im Paradies dafür. Deine Landsleute fochten mit unbändiger Wuth. Besonders war da ein junger naseweiser Mensch, der führte den Säbel so stark, als habe er seit seinem vierten Jahre mit Säbeln gespielt. Wann ihm eine Kanonen Kugel um die Ohren pfiff so schüttelte er mit dem Kopfe, als wolle er eine Stechfliege von sich jagen; und wenn meine bärtigen Muselmänner bey halben Dutzenden auf ihn einstürzten: so lagen sie in einer Minute gestreckt; als wärens Distelköpfe gewesen. By meinem Bart! ich zitterte am Ende selbst für das Leben des jungen Waagehalses. Du sollst ihn kennen lernen. Sieh, dort kommt er her. Du mögtest denken, er trüge die Sanftmuth im Blicke? aber gieb ihm einen Säbel in die Faust, und es ist kein Auskommen mit ihm.

Dreyzehnte Scene.

Dom Pedro, Pedrillo, die Vorigen.

Der Eremit (als er ihn erblickt, fährt heftig zusammen.)

Gott, was war das!

Dom Pedro (ſchwermüthig)

Was willſt du, Haſſan?

Haſſan.

Dich bekannt machen mit deinem landsma
Ihr ſeyds beyde werth, einander zu kennen.

Der Eremit (für ſich)

Die Vergangenheit ſchwebt vor meiner Seele,
der gegenwärtige Augenblick — Dieſe Ähnlichkeit
dieſer Ton der Stimme — ich ertrage ſeinen
blick nicht! (er will abgehen)

Haſſan.

Wohin Alter? ſeit wenn verleugneſt du die G
freundſchaft? Sieh, hier ſtell ich dir einen Jüngl
vor, einen Edlen deines Volkes.

Der Eremit (beklommen)

Ich freue mich ſeiner Bekanntſchaft.

Haſſan.

Weiter nichts? — Sieh ſcharf ihm ins Geſic
— Wie gefällt er dir? — Sollt er wohl verdien
die Zahl deiner Freunde zu mehren?

Der Eremit.

Die Freundſchaft eines Unglücklichen, den ſ
Schickſal aus der Welt verbannte. — —

(Er nähert ſich unwillkührlich dem D
Pedro, auf den er bald hin, bald w
der wegblickt.)

Dom Pedro.

Was klopft in mir? — Warum bewegt mi

der Anblick dieſes Greiſes ſo mächtig? — ſollte — jenes Denkmal —

(Auch er nähert ſich unwillkührlich dem Alten, auf den er bald hin, bald wieder wegblickt.)

Haſſan.

Sieh Jünaling! dieſer redliche Greis rettete mir das Leben! — Alter! wir ſind quitt! Ich gebe dir deinen Sohn wieder.

Der Eremit. } (zugleich) Sohn!
Dom Pedro. } (zugleich) Vater!

(Beyde heben zitternd die Arme empor, und betrachten ſich mit funkelnden Augen)

Der Eremit (läßt die Arme ſinken und ſchlägt ſich vor den Kopf)

Nein, es kann nicht ſeyn!

Dom Pedro.

Haſſan! welch ein grauſamer Scherz!

Haſſan (ungeduldig)

Nun, da haben wirs! Höre Knabe, wer war deine Mutter?

Dom Pedro (ängſtlich nach dem Alten hinſtarrend)

Donna Eleonora della Torre.

Haſſan.

Hatteſt du keinen Vater? oder wenn du einen hatteſt, wie hieß er?

Dom Pedro (ſeine Augen immer auf den Eremiten geheftet)

Dom Pedro Oliveiro. Er verließ ſein Vaterland vor achtzehn Jahren. Man hält ihn für todt.

Haſſan.

Wer ſagte dir das?

Dom Pedro.

Donna Diana della Torre. Meine Großmutter, meine Erhalterinn, meine Wohlthäterinn.

Der Eremit.

So iſt es denn keine Täuſchung! (an ſeinen Hals) Mein Sohn!

Dom Pedro (in ſeinen Armen. Sprachloſes Entzücken.)

Haſſan (mit einem Blick gen Himmel) Lächelt, ihr Engel!

(Eine lange Pauſe)

Der Eremit.

O Sohn! Sohn! Kind des Kummers! wie viele Thränen habe ich um dich geweint! Hoffte erſt dort den ſüßen Namen Vater von deinen Lippen zu hören. — Noch wanke ich zwiſchen Traum und Wachen — Gott! Gott! deine Wege ſind dunkel, aber ſie ſind gut. — Stütze mich Sohn! der Freude war zu viel für mich.

(Dom Pedro führt ihn auf die Raſenbank)

Dom Pedro.

Mein Vater! Mein Vater! Mein Gefühl hat keine

keine Worte — laßt mich eure Knie umfassen, und gebt mir euren Seegen.

(er kniet nieder)

Der Eremit (legt die Hand auf ihn)

Gott seegne dich! Sey glücklicher als dein Vater! — Doch halt, ich lästere.

Verzeih mir All-Erbarmer!
wenn mir der Muth entfiel;
du gabst mir hohe Freude
an meines Lebens-Ziel.

So wank ich nicht verlassen
bis an mein nahes Grab!
So trocknet noch das Schicksal
mir meine Thränen ab!

Verzeih mir All-Erbarmer!
wenn mir der Muth entfiel;
du gabst mir hohe Freude
an meines Lebens-Ziel!

Pedrillo.

Kurios!

Hassan.

Nun Alter! hab ich nicht wahr gesprochen? — Weg aus dieser dürren Einöde! zu mir, zu mir, nach Alaier! laß uns Hand in Hand dem Ziele zu wandeln, das wir beyde nicht kennen. Ich verkaufe mein Stuff, ich bin reich genug für uns Alle. Sey mein Bruder! und du (zu Dom Pedro) sey mein Sohn!

Dom Pedro (ergreift seine Hand feurig)
Willst du das?

Hassan (umarmt ihn)
Von ganzem Herzen!

Dom Pedro (im Kampf mit sich selbst)
Hassan! du weist nicht, an wen du deine Güter verschwendest.

Hassan.
An einen guten Jüngling; an den Sohn dessen, der mir einst — und noch hellte das leben rettete.

Dom Pedro.
An einen Undankbaren, der von deinem Tische gespeist und getränkt wurde; dem dein Guardian seine Fesseln erleichterte, weil du ihm Menschlichkeit befahlst, der keine Wache hatte, als seine eigne Ehre, und der dir zum Dank für alle deine Wohlthaten — dein einziges Kind stahl.

Hassan.
Mensch! rasest du!

Dom Pedro.
Rache dich beleidigter Vater! du hast die Unschuldigen ermordet, und den Schuldigen verschont! (er kniet nieder mit steigendem Affect) Zücke den Dolch! — durchbohre diesen, verrätherischen Busen! der Nichtswürdige der sich heimlich in das unbefangene Herz deiner Tochter, der that ich! der Bube der sie entführte, war ich! der Unmensch, der dein Vaterherz brach, und mit glühenden Tyränen dein Auge netzte,

war

war ich! der Fluch, den du unwiſſend über mich aus-ſprachſt, liegt ſchwer auf mir! nimm deinen Fluch zurück, und ſtoß mir den Dolch in die Bruſt!

Haſſan (zückt den Dolch)

Knabe! — doch für dich war er nicht geſchliffen — für dich wäre der Todt keine Strafe.

(er geht mit verſtellter Wuth auf und nieder. Mienenſpiel zwiſchen ihm und dem Eremiten. Dom Pedro noch immer kniend mit vorwärts geſenkten Haupt)

Pedrillo (kniet neben ſeinen Herrn heimlich und zitternd)

Ach gnädigſter Herr! erbarmen Sie ſich meiner! erzählen ſie dem geſtrengen Herrn Haſſan, daß ich an der ganzen Geſchichte ſo unſchuldig bin als ein ungebohrnes Kind! auf ihren hohen Befehl habe ich das Boot aus dem Hafen bis an die ſpaniſche Flotte gerudert, wovon mir noch die Blaſen in den Händen nachgeblieben ſind. Auch habe ich, ſo wahr ich ehrlich bin! in unſerm letzten Scharmützel, keinem einzigen Türken das geringſte Leid angethan. Bekennen Sie zur Ehre der Wahrheit, daß ich im unterſten Raum hinter einem Stückfaß lag!

Hilf heilger Franz von Aſſiſi
Eine Wallfahrt will ich thun,
hin wo deine Knochen ruhn,
eine dicke Kerze kaufen,
und nach Compoſtella laufen,

Aves plappern ſpät und früh,
Hilf heiliger Franz von Aſſiſi!

Haſſan (öffnet die Hütten-Thür)

Letzter Auftritt.

Selima und Fernando treten heraus.

Haſſan (ergreift Selimen bey der Hand führt ſie einige Schritte vorwärts und ſieht ihr ſtarr ins Geſicht.)

Pauſe.

Selima.

Mein Vater ergrimmt? — — und dort ein knieender Europäer?

Haſſan.

Deſſen Beleidigung nur Blut abzuwaſchen vermag! —

Doch dieſer Tag — er gab dich mir wieder. — Heute ſoll kein Blut fließen — (er läßt ihre Hand los) geh und kündige ihm ſeine Verzeihung an!

Selima.

Das ſüßeſte Geſchäft! (ſie nähert ſich Dom Pedro) Sey getroſt armer Unglücklicher! Mein Vater verzeiht dir! ſtehe auf!

Dom Pedro (als er ihre Stimme hört, fährt erschrocken auf, und breitet die Arme aus)

Selima ! ! !

Selima.

Pedro! — Gott! (sie fällt ihm um den Hals)

Pause.

Hassan (tritt zwischen sie und ergreift beyder Hände)

Du nahmst sie mir — ich gebe sie dir!

(wirft Selimen in Pedros Arme)

Pedro und Selima (an seinem Halse)

Mein Vater!

Pedrillo (steht auf)

Der heilige Franz hat ein Wunder gethan.

Der Eremit.

Ich sollte dir Vorwürfe machen, mein Sohn! aber auch mich machte die Liebe zum Verbrecher.

Selima.

Dieser redliche Alte dein Vater? — (zum Eremiten) also hast du deiner Tochter das Leben gerettet?

Hassan.

Aber Mensch! wenn deine Liebe je erkaltete —

Pedro.

Meine Liebe ist ohne Grenzen, wie deine Großmuth! deine Tochter einem Christen —

Hassan (halb unwillig)

Nicht dem Christen gab ich meine Tochter! ich

gab ſie dem biedern Jüngling, der das Mädgen, und in dem Mädgen den Vater glücklich machen wird.

Dom Pedro (betreten)

Du willſt alſo nicht, daß ſie aufgenommen werde in den Schooß unſerer Kirche?

Haſſan (lächelnd)

Habe ich ſchon von dir begehrt dich beſchneiden zu laſſen? biſt du ein Malthéſer-Ritter, daß du dich aufwirfſt zum Fahnenträger der Chriſtenheit?

Dom Pedro.

Aber — mein Weib eine Türkin, — unſere Prieſter —

Haſſan (hitzig)

Höre Menſch! Gott ſieht nicht auf deinen Huth, und nicht auf meinen Turban! Gott ſieht unſere Herzen! willſt du ſo das Mädgen, ſo nimm ſie hin!

Pedro.

Wer wird den Segen ſprechen über unſern Bund!

Haſſan (legt ihre beyden Hände ineinander)

Den ſprech ich! (mit hoher Rührung) Euch ſegne der Gott der Türken! Euch ſegne der Gott der Chriſten! Euch ſegne unſer — unſer Gott!

Dom Pedro und Selima (knien nieder)

Mein Vater!

Haſſan (legt die Hände auf ſie)

So weyh ich Euren Bund! ſo vermählt der Vater ſeine Tochter! die Natur ſey Zeuge! Ihr ſeyd Ehrleute vor Gott! vor dem Gott, vor dem der Caraibe

raibe und der Kamtschadale sein Knie beugt! Er lohne eure Liebe! Er räche euren Meineyd! (Er hebt sie auf) Jüngling, brauchts mehr?

Dom Pedro (in seinen Armen)
O nein, mein Vater!

Hassan (zum Eremiten)
Alter, brauchts mehr?

Der Eremit.
Muselmann, ich bewundre dich!

Hassan.
Nun, so ziehet hin in Frieden! wenn Euch das nicht bindet; so bindet euch weder Pfaff noch Iman.

Chor.

Ziehet hin! ziehet hin in Frieden!
unser aller Gott mit euch!
unser Glaube ist verschieden,
unsre Herzen sind sich gleich.

Der Eremit.

Ja die Priester unsers Volkes
lehrten mich zu plappern nur,
aber deinen Namen lallen,
lehrt mich besser die Natur.
Vater! Vater! du bist wahrlich
auch der Muselmänner Gott!
und so ehr' ich dich im Staube,
Allah oder Zebaoth!

Chor.

Chor.

Ziehet hin! ziehet hin in Frieden!
unser aller Gott mit euch
unser Glaube ist verschieden
unsre Herzen sind sich gleich!

Selima.

Wer vermag es zu vereinen
Liebe und Religion?
Eh noch Christ und Türke waren,
Ach da war die Liebe schon!
und vergehen wird, vergehen
Pfaffenthum und Mahomet!
rauchen werden ihre Trümmer
wenn die Liebe noch besteht.

Chor.

Ziehet hin! ziehet hin in Frieden!
unser aller Gott mit Euch!
unser Glaube ist verschieden,
unsre Herzen sind sich gleich.

Dom Pedro.

Süße Geberin der Freuden!
wie allmächtig ist dein Ruf!
Liebe bringt die Herzen näher,
die sie für einander schuf!
wer von euch hat noch erfahren,
daß die Liebe jemals frug
ob in Süden, ob in Norden
dieses Herz am ersten schlug?

Chor.

Ziehet hin! ziehet hin in Frieden!
unſer aller Gott mit euch!
unſer Glaube iſt verſchieden,
Liebe macht uns alle gleich.

Fernando.

Alſo ſuch ich Möven-Eyer,
ſäe, pflanze, ſpät und früh,
hacke, trage Holz zum Feuer,
auch inskünftge ohne ſie?
Nein, ich muß ein Mädel haben!
ohne das kein Königreich!
hat man euch zwölf Jahr entbehret,
O ſo ſehnt man ſich nach Euch!

Chor.

Ziehe hin! ziehe hin in Frieden!
Lieb iſt einer Gottheit Ruf!
Such ein Mädgen, das der Himmel,
dir zum Lohn der Treue ſchuf.

Pedrillo.

Alſo wären wir einander
Alle, alle gleich?
alſo kämen auch die Türken
mit ins Himmelreich?
Nun, ich will in Gottes Namen
nicht zu wider ſeyn!
zwar ſie nehmen uns die Weiber!
doch ſie laſſen uns den Wein.

Chor.

Chor.

Ja gewiß! wir sind einander
Alle, alle gleich!
Juden, Türken, Christen, Heyden,
wandeln, ohne sich zu neiden,
Hand in Hand ins Himmelreich!
Drum so ziehet hin in Frieden!
unser aller Gott mit euch!
unser Glaube ist verschieden,
unsre Herzen sind sich gleich.

Schreiben des Herausgebers, an den Verfasser der Phraseologie für Ehstland.

(Siehe Januar Stück.)

Mein Herr!

Ich habe Ihren Aufsatz meiner Monatsschrift einverleibt, ich habe mich aller Anmerkungen dabey enthalten, und nur zwey harte Stellen, die mehr Erbitterung als kalte Untersuchung verriethen, weggestrichen. Doch jetzt erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen hinzu zufügen, weil ich den goldnen Spruch: audiatur et altera pars! gar zu gern beobachte.

Nennen Sie mir doch das Land, in welchem man so spricht, wie man schreibt. Ich kenne keins und doch habe ich einen ziemlichen Strich Deutschlands selbst besucht, habe alle zwey oder drey Meilen ein anderes Fürstenthum, eine andre Sprache und andere Sprachfehler gefunden; habe oft einen Menschen nicht verstanden, dessen Vaterstadt mit der meinigen unter einerley Grad der Länge und Breite lag.

Man ist, oder war wenigstens, so ziemlich darüber einig, daß in Sachsen das beste deutsch gespro-

ſprochen würde. Ich bin ſelbſt ein Sachſe, mein Urtheil darüber wird alſo, in ſofern es zum Nachtheil der Sachſen ausfälle, deſto unpartheyiſcher ſeyn. Sie haben den Eſtländer redend eingeführt, erlauben Sie mir das Nemliche mit dem Sachſen zu thun.

Unterredung zwiſchen Vater und Sohn.

Vater.

Du ninm dich för dem Hunne inoacht, hä beeſt.

Sohn.

Hä is mög toll.

Vater.

Wo haſtun ſo lange keſchtäckt?

Sohn.

Ich war ufn Marckte un wollte Hedelbeeren kofen.

Vater.

No ſo lieh runger! Herrſe wie ſehn deine Beene aus?

Sohn.

s hat krögnet, s is träckigt trauſen.

Vater.

Warte, ich will ter Eens uf te Kusche läbe, Saupartel!

Sohn.

Ich kann jo doch nischt terför, ich ha jo och de Färde in te Schwemme geritten.

Vater.

Du bist á rächter Schubiack. Du weest daß ich deine lose Kusche nich vertroa kann.

Wenn ich nicht fürchtete den Leser zu ermüden, so könnte ich diese Unterredung noch bis ins Unendliche fortsetzen; aber dieß wenige beweißt schon hinlänglich was ich beweisen wollte. Wenden Sie mir nicht etwa ein, dieß sey nur die Sprache des Pöbels, die meisten dieser Ausdrücke können Sie in den feinsten Gesellschaften hören. Beest statt beißt, keschtäckt statt gesteckt, ufn statt auf dem, kofen statt kaufen, Beene state Beine, kerägnet statt geregnet, Eens statt Eins, te statt die, jo statt ja, Färd statt Pferd, du weest du weißt' sagt in Sachsen und Thüringen auch der Mann von Welt, auch der Gelehrte. Und warum sollte er auch mühsam und ängstlich bey jedem Worte das er ausspricht, an Gottsched und Adelung denken? der Zweck des Redens ist, von seiner Zeitgenossen verstanden zu werden; der Zweck des Schreibens aber erstreckt sich auch auf

die Nachwelt. Darum war es nothwendig eine Schriftsprache zu haben, die man in allen Jahrhunderten verstehen wird, da hingegen die Redesprache, wenn ich mich so ausdrücken darf, sich beynahe in jedem Jahrzehend verändert. Ich halte daher denjenigen für einen Pedanten, der im Sprechen ängstlich nach jedem Sprachfehler hascht, und schäme mich nicht zu gestehn, daß ich zwar manchen sächsischen Provinzialismus abgelegt, aber dagegen manchen Esprit wieder angenommen habe, den ich auch ohne alles Bedenken in den aufgeklärtesten Gesellschaften herausplaudere. Sobald ich aber die Feder in die Hand nehme, denke ich sogleich mit gebührender Ehrfurcht an Gottsched und Adelung, obgleich mein lieber Kritikus, der Herr B — —g, mich auch hierin für nicht allzu sattelfest hält.

Es geht mit der Sprache wie mit der Kleidertracht. Der Künstler, der eine Statüe für die Nachwelt in Erz giest, pflegt sie römisch zu kleiden. Warum? weil ein jeder diese Tracht kennt, vor tausend Jahren gekannt hat, und nach tausend Jahren kennen wird. Wir lachen nicht, wenn wir den König von Frankreich Schapeaubas mit einem Haarbeutel in der Oper sehn! wir würden aber lachen wenn man seine Statüe mit dem Haarbeutel auf der Place Royal stellte. das kömmt daher, weil wir wissen, diese Statüe steht nicht blos für uns, sondern auch für unsere Urenkel da, für die vielleicht ein

Haar-

Haarbeutel ein ſehr komiſches Ding ſeyn wird. Uns ſelbſt hingegen, die Maskerade ausgenommen, fällt es nie ein uns römiſch zu kleiden, wir tragen heute einen großen Hut, und morgen einen kleinen, heute einen Rock mit einer langen Taille, und morgen mit einer kurzen, ſo wie es der Eigenſinn der Mode will. Wozu denn die Pedanterie im Sprechen? Meine Zeitgenoſſen verſtehen mich, und das iſt genug. Niemand weiß es Ihnen Dank, wenn Sie mit der größten Aengſtlichkeit das ausgeſuchteſte Deutſch ſprechen, im Gegentheil verdrießt es manchen, daß Sie beſſer reden wollen als Er. Ueberhaupt iſt die Sprache ſo mancher Krittelen unterworfen, daß ſelbſt die Gelehrten über den Sinn vieler Ausdrücke noch nicht einig ſind, der Eine hält für gut, was der Andere grad zu für ſchlecht erklärt. Zum Exempel: mein lieber Kritikus, der Herr B — —g, meynt, Schwendrian ſey ein ſchlechtes Wort, er beruft ſich auf Adelung, den er nicht geleſen hat, weil im Adelung gerade das Gegentheil ſteht; ich meyne hinwiederum, es ſey ein gutes Wort, und berufe mich auf Niemand. Da können Sie ſehen, quot Capita tot Senſus! ich weiß zwar nicht, wie viele Capita die gelehrte Geſellſchafft des Hrn. B — —g ausmachen! aber der Senſus iſt ziemlich ſparſam. Ich denke daher, es ſey immer beſſer, ſo fort zu ſchwatzen wie Einem der Schnabel gewachſen iſt.

Ich bin noch nicht lange genug ein Einwohner dieses Landes, um Ihre Phraseologie ganz beurtheilen zu können! denn ich pflege eine Sache nicht eher zu beurtheilen, bis ich sie verstehe, und hierin weiche ich vorzüglich vom Hrn. B — —g ab; aber viele meiner Bekannten versichern, daß Sie einen großen Theil Ihrer angeführten Provinzialismen nie gehört haben, daß sie nicht begreifen können, aus welcher Quelle Sie dieselben geschöpft u. s. w. darüber mögen Sie sich selbst vertheidigen, ich habe nichts damit zu schaffen.

Was ich mit mehrerer Gewißheit bestreiten kann, ist die grausame Behandlung unserer Bauren, auf welche Sie einigemal anzuspielen scheinen. Es mag seyn, daß es noch hin und wieder leute giebt, die da vergessen, daß sie mit dem Bauer aus einen Thon geformt worden! aber ist es wohl Recht wegen einzelner Ausnahmen, die es leider in allen ländern giebt, ein ganzes Corps braver, Achtungswerther Männer anzugreifen? Hätte das Herr B — —g gethan, so würde ich mich darüber nicht wundern, denn der schwadronnirt mannichmal ins Zeug hinein! aber ein Mann mit richtiger Beurtheilungskrafft begabt, sollte sich dessen billig enthalten. Wollten Sie vieleicht den leser im allgemeinen fühlen lassen, daß die Sklaverey ein erniedrigendes Ding für die Menschheit sey: so gebe ich Ihnen darin vollkommen Recht: aber wenn Sie glauben, daß das so leicht

abge-

abgeschafft werden könne, so irren Sie sehr. Jahrhunderte sind nothwendig, ein so großes Werk vorzubereiten, wenn es anders Nutzen — wenn es nicht gar Schaden stiften soll. Ich habe doch auch manchen angenehmen Tag auf dem Lande zugebracht, und gefunden, daß die Herren überall mit ihren Bauern besser umgehen, als Herr W — —g mit mir. Lassen Sie es also immer gut seyn, und glauben Sie mir: **mit Bitterkeit werden wir nichts bessern.**

A.

Druckfehler.

Seite	113.	Zeile	9.	hinter	begleitet ein Punct.
—	119.	—	11.	muß weggestrichen werden:	eine See.
—	122.	—	9.	lies	schießen statt Schießen.
—	123.	—	18.	— läuft	— lauft.
—	124.	—	18 u. 19.	diesem	— diesen.
—	125.	—	26	— weichem	— weichen.
—	127.	—	10.	hinter	Insel ein?
—	129.	—	3.	streiche	ein aus.
—	—	—	12.	— Kloster	— Cloſter.
—	—	—	22.	hinter	hab setze ich.
—	130.	—	23.	— makmornen	— marmorn.
—	131.	—	9.	— Fesseln	— Fessel.
—	133.	—	1.	— an	— am.
—	136.	—	14.	— störrischen	— storrischen.
—	137.	—	24.	— einem	— einen.
—	138.	—	22.	— den	— des.
—	139.	—	11.	— eurem	— euren.
—	—	—	13.	— war	— wär.
—	140.	—	21.	— Leiden	— Leyden.
—	141.	—	12.	— Liebe	— Leben.
—	146.	—	24.	— dem	— den.
—	148.	—	17.	— That	— Thaten.
—	152.	—	4.	— gesetzt	— gesegelt.
—	—	—	9.	— Hürte	— Hütten.
—	—	—	23.	— meinem	— einem.
—	153.	—	11.	— wo selbst	— woselbst.
—	—	—	20.	— hülflose	— hölflose.
—	154.	—	1.	— erstenmal	— orstenmal.

Seite

Seite	154.	Zeile	1.	lies um	statt nm.
—	—	—	6.	— das	— gas.
—	155.	—	8.	— kurzem.	kurzen.
—	156.	—	2.	— el	— &.
—	—	—	5.	— keine	— keinen.
—	158.	—	19.	— um	— und.
—	161.	—	13.	— bereits.	berits.
—	165.	—	11.	— mich	— mich.

Die Abweſenheit des Verfaſſers, während des Druk-
kes der erſten 3 Bogen dieſes Stückes, muß die
vielen Druckfehler entſchuldigen.

Denkmal des Freyherrn von Budberg,

an den Herausgeber des Journals:

für Geist und Herz.

Länger kann ich Ihrer gerechten Bitte, mein theuerester Freund! Ihnen einige Nachrichten von dem Leben des mit allgemeinen Bedauren so frühe verstorbenen Freyherrn von Budberg, dieses in allem Betracht edlen menschenfreundlichen Mannes, der auch in Ihren Gegenden geschätzt ward, und dessen Verlust man auch dort so wie hier empfindet, mitzutheilen, unmöglich widerstehen. Kaum war die traurige Botschaft von seinem Tode verbreitet; so wünschte man die thränenvolle Freude zu haben, das Leben dieses biedern Mannes zu lesen, und forderte mich öffentlich auf, sein Biograph zu werden, weil ich so glücklich gewesen war, ihn in den anderthalb Jahren, die ich in seinem Hause zubrachte, näher kennen zu lernen, und als

lehrer ſeines älteſten Sohnes ſeine Freundſchaft zu gewinnen. Die Dankbarkeit, mit der ich ſeine Aſche ſo lange ſeegnen werde, bis eine beſſere Welt mich mit ihm auf ewig wieder verbindet, gab mir Muth, dieſe zum Theil ſchwere Aufforderung nicht ganz abzulehnen — ich wurde indeſſen meine Schwäche, eine Biographie zu liefern, wie Budberg ſie verdient, ſehr bald gewahr, wie ich die Hand ans Werk legte. Ich wollte den Pinſel, der ſeiner Meiſterhand entfiel, ergreifen, um ihn ganz nach der Natur zu mahlen, aber ich bereuete ſehr bald meinen Vorſatz, denn dem Bilde mangelte leben und Feuer. Überdieſes ereigneten ſich noch manche andere Hinderniſſe, und es blieb mir nichts als der ſtille Wunſch übrig, bey irgend einer ſchicklichen Gelegenheit, wenigſtens die Hauptzüge ſeines edlen Characters, ihm zur Ehre, den Seinigen zur Linderung ihres tiefen Schmerzes, ſeinen Freunden zur Erinnerung, und den Söhnen des Vaterlandes zum Beyſpiel zu entwerfen, und auf die Nachwelt zu bringen. Sie geben mir jetzt eine Veranlaſſung, dieſen ſo lange bey mir ernährten Wunſch zu erfüllen. Möchte der Geiſt des frommen Vollendeten, indem ich die Schickſale ſeines Lebens überdenke, mit innigem Entzücken jene Zeit, die ich in ſeinem Hauſe zubrachte, ins Gedächtniß rufe, und ſein vortreffliches Herz ſchildere, ſelbſt meine Feder leiten, daß ich ſein Andenken weder durch unnöthigen Schmuck, noch leeren Tribut des Wohlſtandes entweihe! Erwarten Sie von mir nichts weiter als eine kurze Erzäh-

zählung der vorzüglichsten Begebenheiten aus dem Leben meines verklärten Freundes, und eine getreue unpartheyische Schilderung seines Characters. Er war nicht gebohren, um in der Welt die Rolle eines Staatsmannes, eines Helden, oder eines ausserordentlichen Genies zu spielen, seine häuslichen Tugenden, die oft am meisten wahre Tugenden genannt zu werden verdienen, zeichneten ihn so sehr aus, sein Herz machte ihn zu einem wirklich großen Manne, und von dieser Seite ist er verehrungswürdig und unvergeßlich. Die stille Tugend verdient, wenn gleich nicht ausposaunt, doch immer in gutem Andenken erhalten zu werden. Und warum wollte man nicht manchen Personen lieber in Kleinigkeiten nachspähen als in solchen Dingen, die nur für die Geschichte glänzend sind, da diese Kleinigkeiten uns am ersten den wahren Menschen verrathen, und eine Art von Studium gewähren.

Von seinen vorzüglichsten Lebensumständen ist mir nur folgendes bekannt: Woldemar Diedrich Freyherr von Budberg, genannt Benningshausen, ward gebohren zu Reval im Jahr 1740 des 8ten des Weinmonats. Die Familie aus der er abstammte, gehört zu den ältesten des livländischen Adels. Sein Vater, den er frühe verlohr, war der Ordnungsrichter Fridrich Wilhelm v. B. und seine Mutter aus dem von Zimmermannschen Hause. Die ersten Eindrücke, welche sich immer am tiefsten, und gewissermassen in den Grund der Seele einsenken, empfieng er unter der Anführung einiger Hauslehrer, besonders unter der Auf-

ſicht eines geſchickten Mannes, Namens Schilling, auf dem Schloſſe zu Klein Roop. So oft ich mich mit meinem ſeel. Freunde in der Nähe dieſes landgutes, welches eine ſehr reitzende lage hat, befand, dachte er mit Entzücken an den Unterricht, den er dort genoſſen, an die unſchuldigen jugendlichen Freuden, die er dort empfunden. Er ſahe dieſen Ort als ſeine zweyte Geburtsſtätte an, und erinnerte ſich dann beſonders mit vieler Wärme des Freundſchaftbündniſſes, welches er daſelbſt mit dem Herrn v. T... dem erſten treuen Gefehrten ſeiner Jugend, errichtet hatte. Er mochte ohngefehr ſein vierzehntes Jahr erreicht haben, da er nach Riga kam, um daſelbſt mehrere Gelegenheiten zur Ausbildung ſeines Geiſtes zu nutzen. Der damalige Rector der Stadt Domſchule Lindner nahm ihn zu ſich, und unterwies ihn in allen nöthigen Wiſſenſchaften. Diejenigen ſeiner noch lebenden Freunde, die ihn in jenen frühern Jahren gekannt und öfterer geſehen haben, verſichern einmüthig, er habe ſich nicht nur durch ſeinen Fleiß, ſondern ganz vorzüglich durch Beſcheidenheit, feinen Anſtand, der durch ſeine ſchöne Geſichtsbildung erhöht wurde, und durch ein gewiſſes ernſthaftes ſittſames Betragen, frey von Leichtſinn und Hang zur Sinnlichkeit ſo ſehr ausgezeichnet, daß er die Herzen aller gewonnen, und daß man ihn als einen liebenswürdigen hoffnungsvollen Jüngling überall geſchätzt habe. Dieſes Zeugniß verſchiedner glaubwürdiger Perſonen, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, da er in ſeinem ganzen übrigen Leben

einen

einen gewiſſen, jedoch von Stolz und Eigendünkel völlig unbefleckten Ernſt verrieth, der ihm ſchon frühe eigen geweſen ſeyn mußte.

Im Jahr 1757 bezog unſer Baron Budberg mit dem durch eine Abhandlung über die italieniſchen Dichter bekannten Meinhard, deſſen Führung er anvertrauet wurde, die Univerſität zu Königsberg. Von da begab er ſich nachmals auf eine längere Zeit nach Straßburg, um die neuern Sprachen, die Philoſophie und die ſchönen Wiſſenſchaften zu ſtudieren. Der berühmte Dichter Zachariä ſagt in der Vorrede zur zweyten Ausgabe von Meinhards Verſuchen über die italieniſchen Dichter, von dieſem Führer meines Freundes: „er ſey ein Mann von den größten und feinſten Kenntniſſen, dem richtigſten Geſchmack im Reiche der ſchönen litteratur, von einem großen und edeldenkenden Herzen geweſen, und niemand habe mit beſſerer Art jemanden wozu aufmuntern können als er.“ Man denke ſich den folgſamen, fleißigen und fähigen Jüngling unter einer ſolchen Anführung, unter den Augen eines Mannes von ofnen feurigen Herzen, deſſen Umgang, wie Zachariä ſagt, im höchſten Grade unterhaltend und angenehm war, wie glücklich mußte man ihn ſchätzen. Die gewöhnliche Philoſophie hatte für unſern B. keine Reitze, und die Schulmethode war ein Gefängniß für ihn, daher beſchäftigte er ſich beſonders mit den ſchönen Wiſſenſchaften, den bildenden Künſten und den neuern Sprachen. Die franzöſiſche Sprache ſchrieb und ſprach er mit großer Voll-

kommenheit. Nach vollbrachter academiſchen Laufbahn trat er in Meinhards Begleitung ſeine Reiſe durch die vorzüglichſten Cantons der Schweitz an. Hier war es, wo die vortrefflichſten Scenen der Natur, die er täglich vor ſich ſahe, wo die Mannichfaltigkeit der angenehmſten Ausſichten, einen ſo großen Reitz für ihn hatten, und einen ſo lebhaften Eindruck auf ſeine Seele machten, daß er das Landleben aller Pracht der Städte vorzuziehen lernte, ſich öfterer mit kleinen Verſuchen in der Dichtkunſt beſchäfftigte, ſich mit allem Fleiß auf die Zeichenkunſt legte, und die ſchönſten Ideen einſammelte, die man in verſchiedenen ſeiner Landſchaften bewundern muß. Noch mehr bildete er ſich in den zeichnenden Künſten, da er im Jahr 1761 ſeine Reiſe nach Italien fortſetzte. Mit welchem Nutzen er die ſchönſten Werke älterer und neuerer Künſtler dort ſtudiert habe, beweiſen ſeine noch vorhandenen Arbeiten, und gewiß hätte er ſich unter deutſchen Künſtlern einen vorzüglichen Rang erworben, wenn er in einem reifern Alter in jene Gegenden gekommen wäre. Am längſten hielt er ſich in Florenz, Venedig, Rom und Neapel auf, wo ihm bald Meinhards Bemerkungen, bald Winkelmanns freundſchaftliche Lehren große Vortheile brachten. Er las die italieniſchen Dichter dabey ſehr emſig, und unter weſſen Aufſicht konnte dieß beſſer geſchehen als unter der Aufſicht und Anführung des erſtern, der ihre Schönheiten und Gebrechen ſo vollkommen inne hatte. Überhaupt gehörte Budberg nicht zu dem großen Haufen

derer,

derer, die Italien besuchen, um einige Gemälde, Statüen und Palläste anzustaunen, und unbekannt mit den Regeln der Kunst alles zu bewundern, ihm war es hauptsächlich darum zu thun, sich den richtigsten Geschmack zu verschaffen, dazu hatte er Mittel und Gelegenheit in den Händen, und daß er diese treulich benutzt habe, davon ist mehr als ein Beweis vorhanden. Nachdem er einige Zeit in Italien gewesen war, widmete er sich der Perspectivmalerey, weil diese ihm die meisten Reize zu haben schien, und wäre er nur bey seinem Vorsatz geblieben, in keinem andern Fach der Kunst weiter zu arbeiten, als in diesem, er hätte uns Meisterstücke hinterlassen. Die wenigen Gemälde dieser Art, die noch von ihm vorhanden sind, erhalten von Kennern das beste lob. Aus Italien gieng seine Reise durch Frankreich und die Niederlande nach England. In diesem letztern Reiche war Meinhard nicht mehr sein Begleiter, weil ihn seine kränklichen Umstände nöthigten zurückzubleiben und sich nach Deutschland zu begeben. B. blieb in England beynahe ein halbes Jahr, machte sich mit den Sitten, Gebräuchen und der politischen Verfassung dieser glücklichen Insulaner bekannt, und kehrte darauf durch einen Theil von Deutschland in sein Vaterland zurück. Mit so manchen nützlichen Kenntnissen ausgerüstet, konnte es ihm an Beyfall und Achtung nicht fehlen, und man würde ihm keine Ehrenstelle versagt haben, wenn er sich um dieselbe hätte bewerben wollen. Nicht lange nach seiner Zurückkunft besuchte er die Residenz

dieſes Reichs, woſelbſt er ſich aber nur eine kurze Zeit aufhielt. Bey der Krönung unſrer jetzt regierenden Kayſerin war er als Deputirter des livländiſchen Adels zugegen, und das war der erſte öffentliche Beweis des Zutrauens, den ihm ſein Vaterland gab. Nach ſeiner Wiederkunft verheyrathete er ſich mit einer Baroneſſe von Campenhauſen, der jüngſten Tochter eines um dieſe Provinz ſo ſehr verdienten Mannes. Anfangs lebte dieſes glückliche von jedermann geſchätzte Paar hier in Riga, aber ſehr bald bezog mein ſeel. Freund, der von jeher ein großer Verehrer des Landlebens geweſen war, ein nahe bey der Stadt gelegenes kleines Landgut Traſtenhoff. Hier war es, wo er in philoſophiſcher Ruhe die Freuden der Freundſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften, die ihn unaufhörlich beſchäftigten, und denen er gewiſſe Stunden des Tages mit einer ängſtlichen Pünctlichkeit gewidmet hatte, genoß. Die Künſte und die Muſen, pflegte er zu ſagen, verehre ich als die größten Heiligen, und ſie ſchaffen mir Stunden, die ſich kein Menſch durch Geld erkaufen kann. Es ſchien ſeiner Zufriedenheit und ſeinem Glück nichts zu fehlen, obgleich er ein ſehr mäſſiges Vermögen beſaß — aber welchem Sterblichen hat es wohl geglückt, ſeine Laufbahn ohne Kummer und Leiden zu vollenden, welche Klugheit iſt erfinderiſch genug, ihnen auszuweichen, und welche Gewalt ſtark genug, ihnen zu widerſtehen. Sie verwundeten auch das Herz dieſes edlen Mannes. Er verlohr eine Tochter, die er zärtlich liebte, und ſahe ſich durch

ihren

ihren Tod in allen ſeinen ſüßen Erwartungen getäuſcht. Er litt noch mehr im Jahr 1776, da öftere Anfälle vom Blutauswurf ſeine Geſundheit zerrütteten. Obgleich er in der erſten Zeit dieſe Krankheit nicht achtete, ſo nahm das Übel doch ſo ſehr überhand, daß man für ſein Leben die gefährlichſten Folgen befürchtete. Auf Anrathen einiger Ärzte entſchloß er ſich daher im Jahr 1777 eine Reiſe nach Berlin und von da ins Schlangenbad zu thun. Das war der mir ewig unvergeßliche Zeitpunct, da ich mit dieſem vortreflichen Manne, den ich vorher nur dem Rufe nach als den glücklichen Bewohner von Traſtenhoff gekannt hatte, bey ſeiner Durchreiſe durch Leipzig in nähere Verbindung kam. Ich gewann ſeine Freundſchaft vorzüglich dadurch, daß ich ihn mit den dortigen Künſtlern und Kunſtwerken bekannt machte. Seine Zeit war eingeſchränkt, er eilte nach Frankfurt am Mayn und von da ins Schlangenbad Im Herbſt deſſelben Jahres kehrte er geſund in den Schooß ſeiner Familie zurück. Bey der ſtrengen Diät, die er führte, und die ſo weit gieng, daß er ſich aller Fleiſchſpeiſen gänzlich enthielt, welches Gelübde der Enthaltſamkeit er bis an ſeinen Tod treulich gehalten hat, hoffte er auf die beſte Geſundheit, und genoß ſein Leben mit der größten Zufriedenheit auf ſeinem kleinen Landſitze. Im Jahr 1778 wurde ich als Lehrer ſeines älteſten Sohnes ein Augenzeuge ſeines häuslichen Glücks. Nach anderthalb Jahren, die ich in ſeinem Hauſe zugebracht hatte, wurde ich durch den Beruf zu einer hieſigen Predigerſtelle von ihm getrennt,

und er bezog nach dem bald darauf erfolgten Tode seiner Mutter das Gut Kegeln bey Wolmer. Die Entfernung von seinen hiesigen Freunden und die Erziehung seiner Kinder bewogen ihn aber, wieder hieher zukommen, und da er seinen ehemaligen lieblingsaufenthalt einem andern überlassen hatte, so kaufte er, um das landleben wenigstens zur Hälfte zu geniessen, ein in der hiesigen Vorstadt belegenes Haus. Auf dem Landtage bey Eröffnung der Statthalterschaft, erwählte ihn der versammlete Adel zum Marschall des Walkschen Kreises, und ernannte ihn zum Deputirten nach St. Petersburg. Nach geendigter Reise theilte er seinen Auffenthalt, und begab sich nach Walk, so bald es die Sitzungen des adlichen Vormundschaftamtes erforderten, aber er war bey uns, so bald er seine dortigen Geschäfte geendiget hatte. Indessen bekleidete er diese Stelle nur kurze Zeit, und in derselben hatte er den Kummer, einen würdigen lehrer seiner Kinder, den er herzlich liebte, durch den Tod zu verlieren. Wie konnte er an diesen geschickten jungen Mann ohne Thränen denken. Im May 1784 reiste er abermals nach Walk, um dort seines Amtes wahrzunehmen; allein er kehrte nicht mehr zu uns zurück. Am 3ten Julius erfolgte sein Tod. — Dieses sind die vorzüglichsten Schicksale und lebensumstände unsers unvergeßlichen Budbergs. Ich hielt es vor nöthig, diese kurze Beschreibung vorauszuschicken, ehe ich etwas über seinen Character sagte, weil sonst manches in der Schilderung desselben weniger deutlich oder interessant seyn

möchte,

möchte, und weil vielleicht nicht jeder, der ihn persönlich kannte, Gelegenheit gehabt hat, seine Lebensumstände zu erfahren. —

Meinen nun verklärten Freund lernte ich zuerst als Liebhaber der Kunst und als Künstler selbst kennen. Von der ersten Jugend an war die Malerey immer seine Lieblingsbeschäftigung gewesen, und in der Schweiß sowohl als in Italien hatte er die schönsten Gelegenheiten gehabt, diese Liebhaberey, die bey ihm Leidenschaft geworden war, zu befriedigen, und seinen Geschmack durch das Studium alter und neuer Kunstwerke zu bilden. Daß er einer der geschicktesten und besten Zeichner gewesen, könnte ich jedem Kenner aus einer Sammlung von seinen Handzeichnungen, die ich besitze, darthun, aber ich berufe mich auf das Zeugniß eines würdigen Greises, des berühmten Prof. Oeser in Leipzig, der einst mit vielem Nachdruck sagte: „auf einen solchen Zeichner kann Livland stolz seyn.“ B. copirte in reifern Jahren nie andrer Arbeiten. Sein freyer Geist sträubte sich gegen diesen Zwang, aber die Natur in ihrem Gange gleichsam auszuspähen, und sie nach einer vorher gut getroffenen Wahl des Gegenstandes zu copiren, das war so ganz seine Sache. Er studierte sie mit ausserordentlicher Aufmerksamkeit, und faßte mit großer Lebhaftigkeit jedes vorübergehende Phänomen. Er besaß einen unerschöpflichen Reichthum an Ideen, die er mit der größten Genauigkeit und Richtigkeit, mit Geschmack und Fertigkeit auf dem Papier entwarf. Er verfertigte seine Handzeich-

nungen

nungen insgemein in dem vollen Feuer der Begeis
rung, dem wahren Zeitpunct, da der Künstler a
meisten fühlt und am glücklichsten arbeitet. Sei
Gedanken, Erfindungen und Entwürfe hob er zu
künftigen Gebrauch sorgfältig auf. Er mahlte n
in Oel — aber ich muß selbst nach meiner gering
Kenntniß offenherzig gestehen, daß die meisten sein
Zeichnungen seinen vollendeteren Werken vorzuzieh
sind. Der mit den wenigen wesentlichen Strich
fühlbare Character jedes Gegenstandes in den erste
rührt oft lebhafter und befriedigt mehr als das mühs
bis zur Vollendung bearbeitete Gemälde. Das w
besonders der Fall, wenn er Portraits oder historis
Stücke unter Händen hatte. Das Portrait war
der Anlage dem Original ähnlicher als bey der letz
Bearbeitung, und die Figuren in historischen Stück
beym ersten Entwurf correcter und schöner als bey ihr
Beendigung. Ich darf es nicht verhehlen, daß ihn
nicht selten die Haltung, die eigentlich dem Gemäl
das Leben und die wahre Natur giebt, fehlte, do
hat man auch einige Stücke von ihm, denen man di
sen Vorwurf nicht machen darf. Die besten von ih
vorhandenen Gemälde, die diesem Fehler am wenigst
unterworfen waren, sind Landschaften. Sie sind u
streitig die schönsten Zeugen seiner Talente, Kenntn
und Empfindung. In Zeichnungen und Farben
darinn alles Natur, die Perspectiv ist genau beobac
tet, und der Baumschlag ertheilt ihnen einen vorzü
lichen Werth. Felsen, Vorgründe, Fernen, Baue
häus

häuser, Ruinen, Wasser und luft sind schön und untadelhaft. Seinen übrigen Gemälden würde es nicht an Vollkommenheit gefehlt haben, wenn er sich nur entschlossen hätte, bey einem Fache der Kunst zu bleiben; aber so arbeitete er zu gewissen Stunden, ohne sich durch den Besuch seiner Freunde abhalten zu lassen, mit denen er sich, die Palette in der Hand, angenehm unterhielt, bald an einem Portrait, bald an einer Landschaft, bald an einen historischem Stück. Er gestand diesen Fehler oft, indessen glaubte er, die Kunst würde weniger Reitz für ihn haben, wenn er sich auf ein einziges Fach einzuschränken entschlösse. Der Grad meines Vergnügens, war seine Entschuldigung, wird durch die Mannichfaltigkeit bestimmt. So wie die grosen Gegenstände, die ihn in der Schweitz und Italien umgaben, äusserst fühlbar auf ihn gewirkt haben, dem die Kunst Instinct war, so hatten die Schönheiten der Natur, mit deren Vorstellung er sich beschäftigte, eine ganz nahe Beziehung auf seinen Character. Sie bildeten den Geist und Geschmack unsers B., sie heiterten seine Begriffe auf, gewöhnten ihn an Ordnung und Übereinstimmung, und entwickelten in ihm die angenehmsten Empfindungen. Er arbeitete nicht um bewundert zu werden, nie hat Ruhmsucht seine schöne Seele entweiht, er arbeitete auch nicht, um sich die langeweile zu vertreiben, sondern zum Besten der dürftigen Menschheit. Von dieser Seite hat Budberg als Mahler einen doppelten Werth. Nur wenige Gemälde behielt er zurück, um sie seinen

Kin-

Kindern als ein Andenken zu hinterlaſſen, die mei
wurden zum Beſten der Armen verkauft. Sein S
ſel half ihm eine der ſüßeſten Pflichten, die Wohlt
tigkeit ausüben, an deren Erfüllung ihn ſeine da
ligen Vermögensumſtände hinderten.

Mein ſeel. Freund iſt auch unter uns als Dich
bekannt. Es iſt unleugbar, daß die Natur ihm
lent zur Poeſie verliehen hatte. Er war voll ſinn
cher Einfälle und Erfindungen, die verſchwiſte
Kunſt, die Malerey, erweckte in ihm erhabne V
ſtellungen und Empfindungen, die er durch fleiſſi
Leſen der beſten Schriftſteller nährte. Seine Ein
dungskraft hatte den höchſten Grad der Lebhaftigk
und bey weniger Philoſophie wäre er leicht ein Schw
mer geworden. Von allen ſeinen Gedichten iſt,
viel ich weiß, nur ein einziges, auf den Tod der ju
gen Gräfin v. W., gedruckt worden, ein ſehr groſ
Vorrath liegt noch im Manuſcript, und bey ein
ſorgfältigen Wahl würden wir eine Sammlung erh
ten, die ihrem Verfaſſer Ehre machte. Er nütz
da ich noch in ſeinem Hauſe war, in den mittle
Monaten die früheſten Morgenſtunden zur Verfer
gung ſeiner Poeſien. Wenn noch alles ſchlief deel
mirte er ſchon auf einem Spatziergange im Garte
in einem nahe gelegenen Wäldchen manches Gedich
welches er nach ein paar Stunden niederſchrieb, u
das nannte er laut denken. Einige geiſtliche Oden v
ihm ſind vortrefflich, und eine noch unvollendete üb
das Vertrauen auf Gott, die ich nach ſeinem To

a

auf seinem Pulte fand, ist ein schönes Denkmal seines frommen gefühlvollen Herzens. Der scherzhaften Lieder und Gelegenheit-gedichte von ihm, befinden sich eine ziemliche Anzahl in den Händen seiner Freunde. Sie sind keine Meisterstücke, ja in manche sind Fehler wider die Regeln der Dichtkunst eingeschlichen, weil er sie zu flüchtig entwarf. denn ein Mann, der so fleissig die besten Dichter neuerer Völker gelesen hatte und noch las, und von Meinhard erzogen war, konnte wohl nicht unbekannt mit den Regeln der Poesie seyn — aber sie alle verrathen die edelsten, frohesten Empfindungen ein für Freundschaft warmes Herz. Da sein Gedächtniß mit Bildern und Metaphern aller Dichter angefüllt war; so boten sie sich ihm ungesucht von selbst dar. Es war sein größtes Vergnügen, den Stolz auf adliche Geburt, Würden und Reichthum, wovon er in seiner Verbindung als Edelmann besonders manches Beyspiel sah, lächerlich zu machen, die Thorheiten der Menschen zu schildern, und es gelang ihm mit vielem Witz. Nächstdem besang er am öftersten den wahren Werth der Dinge in der Welt, die Schönheiten der Natur, die Reitze der liebe und Freundschaft, die Zufriedenheit und philosophische Ruhe, in der er lebte, die Freuden, die ihm die Kunst gewährte. In einigen ernsthaften Gedichten herrscht eine gewisse Melancholie, die er doch am Ende durch die besten Grundsätze der Religion zu verscheuchen weiß. — Einmal erschien B. auch öffentlich als Schriftsteller, mit seiner Beschreibung eines Auffenthalts im

Schlan-

Schlangenbade im Jahr 1777. Seine Schreibart nähert ſich der maleriſchen, correct claſſiſch iſt ſie nicht, aber ſie iſt doch Beweis ſeines vortrefflichen Genies. Vielleicht würde er noch mehr kleine Schriften nach einiger Bearbeitung herausgegeben haben, allein die Recenſion dieſes ſeines erſten ſchriftſtelleriſchen Products in der allgem. deutſchen Bibliothek ſchreckte ihn ab, je eine ſeiner Arbeiten zum Druck zu befördern. In Anſehung der Sophie (der Gemahlin unſers B., die oft darin vorkömmt) hat der Recenſent den Verfaſſer ganz mißverſtanden; er hält ſich bey kleinen Fehlern auf, um das übrige Gute darin zu verdunkeln. — B, der thätige emſige Mann, hatte ſeine Zeit höchſt regelmäßig eingetheilt. Den ganzen Tag fand ſein geſchäftiger Geiſt neue Nahrung. Er laß, oder arbeitete an ſchriftlichen Aufſätzen, oder zeichnete, oder hatte ein Gemälde unter Händen, oder er bekümmerte ſich um den Feld und Gartenbau, oder um ſeine Oeconomie überhaupt. An den Winterabenden pflegte er eine Stunde an der Drehbank zu zubringen, oder die künſtlichſten Arbeiten in Pappe zu verfertigen, oder ſeine Kinder durch die Muſik einer Flöte aufzumuntern. In den Sommermonaten lud ihn die reitzende Gegend voll der angenehmſten Abwechſelung, in der er lebte, nach vollbrachten Geſchäfften, zu einem nachbarlichen Beſuch und zu einem Spatzieraange ein, wobey er oft bis zur Schwärmerey froh war, ohne daß jedoch ſein Herz, ſeine Vernunft und die guten Sitten darunter litten.

Nie

Nie habe ich glücklichere Ehegatten gekannt als mein Freund und seine verehrungswürdige Gemahlin waren. Ähnlichere Seelen, die so ganz für einander geschaffen waren, habe ich nie gesehen. In beyder Herzen herrschte reine Tugend und Unschuld in dem schönsten Schmuck der Einfalt der Natur. Beyde fanden sich durch die Liebe, die sie gegen einander hegten, so glücklich, daß in ihnen nie eine Idee von höherm Glück aufstieg. So ganz rein habe ich das Vergnügen der Tugend und den Genuß herzlicher Freude nie gesehen als bey diesem Paar, nie so edle große Seelen, so ganz frey von Stolz und Neid, so vollkommen zufrieden selbst bey den unangenehmsten Ereignissen gefunden, als sie. Ihre Unschuld, mit dem bestgebauten Verstande gepaart, theilte ihnen eine unzerstörbare seelige Ruhe mit, und machte sie würdig, von Engeln besucht zu werden. In den der ächtesten Freundschaft gewidmeten Stunden, erwärmten sie sich und ihre Kinder zur Tugend. An dem Ort, wo sie lebten, wo sich die Annehmlichkeiten des Stadt- und Landlebens mit einander vereinigten, schien alles übereinzustimmen, um ihre Liebe und ihren Edelmuth zu belohnen. Noch blutet mir das Herz, wenn ich an die traurige Trennung dieses zärtlichen Paares denke. — B. war der vortreflichste Vater, der alles that, um den Verstand seiner Kinder zu entwickeln und zu üben, ihren Willen zu lenken, sie tugendhaft zu machen, und ihre äusserliche Aufführung zu leiten. Seine Ordnung und Regelmäßigkeit, seine feinen Sitten,

seine unerschütterliche Rechtschaffenheit, sein Fleiß, seine Liebe zu jeder Tugend, waren ihnen das schönste Muster. Er gewann ihre Herzen durch Liebe, denn er wußte wohl, daß, wenn sie ihn liebten, sie gerne alles thun würden, was ihm Freude machen, und alles unterlassen, was ihm Schmerz verursachen könnte. Er mischte sich in ihre Spiele, die nicht bloß den Körper, sondern auch den Geist beschäftigen mußten, brachte dabey immer die feinsten Sittenlehren und Bemerkungen an, und zeigte ihnen nach Gründen handeln. Wie er überhaupt als Vater gegen seine Kinder gesinnt gewesen, beweist der Brief, den er an meinen würdigen Freund, den Herrn Prof. E. in Leipzig schrieb, da er einen geschickten Lehrer seiner Kinder verlohren hatte, und dessen Stelle durch ein tüchtiges Subject besetzt zu sehen wünschte. Ich will daraus nur einige Stellen anführen. „Vor etwan zwey Jahren erhielt ich durch Ihre gütige Bemühung in der Person des Herrn L. einen vortrefflichen Lehrer für meine Kinder — ich sah diesen Mann als das beste Geschenk des Himmels an, und freute mich im voraus auf die Jahre, die sein edles Herz dem Wohl meiner Kinder aufzuopfern bereit war. Gott hat ihn mir entrissen, meine Kinder sind ohne Lehrer und stehen in Gefahr, die guten Eindrücke zu verlieren, die die Lehre und das Beyspiel dieses mir unvergeßlichen Mannes auf ihre jungen Seelen gemacht hatten. Gerne wünschte ich daher, einen Mann wieder in meinem Hause zu sehen, wie mein seeliger L. war, der mir die

Freund-

Freundschaft erzeigte, die Vaterpflichten mit mir gemeinschaftlich zu erfüllen. Die Pflicht, für das Wohl der Meinigen zu sorgen, scheint mir zu beträchtlich, um nicht für dieselbe alles zu wagen. u. s. w.“ — Im Umgange mit andern war der seel. B. der liebenswürdigste Mann, und in seiner Gesellschaft empfieng die Seele unter den Seeligkeiten der Freundschaft die stärksten Ermunterungen zur Weisheit und Tugend. Ein Herz ohne Falsch, und von fester Treue, ein feiner Geschmack, der sich zu der größten Reinigkeit des Characters gesellte, verbunden mit den Sitten der feinen Welt, machten ihn überall schätzbar. Seine höchst interessante Gesichtsbildung, die einen gebildeten Geist und ein tieffühlendes Herz verrieth, zogen die Aufmerksamkeit aller auf sich. Jeder las auf seiner Stirn, dessen Ernst eine geistreiche Freundlichkeit des Mundes und der Augen milderte, die Schrift einer guten Seele, und eilte ihm entgegen. Jeder unterschied ihn sehr bald, und suchte ihn, den edlen Bürgerfreund, in alle Arten der Ergiessung der Laune, des Scherzes und des Ernstes zu ziehen. In einem Zirkel von Personen, die ihre Hoheit zu fühlen schienen, die steifen Regeln des Ceremoniels als unverletzlich ansahen, war er mißmuthig, sein freyer Geist konnte die Fesseln eines lächerlichen Zwanges nicht ertragen, aber un er vertrauten Freunden, und besonders bey ländlichen Scenen der Freude, gewährte er die angenehmste Unterhaltung. Nie war er froher als wenn wir uns zu der Zeit, da ich noch in seinem

Hauſe lebte, nach dem benachbarten Grafenheyde hinbegaben. Ein Beweis davon iſt folgendes Gedicht, welches er bey ſeinem Abſchiede aus dieſer angenehmen Gegend verfertigte:

Ihr bleibt mir unvergeßlich, liebliche Gefilde,
Wo ich die ſchönſte Zeit des Lebens zugebracht,
Und wo ich mir im id'ſchen Bilde
Das Glück Elyſiums gedacht,
Wo ich der Freundſchaft Werth empfunden
Und gute Seelen mich geliebt.
Jetzt, wenn mich mancher Schmerz betrübt,
Erheitr' ich meine traurigen Stunden
Durch die Erinn'rung jener Zeit,
Da ich noch frey und ungebunden
Der Freude mich allein geweiht.
Ja du, mir theures Grafenheyde,
Des beſten Paares Paradies,
Dir wünſche ich zum Lohn für jede Freude,
Die Gott in deinem Schooß mir oft genießen ließ,
Beſitzer, die dich ſtets wie deine jetz'gen ſchmücken,
Und dich genießen, ſo wie ſie —
So wirſt du auch nach mir mit fröhlichem Entzücken
Noch meine Kinder einſt durch ſanfte Harmonie
Der Seelen, ſo wie mich beglücken.

Noch gehört zur Schilderung des Characters meines Freundes, daß er ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit nicht blos auf das Vergnügen richtete, welches ihm das Landleben als einem alten Liebhaber deſſelben gewährte, ſondern auf das Glück ſeiner Bauern. Er unterſtützte ſie auf die thätigſte Weiſe, gab ihnen man-

mancherley Mittel zur Vermehrung der Fruchtbarkeit des Bodens an die Hand, er verabscheute alle Erpreſſung, alle ſclaviſche Behandlung, höchſt ſelten und mit wahrem Kummer ſchritt er zu Strafen, gerne belohnte er ihren Fleiß, ihre Geſchicklichkeit und Treue. Zur Bildung der Jugend traf er die beſten Anſtalten. Um ſeinen Unterthanen die Mühſeeligkeit ihres Berufs zu verſüßen, pflegte er am Johannistage, dem größten Freudenfeſt unſrer livländiſchen Bauern, durch eine Lotterie mancherley Geſchenke von Büchern, Meſſern, Sicheln, weiblichen Zierrathen und dergleichen mehr unter ſie zu vertheilen. Oft war er dabey froher als der Glückliche, dem bey ſeiner Einfalt ein gutes Looß zu Theil wurde. Von Tygern hätten die Menſchen geſäugt ſeyn müſſen, die einen ſolchen Herrn nicht hätten lieben und ihm gerne dienen wollen. Seine Befehle waren immer mit Freundlichkeit und Nachſicht gewürzt, und verlohren durch die Art, mit der er ſie ertheilte, die Mine der Befehle. Seine Bediente ehrten ihn wie ihren Vater. —

Ob unſer B auch Religion gehabt habe, iſt eine Frage, die ich noch beantworten muß. Gewiß hatte er ſie. Er ehrte die Religion, deren Werth er nach einer freyen Prüfung hatte kennen lernen, als das koſtbarſte Geſchenk des Himmels, welches das ganze Verlangen des vernünftigen Menſchen befriedige, in allen Angelegenheiten den gewiſſeſten und ſicherſten Troſt gebe, und die erhabenſten Erwartungen und Hoffnungen für das Künftige einflöße. Er prahlte

aber nicht mit seiner Religion, er strebte nicht darnach, für religiös und gottesfürchtig ausgerufen zu werden — er war es in seinem Herzen und in seinem äusserlichen Wandel. Wer kann an der Religion eines Mannes zweifeln, der so edle Tugenden vollbrachte. Seine Tugend blieb beständig und daher die Ehrfurcht derer, die ihn kannten, unversehrt. Sein Hauptcharacter Menschenliebe, so rein, bedachtsam, thätig, ausdauernd als sie je in einer Menschenseele gewohnt hat, leuchtete nicht blos aus seinem Antlitz, sondern aus allen seinen Handlungen hervor. Kein Unterschied des Standes, Alters, Geschlechts, der Kirche fand bey ihm statt, er umfaßte alle in seinem Herzen und unterstützte alle nach seinen Kräften. Er war aus Grundsätzen ein guter Bürger, und seinem Vaterlande mit wärmster Ergebenheit und Dankbarkeit zugethan. Es war kein Mensch so elend und so schlecht, den er nicht anhörte, gütig zusprach und oft mit Höflichkeit zuvorkam; es war kein Kind zu geringe, daß er sich nicht mit ihm nach seinen Fähigkeiten unterhalten hätte. Der äussere Ruhm hatte keinen Antheil an seinen edlen Thaten, manche und die meisten seiner guten Handlungen vollbrachte er in der Stille. Inneres Gefühl für Pflicht und Wärme für Religion waren es, die ihn zu diesen Handlungen antrieben. Wenn man ihm für Wohlthaten dankte, gerieth er in Verlegenheit, er schien zu fürchten, daß man ihn zu sehr erheben möchte, und eine edle Schamröthe bedeckte seine Wangen. Er gestand gerne seine

Unvoll-

Unvollkommenheiten, denn er war nur Mensch. Sein lebhaftes Temperament verleitete ihn bisweilen zur Hitze, aber bald ward er gelind, sanft, nachgebend, und bey Beleidigungen großmüthig.

Dieser Rechtschaffne ist nicht von Tadel und Vorwürfen frey geblieben. Man mißbilligte es bisweilen mit vielem Spott, daß er, ein Mann von so edler Geburt, seinen Stand vergäße, und sich durch Freundschaftsbündnisse mit bürgerlichen Personen erniedrigte; aber dieser Tadel verdient gewiß keine Widerlegung. Man nannte ihn auch wohl einen Sonderling, aber nur diejenigen, die ihn nicht genug kannten, haben ihm diesen Vorwurf gemacht. Vielleicht hinderte ihn eine gewisse angebohrne Furchtsamkeit, seine Talente in öffentlichen Bedienungen von einer vortheilhaften Seite zu zeigen, oder vielleicht waren die Dinge, mit denen er sich beschäftigen sollte, zu wenig nach seinem Geschmack, hatten zu wenig anziehendes für ihn, um seinen ganzen Eifer anzuflammen. Er besaß eine natürliche Abneigung vor allen solchen Ständen, in welchen man sich zu sehr dem Zwange, den Meinungen und den Vorurtheilen der Menschen unterwerfen muß. In seiner Lebensart, in seinem Umgange und in seinen Sitten hat er sich nie als einen Sonderling gezeigt. Da er als Verwalter des adlichen Vormundschaftamtes, seiner eigentlichen Bestimmung und seiner Lieblingsbeschäftigung, Vater der Verlassenen zu seyn, zugeführt wurde, da war er erst in seiner rechten Sphäre. Es können noch andre Ursachen vorhanden seyn, war-

um er die häusliche Glückseeligkeit, die er so vollkommen genoß, allen eingebildeten und öffentlichen Würden, die ihm längst hätten zu Theil werden können, wenn er sie nicht selbst sorgfältig vermieden, vorzog. — Ich komme auf die letzten Scenen meines Freundes. B. sollte nach Walk, wohin ihn sein Amt rief. Er besuchte mich an dem Tage seiner Abreise, um mit mir verschiednes zu berichtigen. So sehr ich ihn bat, unsre Sache bis zu seiner Wiederkunft auszusetzen, so drang er doch voll Unruhe auf die Beendigung derselben. Beym Weggehen bat er mich um Lavaters Aussichten in die Ewigkeit, die er auf der Reise lesen wollte. Ich gab sie ihm, und wir schieden von einander. Den Nachmittag besuchte ich ihn noch in seinem Hause ohngefehr eine Stunde vor seiner Abreise. War es Besorgniß für seine Kinder, die er sehr krank zurückließ, oder war es eine geheime Ahndung, nicht mehr zu uns zu kommen, er war so unruhig als ich ihn noch nie gesehen hatte, und mit dieser Unruhe, die mich äusserst befremdete, machte er sich auf den Weg. Er konnte das angenehme Grafenheyde, das an seinen ehemaligen Lieblingssitz Trastenhoff grenzte, nicht vorbey reisen, ohne auf einige Stunden wie zum letzten Abschiede einzukehren. Kaum war er von da fort, so bemerkte er Anfälle vom Fieber. Diese Anfälle giengen bey seinem Auffenthalte in Kegeln vorüber. Endlich kam er in Walk an. Bald nach seiner Ankunft begegnete er auf einem Spatziergange dem dortigen Kreysrentmeister, den er inständ-

inſtändigſt bat, eine Summe von 100 Rubel, die man vielleicht zu ſeinem Begräbniß nöthig haben könnte, aufzubewahren. Man hielt dieſes für einen Scherz, aber da er von ſeiner Bitte nicht abließ, ward die Summe angenommen. Nun ward er gefährlich krank, ein dortiger Arzt wandte alle Mittel an, ihn zu retten, ſeine Gemahlin eilte voll Beſtürzung zu ihm hin, ſeine Freunde in der dortigen Gegend bewieſen die zärtlichſte Theilnehmung, und hier waren alle voll banger Erwartung. Das Ungewitter ſchien ſich zu zerſtreuen, und es ſchien beſſer mit ihm zu werden, er und ſein Arzt hatten die ſchönſte Hoffnung — und kaum hatte ſich dieſe erfreuliche Nachricht unter uns verbreitet, ſo entſchloß ſich ein Theil der hieſigen Kaufmannſchaft, an demjenigen Tage 200 Thaler unter die Armen vertheilen zu laſſen, da B. wieder bey uns eintreffen würde.

Doch welch ein Schrecken, als nun unvermuthet die Botſchafft anlangte — er, der Edle, ſey nicht mehr. — Er ſtarb in den Armen ſeiner zärtlichen Gattinn, die nun Gelegenheit hatte, den Werth der Tugend, Religion und Weisheit in den Stürmen des Lebens zu fühlen. Er ſtarb unter großen Schmerzen, aber ohne Bangigkeit, in völligem Beſitz ſeiner Seelenkräfte, und bey der bitterſten Prüfung genoß er einer ſanften Wehmuth. Da er in den letzten Stunden aus einem Schlummer erwachte, in welchem er, wie er ſagte, im Geiſt die Freuden einer beſſern Welt geſchmeckt hätte, bat er ihn nicht in ſeiner Gemüths-

ruhe zu ſtören, weil er nur noch auf das letzte Zeichen zur Abreiſe warte. Der Engel des Todes, ſein Retter, kam, befreyte ihn von ſeinen Banden, belohnte ſeine Arbeit und verſiegelte die Sorgen, die Noth, die Tugend und die Hoffnung dieſes Menſchenfreundes.

Er ward nach ſeinem Willen zu Rodenpois in einem Begräbniſſe begraben, wozu er ſelbſt nicht lange vorher den Riß verfertigt hatte, und neben demſelben wurden, ſo wie er es verlangt hatte, zwey Eichen gepflanzt.

Seine hieſigen Freunde lieſſen ihm zur Ehre und um ſein Andenken zu erhalten, auf ſeinen Tod eine Medaille prägen. Man eröfnete eine Subſcription, und innerhalb 8 Tagen hatten bloß hieſige Freunde des Seeligen auf 250 Exemplare unterzeichnet. Dieſe Medaille iſt von Abramſon in Berlin. Die Hauptſeite enthält B. Portrait, welches aber nicht ganz ähnlich iſt, und hat die Umſchrift: W. D. L. B. de Budberg carus amicis, natus d. VIII Oct. 1740. Die Rückſeite ſtellt einen Grabhügel dar, worauf ſich ein Kreutz befindet. Neben demſelben zeigt ein armer Knabe auf die Palette, die über einem Füllhorn ruht. Eine Anſpielung auf ſeine Wohlthätigkeit. Die Umſchrift heiſt: ars amicum luget, pauper præſidium; unten lieſt man noch den. d. III Jul. 1784.

Man kann mit Recht ſagen, daß er ſo allgemein geliebt und geachtet wurde, als es ſich unter Menſchen erwarten läßt. Ich will ihn nicht weiter durch Lobſprüche preiſen, ſein Name werde mit unauslöſchlicher

Schrift

Schrift in die Geschichte der Edlen des Volks eingegraben, und wer noch Geschmack an ächter Tugend und frommen Handlungen hat, der widme seinem Andenken eine Thräne und strebe seinem Muster nach. Meinem Vaterlande kann ich nichts besseres wünschen, als daß es lauter Männer von so vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens hervorbringen möge, und daß diejenigen, die die Vorsehung in höhern Ständen gebohren werden ließ, es von B. lernen mögen, daß lächerlicher Ahnenstolz und äusserliche Würden uns keinen Werth geben, wenn uns die ächten bürgerlichen Tugenden mangeln.

Ich schätze es für ein Glück meines Lebens, mit diesem Manne in freundschaftlicher Verbindung gelebt zu haben, und ich halte es für meinen besten Ruhm, daß er auch mich und meine Gattin unter seine Freunde gezählt hat. Der Rath des Unendlichen hat ihn uns zu frühe entrissen — aber der Vorhang wird bald niederfallen, unser Auge wird diesen Edlen im Glanze der Unsterblichkeit erblicken, und unsre ganze Seele sich dann einer unzertrennlichen Wiedervereinigung erfreuen. —

Dieß ist die Geschichte eines Mannes, den man noch schätzen wird, wenn diese Schilderung längst der Vergessenheit übergeben seyn möchte. —

Bgmn.

Abhandlung über die Sklaverey, besonders in Rücksicht der Negersklaven,

nach dem Französischen des Herrn Raynal,

von M. H. Arvelius.

In einem Jahrhunderte, wo so viele Irrthümer muthig entlarvet wurden, wäre es schändlich, der Menschheit wichtige Wahrheiten zu verschweigen. — —

Laßt uns beweisen, daß keine Staats-Absicht fähig sey, die Sklaverey zu rechtfertigen, und ohne Furcht, die Regierungen vor den Richterstuhl der ewgen Wahrheit und Gerechtigkeit fordern, die diese Grausamkeit dulden, oder gar ohne Erröthen, den Grund ihrer Macht darauf bauen. (*)

Die Sklaverey ist der Zustand eines Menschen, der durch Gewalt oder Conventionen das Eigenthum seiner Person verlohr, und über welchen ein Herr, wie über eine Sache gebieten kann.

In den frühesten Zeiten, kannte man nicht diesen schrecklichen Zustand. Die Menschen waren alle sich gleich — doch diese natürliche Gleichheit daurte nicht lange. Noch war keine regelmäßige Regierung vermittelt, um die gesellschaftliche Ordnung zu befestigen, noch

(*) Anmerkung. Gilt nur von denen Gegenden, wo die Negersklaverey herrschend ist.

noch gab es keins von den lucrativen Handwerken, welche die Civilisation später unter den Nationen einführte, die Stärkern oder Geschicktern bemächtigten daher sich gar bald der besten Besitzungen; die Schwächern oder Unfähigern ergriffen gezwungen das loos, sich denen zu unterwerfen, welche vermochten sie zu ernähren und zu beschützen. leidlich war diese Abhängigkeit. Bey der Einfachheit älterer Sitten war zwischen Herren und Knechten der Abstand geringe. Ihre Kleidung, Nahrungsmittel und Wohnung fast gar nicht verschieden.

Wenn der Obere rasch und heftig — wie allgemein die Wilden — sich bisweilen der Rauhigkeit seines Characters überließ, so war das blos vorübergehend, und änderte nichts.

Aber gar bald trat eine andre Verfassung in die Stelle der ersten.

Der Befehlende gewöhnte sich leicht an den Glauben, von einer erhabnern Natur zu seyn als die, die gehorchten, entfernte diese von sich und erniedrigte sie. — Entsetzlich waren die Folgen dieser Verachtung. Man fing an, diese Unglücklichen als Sklaven zu betrachten — und siehe, sie wurden. Ein Jeder machte von ihnen ohne Einschränkung für sein Interesse oder seine Leidenschaft vortheilhaften Gebrauch, bedurfte ein Herr nicht mehr ihrer Arbeit, so wurden sie durch Verkauf oder Vertauschen veräussert, und derjenige, der ihre Zahl gerne vergrößert sahe, trieb sie zur Fortpflanzung an.

Nach-

Nachdem die Gesellschaften stärker und zahlreicher geworden und zur Kenntniß des Handels gelangt waren, fand der Schwache Unterstützung beym Richter; und in den verschiedenen Zweigen der Industrie Mittel zum Fortkommen — der Arme; und stuffenweise erhoben sich beyde aus dem erniedrigenden Zustande, für Lebens-Unterhalt Fesseln zu tragen. Der Gebrauch, sich der Gewalt eines andern zu überliefern, ward seltner von Tage zu Tage, und nun ward die Freyheit als ein kostbares unzuveräusserndes Kleinod betrachtet.

Indeß fuhren die Gesetze — damals noch unvollkommen und rauh — eine zeitlang fort, mit der Knechtschaft zu strafen. Eine schlecht geordnete richterliche Gewalt sieht in tiefer Unwissenheit die Genugthuung des Beleidigten für ihren einzigen Zweck an — und also wurden dem Ankläger diejenigen überliefert, welche in Betref seiner die Grundsätze der Gerechtigkeit verletzt hatten. In der Folge bestimmten die Gerichtsstätten sich durch nützlichere und ausgebreitetere Aussichten anders. Jedes Verbrechen schien ihnen mit Recht ein vermegner Angrif wider die Gesellschaft, und der Übelthäter wurde Sklave des Staats, der von demselben auf die vortheilhafteste Art fürs allgemeine Beste Gebrauch machte. Da gabs keine Gefangene ausser denen, welche der Krieg lieferte.

Ehe eine zur Befestigung der Ordnung vermittelte Macht eingeführt war — gab es des Streits unter Einzelnen öfters, und fast immer legte der Überwinder die Knechtschaft dem Überwundenen auf. Diese Ge-

Gebrauch dauerte bey Zwistigkeiten unter Nationen lange fort, denn da jeder Kämpfende auf eigene Kosten ins Feld rückte, war er auch Herr der Gefangenen, die er selbst gemacht hatte, oder derer, die bey Vertheilung der Beute man ihm zum Lohn seiner Thaten ertheilte.

Nachdem aber die Armeen anfingen, aus Miethlingen zu bestehn, eigneten die Regierungen, welche alle Kosten des Krieges trugen, und auf deren Rechnung der ungewisse Ausgang der Begebenheiten fiel, den Raub der Feinde — wovon die Gefangenen allezeit der wichtigste Theil waren — sich zu. Damals mußte man vom Staate oder den benachbarten und wilden Völkern Sklaven kaufen; so war es bey den Griechen, bey den Römern und bey allen Völkern, welche ihrem Wohlleben durch diesen barbarischen und unmenschlichen Gebrauch Vorschub thun wollten.

Europa fiel in das Chaos der ältesten Zeit zurück, als die Völker Nordens den Coloß zu Boden stürzten den ein kriegerischer und politischer Freystaat so ehrenvoll aufgeführt hatte Diese Barbaren die in ihren Wäldern Sclaven besessen hatten, vermehrten deren Anzahl in den Provinzen welche sie überfielen gewaltig. Nicht die allein die mit dem Schwerdt in der Hand waren gegriffen worden, wurden zur Knechtschaft verurtheilt, dieser erniedrigende Zustand ward auch das Erbtheil so manches ruhigen Bürgers, der in seinen stillen Hütten übte die Künste des Friedens. Dennoch war die Zahl freyer Menschen in den bezwungenen

genen landstrichen die stärkste, so lange die Eroberer der Regierungsform treu blieben, die sie festzusetzen für nöthig erachtet um ihre neuen Unterthanen im Zaum und vor fremden Eindrang gesichert zu halten. So bald aber diese sonderbare Institution, welche aus einem unstäten und zerstreuten Volke, nur eine Armee allzeit zu Beine formirten, an ihren Kräften verlor — so bald aufgehört hatte das glückliche Verhältniß, welches das geringste Glied dieses mächtigen Cörpers mit dessen Haupte verband: ward das System allgemeiner Unterdrückung gebildet, da war zwischen denen, die Unabhängigkeit erhalten und denen, welche bereits seit lange in Knechtschaft geschmachtet, kein merklicher Unterscheid mehr.

Die freien leute, sie mochten in Städten oder auf dem lande wohnen, befanden sich in der Domaine des Königs oder auf dem Guthe eines Freiherrn. Alle lehnsherren forderten in jenen Zeiten der Anarchie, daß ein Unadelicher er sey wer er wolle gewesen, nur aus Vergünstigung verliehenes und ursprünglich von der Freigebigkeit der lehnsherrn abhängiges Eigenthum besitzen dürfe. Dies Vorurtheil — das ausgelassenste vielleicht das Jemals das Menschengeschlecht kränkte, machte den Adel glauben, daß er nie ungerecht seyn könne was auch immer vor Verpflichtungen er jenen niedrigen Wesen auflegen mochte.

Diesen Grundsäzen zufolge, ward ihnen nicht erlaubt sich ohne Abschied von ihrem Geburtsort zu ent-

entfernen; sie konnten mit ihrem Vermögen weder durch Testamente noch durch ein andres Vermächtniß bey lebzeiten schalten; und ihr Grundherr war ihr nothwendiger Erbe, sobald sie entweder keine Nachkommen hinterliessen, oder dieselben in einem auswärtigen Bezirke wohnhaft waren. Die Freiheit, ihren Kindern Vormünder zu seßen, war ihnen versagt, und heirathen durften nur die, welche dazu die Erlaubniß zu kaufen vermochten. Man fürchtete damals so sehr die Völker möchten über ihr Intresse und ihre Rechte aufgeklärt werden, daß die Gunst das lesen zu lernen sehr schwerlich verstattet ward. Sie wurden zu den erniedrigendesten Frohndienste gezwungen, die Auslagen denen man sie unterwarf waren willkührlich, ungerecht, bedrückend, der Thätigkeit und der Industrie zuwieder. Sie waren verpflichtet ihren Tyrannen unentgeltlich zu bewirthen wenn er ankam. Ihre lebensmittel, ihr Hausrath, ihre Heerden, alles war der Plünderung ausgesezt. Wenn ein Proceß war anhängig gemacht worden, konnte man ihn durch gütliche Vergleiche nicht heben, weil dieser Vergleich den Herrn um die Kosten des Urtheilsspruchs würde gebracht haben. Aller Tausch und Particuliers war für die Zeit verboten wo der Leyneherr selbst die Producte die er selbst gezogen oder angekauft hatte zu veräussern gesonnen war. So groß waren die Bedrükkungen unter welchen die Classe des Volks schmachtete, die am mindesten gemißhandelt ward, und sollten gleich einige von denen die wir eben einzeln angaben an

einigen Orten unbekannt gewesen seyn, so fanden sich daselbst noch unleidlichere.

Einige Städte Italiens, welche durch Glücksfälle sich in den Besiz verschiedener Handlungszweige gesezt hatten, erröthteten zuerst über einen so erniedrigenden Zustand und fanden in ihrem Reichthum das Mittel das Joch ihrer schwachen Despoten abzuschütteln. Andere erkauften ihre Freiheit von den Kayfern welche während der blutigen und unbegrenzten Händel die sie mit den Päbsten und mit ihren Vasallen hatten sich sehr glücklich schäzten, Privilegien zu verkauffen welche sie in ihrer lage ohnehin nicht versagen konnten. Auch gab es sogar Fürsten die weislich den Theil ihrer Autorität aufgaben, welcher wie die allgemeine Gährung sie voraussehen ließ, bald ohne das ihnen würde geraubt werden. Verschiedene dieser Städte wurden leer, ein größerer Theil derselben machte gemeinschaftliches Interesse, Alle machten eine staatenähnliche Gesellschaft aus, die durch Gesezze regiert wurde welche die Bürger selbst festgesezt hatten.

Der Erfolg dieser veränderten Regierungeform, fiel den benachbarten Nationen auf. Da indeß die Könige und Freiherren, von welchen sie unterdrückt wurden, durch ihre Verhältniße nicht gezwungen waren, auf ihre unumschränkte Gewalt Verzicht zu thun, so begnügten sie sich den Städten ihres Herrschaftsbezirks kostbare und beträchtliche Freiheiten zu verstatten. Sie wurden berechtigt sich mit Mauren zu befestigen und Waffen haben, und zahlten blos einen bestimmten

ertrag-

ertrâglichen Tribut dafür. — Die Freiheit war bey ihrer Einri.tung so sehr Hauptsache, daß ein Knecht der in solch eine Stadt geflohen war, Bürger ward, falls er nicht in Jahresfrist reklamirt wurde. — Diese Bürgerschaften hatten Gedeihen, wegen ihrer Einrichtungen ihrer Bevölkerung und Industrie.

Während der Zustand der sogenanten freien Menschen, so glücklich sich verbesserte, blieb der Zustand der Sclaven immer derselbe, das heißt der bejammernswürdigste. Diese Unglückliche gehörten so ganz und gar ihrem Herrn, daß dieser sie noch Belieben verkaufte oder vertauschte. Alles Eigenthum war ihnen versagt, selbst das Eigenthum dessen was sie von dem ihnen zu getheilten Lebensunterhalt, sich erwarten. Man gab ihnen die Tortur bey dem geringsten Vergehen, ja sie konnten ohne Mitwissen des Gerichtes mit dem Tode bestraft werden.

Die Ehe war ihnen lange verboten; die Verbindung beyder Geschlechter war für sie gesetzwiedrig; man duldete sie zwar, man munterte sogar dazu auf, allein sie erhielt nicht, den priesterlichen Segen. Die Kinder traten in den Stand ihrer Eltern, sie wurden in Knechtschaft gebohren und lebten und starben als Sclaven. Nach dem gewöhnlichsten Rechtsgange, durften sie gegen einen freien Menschen kein Zeugniß ablegen; sie waren zu einer besondern Kleidung gezwungen und diese erniedrigende Unterscheidung weckte in ihnen in jeder Minute den Gedanken an den Schimpf ihres Daseyns: zum grösten Unglück, war das

lehnssiſtem der Freilaſſung dieſer Art Menſchen zuwieder. Ein großmüthiger Herr konnte freilich wohl die Feſſeln der Sclaven in ſeinem Hauſe löſen, aber um die glebae adſcriptos zu befreien, dazu gehörte eine unzählbare Menge von formalitaeten. Nach einem allgemein feſtgeſetzten Grundſaz, durfte ein Vaſſal den Wehrt des lehngutes nicht verringern, und das geſchah wenn die Akkerleute deſſelben entlaſſen wurden. Dies Hinderniß verzögerte die nachherige Revolution, allein es konnte ſie nicht gänzlich verhindern aus folgenden Gründen:

Die Germanier und andere Eroberer hatten zur Zeit ihres Eindrangs, ſich unermeßlicher Herrſchaften bemächtigt. Die Natur dieſer Güther, erlaubte keine Zerſtückung derſelben, der Eigenthümer konnte alſo von der Zeit an nicht, alle ſeine Sclaven unter ſeinen Augen haben und wurde gezwungen ſie auf den ländereien zu vertheilen, die ſie bearbeiten ſollten. Da nun ihre Entfernung eine ganz genaue Aufſicht unmöglich machte, fand man vortheilhaft, ſie durch Belohnungen die dem Erfolg ihres Fleißes angemeſſen waren aufzumuntern, und ſo ertheilte man ihnen auſſer ihrem gewöhnlichen Unterhalt Zulagen — mehrentheils aus mehr oder weniger landesproducten beſtehend.

Durch dieſe Einrichtung formirten die Bauren eine Art von Aſſociation mit ihrer Herrſchaft.

Das Vermögen welches ſie ſich in dieſer vortheilhaften lage erwarben, ſetzte ſie in den Stand, für die ihnen anvertrauten ländereien eine beſtimte Arren-

de zu bieten, mit der Bedingung, daß der etwanige übrige Erwerb ihr Eigenthum sey.

Da die Guthsbesitzer auf diese Weise ohne Gefahr und Unruhe eben so viel oder gar mehr aus ihren Gütern machten als bisher, fand diese Verfahrungsart Beyfall, und wurde nach und nach algemein. Der Eigenthümer hatte ferner keinen Grund sich mit seinen Sclaven zu beschäftigen; sie arbeiteten auf ihre eigenen Kosten und zahlten zeitig und richtig — und also ward die persönliche Knechtschaft gehoben.

Doch traf sichs bisweilen, das Mancher, kühner in Unternehmungen — ansehnliche Auslagen in das gepachtete Grundstük gestekt hatte und von demselben versetzt ward, ehe er den Nutzen davon hätte ziehen können. Diese Unsicherheit veranlaßte die Forderung einer auf gewisse Jahre fest bestimten Arrende. In der Folge ward dem Bauer der Besiz für seine lebenszeit oft so gar auch seiner spätesten Nachkommenschaft versichert, und nun, hörte gänzlich auf die würkliche Knechtschaft.

Diese große Veränderung, welche so zu sagen von selbst entstand, ward durch einen Umstand beschleunigt der angemerkt zu werden verdient. Alle Regierungsformen in Europa waren Aristokratisch: Das Haupt jeder Republic war unaufhörlich im Kriege mit seinen Freiherren begriffen. Ausser Stand meistentheils, ihnen durch Gewalt zu widerstehn, war es gezwungen die list zu Hülfe zu nehmen. Die nüzlichste list deren die Oberherren sich bedienten, war,

daß ſie die Sclaven wider die Tyranney ihrer Herrſchaft beſchüzten und die Macht des Adels durch Verminderung der Abhängigkeit deſſen Unterthanen untergruben. Einige Könige mochten vielleicht die Freiheit ganz allein wegen des allgemeinen Nuzzens derſelben begünſtigen, die mehreſten aber wurden ſicher mehr durch perſönliches Intereſſe als durch Menſchlichkeit und Wohlthätigkeit zu dieſer glücklichen Staatskunſt veranlaßt.

Wie dem auch ſeyn mag, die Veränderung war ſo allgemein, daß die Freiheit in Europa mehr ausgebreitet ward, als ſie es unter irgend einem Himmelsſtrich und in irgend einem Jahrhundert geweſen war. Bey allen alten Regierungsverfaſſungen ſelbſt bey denen die man uns ſtets zum Muſter vorſchlägt, war der gröſte Theil der Menſchen zu einer grauſamen und ſchimpflichen Knechtſchaft verdammt. Je aufgeklärter reicher und mächtiger die Geſellſchaften wurden, deſto gröſſer war die Anzahl der Sclaven, deſto bejammernswehrter ihr Schickſal. In Athen gab es 20 Sclaven gegen einen Bürger und in Rom der Beherrſcherin des Weltalls war dies Verhältniß noch ſtärker In beyden Republiquen, wurden die Sclaven im höchſten Grade angeſtrengt und Uebermaß von Schimpf und Elend war ihr loos. Nachdem die Sclaverey bey uns abgeſchaft iſt, iſt das Volk hundertmal glüklicher ſelbſt in den Deſpotiſchſten Staaten, als es vormals in den beſteingerichteſten Democratien war.

Aber

Aber kaum ward die häußliche Freiheit in Europa aufs neue gebohren, als sie in Amerika zu ihrem Grabe geführt ward. Der Spanier den zuerst die Wellen ans Ufer dieser neuen Welt auswarfen, glaubte Völkern die weder seine Farbe noch seine Gebräuche noch seine Religion hatten gar nichts schuldig zu seyn, er sah in ihnen nur Werkzeuge für seinen Geiz und legte ihnen Fesseln an. Diese schwachen und an Arbeit nicht gewöhnten Menschen starben bald von den Dünsten in den Minen, oder bey andrer fast eben so tödlicher Arbeit. Da forderte man Sclaven aus Afrika. Ihre Anzahl ist nach Maaßgabe der Ausbreitung der Kultur des Landes gestiegen. Portugiesen, Holländer, Engelländer, Franzosen und Dänen: all diese freien oder unterjochten Nationen, haben ohne Gewissensbisse im Schweiß und Blut und in der Verzweiflung jener Elenden Erhöhung ihrer Glücks-Verfassung gesucht. O der Abscheulichkeit!

Die Freyheit ist das Eigenthum seiner selbst. Man unterscheidet drey Arten derselben, natürliche, bürgerliche und politische Freyheit. Das heißt Freyheit des Menschen, Freyheit des Bürgers und Freyheit des Volks. Die natürliche Freyheit ist das Recht, das die Natur jedem Menschen verlieh, willkührlich über sich selbst zu gebieten. Die bürgerliche Freyheit ist das Recht, das die Gesellschaft jedem Bürger verstatten und sichern muß, alles thun zu dürfen, was den Gesetzen nicht widerspricht. Die politische Freyheit ist der Zustand eines Volks, das seine Oberherr-

ſchaft nicht veräuſſerte, das ſich ſelbſt Geſetze giebt, oder doch an der Geſetzgebung Theil nimmt. Die erſte Art dieſer Freyheit iſt, wie die Vernunft lehrt, des Menſchen unterſcheidendes Erbtheil. Man feſſelt und unterjocht das Vieh, denn es hat keine Kenntniß von Recht oder Unrecht, keine Vorſtellung von Größe und Erniedrigung. Aber in mir iſt Freyheit der Grund meines Laſters und meiner Tugend, nur der freye Menſch kann ſagen, ich will oder ich will nicht, nur er kann folglich Lob oder Tadel verdienen.

Ohne Freyheit, das heißt ohne Eigenthum ſeines Körpers und willkührlichen Gebrauch ſeines Geiſtes, iſt der Menſch weder Gatte, noch Vater, noch Blutsverwandte, noch Freund; hat er weder Vaterland, noch Mitbürger, noch Gott!

Ein Werkzeug zu Verbrechen in der Hand eines Niederträchtigen, iſt ſchlechter der Sklav, als der Hund, den der Spanier auf den Bewohner Amerikas hetzte; denn er hat Gewiſſen als Menſch, der Hund hingegen hat keins. Wer feig ſeiner Freyheit entſagt, verdammt ſich zu Gewiſſensbiſſen und zu dem äuſſerſten Elend, zu dem ein denkend und fühlendes Weſen Fähigkeit hat.

Wenn unter der Sonne keine Macht exiſtirt, die meine Organiſation verändern und zum Vieh mich verwandeln kann, ſo iſt auch keine vermögend, über meine Freyheit völlig zu diſponiren. Gott iſt mein

Vater

Vater und nicht mein Herr (*); ich bin sein Kind, nicht sein Sklave. Wie könnte also der Staat das seyn, was selbst der Allmächtige nicht seyn will!

Diese ewige unerschütterliche Wahrheit, der Grund aller Moral, die Basis jeder vernünftigen Regierungs Verfassung — wäre es möglich, sie zu bestreiten? Ja! und ein grausamer scheußlicher Geiz hat diese mörderisch rasende Kühnheit! — Seht dort den Ausrüster eines Schiffs, der über seinen Schreibtisch hingelehnt, mit der Feder in der Hand, das Heer der Schandthaten ordnet, die er auf der Küste Guineas vollführen zu lassen im Stand ist; der in fröhlicher Musse berechnet, wie viel er Gewehre bedarf, um einen Neger zu bekommen, wie viele Ketten er braucht, um an sein Schiff ihn zu schmieden, wie viele Peitschen zum lohn seiner Arbeit; der mit kaltem Blute zusammenzählt, was jeder Blutstropfen ihm einbringen kann, den dieser Sklave vergiessen wird; der nachdenkend untersucht, ob die Arbeit der schwachen Hand einer Negerin seiner Besitzung mehr oder weniger Vortheil zu bringen vermag, als die Gefahr ihres Kindbetts. Ihr schaudert! — Ha! gäb es eine Religion, die — wär es auch blos durch ihr Stillschweigen — dergleichen Entsetzlichkeit duldete oder begünstigte, die mit unnützen und trügerischen Fragen beschäftigt, nicht ohne Unterlaß wider

(*) Anmerk. Das heißt hier: Gott ist kein Tyrann.

die Urheber und Werkzeuge dieſer Grauſamkeit donnerte: die dem Sklaven ein Verbrechen daraus machte, ſeine Feſſeln zu zerreiſſen, die den ungerechten Richter an ihrem Buſen wiegte, der den Flüchtling zum Tode verdammt — Ha! gäb es ſolch eine Religion — ſollte man da nicht deren Diener unter den Trümmern ihrer Altäre erſticken!

Menſchen oder Teufel — wer ihr auch ſeyn mögt! ſolltet ihrs wagen, den ſtrafbaren Angrif wider meine Unabhängigkeit durch das Recht des Stärkern zu rechtfertigen. Wie? — der, der mich zum Sklaven machen will, iſt nicht ſtrafbar? er gebraucht ſeine Rechte? — und dieſe Rechte — wo ſind ſie? wer hat ſo hoch ſie geheiligt, die meinigen ſchweigen zu machen! Mir gab das Recht zur Vertheidigung Mutter Natur, und folglich konnte ſie dir das Recht, mich anzufallen, nicht geben. Wie! oder träumteſt du dich, mich zu bedrücken berechtigt, bloß weil geſchickter du biſt als ich, oder ſtärker! Gut! ſo beſchwere dich nicht, wenn mein kraftvoller Arm den Buſen dir aufreißt, dein Herze zu ſuchen; beſchwere dich nicht, wenn im zerriſſenen Innern den Tod du empfindeſt, den ich durch deine Speiſen dir ſandte! Geſchickter als du, oder ſtärker bin ich — an dir iſt die Reyhe, das Opfer zu ſeyn, und für das Verbrechen der Unterdrückung zu büßen.

Aber ſagt man, die Sklaverey war doch in allen Weltgegenden, in allen Jahrhunderten eingeführt.

Ich

Ich gebe es zu. — Aber was kümmert mich das, was andere Völker in anderen Jahrhunderten thaten. Muß hier der Gebrauch oder muß das Gewiſſen entſcheiden? muß man Intereſſe, Blindheit und Barbarey, oder Vernunft und Gerechtigkeit hören? Gälte die Allgemeinheit einer Gewohnheit als Beweis ihrer Güte — da wäre die Vertheidigung aller Uſurpationen, aller Eroberungen, und jeder Art der Bedrükkung vollendet.

Aber die älteſten Völker — behauptet man ferner — glaubten Herren des Lebens ihrer Sklaven zu ſeyn, und wir, menſchlicher denn jene, gebieten blos ihrer Freyheit, blos ihrer Arbeit.

Wahr iſts, Aufklärung hat über dieſen wichtigen Punct die Geſetzgeber neuerer Zeiten erleuchtet. Alle Geſetzbücher — ohne Ausnahme — ſind für die Erhaltung ſelbſt des Menſchen, der in Feſſeln ſchmachtet, gewafnet; alle fordern, daß ſein Daſeyn dem Schuz der Gerechtigkeit untergeben, daß nur der Richterſtuhl fähig ſey, die Dauer ſeines Lebens zu kürzen. Doch dieſes Geſetz, der bürgerlichen Einrichtung Heiligſtes — hat es jemals Kräfte gehabt? Iſt nicht Amerika mit unmenſchlichen Coloniſten bevölkert, die keklich die ſouveraine Gewalt an ſich reiſſend, die unſeeligen Schlachtopfer ihres Geizes durch Schwerd und Flammen vernichten, und dieſer himmelſchreiende Mißbrauch, bleibt er nicht unbeahndet — zur Schande Europens? Tritt auf Vertheidiger oder Lobredner unſerer Menſchlichkeit und Gerechtigkeit, tritt auf und

nen

nenne mir einen der Mörder, nur einen, welcher sein Haupt auf dem Richtplatz verlohr!

Doch laßt mich so gar die genauste Befolgung der Verordnungen voraussetzen, die unserm Zeitalter, wie du wähnst, so viel Ehre machen — wird der Sklave alsdann weniger bejammernswehrt seyn? — Der Herr, der über die Anwendung meiner Kräfte gebietet, gebietet er nicht zugleich der Dauer meines Lebens, die von freywilliger und mäßiger Nutzung meiner Fähigkeit abhängt? — Was ist das Daseyn für den, dem das Eigenthum seines Daseyns nicht zukömmt? — Ich darf meinen Sklaven nicht tödten: aber ich darf durch die Geissel eines Büttels sein Blut tropfenweise vergiessen, ich kann mit Schmerz, mit Arbeit, mit Mangel ihn foltern; ich kann von allen Seiten die Quellen seines Lebens untergraben und ausschöpfen, ich kann durch langsame Marter die unglückliche Frucht der Negerin in ihrem Schooße ersticken! — Man könnte sagen, die Gesetze schützten den Sklaven vor einem schleunigen Tod blos darum, damit meine Grausamkeit das Recht behalte, ihn täglich von neuem zu tödten.

Wahrlich, das Recht der Sklaverey, ist das Recht, jegliche Art von Verbrechen zu üben. Verbrechen gegen das Eigenthum — — man raubt ihm das Eigenthum seiner Person; Verbrechen, welche die Sicherheit tödten — — man kann seinen launen ihn opfern; Verbrechen, welche die Schaam mit Schauer befallen — — Mein Blut kocht beym Anblik dieser

ent-

entſetzlichen Bilder! Ich haſſe, ich fliehe das Menſchengeſchlecht, aus Schlachtopfern und Henkern beſtehend — ha und ſollte es nimmer ſich beſſern — wohl dann, ſo werd es vernichtet! —

Aber die Neger ſind eine Menſchengattung zur Knechtſchaft gebohren. Eingeſchränkt an Fähigkeiten, betrügeriſch und boshaft. Sie ſehen ſelbſt die Erhabenheit unſerer Vernunft ein, und anerkennen das Recht unſerer Herrſchaft über ſie, ſelbſt.

Die Neger haben wenig Fähigkeit — weil Sklaverey jede Kraft der Seele vernichtet. Sie ſind boshaft — nicht genug gegen euch; Sie ſind betrügeriſch — weil einem Tyrannen man keine Redlichkeit ſchuldig iſt. Sie anerkennen die Erhabenheit unſers Geiſtes, weil wir ihre Dummheit eingewurzelt; die Gerechtigkeit unſerer Oberherrſchaft — weil wir von ihrer Schwäche Mißbrauch gemacht haben. Bey der Unmöglichkeit, unſere Herrſchaft durch Macht zu erhalten, hat eine verbrecheriſche Staatskunſt ſich aufs Betrügen gelegt. Ihr ſeyd beynah dahin gelangt, ihnen weiß zu machen, ſie wären eine ganz eigne Menſchengattung, beſtimmt zur Verwerfung und Unabhängigkeit, gebohren zu Arbeit und Strafen. Ihr habt nichts verabſäumt, ſie zu erniedrigen — und dennoch macht ihr ihnen ob ihrer Niederträchtigkeit Vorwurf.

Aber dieſe Neger waren gebohrne Sklaven.

Wen, ihr Barbaren, wen hofft ihr zu überreden, daß ein Menſch das Eigenthum eines Oberherren ſeyn kann; ein Sohn das Eigenthum des Vaters, ein

Weib

Weib das Eigenthum des Gatten, ein Hausbediente das Eigenthum der Herrschaft; eines Coloniſten Eigenthum — der Neger? — Hoffärtiges verächtliches Weſen, das ſeine Brüder verkennt, wirſt du nie einſehn, daß dieſe Verachtung auf dein eigenes Haupt fällt. Willſt du, daß dein Stolz edel ſey, (*) ſo ſetze ihn in die nothwendigen Verhältniſſe mit den Unglücklichen, die du erniedrigſt. Dein wahrer Ruhm iſt ein allgemeiner Vater, ein unſterblicher Geiſt, eine künftige Glückſeeligkeit. Ihr Ruhm iſt derſelbe!

Aber der Sclave hat ſelbſt ſich verkaufen gewollt. Wenn er ſich ſelbſt gehört, ſo kann er auch mit ſich ſchalten. Wenn er Herr ſeines Lebens iſt, warum ſollte er nicht ſeyn der Herr ſeiner Freyheit! an ihm iſt es ſich gehörig zu ſchätzen; er hat zu beſtimmen, wie viel er glaubt wehrt zu ſeyn, der, der ihm den beſtimmten Preiß zahlt, hat ihn geſetzmäßig an ſich gebracht.

Der Menſch hat mit Nichten das Recht ſich zu verkaufen, den er hat nicht das Recht alles zu leiſten, was ein ungerechter, harter und verderbter Gebieter von ihm fordern könnte. Er gehört ſeinem erſten Her-

(*) Ob ich hier des Verfaſſers Sinn getroffen habe, weiß ich nicht, denn ich ahnde ihn blos, und verſtehe ihn nicht. Die Überſetzung dieſes Periodens iſt dunkel, mir ſchien er im Original noch dunkler.

Anmerkung des Ueberſetzers.

Herren, Gott, der ihn nie frey ließ. Wer sich verkauft, schließt mit seinem Käufer einen scheinbaren trüglichen Handel: denn er verliert den Preiß, für den er sich hingiebt. In dem Augenblick da er diesen Preiß empfängt, wird er sowohl als sein Geld das Eigenthum des Käufers. Was kann der besitzen, der allem Eigenthum entsagt. Was kann der eigenes haben, der sich das loos zuzieht, nichts zu haben? sogar keine Tugend, keine Ehrlichkeit, keinen Willen. Der, der sich in den Zustand eines Mordgewehrs versetzt hat, ist ein Narr, aber kein Sclave. Der Mensch kann sein Leben verkaufen wie der Soldat, aber er kann nicht verstatten, daß man Mißbrauch von seinem Leben mache, wie der Sklave — das ist der Unterschied unter diesen beyden Ständen.

Aber diese Sklaven waren im Kriege gefangen worden, und ohne uns hätte man sie getödtet.

Ohne Euch — hätte es ohne Euch Kriege gegeben? sind Zwistigkeiten unter jenen Völkern nicht Euer Werk? tragt ihr Ihnen nicht Mordgewehr zu? Flößt nicht ihr den verblendeten Hang ihnen ein, davon Gebrauch zu machen? Werden eure Schiffe diese bejammernswürdige Küste verlassen, ohne das elende Geschlecht, welches dieselbe bewohnt, von der Erde vertilgt zu sehn? Warum erlaubt ihr endlich dem Überwinder nicht von seinem Siege Mißbrauch zu machen, wies ihm gefällt? Warum drängt ihr hinzu, sein Unrecht zu theilen?

Aber es waren Verbrecher, des Todes schuldig oder der härtesten Züchtigung werth, in ihrem eigenen lande zur Knechtschaft verurtheilt.

Seyd ihr denn die Büttel von Afrikas Völkern? — und überdies — wer hatte sie gerichtet? der Sklave ist in einem widernatürlichen Zustand. Alles was beyträgt, den Menschen in diesem Stande zu erhalten, ist ein gewaltsamer Angrif seiner Person. Jede Hand, die ihn der Tiranney eines Einzigen verbindet, ist Feindeshand! wollt ihr kennen lernen die Urheber und Mitschuldigen dieser Gewaltthätigkeit? die sind es, die ihn umringen; die Mutter, die ihm die ersten lehren zum Gehorsam; der Nachbar, der davon ein Beyspiel ihm gab; die Vorgesetzten, die ihn dazu zwangen, die Mitbrüder, die durch ihre Meinung ihn fortrissen. Alle diese sind Diener und Werkzeuge der Tiranney.

Der Tirann kann nichts an sich selbst. Er ist blos das Triebrad der Anstrengung der Unterthanen zu ihrer eigenen wechselseitigen Unterdrückung. Er unterhält sie in ununterbrochenen kriegerischem Zustand, der Raub, Verrath und Todschlag gesetzmäßig macht. Gleich dem Blut, das in seinen Adern fließt, fließen alle Verbrechen aus seinem Herzen, versamlen sich alle wider darin. Caligula sagte: „wenn das Menschen-Geschlecht nur einen Kopf hätte, würde er Vergnügen finden, diesen Kopf abhauen zu lassen.“ Sokrates würde gesagt haben, daß, wenn alle Verbrechen in einem

einem Kopfe vereinigt seyn könnten, man diesen abzuhauen verbunden sey.

Aber, sie sind glücklicher in Amerika, als sie in Afrika waren.

Und warum seufzen denn diese Sklaven in ihr Vaterland sich zurück? — warum entlaufen sie, so bald sie es können? warum ziehen sie Wüsteneien und wilder Thiere Gesellschaft einem euch milde dünkenden Zustande vor? — warum zwingt sie Verzweiflung zum Selbstmord, Euch zu vergiften? — — warum zerstören die Weiber so oft die Frucht ihres leibes, um nicht ihre Kinder zu ihres Elends Genossen zu machen? — Warlich wenn von dem Glück eurer Sklaven ihr redet, betrügt ihr euch selbst, oder uns. Es ist Unsinn eine so entsezliche Barbarey für eine Handlung der Menschlichkeit ausgeben wollen!

Aber in Europa so wohl als in Amerika, sind die Völker Sklaven. Der einzige Vorzug, den wir vor den Negern besitzen, ist eine Fessel zerbrechen und eine andre dagegen wählen zu dürfen.

Nur zu wahr ists, viele Nationen schmachten in Fesseln! Es giebt wenige Religionen in welcher der Mensch sich zu schmeicheln vermöchte, der uneingeschränkte Herr seiner Person und seines Erbtheils zu seyn, und sich in Ruhe zu freuen, der Frucht seines Fleißes. In so manchen unterjochten Weltgegenden, ist der Bürger beraubt, durch die unaufhörlich wachsende Bedürfnisse einer gierigen, oder verschuldeten Regierung, des Erwerbs seiner Arbeit, stets in Betref

der gesetzmäßigsten Mittel zum Fortkommen eingeschränkt. In so manchen Staaten vernichten die Freyheit rasender Aberglaube, grausame Gewohnheit verjährte Gesetze! gewiß sie wird wieder hervorgehn, Moral und Politik, werden durch ihren heilsamen Einfluß die Menschheit zurück versetzen in ihrer wahren Rechte Besitz. Doch Wehe! während wir diese glüklichen, diese licht- und heilvollen Zeiten erwarten, giebt es unglückliche, denen man alles so gar den tröstenden ehrwürdigen Namen freyer Menschen versagt, die man, Trotz der Weltbegebenheiten Veränderlichkeit — selbst der Hoffnung beraubt, ihn je zu erhalten! Nein, was man auch sagen mag, es gleichet dem unsrigen nicht dieser Elenden Zustand! der letzte Grund, den man zur Rechtfertigung der Knechtschaft gebraucht hat, ist, daß man sagte, es wäre dieses das einzige Mittel gewesen, die Neger zum ewigen Heil, durch die Wohlthat der heiligen Taufe zu leiten.

O sanfter Jesus hättest du vorausgesehn, daß man deine milden Grundsätze, zur Rechtfertigung solcher Schändlichkeiten mißbrauchen würde! — wenn die Christliche Religion auf diese Weise den Geiz der Staaten begünstigte, verbannt mögen dann ihre Lehrsätze seyn! Sie kehre zurück in ihr Nichts, oder vorm Angesicht der ganzen Welt, schwöre sie ab den ihr aufgebürdeten Gräuel. — Fürchtet euch nicht Ihr, ihre Priester, in dieser Absicht zu vielen Enthusiasmus zu äussern; Feuer eurer Seelen, wird den Erfolg eures Unternehmens verbessern, Eure Gelassenheit

heit wäre Verbrechen, und Weisheit die brennendste Glut eures Eifers!

Der Vertheidiger der Sklaverey wird finden — wir zweifeln nicht dran — daß man seinen Gründen nicht alle Stärke verliehen, deren sie fähig sind. Vielleicht hat er Recht! Allein wo ist der rechtschaffene Mann, der sein Talent zur Vertheidigung der höchsten Abscheulichkeit zu mißbrauchen vermöchte; der — wenn er Beredsamkeit hätte — sie anwenden könnte, um zu rechtfertigen, tausend begangene, tausend noch zu begehende Mordthaten.

Henker deiner Brüder, du selbst — wenn du's wagst — ergreiffe die Feder, lege Stillschweigen auf der Stimme deines Gewissens, und verhärte in ihrer Bosheit deiner Mitmörder Herzen.

Ich hätte mit mehrerer Stärke in grösserem Umfang die Grundsätze, die ich bestreite zu wiederlegen vermogt, aber wäre der Mühe es werth? Ist dem der seiner Ueberzeugung zu wieder redet, die Anstrengung seines Geistes man schuldig? verdient nicht verächtliches Stillschweigen der, der für seinen Eigennuz und wieder Gerechtigkeit streitet, ja selbst wider eignes Gefühl? für den rechtschaffenen gefühlvollen Mann, habe ich mehr als genug gesagt, für den unmenschlichen Commerçanten könnt' ich nie hinlänglich sagen.

O so laßt uns eilen, das licht der Wahrheit und das Gefühl der Menschlichkeit, an die Stelle der blinden Grausamkeit unserer Väter zu setzen. laßt uns die Fesseln so vieler Opfer unserer Gierigkeit lösen,

wenn wir auch einem Handel entsagen müßten, der nur Unrecht zur Grundlage, nur Luxus zum Gegenstand hat.

Doch nein. Ihr habt nicht nöthig die Producte aufzuopfern, die euch durch die Gewohnheit so theuer wurden. Ihr könntet sie aus Afrika selbst ziehen, die wichtigsten wachsen daselbst von Natur, und man würde ohne Mühe die andern dort anpflanzen können. Wer wagts zu vezweifeln, daß Völkerschaften, die um manchen vorübergehenden Wunsch zu befriedigen, selbst ihre Kinder verkaufen, sich nicht entschliessen sollten, ihr Land zu bearbeiten, um für immer aller Vortheile einer tugendhaften und wohleingerichteten Societät zu geniessen.

Vielleicht wäre es sogar nicht unmöglich, diese Producte aus euren Colonien, ohne sie mit Sklaven bevölkern zu müssen, zu ziehn. Sie könnten von freien Händen eingesammlet, und alsdann ohne Gewissensbisse genossen werden.

Um diesen so allgemein für schimärisch erklärten Zwek zu erreichen, brauchte man nicht die Fesseln, der in Knechtschaft gebohrnen und in ihr veralteten Unglüklichen, auf einmal zu lösen, wie ein gescheuter Mann vermeint. Diese stupiden Menschen — unvorbereitet, auf die Veränderung ihres Zustands, würden unfähig seyn, sich selbst zu führen. Ihr leben würde eine unabänderliche Indolenz, oder ein Gewebe grober Vergehungen seyn. — Die große Wohlthat der Freyheit, muß ihren Nachkommen und so-

ſogar mit Einſchränkung, aufbewahrt werden. Bis in ihr zwanzigſtes Jahr müßten die Kinder ihrem Herrn gehören, deſſen Beſitzung ihre Wiege war, damit er wegen der Auslagen für ihren Unterhalt, befriediget werde. Die fünf folgenden Jahre, müßten ſie noch verbunden ſeyn ihm zu dienen, jedoch für ein durch Geſetze beſtimmtes Gehalt. Nach dieſer Zeit müßten ſie unabhängig ſeyn, falls ihre Führung nicht eine ſchwere Beahndung verdiente. Im Fall ſie ſich eines wichtigen Verbrechens ſchuldig gemacht hätten, müßte der Richterſtuhl, ſie zu länger oder kürzer beſtimmter öffentlicher Arbeit verdammen. Man müßte den neuen Bürgern eine Hütte mit einem Stück landes zum Garten tüchtig ertheilen; und die öffentliche Caſſe, müßte dieſer Auslage Koſten beſtreiten. Keine Anordnung dürfte dieſe Freigelaſſenen des Rechts das ihnen geſchenkte Eigenthum zu vergröſſern, berauben. Dem Fleiß und Verſtande derſelben, dies unvernünftige Hinderniß in den Weg legen, hieße die glückliche Folge, ſolch einer löblichen Anſtalt, närriſch aufs Spiel ſetzen.

Dieſe Anordnung würde dem Anſcheine nach vom beſten Erfolge begleitet ſeyn. Die Fortpflanzung der Neger — jetzt durch den Kummer das Daſeyn nur zu Elend und Schande beſtimmten Geſchöpfen zu geben, behindert — würde dann mächtig beſchleunigt werden. Die Nachkommen derſelben würden die zärtlichſte Sorgfalt von eben der Mutter genieſſen, die einſt mit Entzücken dieſelben erſtickte, oder mit Wolluſt

ersterben sah. Diese Menschen, gewöhnt an Thätigkeit in der gesicherten Hoffnung der Freyheit, würden, wenn ihre Besitzung zu ihrem Fortkommen nicht Umfang genug hätte, jedem der zahlen wollte, oder zu zahlen vermöchte, den Schweiß ihrer Arbeit verkaufen. Ihr Tagewerk würde kostbarer seyn, als die Arbeit der Sklaven, allein auch ergiebiger. Die größere Anzahl der Arbeiter würde den Colonien mehr Producte gewähren, und so würden dieselben, bereichert, mehr Waaren aus der Hauptstadt zu ziehen vermögend seyn.

Man fürchtet vielleicht, daß, da es leicht angeht, auf einem so fruchtbaren Boden und unter einem so heissen Himmelsstrich die Kleider zu entbehren, die Menschen in den Müssiggang verfallen würden. Allein, warum schränken denn Europens Bewohner sich nicht auf die höchst nöthig bedürftigen Arbeiten ein? Warum erschöpfen sie sich bey mühsamer Anstrengung, die oft allein zur Befriedigung flüchtiger Einfälle abzweckt? Es giebt unter uns tausend Handwerke, eins mehr beschwerlich als das andere, welche die Folge unserer Einrichtung sind. Die Gesetze haben auf der Erde eine Menge erkünstelter Bedürfnisse hervorgebracht, die ohne sie nie statt gefunden hätten. Durch Vertheilung alles Eigenthums nach ihres Eigensinns Willkühr, haben sie eine unendliche Zahl von Menschen dem befehlshabenden Willen ihrer Brüder bis zu dem Grade unterjocht, sie für Lebens-Unterhalt singen und tanzen zu lassen.

Sehr

Seht ihr nicht unter Euch leute, gebildet wie ihr, welche gewilligt haben, sich unter Bergen begraben zu lassen, um Euch Metalle zu liefern, und Kupfer, welches vielleicht Euch vergiftet. Warum vermeinet ihr denn, es wäre schwerer, die Neger zu täuschen, sie wären weniger Thoren als wir Europäer?

Indem ihr diesen Unglücklichen die Freyheit ertheilt, sorgt zugleich dafür, sie Euren Gesetzen und Euren Gewohnheiten zu unterwerfen, und überlaßt Euren Überfluß ihnen. Gebt ihnen ein Vaterland; versetzt sie in verbindendes Interesse, bietet ihnen Producte zu ziehen, und eine Consumtion an, die ihrem Geschmacke gemäß ist. Eure Colonien werden alsdann nicht Mangel an Händen leiden, die stärker und thätiger seyn werden von ihren Fesseln befreyt.

Um das Gebäude der Sklaverey einzureißen, welches so allgemeine Leidenschaften, so authentische Gesetze, die Eifersucht mächtiger Nationen und noch mächtigere Vorurtheile aufführten; um es zu stürzen — bey welchem Tribunal soll man der Menschheit von so viel Menschen vereinigt beleidigte Rechte anhängig machen?

Könige der Erde! Ihr nur seyd fähig, das zu verändern. Versagt das Siegel eurer Autorität dem schändlichen verbrecherischen Handel, der Menschen in Thieren ähnliche Heerden verwandelt — und dieser Handel hört auf! Vereinigt einmal zum Glücke der Welt Eure Kräfte und Entwürfe. Und sollte Jemand aus Eurer Mitte es wagen, auf die Groß-

muth der Andern die Hoffnung zu Reichthum und Größe zu gründen, der ist ein Feind des Menschen-Geschlechts! der werde vernichtet! verfolgt ihn mit Feuer und Schwerdte! der heilige Enthusiasmus der Menschlichkeit wird Eure Heere entflammen. Ihr werdet bemerken den Unterschied zwischen Menschen, die Unterdrückte erretten, und Miethlingen, welche Tyrannen gehorchen.

Doch was sag' ich! — Vergeblich erschallt der Menschlichkeit Stimme vor den Nationen. Vielleicht ach! zog man sie selten bey Staats-Geschäften zu Rathe!

Gut dann! Wenn Interesse allein auf Eure Seelen ein Recht hat, so hört mich, Nationen Europens! so hört mich! Eure Sklaven bedürfen nicht Eurer Großmuth, Eurer Rathschläge nicht, um das heillose Joch zu zerreißen, welches sie fesselt. Lauter als Philosophie und Interesse, dringender spricht die Natur. Schon haben sich zwey Colonien von flüchtigen Negern versammlet, und sind durch eigene Macht und Tractaten vor Euren gewaltsamen Angriffen sicher.

Diese Blitze verkünden das nahe Gewitter, und es fehlt denen Negern allein ein muthiger Führer, um sie zu leiten zur Rache und Mord!

Wo ist er, der große Mann? die Natur ist ihren bekümmerten, unterdrückten, geängsteten Kindern ihn schuldig! wo ist er? — Er wird erscheinen — man zweifele nicht! er wird sich zeigen! er wird

die geheiligte Fahne der Freyheit wehen lassen! dies ehrwürdige Zeichen wird um ihn her die Genossen von seinem Unglück versammlen. Gewaltiger als ein Wassersturz werden sie überall unauslöschliche Merkmale ihrer gerechten Wuth hinterlassen! Spanier, Portugiesen, Engelländer, Franzosen und Holländer, werden dem Schwerd und der Flamme ein Raub seyn. Amerikas Felder werden entzückt sich berauschen in längst erwartetem Blute, und die Gebeine so zahlloser Elenden, seit dreyen Jahrhunderten aufgehäuft, werden hüpfen vor Wollust. Die alte Welt wird mit dem Jubel der neuen den ihren vereinen; überall wird man mit Segnungen nennen den Namen des Helden, welcher der Menschheit ersetzte ihre verlohrenen Rechte, überall wird seinem Ruhm man Tropheen errichten!

Alsdann wird das **schwarze Gesetzbuch** (*) verschwinden — und o wie wird das **weiße Gesetzbuch** fürchterlich seyn, wenn **blos** dem **Recht der Vergeltung** der Überwinder Gehör giebt!

(*) le Code noir, enthält die grausamen Gesetze, nach welchen man den Neger verurtheilt.

Tagebuch meiner Nichte

von der ersten Woche des Monats Julii 1783.

(Aus dem Russischen.)

Die erste Seite enthält die Namen derjenigen, die sie besuchen wollte, wie auch die Buden, wo Putzsachen verkauft werden. Darauf folgt:

Dienstag. Ich stand Nachmittag gegen ein Uhr auf.

NB. Ich stand deswegen so früh auf, weil ich mich früh niedergelegt hatte: es war kaum drey Uhr nach Mitternacht.

NB. Mein Mann wohnt auf seiner Seite. In Paris lebt ein Jeder für sich. —

Der Friseur hatte mir heute die Haare so ordentlich aufgemacht, daß ich mehr wie eine Stunde brauchte, sie zu zernichten, um mich doch den Leuten zeigen zu können.

Ich speiste um vier Uhr.

In Petersburg ist es des Sommers sehr übel; bey Nacht ist es so hell wie bey Tage. Ich war daher gezwungen, die Vorhänge niederzulassen. Es ist so bürgerlich, im Sonnenschein zu sitzen.

Ich fuhr nach der Komödie, um K. daselbst zu setzen.

Ich

Ich glaube, ich glaube, er hat ein Auge auf die A.

Im Garten war er nicht.

Zufälliger Weise erfuhr ich, daß er den ganzen Tag bey S. Whist gespielt hat.

A. war heute sehr komisch gekleidet; sie sah einer Schäferhündin sehr ähnlich.

Mittwoch. Heute gelingt mir nichts; wie sollte es auch? Ich stieg mit dem linken Fuß aus dem Bette, und habe im Traum eine Katze gesehen. —

Ich fuhr nach der Börse, um einiges zu kaufen, fand aber nichts nach meinem Geschmacke, und was ich auch fand, wollte man mir auf Credit nicht geben.

NB. Ich war gezwungen, den heutigen Tag mich krank zu machen. Mein Herr Gemahl giebt kein Geld, und mein Geliebter riecht nicht, daß mein Beutel leer ist.

K. ist ausgeritten, Enten zu schießen; ich werde ihn wol ausserhalb der Stadt zu sehen kriegen. Ich weiß nicht, warum ich dem Menschen allenthalben nachlaufe! — Er ist zwar schön; aber in der That, er ist dumm!

Ich fuhr zur M. — Bey ihr hat man entsetzlich lange Weile; sie schwatzt unaufhörlich von ihren Kindern und von Erziehung.

Ich fuhr zur D. — Alle, die ich da antraf, waren bis zum Sterben unerträglich.

Donnerstag. Ich liebe den Donnerstag vor allen andern Tagen, ich weiß selbst nicht, warum!

O Himmel! ich bin in einer ganzen Woche noch

nicht

nicht bey meinem Vater geweſen. — Ich muß zur F. fahren; aber darauf ſehen, daß mir unter Weges kein Leichenzug begegne. — Das iſt was luſtiges! Der Schneider, der Schuſter, die Putzmacherin, kamen heute nach Geld; aber ich ließ ihnen ſagen, daß ich nicht zu Hauſe wäre.

NB. Es iſt ſchon der dritte Tag, daß K. ſich nicht finden läßt. Ich kam ganz verdrüßlich nach Hauſe.

Freytag. Heute aus der Komödie nach dem Ball! — M. iſt verliebt in die S. — Was iſt ſie für ein lächerliches Geſchöpfe! und doch trägt ſie den Huth tief ins Geſicht gedrückt!

Sonnabend. Ich hatte zu Hauſe Gäſte.

L. kam nicht, und für ihn hatte ich mich doch geputzt. Ich ſchalt alle meine Mädchens brav aus; keine konnte mirs nach Sinn machen.

NB. Man erzählt, daß die P. aus dem Fenſter einen Brief an einem Faden heruntergelaſſen, und daß F., der eben vorbeygegangen, den Brief losgebunden habe.

J iſt ihrem Vater entlaufen, und M. ihrem Manne.

Sonntag. B. kam mitten unter der Predigt in die Kirche und alle ſahen ſich um, wie ſie eintrat.

NB. Künftighin muß ich durchaus ſpäter in die Kirche kommen.

Montag. Ich ſtand vergnügt auf, und werde nichts ſchreiben.

Der

Der Wolf und der Löwe.

Eine Fabel.

(Aus dem Russischen.)

Wir urtheilen von unsern Verdiensten oft sehr unrichtig.

* * *

Zum Löwen sprach der Wolf: Sir', ich bin noch nicht Ritter;
Doch hat der Aff' ein Band, der Esel eins sogar!
Warum sind solche Kerls durch eure Gnade Ritter,
Da ich so lange schon der Ehre würdig war?
Ein Hasenfuß, ein Lastthier trägt das Band,
Und ich werd' immer noch schlechtweg Herr Wolf genannt! —
Der Löw' erwiederte: Langohr thut seine Pflicht,
Das Äffchen macht mir Spaß, und du thust beydes nicht! —

Diese Fabel lehrt, daß unsre Eigenliebe unsre und fremde Verdienste nicht auf gleicher Waage abwiegt.

wiegt. Es iſt leicht einzuſehen, daß, ſo wenig der Affe und der Eſel einer Auszeichnung würdig waren, eben ſo wenig der Wolf ſie verdient hatte.

Epigram.

(Aus dem Ruſſiſchen.)

Iſt des Theaters Zweck Veredlung unſrer Sitten?
Wie, oder nur Verkürzung unſrer Zeit? —
Hierüber ward ſo oft mit Heftigkeit geſtritten;
Ich gebe ruhig folgenden Beſcheid:
Den **Klugen** iſt die Bühn' ein Ort des **Unterrichts**;
Den **Dummen** Zeitvertreib, und Spiel und —
weiter nichts!

K—s.

Beytrag zur Monatsschrift:
Für Geist und Herz.

Von
J. W. L. Luce.

Von den Tauf Gebräuchen der öselschen Ehsten.

Eine Handlung, die das Christenthum eingeführt, kann wohl keine so ganz eigentliche Beziehung auf die ehemaligen rohen Sitten und Gebräuche haben; aber doch ketten sich an diese, und an alle, welche ein neues Verhältniß nothwendig machte, immer solche Nebendinge an, die die Denkungsart, Sitten und Lebensart der jetztlebenden Ehsten verrathen. Ich habe aus dieser Ursach ein ehstnisches Wochenbette meiner Aufmerksamkeit nicht unwerth geachtet, und glaube, daß mancher im Publico nicht ungern lesen wird, was ich bemerkte.

Zu den vorläufigen Anstalten gehört weiter nichts, als das Bierbrauen und zwar eines solchen, welches den sonstigen kümmerlichen Umständen des öselschen Ehsten gar nicht ähnlich sieht. Rückt nun die bange Stunde heran, so wird die Badstube geheizt und nach der Mutter der jungen Frau geschickt: oft genug verrichtet diese das erste selbst, ist nicht selten ganz allein, und sucht sich auch wohl nur einen Winkel im Schafstalle

ſtalle oder dgl. und erwartet kniend — doch, ich bitte um Verzeihung! — wir wollen umſtimmen! Zehn Anmerkungen über die Kräfte der verdorbenen Natur eben ſo viel Vergleiche, mit dem Gegenſatze verſchlucke ich, denn — die Wahrheit zu geſtehen — ich mögte es nicht gern mit unſern Damen verderben. Geſchwind warm Bier gemacht! Die Wöchnerin hat ſich nach der Stube und auf ihr lager verfügt. Nun erſcheint die ungeheur große Kanne, welche der Braut Marſchal am Tage ihrer Heimbringung, aus ihrem väterlichem Hauſe mitbrachte, (ſ. Hochz. Gebr.) angefüllt mit warmen Biere, das aber mit Eiern, Milch und Butter ſo verdickt gekocht iſt, daß man es beynahe ſchneiden muß. Hiemit thue ſich denn die Wöchnerin ſtattlich bene.

Der Mann bittet ſogleich die Gevattern und zwar nicht wenig, um ſich vielen gefällig zu erweiſen. In andern chriſtlichen ländern, bittet man die Gevattern um des Kindeswillen: in den älteſten Zeiten zu Zeugen, daß dies Kind getauft ſey: in den mittlern, zu Vormündern, in Rückſicht des Glaubens-Bekenntniſſes. In den ſpäteren Zeiten, bekamen ſogar die Gevattern die Pflicht für die Erziehung, den Religionsunterricht, und beſonders wenn das Kind verwaiſete, Sorge zu tragen, wie dieſes auch noch im ſchwäbiſchen und fränkiſchen von vielen als eine heilige Pflicht beobachtet wird. Uebrigens bittet man in unſern Zeiten oft nur Gevattern, um dieſer oder jener Perſon, oder auch ſich ſelbſt ein Compliment zu machen,

chen, einen alten Kirchen-Gebrauch nicht zu vernachläßigen, Heyrathen zu schmieden u dgl. Von allen diesem, hat der ötelsche Bauer noch eine verschiedene Absicht und Meynung: er bittet die Gevattern um ihrer selbst willen, theils um sie zu traktiren, und theils um ihnen den Weg zum Himmel leichter zu machen, denn jemehr Pathen ein Bauer hat, desto mehr Gebete, glaubt er, steigen für ihn zu Gott, weil die Kinder müßen für ihre Taufzeugen beten, wie es doch wohl eher umgekehrt seyn könnte oder solte. Man darf sich daher nicht wundern, wenn ein Bauer es nicht blos für eine erzeigte Ehre hält, wenn er jemanden zur Taufe seines Kindes bittet, sondern für eine wahre Wohlthat, dann die Heiligen sind ihm, als Fürsprecher bey Gott, genommen, er sezt also unmündige Kinder in ihre Stelle, — mag er!

Die Gevattern erscheinen am bestimmten Tage, und selten bleibt ein Kind über 3 Tage ungetauft. Jeder bringt eine Schüßel voll Grütze, die so dick gekocht ist, daß man das beste Gewölbe aus freyer Hand damit mauern könnte. Mitten ein liegt ein Stück Butter und rund um ist die Schüßel mit hart gekochten Eyern belegt. Dies ist der Wöchnerin Wochen-Speise! — Der erste Löffel voll gehört dem Hunde, damit das ganze Hunde Geschlecht dies Kind nicht anfalle.

Wann die Gevattern nun alle versammelt sind, so eßen sie, singen ein geistlich Lied, ein säugendes Weib nimt das Kind, und die ganze Gesellschaft rei-

tet oder fährt zur Kirche. Einige nehmen ein kleines Brodt für den Prediger mit, aber jezt sehr selten, andere für die Armen, viele aber legen Teufelsdreck, Schwefel und etwas Brodkrumen bey das Kind, damit es nicht unterwegs verhexet werde. Einige stecken auch wohl dem Kinde ein Stückchen Brodt in den Busen, damit es ihm nie am Brodte fehle, und unter der Taufe machen sie gerne dem Kinde die Hände loß, damit es arbeitsam werde. Ist das Kind getauft, so nimt einer das Taufwasser, trägt es hinaus gießt es hoch in die luft, wenn es ein Junge ist, damit er groß und stark werde, und weit und breit aus einander, wenn es ein Mädchen ist damit sie viel Freyer bekomme. Ich möchte doch den Pinsel sehen, der diesen nexum rerum entdeckt hat.

Die Gevattern haben während der Taufhandlung, wäre es auch in den Hundstagen, große bunte wollene Handschuh an, und bezahlen jeder einen Kopeken an den Prediger, welches alles ist, was er von einer Taufe bekömt, verpacken alsdenn den Täufling, und reisen zurück.

Sobald die interims Amme der Mutter das Kind abgeliefert hat, so giebt jeder Gevatter 5 bis 10 Kop. der Wöchnerin unter dem Titel hamba rahha (Zahngeld) und dann beginnt der Taufschmaus — eine Suppe mit Mehl Klößen, die aus Wasser, Mehl und geschmolzen Talg, und so hart gemacht sind, daß gute Meßer und Zähne dazu gehören, um sie zu genießen.

Wenn die Gäste nun gesättigt sind, so wird ein Vers gesungen, der Tisch abgefegt, wobey jeder Gast

einen

einen halben oder ganzen Kopeken auf den Tiſch wirft, und Fiſch, Brodt und Butter bleibt beſtändig auf dem Tiſche liegen. So wird nun die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch geſoffen: fehlt der Durſt, ſo muß ein geſalzner Fiſch denſelben wieder anſchaffen. Die e Art Schwelaerey, hat der hieſige Ehſte auch in dem Weynachts-Feſte und am Neujahrs-Tage. Er brauet alsdenn gewiß Bier, und glaubt an den Tagen eben ſo wenig ohne Bier leben zu können, als einige ohne Ochſenſchmaus oder Märtens-Gans an andern. Es hat doch jede Nation ihre Bachanalien! Der Ehſte hohlt Weynachten Stroh in die Stube, Eßen und Trinken auf den Tiſch, ſchwelgt und ſchläft, und bleibt darin der Sitte ſeiner Vorfahren getreu, die ſich ſchon ſeit mehr als 800 Jahren unter dieſem Volke erhalten hat.

Am dritten Tage des Tauffeſtes, wird die Badſtube geheizt. Die Wöchnerin und das Kind baden zuerſt. Der Wöchnerin Mutter, die auch ihre Hebamme war, badet das Kind auf dem Pall, und giebt ihm bey dieſer Gelegenheit allerhand gute Lehren, z. B. du ſollſt Vater und Mutter gehorſam ſeyn! kein breit Maul haben! (*) nicht Diebiſch; ſondern arbeitſam ſeyn, u. ſ. w. Nun kommen die Gevattern ſämtlich nach der Badſtube und kaufen der Alten das Kind ab, indem jeder einen Kopeken ins Waſchwaſſer wirft: darauf baden ſich die ſämmtlichen Gäſte,

(*) Ich überſetze hier aus dem Ehſtniſchen.

auch werden oft die Nachbar-Weiber zu dieser solennen Badstube geladen, wie auch bisweilen einige alte Männer von der Nachbarschaft. Unsere Tauf- und Bade-Gäste, halten eine Mahlzeit nackend in der Badstube, und der liebe Papa bekomt von seiner alten Schwiegermutter Ruthen, die spashaft aussehen und oft ernstlich genug sich sollen empfinden laßen.

Die Bade-Gäste gehen nun wieder nach Haus; den Taufgästen aber wird noch eine Mahlzeit gegeben, nach welcher sie sich auch sämmtlich empfehlen.

Von den Begräbniß-Gebräuchen der öselschen Ehsten.

Es ist besonders, daß der Haß der Ehsten gegen die Deutschen, und der Haß der Juden gegen die Christen sich bey einer gewissen Gelegenheit auf einerley Art offenbaret. Beyde beweisen, wie bitter sie die Unterdrückung glauben, die ihnen nichts weiter übrig läßt, als die Hoffnung, jenseits des Grabes wieder in einen gleichen Zustand versetzt zu werden. Der Jude glaubte unter der Erde fortzurücken und in Jerusalem wieder aufzustehn. Man sollte glauben, diese Passage sey nur für Juden erfunden und offen, da man dort nichts anders erwartete, als die Errichtung einer jüdischen Theokratie; aber die Rache wähnte, daß es möglich sey, daß Jesus von Nazareth ihnen begegne. Sie gaben also jedem Todten Messer, Gabel und Steine mit, und erinnerten ihn seines Glaubens:

bens: wenn dir der Zimmermanns Sohn begegnet, so schneid, stich und schmeiß. Auch sollen sie ihm allerley Nothwendigkeiten, als Nadel, Zwirn, Brodt u. dgl mitgeben.

Der Ehste, von den Deutschen unterjochet (*), tröstete sich ebenfalls mit einem leben nach dem Tode, wo er über die Deutschen zu herrschen wähnte. Wie diese Herrschaft ausfallen würde, kann man sich vorstellen, besonders da sie nie vergaßen, dem Todten ein Beil mit ins Grab zu geben. Ich will nicht gerade zu behaupten, daß sie dieses als ein künftiges Reichs-Zepter mitgegeben haben, vielmehr kann dieser Gebrauch von der besondern Idee entstanden seyn, die sie sich von der unterirdischen Reise und deren Bedürfnissen machten, wo sie vielleicht glaubten, des Beils als ihres einzigen oder doch vornehmsten Instruments (welches es noch jetzt ist) bedürftig zu seyn: Vielleicht war es auch noch ein Überbleibsel der ganz ältesten Sitte, wo die Asche des Ehsten mit seinen Waffen beygesetzt wurde. Doch gefällt mir die zwote Vermuthung immer am besten, wegen der übrigen Umstände. Denn so lange ein Ehste unbegraben lag, waren seine Verwandten um ihn und tranken noch einmal tapfer in seiner Gesellschaft. Besonders tranken

(*) Man erräth leicht, in welche Periode dies fällt, wenn ich den Lesern sage, daß ich aus dem Sab. Münst. schöpfe, der von 100 Jahr vor seiner Zeit spricht.

sie ihm fleissig zu, und wenn die Reihe an ihn kam, so goſſen sie seinen Theil Getränke über ihn (*). Endlich gaben sie dem Todten Essen, Trinken, die Axt und etwas weniges Zehrgeld in den Sarg: gehe nun hin in die andere Welt und herrsche über die Deutschen, so wie sie hier über uns herrschen! —

Im 9ten Jahrhundert (**) verbrandten sie noch ihre Todten. So lange sie unverbrandt lagen wurde gesoffen und gespielt. Je vornehmer der Mann war, desto länger dauerte dies Fest. Wenn sie denn endlich dem Scheiterhaufen zugeführt wurden, um mit ihren Kleidern und Waffen zur Erde bestattet zu werden, so wurde der Rest des Vermögens in 5 bis 6 immer größere Theile getheilt, davon die größten am entferntesten von der Stadt hingelegt, und als Preise eines Wettreitens ausgesetzt wurden. Wer nun am besten beritten war der bekam den größten Theil. So rauh dies Verfahren auch war, so hatte es doch das Gute, daß damaliger Zeit keine Geschwister die geheiligten Bande der Natur, über das jämmerliche Mein und Dein, mit Galle bemakelten.

Von diesen ältesten und älteren Gebräuchen ist unsern Ehsten nichts weiter übrig geblieben, als der Schmaus

(*) Vielleicht entstand damals die Art des Ehsten, sich zuzutrinken: Jummal lühhatas paljo territ (Gott ließ vielmals grüßen) als ein Willkommen aus dem Reiche der Todten.

(**) S. König Alfreds Erdbeschreibung.

Schmaus und eine Kleinigkeit, die ſich noch auf die Reiſe ins Reich des zweyten Lebens zu beziehen ſcheint. Doch ehe ich dieſes erzähle, erlaube man mir etwas von der letzten Periode des Lebens zu ſagen, vielleicht iſt dies nicht ohne Nutzen.

Während die Natur den Cörper durch eine Krankheit zur gänzlichen Auflöſung vorbereitet, (Altershalber ſterben jetzt ſehr wenige, wie ehmals oft geſchehen ſeyn ſoll) bekümmert man ſich um den Kranken ſehr wenig, theils weil man weder Kenntniß der Krankheiten, noch der Arzeneymittel, noch der Diät und Pflege hat, und theils, weil man gegen Tod und Leben ziemlich gleichgültig iſt, da man ſich bey beyden wenig denkt.

Die gewöhnlichen Krankheiten, die der Ehſte kennt, ſind: äkkine haigus, (plötzliche Krankheit) d. i. Krankheit, deren Urſach nicht in die Augen fällt und den Patienten gleich bettlägerich macht. Einige ſagen auch wohl kurre tuul (der böſe Wind) ſey über ihn gegangen. **Der Schlag** iſt zwar auch eine äkkine haigus, wird aber oft dem armen Teufel zur Laſt gelegt, und heißt alsdenn: kurri röhhus ärra. Wenn die Krankheit lanawierig wird, ſo bekommt ſie den Namen többi (Seuche) z. B. Luude többi (Glieder-Krankheit) u. a. m. Piſti haigus (Gicht) Hoolmed halte ich für Blähungen, der Ehſte hat Süddame (*) hoolmed (Herzſpann) Abbude hoolmed

(*) Südda, Herz, ſo nennt er ſeinen Magen.

(Rückenſchmerzen) u. dgl. Nabbe on aſſemelt ärra, (der Nabel iſt aus der Stelle) iſt verdorbener Magen. Man ſetzt in dieſem Falle ein Glas, wie einen Schröpfkopf auf den Nabel, oder dreht, hebt, oder drückt ihn mit ein Paar Pflöcken. Süddama emma (Mutterplage) Ma alluſed (Unterirdiſchen) iſt Ausſchlag, den man bekömmt, wenn man ſich auf eine böſe Stelle legt, hat man aber vorher 3mal darauf geſpuckt, ſo iſt auch die böſeſte Stelle nicht im Stande, Ausſchlag hervor zu bringen. Herrliche Cur und herrlicher Glaube! —

Das ſind ohngefehr die bekannteſten oder häufigſten Krankheiten. Die Heilesmittel ſind bey aller Art ükkine haigus, ein Schuß Pulver, bey mancher andern Schwefel, und einigen Teufelsdreck und Branntewein. Einige wollen auch Kräuter kennen und gebrauchen, wo denn nicht ſelten die Folge lehrt, wie verkehrt ſie angewandt worden ſind. Hat man nun ein ſolches Mittel verſucht (oft thut man auch das nicht einmal) ſo bleibt weiter nichts übrig als bey einem Hexen Rath zu ſuchen, der denn durch magiſche Worte, Puſten, auch wohl zu Zeiten durch einige Handgriffe oder bloßes Beſehen die Krankheit heilen ſoll. Vermag dieſer, oder vielmehr der Zufall dieſes nicht, ſo bleibt der Kranke der Natur überlaſſen, die denn auch gewöhnlich ſo mütterlich mit ihm umgeht, daß viele unter ihren Händen am leben bleiben würden, wenn ſie nur gehörig verpflegt würden; aber daran iſt gar nicht zu denken. Man läßt ihm auf allen

Fall das heil. Abendmahl reichen, das ist alles! übrigens frägt man ihn nicht, willst du dich umkehren? ist dirs zu heiß oder zu kalt? willst du trinken? es sey denn, daß man meynte, er käme ganz von Kräften, weswegen man ihm gern Bier und Branntwein reicht, damit er gleich gehörig wieder arbeiten könne, wenn er im Stande ist, sein Lager (welches nicht selten ein Bauer-Schlitten ist) zu verlassen.

Daß ich in Absicht der Kranken-Vernachläßigung nichts übertreibe, könnte ich durch viele Beyspiele beweisen, davon ich nur ein Paar wähle: Ein Prediger sollte einem erwachsenen Mädchen das heilige Abendmahl reichen, fand sie aber ohne Sprache, ohne Verstand — den Schaum in dem Munde, Schweiß auf der Stirn und halb unbedeckt. Er ließ kalt Wasser hohlen, gab ihr zu trinken, wodurch sie sich so sehr erhohlte, daß sie das Abendmahl genießen konnte. Der Prediger verordnete, daß man ihr fleißig kalt Wasser sollte zu trinken geben, sie genas und lebt noch. — Ich denke, die Person war vernachläßiget, hätte sie fleißiger Wasser getrunken, (wovor sich unser Ehste überhaupt sehr fürchtet) sie wäre eher genesen. So würde bey den meisten eine gute Pflege die Arzneymittel fast unnöthig machen, denn ihre Natur ist unverdorben, ihre Nahrungsmittel sehr einfach, und die Bewegung fast ununterbrochen. Wollte man ihm aber doch mit officinellen Mitteln zu Hülfe kommen, so sind die einfachsten, gelindesten und unschuldigsten schon hinreichend. Ich

habe bemerkt, daß eine gelinde Abführung die meisten Krankheiten des Ehsten hebt, oder doch ausser Gefahr setzt, besonders wenn man eine Portion Sal. med. in 2 Pfund Wasser aufgelöst giebt und läßt alle Stunden 1 löffel voll nehmen. Es versteht sich, daß bey Ruhr ꝛc. Rhabarbet besser ist. (*)

Das zweyte Beyspiel ist noch auffallender: Ein Bauer wurde gefragt: was macht dein kranker Vater? Gott weiß! antwortete er, er hat schon 3 Tage ganz still auf dem Ofen gelegen — lebt er, oder ist er todt, ich weiß nicht! —

Sobald man merkt, daß der Patient sterben will, so kraut man ihn geschwinde von seinem lager auf Stroh, welches aber der länge nach unter ihn gelegt werden muß. Ist er todt, so wird geschwinde der Sarg fertig gemacht. Er besteht aus 4 Brettern und 2 Brettchen. Die leiche wird gewaschen, ists ein Kerl, so wird ihm ein Hemd und ein Paar Hosen angezogen, ein Weib bekommt nur ein Hemd und eine Schürze vor, beyden aber werden Strümpfe angezogen. Ist der Cörper eingesargt, so legt man ihm eine Kopf-Bürste und eine große Stopf-Nadel in den Sarg. Dieses glaube ich, ist noch ein Rest der alten Idee

von

(*) Die Herren Medici bitte ich hier um Verzeihung. Irre ich, so sehen sie ja wohl, wo es mir und dem Bauern fehlt. — Wie wäre es, wenn ich dieses nur geschrieben hätte, um einen Einfall zu erzeugen? —

von der unterirdiſchen Reiſe. Der Sarg wird gleich zugenagelt und ſobald ſichs thun läßt beerdigt. Geſchieht dies bey der Kirche, ſo nimt man auch wohl die von dem Prediger aufgeworfene Erde ſorgfältig in einem Handſchuh um ſie dem Todten im Grabe wieder zu verehren. Dieſe Erde hält der lebende Ehſte für ſo nöthig, daß einſt ein Prediger, der auf 2 zuſammen geſchobene Kinder Särge nur einmal Erde aufwerfen wollte, durch das Murren der Umſtehenden gezwungen wurde, jedes insbeſondere mit 3 Schaufeln voll Erde zu verſehen.

Die Gäſte, die das Grab machen und die Leiche verſcharren, werden mit Bier, Brandtwein und einer Erbſen-Suppe mit Fleiſch traktirt und verrichten daher dieſes Geſchäft oft beſoffenes Muthes. Fehlt es aber dem Trauerhauſe an Gelde oder Lebensmitteln, ſo verſpart man den Leichenſchmaus, und ſollte es einige Jahre ſeyn; aber geſchmauſt muß doch immer einmal werden.

Solimann.

Der Türken ſtolzer Herr, der Kayſer Solimann,
Gieng einſt am Strand des Meers der Seeluft zu genießen;
Da warf ein Bauerweib ſich plötzlich ihm zu Füßen,
Und flehte ihn um Beyſtand an.

„Herr! rief ſie: Zwey von deinen Knechten,
„Entführten mir — ich ſchlief in guter Ruh —
„In der entwichnen Nacht — ach! meine einzge Kuh.
„Ich weiß, man nennt dich den Gerechten,
„Der Unterthanen Herz, verkündet deinen Ruhm,
„Drum hilf mir auch zu meinem Eigenthum.“

Wie! ſpricht der Kayſer: ſo im Schlaf begraben,
Daß man nicht hört, nicht ſieht, nicht fühlt,
Wenn uns ein Dieb die Kühe ſtiehlt?
Bey meinem Bart! ſo mußt du gut geſchlafen haben.

„Das hab' ich auch! verſetzt die Frau:
„Und warum ſollt' ich nicht? — ich dachte,
„Daß Kayſer Solimann für ſeine Völker wachte.“

v. —r—

Der Löwe und die Fliege.

An einem von den heißen Sommertagen,
Saß König Löw' in seinem Parck,
Und füllte seinen königlichen Magen,
Mit einem Ragout fin von Menschen Blut und Mark.
Der Affe, der der Ehre sich erfreute,
Sein erster Favorit zu seyn,
Saß mit dem Ordensband und Stern an seiner Seite,
Die Backen vollgepfropft, und schenkte fleißig ein.
Der Fuchs, gekrönter Hof-Poet,
Muß eine lange Ode lesen,
In der bewiesen, daß, so lang die Erde steht,
Kein größerer Monarch, als unser Leu gewesen.
Der Herr Hofmarschall Elephant,
Der als der größte Held im Sausen wohlbekannt,
Verjagt mit unterhängem Rüssel,
Die Fliegen von der königlichen Schüssel.

Doch eine Fliege gieng und trank ſich kühnen Muth,
Aus einem vollen Rheinwein Glaſe,
Flog taumelnd auf die königliche Naſe,
Und koſtete das königliche Blut.
Des löwens Majeſtät geruht mit hohen Tatzen,
Ein wenig ſich das Naſenbein zu kratzen.
Die Flieg' entflieht auf einen Augenblick,
Doch kehrt ſie immer ſchnell zurück.
Ha! rief der löw' in ſeinem Grimme,
Mit einer donnergleichen Stimme;
So daß der Favorit am ganzen Körper bebt,
Und der Herr Hof-Poet mit einem Seitenſprunge,
Die Thüre zu erreichen ſtrebt:
„Fort da! du naſeweiſer Junge!
„Bedenke weſſen Blut dein kühner Mund verzehrt,
„Und wem die Naſe zugehört."
„Ey! ſie gehöre wem ſie wolle!"
Verſetzt die Fliege ohne Scheu:

„Das

„Das iſt, Herr König, mir vollkommen einerley.
„Ich ſpiele auch hienieden eine Rolle,
„Die iſt: ein wenig unverſchämt,
„Auf fremder Leute Naſen mich zu ſetzen,
„Und wer ſich nicht dazu bequemt,
„An deſſen Aergerniß kann ich mich ſehr ergötzen.
„Drum lern' auch du Geduld. Vom Herren bis zum Knecht,
„Vom Elephanten bis zum Affen,
„Iſt Alles gleich beſtimmt mir Nahrung zu verſchaffen,
„Und deine Naſe war mir eben recht."

„So werd' ich denn mit aller meiner Macht,
(brüllt der Monarch) „von Fliegen ausgelacht?
„Die Großen meines Reichs, vom Tyger bis zum Haſen,
„Erzittern vor des Löwen ſtarker Kraft;
„Nur eine Fliege ſezt ſich ungeſtraft,
„Auf unſre königlichen Naſen?"

Ein Maulwurf, ein berühmter Philoſoph,
Der gerne ſagte, was er dachte,
Und der, Gott weiß warum, am ganzen Hof,
Mit ſeiner Wahrheit ſich blutwenig Freunde machte;
Rief lachend aus: „Herr Löwe! merck' er's ſich!
„Er iſt zu mancher Zeit nicht mächtiger als ich.
„Maulwurfs und Löwenblut, hat einerley Geſchmack!
„Zum Aufenthalt und zum Vergnügen,
„Sowohl der Löwen als der Fliegen,
„Schuf einſt der Schöpfer Wald und Flur.
„Der König, deſſen Macht vom Nord- zum Süd-Pol
reicht;
„Der arme Mann, der mit dem Bettler Sack,
„Von einer Thür zur andern ſchleicht;
„Gehorchen beyde der Natur."

Der Maulwurf hatte luſt noch mehr zu peroriren,
Allein des Löwens Majeſtät,
Befahl in Gnaden, ihn ſogleich zu ſtranguliren.
Drauf nahte ſchüchtern ſich der Signor Hof-Poet,
Mit einer wohlgereimten Ode,
In der er von des Maulwurf's Tode,
Und der Gerechtigkeit, die das Genick ihm brach,
Mit ſeligem Entzücken ſprach.

v. —r—

Un-

Unſere Winternacht.

Wenn erſtorben die entkräftete Natur,
Ins Gewand des überſilberten Winters
Eingehüllet und begraben,
Unbeweglicher ruht;

Wenn dann über verhülltem Geſtad'
Hoch, der Mond mit dem unzählbahren Heere
Der Geſtirne, froh dort prangt, in
Ueberſchwenglichem Glanz:

Ach! dann ſchauert, in der feierlichen Still',
Der Betrachtungen geweiheten Nacht, mir
Durch die Seele, der Gedanke
An die kommende Zeit. —

Auch du, Hülle der Erhabnen! wenn ſie flieht,
Wirſt erſterben! — Und ſie, herrlicher glänzend,
Wird ſo nieder auf dich blicken, —
Der Erweckung ſich freun. —

Sembard.

Dem Verbindungsfeste

der Demoiselle R. mit dem Herrn R.

den 12ten Febr. 1787.

Eingesandte Rarität nebst Epilog des Einsenders.

Ja, wir sind Zeugen, daß die Vorsicht heute,
Den lang genährten Wunsch zu **Deiner** Freud'
erfüllt,
Indem sie liebreich **Dir** an **Deiner** Seite
Die Herzens Freundinn schenkt. Dein Wunsch ist
nun gestillt.

Geliebtes Paar! lebt froh; und stets vergnüget
Euch Beyde. Entfernt von allem Gram und leide,
Genießt, so wie's die weise Vorsicht füget,
Des lebens Glück! Gott segne auch die Eltern,
Beyde!

Ja, Er, der **Eure** Herzen selbst so verband,
Schenk **Euch** Zufriedenheit, und stille süße Ruh,
Und leite getrost an Seiner Vaterhand,
Euch jenem Glück des ew'gen lebens freudig zu.

O Freunde, oft auf manchen rauhen Wegen,
Führt uns der treuen Vorsicht weise Vater Hand,
So bald wir dieses christlich überlegen,
Wird jeder Seele dann der beste Trost bekannt.

Die Vorsicht hört, wenn wir auch nur im Stillen,
Für Euch o Freunde! Heil und Wohlfahrt innig flehn;
Sie wird jedweden frommen Wunsch erfüllen,
Den wir jetzt noch im Erdenthal von weitem sehn.

Zwey Worte des Einſenders an die Leſer.

Da ich an der ſchweren Sünde wider Geiſt und Herz, die der Herr Herausg. der durch Einrückung meines Epilogs in dieſe Monatſchrift, nach der Meinung unſers theuren Kritikers, begangen hat, keinen geringen Antheil habe; ſo ſehe ich, von inniger Reue getrieben, kein beſſer Mittel, den Zorn dieſes ſtrengen Richters zu verſöhnen, als vorſtehende Reime, die dem **Gänſe** — Kiel deſſelben ihr Daſeyn verdanken, dem durch ihn erleuchteten Publikum mitzutheilen. Um allem Irrthum vorzubeugen, habe ich ſorgfältig Jahr und Tag angezeigt, an dem dieſes treffliche Stück producirt worden, damit nicht etwa irgend ein ruchloſer Zweifler an der Aufklärung unſerer Zeiten, auf den läſterlichen Gedanken gerathe, daſſelbe für ein unter Ruthe und Bakel zuſammengeſtoppeltes Product eines Schulknaben aus Gottſcheds Zeiten zu halten; ſondern Jedermänniglich — wenn er noch die beyden Stücke der hochberühmten Kritik und die als geſammelter Schotel dem Jenner dieſer Monatſchrift angehängten Aufſätzen deſſelben Verfaſſers zu Hülfe nimmt — unumſtößlich in dem Glauben und der Überzeugung befeſtigt werde: **Daß Mangel an Geiſt und Herz**

Herz die gröſste und einzige Befugniß gebe, über Geist und Herz — à la Volbeding zu kritisiren.

Ich würde mich schämen, wenn ich im Stande gewesen wäre, je ein Wort zu meiner Vertheidigung gegen den Unverstand und die Ungezogenheit, mit der mich dieser Armselige im ersten Stück seiner sogenannten Kritik angrif, zu verlieren; da ich überzeugt bin, daß jeder, der meinen Epilog gelesen hat, einsieht, daß der Kritiker, der es mir verdenkt, daß ich bey der Gelegenheit sagte:

Ich glüh an beyden Ohren,
Mein armer Kopf hat das Concept verlohren,

dem Publiko beweist, daß er keinen Kopf und kein Concept zu verliehren habe; daß das Erröthen seine Schwachheit nicht sey, wird er nicht weitläuftig beweisen dürfen. So überflüßig nun hier Vertheidigung wäre, so mußte ich doch dem Leser als Einsender des vorstehenden Gedichts, ein Paar Worte sagen, und bey dieser Gelegenheit solls mir denn auch auf noch ein Paar, die den Verfasser desselben betreffen, nicht ankommen. So wenig mich sein Gewäsche zu beleidigen im Stande ist, so finde ich es doch zu grob, daß er sich unterstanden, meinen Namen in seiner Schrift zu nennen; hierüber würde ich Genugthuung verlangen, wenn sie sich an einem solchen Menschen nehmen liesse. Er will gehört haben, daß ich unleserlich schreibe. Wie kommt das in eine Kritik? —

hieſſe dieſen Kritiker zuviel gefragt. — Ich bin mit meiner Hand ſehr unzufrieden, aber alle meine Bekannte, die ſie **geſehn** haben, verſichern mich, daß ſie leſerlich ſey; dem ungeachtet zweifle ich gar nicht, daß ſie vielleicht meinem Kritiker, wenn er ſie zu Geſicht bekäme, unleſerlich ſeyn würde, und das wäre denn eben ſo befremdend nicht, da ſein ſämmtliches Urtheilen nicht ſonderlich vieles leſen und Bedenken — ſondern deſtomehr — und noch dazu nichtverſtandenes — **Gehörthaben** verrathen. Übrigens könnte er der erſte Schreibmeiſter in der Welt ſeyn, ſo kann er doch ſicher glauben, daß er für jeden Mann von Geiſt und Herz — unleſerlich ſchreibt; ſo wie überhaupt eine V—gſche Kritik auf nichts in der Welt paßt, als — auf eine V—gſche Kritik. Für den feinen Einfall, ſein Geſchmiere einer Geſellſchaft von **Gelehrten** Schuld zu geben, mögen ſich alle Gelehrte bedanken, die ihn für einen Gelehrten paßiren laſſen wollen. Daß ſich dieſe Geſellſchaft — die nun freylich nicht mit der Feder zur Selbſterkenntniß, woran es in einem unglaublichen Grade fehlt, zu bringen ſeyn mag — nicht nennen will, iſt eine Spur von Vernunft, die ſich in das ganze Unternehmen — mag der Himmel wiſſen, durch welchen Zufall! — verirrt zu haben ſcheint. Da nun aber der Mann, der die mit der dazugehörigen Selbſtgenügſamkeit verbundene Stupidität aller litterariſchen **Feuerländer** (*) in

(*) Siehe die Reiſebeſchreibungen der neueſten Weltumſegler.

in sich vereinigt, unter dem vielleicht auch einmal gehörten Titel: Kritik auskramte, genannt wurde; da er nun, so ganz im beseligenden Genuß der unfehlbaren Unsterblichkeit, an der sich selbst errichteten Schandsäule stand, — wer kannte ihn? — — —

Und wer wollte denn jemals wieder ein Wort über einen Menschen ohne Geist und Herz verliehren, der nur wider Geist und Herz schmieren, und ein Unternehmen angrinsen kann, das jeder Mann, der den Zustand der Litteratur in Ehstland zu beurtheilen vermag, mit Freuden unterstützen wird, wenn es gleich, wie alles in dieser besten Welt — zu der auch V—ge nothwendig seyn müssen — am allermeisten in seinem Anfange, nicht vollkommen war.

Kiölbergh.

Solon und Krösus.

„Schäzt Solon ſich Monarchen gleich?
„Iſt Tugend denn das einzge Mittel
„Zum Glück? und **Biedermann** der einzge ſtolze Titel?
„Wohnt auch Zufriedenheit im Kittel?
„Und iſt der Redliche durch ſeine Tugend reich?
„Bedarf's zum Glücke denn ſo wenig?
„Nun gut! ich will ihn hören — ſehn."
So ſprach einſt Krösus, jener reiche König
Der Lydier, und ſandte nach Athen,
Den rauhen **Biedermann** an ſeinen Hof zu bringen.

Er kömmt. Im Vorgemach umringen
Ihn Sklaven aller Art; von ſüßen Kämmerlingen,
Die Honig lächelnd, Gift im Herzen, ihn empfingen,
Mit Schmeicheleyen balſamirt,
Wird er vor Krösus Thron geführt,

Wo

Wo Reichthum und Geſchmack kühn um den Vorzug ringen,
Erkaufte Dichter frech den groſſen König ſingen.
Hier ſteht der Philoſoph, trotz all den Wunder Dingen,
Gelaſſen da, ſein Blick iſt von Erſtaunen leer,
Ihm dünkt des Thrones Glanz ein blendend Pfau-Gefieder,
Stolz ſieht er auf den Fürſt hernieder,
Als ſey der Fürſt ein Menſch wie Er.

Kroesus.

Sey mir willkommen! edler Gaſt!
Ich kenn' und ehre dich als Bürger und als Weiſen;
Man ſagt, daß du auf manchen fernen Reiſen
Erfahrungen geſammelt haſt.
Sprich, Solon, ſahſt du je in irgend einem Reiche
Etwas, das dieſer Pracht an meinem Hofe gleiche?

Solon.

O ja, mein Prinz! im Reiche der Natur.

Ich ſah die reife Frucht, die Blumen auf der Flur,
Die Perlen ſchuf der friſche Morgenthau;
Ich ſah den Kolibri, den Pfau,
Ich ſah in dunkelblauer Ferne
Das majeſtätiſche Gewand der Nacht;
Ich ſah die Sonne, Mond und Sterne,
Und alles, was ich ſah, hat Gott hervorgebracht.

Krösus.

So geh, an aufgehäuften Schätzen
Dein ſtolzes Auge zu ergötzen!
Man öffne dieſem ſonderbaren Gaſt
Ein jedes Zimmer im Pallaſt!
Geh, folge meinen Leibtrabanten,
Betrachte das gehäufte Gold,
Die Perlen und die Diamanten,
Die mir ein jeder Welttheil zollt!

Solon gehorcht' und kam zurück
Mit eben dem Verwundrungsloſen Blick.

Krösus.

Du hast gesehn. Nun sprich! ist wohl ein Mann
auf Erden,
Der glücklicher als ich verdient genannt zu werden?

Solon.

O ja, mein Prinz! ein Bürger von Athen,
Sein Nahm' ist Tellus, war weit glücklicher als du.
In einer Republik geliebt und angesehn,
Lebt' er als Biedermann in ungestöhrter Ruh,
An Seel' und Leib war nie ein Mann gesünder,
An Edelmuth ihm keiner gleich;
Er hinterließ, nicht dürftig und nicht reich,
Dem Staat zwey wohlerzogene Kinder;
Er starb, die Waffen in der Hand,
Den schönen Tod fürs Vaterland;
Sein Grab bedeckt ein Marmorstein
Mit Blumen aus der Bürger Hand bestreuet;
Mit Thränen grub man diese Worte ein:
„Aus Liebe, nicht aus Pflicht geweyhet."

v. —r—

Innhalt des dritten Bandes.

Siebentes Stück.

Phraseologie meines Vaterlandes . . pag. 1.
Schreiben eines Kaufmanns, aus dem Russischen . 21.
Maria Franciſca Victoria Salmon . . 30.
Der Leſer B. an die Leſerinn G. . . . 45.
Das Liebhabertheater vor dem Parlament . . 57.
Fragment . . . . . 86.
Spatziergang des arabiſchen Philoſophen Al-Raſchid . 89.
Auszug eines Briefes aus St. Petersburg . . 92.
Über die Schamanen . . . . 93.
Geſammelter Schoſel . . . . 97.

Achtes Stück.

Der Eremit auf Formentera . . . 113.
Schreiben des Herausgebers . . . 207.

Neuntes Stück.

Denkmal des Baron Budberg . . . 215.
Abhandlung über die Sklaverey . . 240.
Tagebuch meiner Nichte . . . 270.
Der Wolf und der Löwe . . . 273.
Epigram . . . . 274.
Taufgebräuche der öſtlichen Ehſten . . 275.
Begräbnißgebräuche . . . 280.

So:

Innhalt.

Sellmann . . . . 288.

Der Löwe und die Fliege . . . . 289.

Unſere Winternacht . . . . 293.

Dem Verbindungsfeſte der Demoiſelle N. mit dem Herrn N. . . . . 294.

Zwey Worte des Einſenders an die Leſer . . . . 296.

Solon und Krösus . . . . 300.

Für Geiſt und Herz

eine Monatsſchrift

für die Nordiſchen Gegenden.

Vierter und letzter Band.

Zehntes, Eilftes und Zwölftes Stück.

Leipzig,
gedruckt mit Breitkopfiſchen Lettern,
1787.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ad 4895 - 4.1787

Innhalt des vierten Bandes.

Ildegerte, Königinn von Norwegen . . . pag. 1.

Auszüge aus den patriotischen Briefen . . 92.

Lesebuch für Lief- und Ehstland . . . 104.

An den Verfasser der Leiden der Ortenbergischen Familie . . . 113.

Maria Stuart . . . 117.

Gedanken über unsere neusten Aufklärer ꝛc. . . 160.

Antwort auf ein Schreiben des Herausgebers . . 195.

Gedichte . . . 204.

Die Geschichte meines Vaters . . . 209.

Ein paar Worte zum Beschluß . . 325.

Ildegerte,

Königin von Norwegen.

Hiſtoriſche Novelle.

Wer biſt du Heldin! begabt mit Odins Geiſt und Freyas Liebreitz? wer biſt du, deren Bild ſo glänzend ſchimmert durch den Nebel, der auf den Wundern der Vorwelt liegt? Herauf! herauf kühner Geiſt Ildegertens! herauf aus den ſeligen Wohnungen Wingolfs! du, vor deren Namen mein Knie ſich beugt, als Heldin, als Weib und als Mutter.

Swend hieß der Prinz, den Thora gebahr, einſt über Norwegen zu herrſchen. Noch war die Wiege ſein Thron, eine Roſenknoſpe ſein Scepter; noch kannte er keinen Schmerz als den Hunger, keine

Ruhe als den Schlaf. Mit weiblichem Scharfsinn und männlichem Geiste regierte Thora die rauhen Norweger; mit weiblicher Sanftmuth und männlicher Festigkeit, führte sie ihren geliebten Sohn aus dem engen Kreise der Kindheit auf die allumfassende Bahn des Jünglings, er wuchs heran, auf seinem Antlitz blühte die Hoffnung des kommenden Morgens und grau gewordene Krieger, wenn sie ihn sahen, strichen sich wohlgemuth die langen Bärte.

Nicht seidene Gewänder und kostbarer Schmuck, nicht studiertes Lächeln und erborgte Rosen, füllten damals die Morgenstunden der Weiber in Norden; das Mädgen, das einem Norweger gefallen wollte, mußte die Weiblichkeit verleugnen, nachäffen die kriegerischen Übungen der Männer, tummeln mit unbedeckter Hand den kleinen Isländischen Gaul, das fliehende Wild mit dem sichern Wurfspieß tödten, den glänzenden Schild dem drohenden Schwerdte ihrer Gespielinn entgegen werfen. Thora, selbst Meister dieser ernsteren Spiele, versammelte um sich her einen Kreis von Mädgen, die, von ihr geführt, bald in dunkeln Wäldern den Wolf und Bären jagten, bald auf der freundlichen Ebene die schwächere Lanze brachen.

Oft saß die Königinn auf einem erhöhten Rasenplatz, sich ergötzend am bunten Gewühl ihrer Amazonen; doch immer ruhte ihr Auge mit Wohlgefallen auf Ildegerten, Thoras liebster Gefährtinn; denn so leicht flog keine auf dem muthigen Gaule dahin,

hin, so gewiß warf keine ihren Spieß, so zierlich brach keine die Lanze. Und wenn sie nun das Visier niederließ, sich den Schweiß von der majestätischen Stirn zu trocknen; wenn ihr großes blaues Auge, siegender als ihr Schwerdt, umher blickte; wenn sie gieng, und der blaue Federbusch auf ihrem Helm langsam auf und nieder wallte; wenn sie sprach und vor dem süßen Ton ihrer Stimme die sanfte Flöte verstummte; o dann regte sich im Herzen des jungen Prinzen ein unnennbahres Gefühl, welches die schlaue Mutter bald im glühenden Auge, auf der glühenden Wange las. Sie las es und lächelte zufrieden; denn floß gleich nicht Königliches Geblüt in Ildegertens Adern, so war sie doch der letzte Zweig einer edlen Familie, und auch als Bäuerinn würdig des ersten Thrones der Welt. Wer besäß mehr die Kunst mit einem Blick die Herzen zu fesseln, als Ildegerte? wer schien es weniger zu wollen als sie? ihre Gespielinnen sahen sie — es regte sich der Neid; sie sprachen mit ihr — der Neid verstummte.

Damals schwärmte Ranfried, der junge König der Schweden, von einem Nordischen Hofe zum andern. In seiner versteckten Seele brüteten ehrgeizige Anschläge, der Durst nach Hoheit und Macht füllte sein flammendes Auge. Nicht zufrieden, die seufzenden Unterthanen seines Reichs mit eisernem Scepter zu beherrschen, faßte er den kühnen Entschluß, einst durch das Glück räuberischer Waffen, drey Kro-

nen auf seinem Haupte zu vereinigen. Darum durchschweifte er Dännemark und Norwegen; darum drängte er sich lauschend zum Thron ihrer Fürsten, ausspähend ihre Stärke und Schwäche. Er war schön, wie Utgarda-Locke (*), aber ein tückischer Bösewicht wie er, grausam wie der Wolf Fenris, giftig wie der Midgardische Wurm. (**)

Ihrem Gaste zu Ehren veranstaltete Thora, ritterlich Spiel- und Lustgefecht. Als nun der Tag sich zu neigen begann, und die Ritter, müde der kriegerischen Kurzweil, sich von ihren Knappen die Helme lüfften ließen; da erschienen — so wollt' es die Königinn, — die jungen Heldinnen Norwegens in den Schranken, neigten sich nach ritterlicher Weise vor den Kampfrichtern, und begehrten, daß Ranfried eine Lanze mit ihnen brechen solle. Ranfried ergriff lächelnd den Speer, denn er war wohl geübt in ritterlichem Kampf auf Schimpf und Ernst; lächelnd schwang er sich auf den stampfenden Gaul, und ritt in die geöffneten Schranken. Keine der Amazonen vermogte es, seinen nervigten Arm zu beugen, ihre Lanzen zersplitterten an seinem Schild, wie die leichte Gondel am höhnenden Felsen. Doch nun er-

(*) Utgarda-Locke, nach der Edda, der Bibel der alten Nordischen Völker, ein böser Geist, ohngefähr wie unser Teufel.

(**) Der Wolff Fenris, und der Midgardische Wurm, Kinder des Utgarda-Locke.

erſchien Ildegerte, der rothe Strahl der Abendſonne ſpiegelte ſich im blanken Helm, ihr Roß bäumte ſich ſchnaubend gegen den Sporn der kühnen Reuterinn. Pfeilſchnell flog ſie auf den Prinzen zu, ihre Lanze zerſplitterte, aber Ranfried ward bügellos und hielt ſich mit Müh im Sattel.

„Du biſt ſtark!“ rief der erſtaunte Schwede: „laß mich ſehen das Antlitz der Siegerinn.“ Ildegerte ſchwang ſich behend vom Pferde, warf den Helm ab, und ihre blonden Haare wallten in ungekünſtelten Locken den weißen Nacken hernieder. Der Blick, den ſie auf Ranfried warf, ſchmiegte ihn in ihre Feſſeln. Es war ein Blick voller Würde, durch ein halbes Lächeln verſüßt; aber auch nur ein halbes Lächeln auf Ildegertens Wangen, vermogte den Stein ins Leben zu zaubern. Der ſtolze Beherrſcher Schwedens ſtammelte ſeine Bewunderung, und gleich einem einſamen Blümgen auf einer dürren Steppe, wurzelte die Liebe in ſeinem unbezwungenen Herzen.

Schon hatte das Licht des Tages ſich in die Fluten getaucht, ſchon ſtieg am weſtlichen Himmel der Vollmond heiter herauf, als die frohe Schaar, erquickt durch das gefüllte Trinkhorn, im kühlen Hayn luſtwandeln gieng. Dort lag ein Ritter im Grünen, und flehte das ſchäckernde Mädgen, um Sold der treuen Minne; dort tönte die Harfe des Barden, ſie ſang die Thaten der Vorzeit, die ſeligen Geiſter Walhallas; die Nachtigall flötete lieblich in den erhabenen Geſang; dort wandelten Arm in Arm, zwey

Freunde im traulichen Gespräch; dort scherzte ein Chor von Nymphen muthwillig am murmelnden Bach.

Im dichten Gebüsche des Haynes ergoß sich ein Wasserfall, und bildete unten am Hügel einen See. Nahe am grasreichen Ufer lag ein bemooßter Stein, von der Hitze des Tages durchwärmt. Hier pflegte Ildegerte zuweilen bey nächtlicher Kühlung zu baden, entkleidet saß sie dann auf dem Rücken des Steines, und die kleinen Wellen küßten ihre schönen Füße. Auch heute stahl sie sich heimlich, nur — wie sie meynte — vom Strahl des keuschen Mondes belauscht, hinweg vom bunten Gewühl des Hofes, hin zu ihrem Lieblings Plätzgen. Doch da des Lärmens im Walde, des Laufens und Jubilirens so viel war; so wagte sie nicht wie sonst, von sich zu werfen das lästige Gewand, sie schürzte nur bis ans Knie den schleppenden Jagd Rock, warf die Sandalen ins Gras, und hüpfte ins Wasser, da wo auf leichtem Flugland es kaum ihre Knöchel bespülte.

Dich schützte, keusches Mädgen, Gesion(*) mit unsichtbarer Hand; denn von wilder Brunst beseelt, schlich Ranfried auf der Ferse dir nach, brach frech durchs Gebüsch, und raubte mit brüllendem Gelächter die Sandalen, welche du dem Ufer anvertrauet hattest. Ildegerte wandte sich. „Prinz!“ rief sie, indem sie aus dem Wasser sprang, und den auf-

ge-

(*) Gesion, die Göttin der Keuschheit.

geschürzten Jagd Rock niederließ: „Prinz! das ist „nicht Sitte bey uns.“

Ranfried.

Wie? nicht Sitte, ein schönes Mädgen im Bade zu belauschen? dann — vergib mir! — dann verdienen die Norweger nicht, schöne Mädgen unter sich zu haben:

Ildegerte.

Und wenn die Mädgen deines landes sich sogern belauschen lassen, dann freylich, verdienen sie auch belauscht zu werden. Jetzt gib mir meine Sandalen und geh.

Ranfried.

Das ist eben so viel, als sprächest du: „jetzt verliere deinen Verstand!“

Ildegerte. (entrüstet)

Wenigstens die Sittsamkeit hast du schon verlohren, und Verstand ohne Sittsamkeit, ist ein Baum ohne Blätter.

Ranfried.

Allerliebst! du spielst mit Worten wie mit Herzen. Doch deinem Verstande und deiner Sittsamkeit unbeschadet, erlaube mir, diese Sandalen selbst wieder um deinen Fuß zu binden.

Ildegerte.

Ich befehle dir zu gehen.

Ranfried.

Glaubst du dich in Gefahr?

Ildegerte. (verächtlich)

O nein.

Ranfried.

Du wirst bitter Nicht einmal für gefährlich hältst du mich? — laß sehn! — weg mit dem witzeln und spötteln! Ilgerte, ich liebe dich.

Ildegerte.

Würklich? eine Bekanntschaft von zwey Stunden, und schon liebst du mich?

Ranfried.

Desto schmeichelhafter für dich.

Ildegerte.

Das ich nicht wüßte. Höchstens danke dir mein Gesicht dafür.

Ranfried.

Mein Ildegerte, du hast mich tief verwundet; du bist schön wie Nossa (*) und klug wie Wora (**) Ich hab' ein Weib, das ich nicht verstoßen darf, denn ihr Vater ist ein mächtiger Fürst, auch bist du selbst nicht aus fürstlichem Geblüt; aber komm in meine Arme! du sollst Königlich gehalten werden wie jene! Komm, theile mein Herz und mein Bett.

Ildegerte.

Auf solch einen Antrag hat Ildegerte nur Eine Antwort. (Sie schlägt ihn ins Gesicht und flieht.)

Racheschnaubend stürzte Ranfried hinter ihr her; aber mit leichtem Fuß, der kaum die Spitzen des jungen

(*) Nossa, die schöne Tochter der Göttin Freya.
(**) Wora, die Göttin der Weisheit.

gen Grases bog, schlüpfte Ildegerte durch den Wald, dem Getön der Hörner nach, welche die nahe Gegenwart der Königinn verkündeten. Hier schmiegte sie sich zu Thoras Füßen und schwieg. Auch Ranfried, der bald nach ihr herbey keuchte, hatte nicht lust den erlittenen Schimpf in Gegenwart fremder Zeugen zu ahnden. Doch das Auge der Königinn bemerkte bald den entblößten Fuß Ildegertens. „Warum bist du ohne Sandalen?" frug sie ihren Liebling.

„Ich gieng, mir die Füße zu waschen," versetzte Ildegerte mit unbefangenem Blick: „ich warf „meine Sandalen am Ufer ins Gras; irgend ein „Thier muß mir sie gestohlen haben."

„Das Thier war ich!" versetzte Ranfried mit grimmiger Geberde: „daß die Sandalen dir zu „gehörten, wußte ich nicht; denn (spöttisch) hätte ich „es gewußt, warlich! sie lägen noch dort." Mit diesen Wörten warf er die Sandalen zu Ildegertens Füßen.

„Prinz!" sprach Thora mit hohem Ernst: „wenn du wieder in mein Land kömmst; so vergiß „nicht daß es mein Land ist." Ranfried schwieg, Swend sah ihn scheel an, die Hofleute murmelten, Ildegerte lächelte, dieser Augenblick ward die trübe Quelle mancher Unthat, mancher kummervollen Stunde. Der ergrimmte Schwede, dessen Herz aus den Schlacken der Bosheit zusammen gesetzt war, brach noch in derselben Nacht auf in sein Vaterland,

und trug das schwarze Gift der Rache mit sich hinweg.

Langsam und traurig nahte indessen die Stunde, in welcher Thora, die Mutter des Volkes, der Natur ihre Schuld abtrug, und hinüber wallte zu den ewigen Freuden Wingolfs.(*) Sie starb in den Armen Ildegertens und ihres Sohnes, sie starb indem sie beyde segnete. Unter dem lauten Jammer vieler Tausende ward der Grabhügel aufgeworfen, der ihre Asche decken sollte. Schweigend und mit rothgeweintem Auge, nahte sich auch der Aermste, darbringend eine Gabe, welche, nach der Sitte des Landes, mit der Entseelten begraben wurde. Kein Ritter schämte sich der Thräne im Auge, Sivend verhüllte schluchzend sein Gesicht, Ildegerte warf sich auf den Grabhügel, und wusch ihre langen Locken in Zähren. In dumpfer Betäubung lag sie noch da, als schon die Mitternacht mit ihrem schwarzen Fittig Wald und Meer deckte; nur das Murmeln der Wellen, nur das Rauschen der hohen Tannen, nur Ildegertens Seufzer unterbrachen die Todtenstille. Endlich verkündete die Dämmerung den kommenden Morgen, aber es war ein trüber, regnigter Tag. Die Sänger des Waldes schmiegten sich in ihr Nest, nur der räuberische Geyer krächzte hoch in den Lüften.

Ildegerte sprang auf, blickte noch einmal mit unaussprechlicher Wehmuth auf den Hügel, vom Thau und

(*) Wingolf, der Pallast der Freundschaft.

und ihren Thränen naß, warf eine abgeschnittene Haarlocke darauf, und floh — floh von ihren Gespielinnen begleitet, in das Innerste des Waldes, wo im Schatten bejahrter Eiben, eine feste Burg die Verwayſten aufnahm, deren Mauren noch lange die Seufzer um Thora wiederhallten.

Swend, der neunzehnjährige Jüngling, bestieg nunmehr den mütterlichen Tyron, befolgend die Lehren der Entschlummerten, beglückend sein Volk, öffnend sein Ohr jedem Unglücklichen, warm für Freundschaft und Ritterpflicht. Aber auch die Liebe nahm er mit auf den Tyron. Unter der Last der Staatsgeschäffte, im Kreiſe der Ritter, im Tempel der Gerechtigkeit, an Odins Altare, ſuchte ſein spähendes Auge Ildegerten, ſein Herz vermißte ſie beym frohen Mahle, beym Lanzenſpiel und Rundgesang. „Welch unbehagliches Gefühl!“ ſo rief er einſt, als er von der Tafel ſich wegſtahl, wo das Trinkhorn umſonſt ihm entgegen duftete, wo der Barde auf ſilbernen Saiten ihm umſonſt die Thaten ſeiner Väter ſang: „welch unbehagliches Gefühl, macht „mir den Tyron zum öden Grabe, mein Herz ſtumpf für „die Freuden des Wohlthuns und der Freundſchaft! „hinweg mit dieſer drückenden Bürde! hinweg mit „dieſer glänzenden Sklaverey! das ſelige Entzücken „Walhallas (*) würde mir kein Lächeln abtrotzen, „ſo lange im Arm der Liebe, es doppelt zu genießen, das

(*) Walhalla, das Paradies der Krieger.

„das Schickſal mir verſagt. Was bindet meine „Zunge, daß ſie nicht wagt das Bekenntniß, das „auf meinen Lippen ſchwebt? was feſſelt meine „Hand, daß ſie nicht Kron' und Scepter zu den „Füßen derjenigen legt, für welche Kron und Scep„ter geſchaffen ſcheinen? — Fort! fort zu Ilde„gerten! Ich ſpotte der Ahnen! macht Königlich „Geblüt einen Narren weiſe? einen Böſewicht gut? „Ach! nur in ihr kann Thora wieder aufleben; „ach! nur an ihrer Seite reizt mich der Thron.“

Er ſprachs und gieng zu opfern im Tempel der Göttin der Liebe und Gegenliebe. (*) „Ehrwürdi„ger Greis!“ ſo redete er den Prieſter an: „mir „haben Odins Diener das Schickſal meines Thro„nes geweiſſagt. Ihre Worte waren dunkel, doch „ich bin ruhig, denn nur der Tyrann fürchtet die Zu„kunft. Weiſſage du mir das Schickſal meines „Herzens, es iſt mir nicht minder werth: aber laß „deine Worte ſeyn klar wie das licht der Sonne, „denn jeder liebende fürchtet die Zukunft.“

Ehrerbietig beugte der Silberhaarige Greis ſein Knie, und gieng zu befragen, die Göttin der Liebe und Gegenliebe. Die Flamme auf ihrem Altare, das Feuer in Swends Herzen, loderten rein und keuſch empor. Mit ernſtem Angeſicht kehrt er zurück, eine Wolke hieng auf ſeiner Stirn; doch unterſchied das Auge des Sterblichen nicht, ob dieſe Wolke die Son-

(*) Sie hieß Loſn.

Sonne der Hoffnung, oder einen drohenden Stern decke. Nach kurzem, feyerlichen Schweigen redete er also: „Du Liebling der Götter und deines Volkes, ein guter Fürst findet seinen Lohn im Arm „einer Walkyrie (*)

„Das ist sie! das ist sie!“ rief der junge König entzückt: „welches sterbliche Mädgen in meinem „Reiche, könnte der Göttinn der Liebe das Bild, einer „Unsterblichen leihen? — nur sie — nur Ildegerte „— ich danke dir Greis! bald sollst du von mir hören! bald sollen die Stuffen dieses Tempels unter „der Last der Geschenke seufzen, mit denen ich eure „Altäre überschütten will. leb wohl! gib mir einen „traulichen Handschlag! leb wohl! bete für mich!“

„Prinz!“ stotterte der Alte, indem er sein graues Haupt bedächtig hin und her wiegte — aber Swend hörte ihn schon nicht mehr, Swend flog durch den Hayn, nur seine Gedanken eilten schneller als er, vor ihm her schwebte Ildegertens Bild, Ildegertens Name schwamm auf seinen Lippen, die angenehme Deutung, welche er dem täuschenden Orakelspruch gab, schien ihm die einzig mögliche. Keuchend gelangte er an die Stuffen des Pallastes, keuchend befahl er seinen Knechten, ihm das schnellste Roß

(*) Walkyrie, so hießen die Jungfrauen Walhallas, welche Odin in die Schlachten sandte, den Kämpfenden anzufeuern, und dem Sterbenden die Quaalen des Todes zu versüßen.

Roß vorzuführen; glühend entwarf seine Phantasi
ihm die Wonne des ersten Anblicks nach einer jähri
gen Trennung. Aber ihn riß aus dem süßesten
Traume die Stimme der kriegerischen Trompete. „Ja!“
rief Tott sein Feldherr ihm zu: „ja laß vorführen
„das schnellste Roß, saminle deine Reuter und
„Kriegsknechte, und zieh aus gegen Ranfried
„den Verräther. Siehst du dort den weinenden
„Haufen der Vertriebenen, der den Minute zu Mi
„nute sich mehrt? dieser verließ sein Haus in Flam
„men, jener mußte sein Weib schänden sehn; diese
„floh über seine verheerten Aecker, jener war Zeug
„der Ermordung seines wehrlosen Vaters. Mit ei
„nem Heer von Buben verwüstet Ranfried dein Reich
„Ja, laß vorführen dein schnellstes Roß! sammle
„die tapfern Norweger! auf! auf ihm entgegen! daß
„er fühle der Ehrlose, daß das Blut deiner Väter in
„deinen Adern tollt, daß der Arm deiner Ritter stark
„ist und nervigt; und daß der alte Tott noch lebt.“

Wie wenn den Sanftschlummernden ein Dolchstoß
weckt, so bebte Swend bey der Schreckenspost zu
rück. Aber ein Blick auf seine weinenden Bürger,
vertrieb den liebenden Jüngling und rief mit mächti
ger Stimme den Ritter und Helden hervor. Er
sandte eilende Boten ins Land an seine Getreuen, und
siehe aus Westen und Osten sammelten sich bey Haus
fen die Lehens Männer gerüstet, im zahlreichen Ge
folge wohlbewehrter Knappen. Mit wallendem Her
zen sah Swend in wenig Tagen unter den Mauren
seiner

seiner Burg ein stolzes Heer, an dessen Spitze den unerschütterlichen Tott. „Zu Hülfe den Meinigen!“ flüsterte mächtig die Stimme der Tapferkeit in des edlen Jünglings Brust: „mich rufen ihre Seufzer! „auf mich harrt ihr gebrochenes Auge. Sie schweige, die sanftere Stimme der Liebe, bis ich den Lorbeer des Sieges, den jubelnden Dank des geretteten Volkes zu Ildegertens Füßen legen kann.“

In glänzender Rüstung bestieg der junge König sein Kampf Roß, ihm zur Seite ritt der erfahrne Tott, die Kriegsknechte schlugen an ihre Schilder, die Barden sangen feyerliche Lieder in die Harfe, das Heer brach auf. Weiber, Kinder und Greise, gelagert am Wege, den es zog, segneten ihren Beherrscher, der freundlich sie alle begrüßte, erhoben Augen und Hände und flehten zum Sitze der Götter, um Schutz und Sieg und Leben.

So zogen die Krieger dahin, dürstend nach Kampf und Rache. Immer neue Boten, verkündend den Jammer der Fliehenden, verkündend des Räubers Mordsucht, fachten die Hitze der Krieger zur lodernden Flamme an. Nur noch eine halbe Tagereise trennte die feindlichen Heere; da versammelte Swend um sich her, die Hauptleute und Obristen des Volkes, und sprach im Feuer der Jugend, stehend auf einem Sandhügel, der zur Rednerbühne ihm diente. „Morgen, meine Getreuen! morgen sey „der entscheidende Tag! laßt opfern an Odins Al„tare, daß er Sieg unsern Waffen verleihe, Sieg

der

„der gerechten Rache. Dann zieht in nächtlich
„Stille, mit euren Schaaren entgegen, dem ehrl
„sen Mörder und Räuber. Es treff' ihn mit A
„bruch des Tages, meiner Völker gezücktes Schwerd
„und sende den Bösewicht schlafend, in Hela's (*
„Arm hinab!"

„Nicht also!" sprach Tott, der kältere Grei
„man gehe ehrlich zu Werke, nach Kriegesſitte un
„Ritterbrauch. Man sende einen Herold hinüb
„ins schwedische Lager, zu erkunden des Streites A
„laß, ob nicht unschuldigen Blutes vielleicht noch z
„schonen sey. Ist Ranfrieds Foderung gerech
„und will er dagegen ersetzen, was hier sein zügellose
„Volk verwüstet: so wähle, o König! die Palm
„des Friedens, statt dem gezückten Mordschwerdt."

Swend.

Fodern? was kann er fodern? — Ersetzen
was kann er ersetzen? — Ist er ein Gott, daß e
vermag meine Getreuen ins Leben zurück zu rufen?

Tott.

leider nein! hin ist hin, und todt ist todt! nie
sahen unsere Augen den Sterblichen wieder, der ein
mal hinter den Geheimnißvollen Vorhang getreten
war. Aber noch leben die unmündigen Kinder der
Erschlagenen; noch seufzt manche Wittwe fern von
Wohnsitz ihres ermordeten Gatten. Für diese öffne

Ran

(*) Hela, der Todt.

Ranfried seine Schätze, und ersetze ihnen dreyfach den mit Blut befleckten Raub.

Swend (mit edler Hitze.)

So soll ich mir das Blut der Meinigen bezahlen lassen? O Ranfrieds Königreich nehme ich nicht für einen Blutstropfen des geringsten unter meinem Volke!

Tott.

Richtig und wahr, wenn er erst vergossen werden soll, falsch und unwa r, wenn er schon vergossen worden ist. Oder willst du die Schaaren der Deinigen ohne Noth zur Schlachtbank führen? hunderte hast du verlohren, und willst vielleicht noch tausende opfern?

Swend.

Wohlan, es sey! ich ehre deinen Rath als den Rath eines Vaters.

Diesem Entschluß zufolge erschien mit der Morgenröthe ein Herold vor Ranfrieds Gezelt, und begehrte zu sehen das Antlitz des Königs. Zwischen stolzen Reihen höhnender Trabanten, ward er bis zum Sitze des Wütrichs geleitet, der umgeben von einer bewaffneten Schaar, in jedem Auge Verrätherey zu ahnden schien und mitten im Kreis der Seinigen, vor dem Rascheln eines dürren Laubes zitterte.

Ranfried zum Herold.

Sage an! was ist dein Begehr?

Der Herold.

Höre mich Ranfried! König der Schweden!

durch mich redet Swend, der mächtige König der Norweger. Warum hast du mich überfallen als ein Räuber den schlafenden Wanderer? warum hast du die Meinigen ermordet, und meine länder verwüstet? warum hast du verletzt das Völkerrecht, und nicht ehrlich die Fehde mir angekündigt? Siehe, das Blut meiner Unterthanen schreyt um Rache! ich bin ausgezogen mit Heeres Krafft, und Odin wird dich züchtigen durch meinen Arm. Willst du aber, wie es einem ehrlichen König und Ritter zusteht, mir zu wissen thun, den Grund deines frevelnden Beginnens, wieder aufbauen die Hütten der Meinigen, stillen das bange Klagen der durch dich Verwayſten; so will ich die Obristen und Hauptleute meines Volkes zusammen berufen, mit ihnen ohne Gefährde über deine Forderung zu Rathe gehn, und falls sie geziemend und rechtlich befunden wird, dir darinn zu Willen leben, bey meinem Königlichen Wort! Verschmähst du aber dieß ehrliche Anerbieten; so sey Odin Richter zwischen mir und dir, und über dich komme das Winseln der Sterbenden! über dich das Blut der Erschlagenen!

Der Herold schwieg, Ranfried zog die borstigen Augenbraunen zusammen, schoß einen drohenden Blick auf den Boten, und antwortete wie folgt:

„Geh! sage dem Jüngling Swend, daß „Ranfried, der König der Schweden, der Herr „eines mächtigen Reiches, vor dem ganz Norden zit„tert; der länder und des Goldes genug hat, daß er

vom

„vom Fürſten der Norweger, keine Handbreit Erd-
„reichs begehrt; daß er aus Königlicher Milde, Al-
„les zu vergüten bereit iſt, was ſeine Tapfern erbeu-
„tet. Nur Ildegertens Beſitz, war das rühm-
„liche Ziel ſeiner Waffen. Sie liefere in dreyen Ta-
„gen Swend in mein Königliches Brautbett; ſo
„ſoll dieß drohende Heer Norwegens Grenze verlaſſen.
„Wo nicht, ſo wird Ranfried mit den Schwerdt in
„der Fauſt ſich einen Weg durch Swends Heer zu
„bahnen wiſſen.

Unter einer befahrten Eiche ſaß zu den Füßen Totts der junge König, ablauſchend von den Lippen des erfahrnen Greiſes, jedes unterichtende Wort, gierig horchend auf die belehrende Erzählung mancher gelieferten Schlacht, manches erfochtenen Sieges. Da trat vor ihn der Herold, und brachte nicht ohne Zittern, ihm Ranfrieds gebieteriſche Antwort. Kaum hatte der Bote geendigt, als Swend knirſchend aufſprang; der alte Tott blieb ruhig ſitzen.

Swend.

Ehe ſoll der Hopfen unterſinken! und ehe die Ströme zu ihren Quellen zurücklaufen, ehe ich dieſe ſchimpfliche Bedingung erfülle.

Tott.

Gemach Jüngling! Gemach! laſſ uns kalt unterſuchen Ranfrieds Begehren; laſſ' uns bedächtig von einander ſcheiden, das, was du verlieren ſollſt, und das, was du verlieren kannſt. Du ſollſt verlieren ein Mädgen, du kannſt verlieren ein Königreich.

Swend.

Aber die Mädgen war meiner Mutter liebling.

Tott.

Segen über dich, das du ehrest das Andenken deiner Mutter! doch selbst Thora würde diesen ihren liebling, dem Heil ihres Volkes geopfert haben.

Swend.

So soll ich Ildegerten unglücklich machen? sie, die mich nie beleidigte, für die jeder unserer Ritter mit Freuden kämpfen würde, soll ich in die Arme eines Barbaren liefern? Nimmermehr!

Tott.

Aber wäre es denn so unbezweifelt gewiß, daß sie eben unglücklich seyn würde? wie manches Weib hat durch Klugheit und Sanftmuth den blutdürstigen Tyger zum Menschen umgeschaffen. Besitzt Ildegerte nicht Vorzüge genug, den rauhen Mann, den Feind Norwegens, in den liebevollsten Gatten und Norwegens Bundesgenossen zu verwandeln?

Swend.

Aber ist denn unsere Niederlage nicht eben so zweifelhaft, als Ildegertens Glück in Ranfrieds Armen? — Tott ich verkenne dich! du stehst an der Spitze eines krafftvollen Heeres, du solltst fechten für die gerechte Sache, und du zagst?

Tott (lächelnd.)

Wenn du einst nach Walhalla kömmst, und dein Vater und deine Mutter dich empfangen; so sollen sie Zeugniß geben, ob ich je gezagt habe? Nein

Jüng-

Jüngling! an dieſer Grenze habe ich ſchon drey Schlachten geliefert. Als ich in der letzten den Sieg davon trug, da gab ich Dir den Kranz den dein Vater mir aufſetzte, und du ſpielteſt damit in deiner Wiege. Damals ſchüttelte dein Vater mir die Hand, und — noch höre ich ihn! — lieber Tott! ſagte er zu mir: wenn einſt Odin über mich gebietet, ehe noch dieſer Knabe herangewachſen iſt; ſo wache dein Schwerdt für ihn, wie für mich! aber lehre ihn, daß man nie kämpfen muß, nur um mit ſolchen Kränzen ſpielen zu können.

Swend (gerührt.)

Vergieb mir ehrlicher Alter! aber auch du thuſt mir Unrecht. Mich ſtrafe Wara,(*) wenn tollkühne Ruhmſucht in meinem Buſen lodert! Aber ſchimpflich dünkt es mir um dieſen Preis den Frieden zu erkaufen; ſchimpflich, Ildegerten einen ſolchen Antrag zu thun.

Tott.

Das letztere übernehme ich. (Swend erſchrack, Tott fuhr fort:) Ich kenne Ildegertens erhabene Denkungsart; ſie iſt immer mehr als ein Weib, oft mehr als ein Mann. Ihr Vater war mein Freund, der Geſpiele meiner Jugend; er fiel im Kampf an meiner Seite, ſein letzter Händedruck empfahl mir Ildegerten. Ich habe Wort gehalten, und ſie verdient es. In ihr wohnt der Geiſt ihres Vaters,

(*) Wara, die Göttinn der Schwüre.

Freude wird aus ihren Augen blitzen, wenn ich ihr verkünde, daß das Opfer, zu welchem sie ausersehn worden, das Leben vieler Tausende, vielleicht auch das Leben ihres Königs rettet. (Er steht auf) Ich eile zu ihr. Schließe du unterdessen mit Ranfried einen Waffenstillstand auf sechs Tage. Ehe noch diese Frist verläuft, führe ich Ildegerten ins Lager.

(er will gehn.)

Swend (in heftiger Bewegung.)

Noch einen Augenblick! lieber Tott! — nur noch einen Augenblick! — du meynst also würklich, daß — daß —

Tott (ihn mit Verwunderung betrachtend.)

Ich meyne, daß ich dich nicht begreife, und schäme mich, dich zittern zu sehn.

Swend (in seinen Armen.)

Ach mein Vater! ich liebe Ildegerten!

Tott (nach einer Pause.)

So? — ja nun begreife ich es! — O nun ist mir Alles ganz klar; nun verzeihe ich dir auch, daß du mich vorhin zaghaft schaltest. Du liebst Ildegerten? was denkst du denn aus ihr zu machen?

Swend (mit Würde.)

Das kann Tott mich fragen?

Tott.

Also deine Gemahlinn. (sein graues Haupt schüttelnd.) Jüngling! Jüngling! ich billige das nicht. Doch einen Verliebten überreden, ist mehr als drey Schlachten gewinnen. Ich schweige. Komm laß' uns fechten!

Swend

Swend (feurig)

Ja fechten! fechten! eine Schlacht an deiner Seite iſt nur Lanzenſpiel.

Sie giengen. Swend flog von Zelt zu Zelt, umarmte jeden Ritter, ſchüttelte jedem Kriegsknecht die Hand, goß das Feuer ſeines Auges in jeden Buſen, ſteckte mit ſeiner jugendlichen Hitze das ganze Heer an, und in wenig Minuten erſcholl an dieſem und jenem Ende des Lagers Feldgeſchrey! Ihm folgte langſam Tott der Greis, überſchauend mit denkendem Ernſt das vor ihm liegende Schlachtfeld, jedem Ritter den Platz andeutend, den er nur als Sieger oder als Leiche verlaſſen ſollte. Mitten im lärmenden Getümmel der erhitzten Schaaren, durch welches der Kriegsgeſang der Barden kaum hörbar tönte, ſah Swend in jedem blanken Schild nur Ildegertens Bildniß, wähnte er, trotz des wilden Geſchreys, ihre Ildegertens ſanftliſpelnde Stimme zu hören. Im Innern ſeines Zeltes warf er ſich auf einen Teppich, und hielt folgendes Selbſtgeſpräch:

„Mein Leben und mein Reich für Ildegerten „zu wagen, mein Leben und mein Reich um Ilde„gerten zu verlieren, der Gedanke hat keine Bitter„keit für mich. Aber wenn nun Odin beſchloſſen „hat, den Nichtswürdigen noch länger zu ſchonen; „wenn das Schickſal mich auserkohr, ein warnendes „Beyſpiel, daß auch gerechte Waffen nicht immer „ſiegen; wenn morgen vielleicht, ſtatt mit Lorbeern „gekrönt in Ildegertens Arm zurückzukehren, in

„Walhalla mich meiner Mutter Arm aufnimmt;
„wer wird ihr berichten, was Swend für sie that,
„für sie, die nichts von dem Opfer ahndet, das mein
„Herz ihr zu bringen bereit ist, für sie, die das Ge-
„ständniß meiner Liebe, vielleicht noch nie in meinem
„Auge las. Sterben will ich gern, aber nicht un-
„beweint von ihr. Sie soll es wissen, daß Geheim-
„niß, dem mein treuer Busen bis jetzt zum Kerker
„diente; und dann gebiete Odin über meine Tage!
„ich nehme das Bewußtseyn von Ildegertens Bedauren
„mit mir hinauf zu den Freuden Walhallas."

Er sprachs, ergriff eine Pergamentrolle, und schrieb:

Swend der König der Norweger an Ildegerten.

Errinnerst du dich, du holde Gespielinn meiner Jugend, der seligen Tage der Unschuld und Freude, wo unter Thoras Augen uns jeder Abend zu schnell herbey eilte? lallt noch deine Zunge zuweilen den süßen Namen Bruder, durch den du mich damals so oft entzücktest? gedenkst du noch des heiligen Seegens über uns beyde, mit welchem meine Mutter diese Welt verließ? Wenn jede der traulichen Stunden, mit dir in brüderlicher Eintracht verlebt, noch ein schwaches Bild in deiner Seele zurückließ; so schilt mich! mich, der ich einst kein Geheimniß vor dir hatte; daß Mondenlang ich Wünsche und Hoffnungen in meinem Busen verschloß, ohne sie deinem Richterstuhl zu unter-

werfen; daß auch heute meine Hand zittert und meine Wange glüht, als hegte Thoras Sohn ein unedles Gefühl. — Ich habe geopfert im Tempel der Liebe und Gegenliebe — hier haſt du mein Bekenntniß! — Ildegertens Beſitz — hier haſt du meine Wünſche und meine Hoffnungen. Dich mir zu rauben, brach Ranfried mit Heeres Macht in mein Reich. Die entſcheidende Stunde naht, welche richten wird zwiſchen mir und ihm. Wenn Liebe und Glück meine Waffen begünſtigen; ſo legt Swend in wenig Tagen ſeine Krone zu Ildegertens Füßen, und Ildegerte wird erfüllen den Seegen, den meine Mutter ſterbend über uns ausſprach. Triumphiert aber mein Nebenbuhler — und nur mein letzter Augenblick iſt der Erſte ſeines Triumphs — ſo falle eine Thräne auf mein frühes Grab, und es wehklage Ildegertens Mund über den Verluſt ihres Bruders, ihres Gatten.

Nachdem er dieſen Brief mit dem Knopfe ſeines Schwerdtes verſiegelt hatte, übergab er ihn einem treuen Boten, dem ſein verlangender Blick folgte, bis er auf einer Anhöhe verſchwand. Heiterer kehrte der junge König in ſein Zelt zurück, der Knappe trat herein, ihn zu wappnen, heiter und froh ſah er auf die glänzende Rüſtung, die bald mit dem Blute ſeines Feindes, oder mit ſeinem eigenen gefärbt werden ſollte; ihm dünkte leichter zu tragen der ſchwere eiſerne Helm, ihm dünkte minder drückend der ſtählerne Bruſthar-

nisch. Er bestieg sein Kampfroß, und eilte mit gezücktem Schwerdt an die Spitze seines Heeres. Ihm jauchzten die Schaaren entgegen. „Ein blauer Federbusch!" murmelte Einer dem Andern zu: „laßt „uns ihn nicht aus den Augen verlieren! Es ist des „jungen Helden erste Schlacht, er wird zu kühn seyn, „das sagt uns sein Feuerblick. Herbey, ihr alten, „geprüften Ritter! herbey, und sammlet euch um „ihn!" Und siehe, eine Schaar von dreyßig oder vierzig der Tapfersten unter dem Heere, umringten den jungen König, eines jeden Brust war ihm ein neuer Schild, und dieser kleine entschlossene Haufe mehr werth, als die gedungene Leibwache um Manfreds Thron. Der alte Tott schwang sein blitzendes Schwerdt mit jugendlicher Kraft über dem Haupte, und horch! es ertönte an beyden Enden des Heeres die kriegerische Trompete, die Barden sangen feurige Lieder, die Ritter schlossen die Visiere, die Waffen klirrten, die Rosse stampften, die Fahnen flatterten, das Herz des jungen Königs schlug hoch empor. „Was zaudern wir!" rief er dem zögernden Greise zu: „Auf! mit Blitzes Schnelle! Sieh, wie „der nervigte Arm meiner Ritter, kaum den Zügel „des wiehernden Rosses noch hält." „Wir zaudern „um zu siegen!" sprach Tott: „laß immerhin ver„lodern diese erste Flamme, die hoch aufsprüht, aber „zu wenig um sich greift." langsam und mit geschlossenen Gliedern, zog er, wie eine dunkle Wetterwolke, den Blitz im drohenden Busen tragend, dem bebenden

Feinde

Feinde entgegen. Uffo, Totts würdiger Sohn, der bereits in mancher Schlacht den Lorbeer mit dem Vater theilte, Uffo führte eine Schaar auserlesener Reuter, durch den niedrigen Busch, hinter dem Hügel herum, horchend auf das Zeichen zum Angriff, um durch plötzlichen Ueberfall die Furcht der Miethlinge in panisches Schrecken zu verwandeln.

Ranfried sprengte indessen, umgeben vom Kern seiner Ritterschaft, von einem Flügel seines Heeres zum andern, brüllte einem Jeden seine Pflicht ins Ohr, und suchte den sinkenden Muth der Seinigen, durch die nahe Hoffnung zum Plündern wieder anzufachen. Doch was vermag der kriechende Geiz, wenn er gegen den starken Arm der Vaterlandsliebe kämpfen soll? Schon drang das Schwerdt der Völker Swends in die geschlossenen Reihen der Schweden, schon verbreitete Tott Schrecken und Niederlage um sich her, schon hatte sich Swend, mitten unter dem Feinde, eine Burg von Leichen errichtet, schon waren Uffos Waffen mit schwedischem Blute bespritzt, schon stieg das Winseln zahlloser Sterbenden in die Lüffte empor; Ranfried sah es und zitterte und knirschte. Umsonst schrie er sich heiser, um die fliehenden Miethlinge zu sammeln; umsonst fluchte er der Stunde seiner Geburt, verfluchte Odin und den Sitz der Götter. Bald ohne Rettung verlohren, spannte Verzweiflung seinen Arm, beschattete ihn mit ihrem rußigen Flügel, saugte gleich einem Vampyr das Blut aus seinem Körper, und goß Galle in seine

Adern

Adern. Wütend ſtürzte er ſich in den dickſten Haufen der Norweger, ihm folgte ein Geſchwader tollkühner Jünglinge, dem das freſſende Schwerdt den Weg bahnte, bis dahin, wo Swends blauer Federbuſch hoch in den Lüften wallte. „Biſt du es,“ rief er ihm donnernd entgegen: „du kaum den Windeln Entwachſener! der du es wagſt, gegen Ranfried zu „kämpfen? Auf, du muthiger Knabe! verbirg dich „nicht hinter dem Schilde deiner Ritter, verſuch' es, „dich mit einem Manne zu meſſen!“

„Sey mir willkommen!“ ſprach Swend: „du, den ich im Getümmel der Schlacht ſchon lange „vergebens ſuchte. Herbey du Mädgen Räuber! daß „der kühne Knabe dich züchtige.“

Mit verhängtem Zügel ſtürzte er auf Ranfried los; aber ſeine Getreuen, die ſchon manchen gefährlichen Streich von ihm abwandten, und deren Zahl bis auf die Hälfte geſchmolzen war, warfen ſich, ihn umringend, zwiſchen die Kämpfenden. „Nein! du „ſollſt dein Leben nicht wagen gegen einen Nichtswürdigen, der ſeine eigene Krone ſchändet, und die „deinige dir ſtehlen will. Er iſt kein Ritter mehr! „laß herbey rufen einen unſerer Troßbuben, daß er „mit der Zeltſtange ihn zu Boden ſchlage.“ Wütig ſchäumend brüllte Ranfried den Seinigen zu: „Auf! und rächt die Schmach eures Königs!“ Sogleich drang der wilde Haufe von einigen Hunderten, ein auf die Tapfern zwanzig, deren Bruſt ihrem König zur Mauer diente. Nicht Einer wich, und Keiner

ner fiel, ohne fünf seiner Feinde zur Bedienung (*) mit hinüber nach Walhalla zu nehmen. Doch endlich erlag auch der letzte, unter der immer anwachsenden, und mit blinder Verzweiflung fechtenden Menge. Swend blieb allein, da, wohin jugendliche Tollkühnheit, zu weit entfernt von seinem Heere, den jungen Helden irre geleitet hatte. „Ergieb dich!" rief Ranfried ihm zu: „daß ich an meinen Tri„umphwagen dich spanne, und so meinen Einzug hal„te in der Burg Ildegertens." Ein Schwerdtstreich war Swends Antwort. Ranfried fing behend ihn auf, und that einen gewaltigen Hieb nach seinem Gegner, der am blanken Harnisch herabglitschte. Ein wütender Kampf entspann sich zwischen dem Herrscher Schwedens, und dem Vater Norwegens. Die Jünglinge in Ranfrieds Gefolge stürzten herbey, den unvertheidigten Swend vom Pferde herab zu reißen; aber zwey alte Ritter, die einzigen in deren Brust noch Ritter Ehre glühte, drohten denjenigen zu durchbohren, der Hand an ihn legen würde. Sie schlossen einen Kreis um die Kämpfer, bestraften mit grimmiger Geberde die scheelsehenden Jünglinge, und wachten über die Gesetze des Kampfes. Blitzend flimmerten die Säbel der fechtenden Nebenbuhler, Ildegerte und ein Königreich sollte der Preis des Siegers seyn, Ranfried sah beydes, Swend nur Ildegerten. lange blieb der Kampf zweifelhaft, denn Helden

(*) So lehrte der Aberglaube der alten nordischen Völker.

demmuth und Geschicklichkeit, fochten gegen verzwei
felnde Raserey. Doch nun, als Ranfried sein
Schwerdt mit beyden Fäusten emporhob, um durch
einen mächtigen Streich den Kampf zu enden, er
lauschte Swend eine Blöße, da wo die Armschienen
sich an den Brustharnisch schließen, geschickt wich er
dem drohenden Hiebe aus, schon suchte die Spitze sei
nes Schwerdts den Weg zu Ranfrieds Herzen
— da schlug ein meuchelmörderischer Bube ihn von
hinten mit einem Streitkolben aufs Haupt, daß er
vom Pferde stürzte, und Ströme von Blut aus sei
nem Halse quollen. Einer der alten Ritter stach den
Buben nieder, bückte sich über Swend und öfnete
ihm das Visier. Sein Gesicht schwamm in Blut,
sein Auge war gebrochen. „Ein guter König,"
stammelten seine letzten Seufzer: „findet seinen
„lohn im Arm einer Walkyrie. Er wur-
de queer über sein Roß gelegt, und langsam aus dem
Schlachtgetümmel geführt; aber er starb, ehe er noch
die nahe Quelle erreichte, aus welcher der alte Ritter
ihn zu erquicken gedachte.

„Swend ist todt!" schrie Ranfried den
Seinigen zu: „der Sieg ist unser! zurück in die
„Schlacht!" „Swend ist todt!" so jauchzten die
flüchtigen Schaaren der Schweden, und wandten sich
plötzlich; „Swend ist todt!" erscholl es von einem
Ende des Heeres zum andern: „mit ihm fiel der
„Muth der Norweger." Ach nur zu wahr! „Swend
„ist todt! murmelte halb leise, ein Kriegsknecht dem

andern

andern zu: verſchwunden iſt der blaue Federbuſch, der ſiegend vor uns herwallte. „Swend iſt todt!“ raunte ein Ritter dem andern ins Ohr; bald erreichte die Schreckens-Botſchaft den alten, braven Tott, deſſen Hauffe noch immer unter dem Feinde wütete. „Folget mir Kinder!“ rief er mit erſtickter Stimme: „rächet den Tod eures Königs, eures Vaters!“ Aber umſonſt ſtürzte er ſich von neuem in das Gewühl der Schlacht, nur ein kleiner Hauſe von wenig hunderten folgte ſeinem Panier. Schrecken und Betrübniß hatten ſich des ſchon ſiegenden Heeres bemeiſtert, die Norweger flohen in unordentlichen Haufen, und tauſende fielen unter dem freſſenden Schwerdt des verfolgenden Feindes. Nur Tott allein hielt ſich mit ſeiner kleinen tapfern Schaar, zog ſich auf einen Hügel zurück, und vertheidigte Leben und Ehre gegen die ganze ſchwediſche Macht. „Wo iſt Uffo mein „Sohn?“ rief er dem nächſten Ritter zu: „iſt mein „Sohn Uffo auch unter den Flüchtlingen?“ „Nein, „ehrwürdiger Greis!“ verſetzte der Kriegsmann: „er „fiel in der Hitze des Gefechts, er fiel von Wunden „bedeckt.“

Tott.

Haſt du ihn geſehen? waren ſeine Wunden forne?

Der Ritter,

Alle in der Bruſt, und auf dem Haupte.

Tott.

Nun Gott lob! heute wollen wir fechten, morgen wollen wir weinen.

Er

Er sprachs und öffnete sein Visier um Lufft z
schöpfen, und Schweiß und Staub von der Helden
stirn zu wischen. Da schwirrte ein feindlicher Pfeil z
schend durch die Lufft, fuhr dem Greis ins rechte Auge
und warf die letzte Stütze Norwegens entseelt zu Bo
den. Ein dumpfes Ach! der Seinigen begleitete den
Fall des Helden, das Schwerdt entfiel der schlaffen
Hand, jeder Arm sank kraftlos nieder. Doch Kei
ner wollte sein Leben dem siegenden Räuber danken
und Ranfried thürmte mit Leichen den Hügel hin
melan.

* * *

Fliehe, mein Geist! hinweg von den blutigen
Gefilden! mit Menschen-Opfern gedüngt. Wa
weilst du noch unter den Leichen? nicht tapfere, erhabene
Thaten, bezeichnen das rauchende Schlachtfeld, denn
Tott und Swend und Uffo sind todt. leit
mich, du holde Phantasie, leite mich an deinem Gän
gelbande, hin zu jener stillen Laube, wo in der Däm
merung grüner Schatten Ildegerte den Boten
empfieng, der die Liebe ihres Königs ihr zu verkünden
kam. „Bist du ein Bote des Friedens?" rief sie
ihm hastig entgegen, als das Knie beugend, er ehrer
bietig zu ihr trat.

Der Bote.

Aus des Königs Händen, empfing ich dieses
Schreiben, es treulich zu überliefern in Ildeger
tens Hände.

Ilde

Ildegerte.

Saa an! wie ſtands im Heere, als du das Lager verließeſt? iſt Ranfrieds Räuberſchaar zerſtreut? hat Odin den Frevler gezüchtiget?

Der Bote.

Als ich das Laaer verließ, da ſangen die Barden lieder, mir ſelbſt ward warm ums Herz. Die Ritter ſchloſſen die Viſiere, es klirrten die Waffen, es ſtampften die Roſſe, es flatterten die Fahnen, der Schall der Trompete rief laut zum Angrif.

Ildegerte.

O ſo iſt vielleicht ſchon jetzt unſer junger König Sieger, und mit der Hölle des fehlgeſchlagenen Bubenſtücks im Herzen, hat Ranfried Norwegens Grenze verlaſſen.

Mit dieſen Worten entfaltete ſie den Brief. Sie laß, ihre Wange röthete ſich; ſie laß weiter, ihre Wange glühte; ſie legte den Brief zuſammen, eine Thräne zitterte in ihrem ſchönen Auge. „laß mich „ allein!“ ſagte ſie freundlich zu dem Boten.

Der Bote.

Recht gern, holde Jungfrau, doch zaudert nicht zu lange, mir eure Antwort zu ertheilen, mein harrt der König mit Sehnſucht.

Ildegerte (erröthend.)

Mit Sehnſucht? — woher weißt du das?

Der Bote.

O er befahl mir hundertmal zu eilen mit Windesſchnelle, er ſagte, die Botſchaft ſey wichtig, jede

Minute ihm theuer. Und als ich ſchon auf dem Gaule ſaß, der muthig mit mir dahin trabte, hörte ich noch ſeine Stimme, die mir zu eilen gebot. Und als ich ſchon ziemlich fern im Thale hinter mich blickte, da ſah ich am Zelte ihn ſtehen, wie er mit der Hand über den Augen, noch immer mir nachſah.

Ildegerte (beweg.)

Genug! genug! — Geh, füttre dein Roß, thue dir gütlich; morgen, wenn der erſte Sonnenſtrahl die Gipfel der Berge erleuchtet, kehrſt du ins lager zurück.

Der Bote gieng, Ildegerte fiel auf ihre Knie und betete: „Thora, du Verklärte! die einſt ſter„bend mich Tochter nannte! wenn mitten unter den „Freuden Wingolffs du noch gedenkſt der Freu„den einer glücklichen Mutter, wenn der Name „Swend dir noch theuer iſt; o ſo offenbare dich „der betenden Ildegerte. Unterdrücke die keimende „liebe in dieſem Herzen, wenn ich unwerth bin, das „Ehebette deines Sohnes zu beſteigen! laß mich flie„hen in eine Einöde, und weinen über mein Schick„ſal, das keinen König mir zum Vater gab.“

Sie ſchwieg, und ſah mit bethränztem Blick nach dem herauf ſteigenden Vollmond. Horch! da flüſterte ein leiſer Abendwind in den Blättern der Buche, der Dufft der lindenblüte goß ſich herab, und die Nachtigall klagte in einzelnen, ſchmachtenden Tönen. Ildegertens Buſen ward enge, die ſchauerliche Dämmerung um ſie her, füllte ihr Herz mit bangen Ahndun-

dungen, sie floh mit ängstlich umherirrenden Blicken durch den Saal, und verschloß sich im einsamsten Zimmer der Burg.

Indeß hatte der geschwätzige Bote, im Kreise der Weiber, die ihn neugierig umzingelten, die Mähr von Swends Briefe verbreitet, hatte alles erzählt, was er wußte und nicht wußte, was Swend ihm gesagt und nicht gesagt; hatte die Sehnsucht seines Königs noch hundertmal größer gelogen, hatte hundertmal wiederhohlt, wie dringend ihm Swend die baldige Rückkehr empfohlen, und folgerte endlich mit der Miene der Weisheit: „es müsse ein Entwurf den „jungen Monarchen beschäftigen, den zu ergründen, „sein Gänsekopf zu schwach sey; doch werde vielleicht „Ildegerte den Damen nähere Auskunft geben."

Himmel! welch ein Geflüster! welch ein Plappern! welch ein Widersprechen erhub sich unter den gereizten Schönen. Sie machten endlich aus, daß sie nichts wüßten, und beschlossen einmüthig bey der Abendtafel Ildegerten das Geheimniß zu entlocken, oder, wenn ihrer Verschwiegenheit nirgends beyzukommen wäre, es doch wenigstens auf ihrem Gesichte zu lesen. Die sehnlich erharrte Stunde der Mahlzeit erschien, aller Augen hiengen an Ildegertens Antlitz, als diese mit ihrer gewöhnlichen, majestätischen Freundlichkeit in den Saal trat. Sie hatte sich ermannt, der sanfte Schimmer einer frohen Hoffnung deckte ihre lächelnde Wange; man lagerte sich um die Tafel, Alles schwieg lauschend, Alles gaffte

horchend nach ihr, die ohne dies lauſchen, dieß Gaffen und Horchen zu bemerken, gleichgültig mit ihrer Nachbarinn ſchwazte. O es war luſtig, wie die eine ſich räuſperte, die andere mit dem Fuße anſtieß, die dritte der vierten zu winkte und keine zu reden wagte. Doch gegen das Ende des Mahles, hub Ildegerte freundlich an, und jeder Arm, begriffen den Biſſen zum Munde zu führen, fiel unthätig in den Schooß.

„Ihr meine lieben Geſpielinnen!“ ſo ſprach das holde Mädgen: „habt Mondenlang in dieſer einſamen „Burg, Thoras Verluſt mit mir beweint. Ich „hoffe von euch geliebt und eurer liebe werth zu ſeyn. „Vernehmt dann eine Botſchaft der Freude, die „Swend mir Unwürdigen ſandte: ſein Wunſch „hat mich erkohren zu ſeinem ehelichen Gemahl.“ Sie ſchwieg ſanft erröthend, und blickte vor ſich nieder.

Erſtaunen feſſelte die Zunge der überraſchten Mädgen-Schaar. Doch bald ſprangen ſie jubelnd auf, eine drängte ſich der andern vor, umgaben Ildegerten liebkoſend, und huldigten der neuen Königinn. Zwar fehlte es nicht, daß mancher der Neid mit ſeinem Geflüſter ins offne Weiber Ohr ziſchte; die Eine ſah ſcheel in den Bach, der ihr Bild ihr vorſpiegelte, und konnte nicht begreifen, was Swend an Ildegerten gefunden; die andere rümpfte die Naſe, die dritte lächelte höniſch; doch Ildegerte verſtand die ſchwer zu erlernende Kunſt,

ſelbſt

ſelbſt auf den Stuffen des Thrones, ſich immer gleich zu bleiben, und ſo feſſelte ihr freundlicher Blick, ihre ſtille Würde, das ſtolzeſte Herz an das Ihrige; zwar ſagt die läſternde Chronik, daß in den erſten der Ruhe gewidmeten Stunden, keines der Weiber vermogt, das müde Auge zu ſchlieſſen; doch war es nicht der Neid, der mit dem Fledermaus Fittig den Schlaf vom einſamen Jager verſcheuchte; es war der Reiz des Wunderbahren, der in der ganzen Geſchichte lag, das Wiederkäuen einer Kette von Begebenheiten, aus welchen ſich dieſe letzte entſpann, Entwürfe und Träume für die Zukunft, das Alles wirbelte auf und nieder in den glühenden Phantaſien der Mädgen, warf ſie ſchlaflos von einer Seite zur andern, und verſtieß die Hand des Schlummers, die den Balſam der Ruhe zu reichen erſchien.

Wohl euch, ihr guten Geſchöpfe! wozu die kurze Ruhe! ſchon nahet, die Lüfte durchſchneidend, ein kreiſchendes Gewinſel den Thoren eurer Burg; ſchon ſtören laute Seufzer die mitternächtliche Stille; ſchon hallet Zetergeſchrey fern her durch den Hayn. Der Zwerg auf der Warte der Burg ſtieß dreymal in das Horn, die Wächter rieben den Schlaf erſchrocken aus den Augen, und eilten zur geſchloſſenen Pforte, an welcher die Kommenden donnerten. „Wer ſtört die „nächtliche Ruhe?“

Thut auf! thut auf euren Brüdern!

„Sagt an, wer ſeyd ihr?“

Fliehende, Geſchlagene, Verwundete.

„Woher im Dunckel der Mitternacht?“

Entronnen aus dem Schlachtgetümmel, zeichneten wir mit dem Blute, das aus unsern Wunden rieselt, jene Straße, die wir kamen. Odin, Odin hat Verderben über dieses Land gesprochen. Swend ist todt, Uffo fiel, Tott ist in Walhalla.

„Verderben! Verderben über Euch! ihr kreischenden Unglücksboten!“ die ganze Burg gerieth in Aufruhr. Alles lief durcheinander und wider einander, man fragte, erkundigte, weinte, fluchte, man schrie nach Waffen — nur Ildegerte schlummerte süß im Arm der Hoffnung, das sanfte Lächeln der belohnten Tugend schmückte ihre jungfräuliche Wange. Da stürzten mit flatternden Haaren die Jungfrauen herein: „Auf! auf aus der Ruh! du schlummerst dem Tode „entgegen.“ Ildegerte fuhr erschrocken empor; „was ists! haben Flammen die Burg ergriffen? oder „hat irgend ein Verräther unsere Thore dem Feinde geöffnet?“ Umsonst wiederhohlte sie diese Frage hundertmal, auf dem Fittig des Schreckens, waren die Sinne der Weiber entflohn, Heulen, Winseln und Haarausraufen ihre ganze Antwort. Ildegerte sprang auf, warf ein leichtes Nachtgewand um sich, ergriff eine Kerze, und eilte mit beflügelten Schritten durch die gewölbten Gänge, aus denen ein wüstes Geschrey ihr fernher entgegen tönte. Bald stieß ihr Fuß an einem Leichnam, bald erblickte ihr umherirrendes Auge, hingestreckt auf den Boden, einen schwer Verwundeten, der mit beyden Händen die blu-

blutende Wunde hielt, und den die kalte Hand des Todes schon gefaßt hatte. „Wer bist du?“ rief Ildegerte bebend. „Ein Sterbender, der mit dem „Tode um die Freuden Walhallas kämpft.“

Wie kömmst du hieher? wessen Hand schlug diese tödtliche Wunde?

„Die Hand eines Schweden. Swend ist „todt, Uffo fiel, Tott ist in Walhalla.“

Ihr strafenden Götter! seufzte Ildegerte gebrochen, die Kerze entfiel ihrer Hand, sie sank kraftlos an der Mauer hin. Doch bald weckte sie das Aechzen des Sterbenden an ihrer Seite, sie schwankte nach ihrem Zimmer, schloß sich ein, und warf sich auf den Boden. Da lag sie lange ohne eine Thräne zu vergiessen, ohne einen laut von sich zu geben. Dieser erste, fürchterlich stumme Schmerz gieng vorüber, sie zog Swends Brief aus dem Busen, ihr Blick traf die Worte: — „so fall eine Thräne auf mein „frühes Grab, und es wehklage Ildegertens Mund „über den Verlust ihres Bruders, ihres Gatten.“ Plözlich stürzte ein Thränen Strom aus ihren Augen. Mein Bruder! mein Gatte! wimmerte sie schluchzend, mein Bruder! mein Gatte! mehr vermogte sie nicht zu stammeln; aber mit diesen beyden Namen verband ihr zerrissenes Herz die Bilder der entflohenen Freuden, die lächelnden Bilder der Zukunft, mit welchen vor wenig Stunden ihr kurzer Schlummer sie täuschte. Zerschmolzen in Bitterkeit und Wehmuth, die immer neue Thränen hervorpreßte, lag Ildeger-

te verhüllt, bis die erste Morgenröthe die Zinnen der Burg blutroth färbte. Da erwachte sie aus dem schrecklichen Taumel, als die heraufsteigende Sonne ihre ersten Strahlen auf lanze und Schwerdt warf, die, seit Thora entschlummerte, im einsamen Winkel rosteten. „Hervor du Spielwerk meiner Jugend! einst nur dem „Scherze gewenht; hervor! und werde in meinen „Händen ein Werkzeug der glühenden Rache! beseele mich Thor! (*) mit dem kriegerischen Feuer, „daß Waffenklang meinem Ohre lieblicher sey, als „die weichen Töne der laute. Gieße Kraft in diesen „Arm, daß kein weibisches Zittern ihn entnerve! „Weiche von mir Freyr (**) du Sohn Niords! „stähle meine Brust, Wodan, du Vater der Götter! und du Friggaa! der dieses Herz so manches „ungeheuchelte Opfer brachte, sende mir deine „Lyna; (***) daß sie mich leite durch Gefahren, „bis Auge in Auge, Ranfried, der Wüterich, „hohnsprechend vor mir steht: daß ihn hinabstoße „der Arm eines Weibes zu den ewigen Quaalen „Nifleimur. (†) Herbey ihr Barden! und stimme

(*) Thor, der vornehmsten Götter Einer, der um den Sieg angerufen wurde.

(**) Freyr, der sanftmüthigste unter den Göttern.

(***) Lyna, wird von Frigga oder Freya gesandt, ihre Lieblinge zu beschützen.

(†) Nifleimur, die Hölle.

„ſtimmt den Kriegsgeſang an! es iſt mein Gemahl
„für den ich kämpfe, mein Bruder! mein Gatte " —

Hochroth färbte ſich Ildegertens Wange, ihr Auge ſprühte Feuerfunken, ihr Arm bebte, aber es war nicht das Zittern der weibiſchen Furcht, es war das Beben der männlichen Wuth. Sie deckte das ſeidene Haar mit dem bebuſchten Helm, den einſt Thoras Hand mit drey Schlangenköpfen zierte; kerkerte den widerſtrebenden Buſen in den ſtählernen Harniſch, gürtete das Schwerdt um ihre Hüfften, ergriff Schild und Lanze, und trat in den gewölbten Saal, wo die betäubten Jungfrauen, das Antlitz zur Erde gekehrt, noch jammernd über das Vergangene und zitternd vor der Zukunft, ſich heulend die Brüſte zerfleiſchten.

„Was jammert ihr? was winſelt ihr? hin iſt
„hin, und todt iſt todt! eure Thränen werden ihn nicht
„zurück bringen aus Helas kalten Armen, eure Thrä-
„nen werden den Räuber nicht zurück ſcheuchen von den
„Thoren unſerer ehemals friedlichen Burg. Hat Tho-
„ra umſonſt unſern Arm bewafnet, unſerer Hand
„die Spindel entriſſen und ſie zum männlichen Kamp-
„fe gewöhnt? laßt weinen und ſeufzen die Weiber deren
„Waffen nur Thränen und Seufzer ſind; laßt zittern
„die feigen Seelen, die ihr Leben nicht um die Freuden
„Walhallas verkaufen würden. Auf, ihr meine
„Geſpielen! welche unter euch kennt eine Wahl zwi-
„ſchen Todt oder Schande? — was zaudern wir!
„— auf! ihm entgegen, dem Räuber, der unſerer

„Unschuld mit schimpflichen Fesseln drehet: auf! ihm „entgegen, dem Mörder, der meinen Bruder, mei„nen Gatten mir raubte! Er fühle, daß der Helden„muth der Söhne Norwegens, auch in den Töchtern „dieses landes wohnt; er fühle, daß der Arm eines „Weibes nicht blos geschaffen ward, um den Säug„ling an die Brust zu legen. Auf! auf! rettet die „Ehre eures Vaterlandes! rächet den Tod eures Kö„nigs! siegt oder sterbt mit Ildegerten!"

Wuth und Wehmuth, im Kampfe mit ihren Organen, erstickten hier ihre Stimme. Aber mächtig drangen des Mädgens Worte in die Herzen der lauschenden Jungfrauen; ehrfurchtsvoll staunten sie der Heldinn ins flammende Auge, Ildegerte lehnte sich erschöpft auf ihren Spieß, ein tiefes Schweigen herrschte einige Minuten lang. — Gerade in diesem Augenblicke wankte ein alter, verwundeter Ritter, gestützt auf zwey seiner Knappen, langsam in den Saal, seine Hand hielt einen verbogenen Helm, mit einem blauen blutigen Federbusch. Schweigend nahte er sich Ildegerten, den wehmüthigen Blick auf den Helm gesenkt. Ein geheimer Schauer durchbebte des Mädgens Glieder. „Ach!" rief sie zitternd: „das ist „Swends Helm!"

„Ja," sprach der alte Ritter: „das ist Swends „Helm! das Blut, das an diesem Federbusch klebt, „ist das Blut meines Königs. Dieser Helm kostet „mich mein Leben, ich habe ehrlich um ihn gekämpft. „Das ist alles, was ich euch zurückbringen konnte. — Sichst

„— Siehst du hier, wo die Beule ist? da schlug ihn „ein gottloser Bube von hinten — pfuy! von hin„ten.“ —

Ildegerte ward ohnmächtig. „laß ab! laß ab!“ riefen die Weiber und umgaben die Unglückliche. Der alte Ritter ließ sich einen Sessel reichen, legte den Helm vor sich nieder, betrachtete ihn mit gefaltenen Händen, und ohne auf das Gewinsel um ihn her zu achten, fuhr er in seiner Rede fort: „ja von hinten haben sie dich „gemeuchelmordet! du warst ein tapferer Jüngling! „noch sehe ich diesen Federbusch, wie er im dicksten „Gedränge vor uns herwallte, wie die muthwilligen „Winde, hoch in der Luft mit ihm ihr Spiel trieben. „Nun hat dein Blut ihn durchnäßt, und er hängt „schlaff herab. Sie schreyt um Rache, die ehrver„gessene That; aber vergebens sucht dein abgeschiede„ner Geist einen Rächer. Uffo fiel mit seiner Schaar; „Tott der Greis, vergoß sein Blut, das nur noch „Vaterlands Liebe erwärmte. Alle die Tapfern unsers „Volks hat das frässende Schwerdt erwürgt. Nur „mir fristete Odin um wenig Stunden das Leben, „zu sichern die köstliche Beute, und aufzufodern einen „Bluträcher, der in diese kalte Hand mir schwöre „— mir schwöre den fürchterlichsten Eyd! daß ich „ihn weyhe zur Blutrache durch diesen Helm, und „den Schwur mit mir hinübernehme nach Wal„halla, und mit dem ersten ritterlichen Händedruck „ihn Swend überliefere. — Meine Kraft erlischt,

meine

„meine Auge bricht — herbey! herbey Bluträcher! „ehe ich sterbe.“

Er sah rings um sich her. Ildegerte hatte sich ermannt. Klagend hub der alte Ritter von neuem an: „hat der Engel des Todes nicht Einen verschont? nicht einen Jüngling, wäre er auch kaum der „Ruthe entwachsen, daß diese erkaltende Hand noch „einmal das blutige Schwerdt zücke, und zum Ritter „ihn schlage. — Herbey! herbey Bluträcher! ehe „ich sterbe.“

Ildegerte, mit heftiger Bewegung seine Knie umfassend:

„Weyhe mich, ehrwürdiger Greis! weyhe mich „zum Bluträcher! (sie schleudert ihren Helm von sich) „mir — mir Swends Helm! daß er auf meinem „Haupte werde ein Schrecken der Feinde! daß bey „seinem Anblick das Blut in Ranfrieds Adern „erstarre! daß mein Schwerdt es wieder flüssig mache, „und ich das Blut meines Königs mit dem seinigen „von diesem erschlafften Federbusch abwasche!“

Der alte Ritter.

Ist es so weit mit Norwegen gekommen, daß nur noch der ohnmächtige Arm eines Weibes für Freyheit, Ehre und Vaterland ficht? — Vater der Götter! hast du nur darum meine Tage gefristet, nur darum dis erloschene Auge offen erhalten, daß es sehe, wie der Sturm den Baum aus der Wurzel reißt, unter dessen Schatten ich achtzig Jahr ruhte, an dessen Zweige ich manchen erkämpften Lorbeer aufhing?

hing? Ich habe nur geweint auf dem Arm meiner Mutter, es waren kindiſche Thränen — und heute muß ich alter Mann dieß graue Haar mit Thränen der Verzweiflung netzen! — Bringt mich hinab ins freye, und laßt mich ſterben! —

Ildegerte.

Bleib! ich beſchwöre dich bey deiner ritterlichen Ehre! — du verachteſt das kühne Mädgen, und ſporteſt des ohnmächtigen Weiber Arms? wiſſe Greis! das Weib, das Swend zu ſeiner Gemahlinn erkohr, iſt nicht unwerth, ſein Bluträcher zu werden. Hat der Fittig des Todes noch nicht dein Auge beſchattet; ſo lies dieſen Brief. Ich bin deine Königinn — deine Königinn umfaßt deine Knie, und fleht mit heißen Thränen: weyhe mich! weyhe mich zum Bluträcher meines Gemahls!

Der alte Ritter nahm mit zitternder Hand das Blatt, ſein gebrochenes Auge durchlief mühſam Zeile um Zeile, und verweilte endlich nachdenkend auf dem Worte Gatte. „So ſey es denn!“ rief er bewegt: „ich erkenne dich ſterbend für meine Königinn. „Schaudere nicht für dieſer kalten Lippe, küſſe mich, „daß ich deinen Kuß mit mir hinüber nehme in den „Ort der Freude, wo Swend im Vorhof der Krieger, unter Odins vergoldeten Schilden wandelt.“

Ildegerte drückte ihren glühenden Mund auf die blaſſen Lippen des ſterbenden Kriegers: „bringe „dieſen Kuß meinem Gemahl, und mit ihm den feyerlichen

„erlichen Schwur, zu rächen seinen Tod, oder zu „sterben seiner liebe würdig.“

Der alte Ritter.

So schwöre mir!

Ildegerte.

Ich schwöre.

Der alte Ritter (entblößt sein Schwerdt.)

lege deine Hand auf dieses Schwerdt. Gottes Auge sieht uns! Sprich mir nach den Eyd. Gottes Ohr hört uns! — „Ich schwöre zu rächen mit „Feuer und Schwerdt den Tod Swends, des Kö„nigs der Norweger. In meinen Gebeinen vertrockne „das Mark! die Hand verdorre, die eher das „Schwerdt sinken läßt, ehe die Blutrache vollbracht „wurde. Ich schwöre zu verfolgen mit Feuer und „Schwerdt, Raufried, den Mörder meines Ge„mahls! und wenn ich diesen Schwur breche; so „werde mein Name ein Spott der Säuglinge, ein „lustiges Ammenmährchen. Kein Hügel decke mein „Gebein! keine Thräne waſche meinen Leichnam! un„begraben liege er ein Raub der Geyer, und jeder „Biedermann gehe mit einem Fluch vorüber! Ver„flucht sey die Stunde meiner Geburth! verflucht „sey die Stunde meines Todes! Fluch über die Ge„beine meines Vaters! Fluch über die Gebeine mei„ner Mutter! Den Namen Ildegerte lese die „Nachwelt an einer Schandsäule, als den Namen „einer unehrlichen Jungfrau! Mir fluche Odin, der „Vater der Götter, und stürze mich hinab in die

Quaalen

„Qualen Niflheimurs! Er zeige mir das Bild „meines ermordeten Gemahls in tausendfachen Ge„stalten, daß es tausendfach mich tödte! und dieser „Schwur bleibe kräftig, wenn auch von hundert „Sühnopfern die Altäre rauchten! er bleibe kräftig, „wenn auch gleich ein Priester zu mir spräche: gehe „hin, deine Schuld ist dir vergeben!“

So schwur Ildegerte. Die umherstehenden Jungfrauen bebten mit offenem Munde, und starrten ihr Bildsäulen gleich ins glühende Antlitz.

Der alte Ritter (sein Schwerdt von sich werfend, und mit beyden Händen Swends Helm ergreifend.)

So wecke dich der Anblick dieses Helms mit jedem Morgen zur Erneuerung deines Schwurs! Immer sehe dein Auge das Blut, das an diesem Federbusch klebt, wenn auch schon längst der Regen es abwusch. Diese Beule, die des mörderischen Buben Streitkolbe schlug, drücke deinen Schädel, und werde nicht eher geebnet, bis Ranfrieds qualenvoller Tod den schändlichen Mord büßte. Versprichst du mir das?

Ildegerte.

Ich verspreche es.

Der alte Ritter.

So nimm hin das Kleinod, das ich mit meinem Blute erkämpfte. (Er setzt den Helm auf Ildegertens Haupt.) Rüste dich, und besteige dein Roß. du bist geweyht zum Bluträcher. — Mein Auge wird dun-

kel,

kel, meine Kraft verlischt. — Ich danke dir O b
nicht vergebens geboteſt du der Sichel des Todes,
ſchwachen Faden meines Lebens nun erſt abzuſchneid
und ihn anzuknüpfen an jene frohe Ewigkeit.
Meine letzte Stunde naht — mein Tagewerk
vollbracht — bringt mich hinab ins freye, daß
ſterbe im Angeſicht der Sonne. — — Kraft
lehnte er ſich auf ſeine Knappen, ſie trugen ihn hin
ins freye, und er ſtarb im Angeſicht der Sonne.

* * *

Den Mann ſchuf die Natur, ein Mittelding
der Leiter der Vollkommenheit; nie erklettert er die hö
ſte Sproſſe, nie ſinkt er bis zur letzten herab; er iſt
ganz ſo ſchlecht, und nie ganz ſo gut als das Weib. Ni
von euch rede ich, ihr plappernden Geſchöpfe! v
denen Plato zweifelt, ob er ſie zu den Menſchen z
len ſolle; euch meyne ich, ihr ausgebildeten Seele
um derer willen Leſſing der Natur den Vorwu
macht: ſie habe ſich im Thon vergriffen. Seyd i
gut: ſo ſteht ihr zwiſchen dem Mann und dem Eng
ſeyd ihr ſchlecht, ſo ſteht ihr zwiſchen dem Mann u
dem Teufel!

Noch nie hatte Heldenmuth ſo feurig in der Bru
eines Mannes geglüht, Ildegerte fühlte ſich e
neues Weſen, unnennbare Kraft war über ſie ausg
goſſen, die Rache hatte der Liebe das Weibiſche g
nommen, die Liebe würzte die Rache. „Ihr ſeu
„Zeugen" rief ſie, als der alte Ritter den Saal ve
laſſen hatte: ihr ſeyd Zeugen, daß ich geweyht wurd
zu

„zum Bluträcher! noch heute ziehe ich hin meinem „Verhängniß entgegen. Ich habe Niemanden, der „mich begleitet als Gott und die gerechte Sache; „ich habe Niemanden, der mich schützt, als diesen „Helm und mein gutes Schwerdt. Gefallen sind „sie, die muthigen Krieger Norwegens; kein stolzes „Heer wird meinem Fußtritt folgen. — Ihr Ge„fährtinnen meiner Freuden! ist Eine unter euch, „die auch meinen Kummer getheilt hat, die auch mei„ne Rache theilen will; so komme sie an diesen „schwesterlichen Busen, daß ich sie fest an mein klo„pfendes Herz drücke, und ihr die Glut einhauche, die „mich verzehrt.“ (Traurig umherblickend.) Ist keine unter Euch?

„Wir alle! wir alle wollen mit dir ziehen!“ riefen die Jungfrauen vereint, ergriffen von der liebenswürdigen Schwärmerey, die wie ein electrischer Schlag das reizbare Weiberherz traf. Sie umringten Ildegerten: „Sey unser Feldherr! unsere „Königinn! weyhe uns durch deinen Kuß zu Dienern „der Rache!“ Ildegerte umarmte sie alle, und husch! flog eine nach der andern in ihre einsame Zelle, hieng Leyer und Harfe an die Wand, warf Stickna-del und Spindel auf den Boden, und eilte ihre Waffen zu putzen. Der kriegerische Enthusiasmus blieb nicht in den Ringmauern der Burg, er durchtönte den Hayn, er kam mit beflügelten Schritten zur nahen Stadt, wo noch so manches Weib über der Asche ihres Gatten, so manche Mutter über den Gebeinen

ihres Sohnes weinte. Alle trockneten die Thränen
entrissen den geliebten Erschlagenen Helm, Panze
und Schwerdt, und wapneten sich zu fechten unte
Ildegertens Fahnen. Schnell, wie der Wind
eilte der Ruf tiefer ins Land, aus Süden und Nor
den, aus Osten und Westen stürzten die Weiber i
Schaaren herbey, und ehe noch der Abendthau sic
mit dem Blute der Erschlagenen mischte, stand Il
degerte an der Spitze von sechstausend Amazo
nen, welche auf einer weiten Ebne versammelt, un
ter dem Gewölbe des Himmels ihr den fürchterlichste
Eyd schwuren, zu rächen den Tod ihrer Gatten, ih
rer Söhne, ihrer Brüder. So brachen sie auf im
Schatten der Nacht, das Gestirn des Orions war
ihr Führer.

Am andern Morgen lagerte sich das kleine Heer
am Fuße eines Hügels, und siehe, es sammelten sich
zu seinen Fahnen die Flüchtlinge, die der Schlacht ent
ronnen waren, zwölftausend an der Zahl. Von der
Spitze des Hügels überschaute das kühne Mädgen mit
denkendem Ernst das kriegerische Gewühl unter ihren
Füßen. „Das ist die letzte Kraft des entnervten
„Vaterlandes!" so sprach sie zu sich selbst: „wehe
„ihm! wenn diese tausende seine Schlachtopfer wer
„den. Und das müssen sie, wenn nicht der Arm ei
„nes Gottes für uns ficht. Ein übermüthiges Heer
„das den Kern der Norwegischen Ritterschaft besiegte
„zertritt diese kleine, ungeübte Schaar wie ein Bär
„den Ameisenhaufen. — Ich lache des Todes, ich

habe

„habe mich ihm geweyht, und jeder meiner Getreuen „wird lieber frey sich in seine kalten Arme stürzen, als „die schändlichen Fesseln des Tyrannen tragen. Aber „was soll aus den unschuldigen Kindern werden, die „wir sorglos spielend auf der Straße zurückliessen? „sollen unsere Greise in Ketten zum Grabe wanken, „und unsre Nachkommenschaft aufwachsen unter dem „eisernen Joche?“ —

Schwermüthig sank ihr Haupt auf die Brust, vor ihrer Phantasie schwebten die Bilder einer schauervollen Zukunft. — Doch plötzlich fuhr ein Lichtstrahl durch ihre Seele. Theodorich, der König der Dänen, Thoras Schwestersohn, war nach Swends Tode der nächste Erbe der Norwegischen Krone. Ihn mahlte der hundertzüngige Ruf mit schimmernden Farben, gab ihm Schönheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit. „Thoras Blut,“ so rief ein jeder Fremdling, der nur wenig Tage an seinem Hofe verweilte: „Thoras Blut wallt in den Adern dieses „jungen Helden.“

Ildegerte entschloß sich schnell, sandte Eilboten an Theodorich, und ließ ihm kund thun: „König Swend, dein Vetter, ist nicht mehr. „Ranfrieds bübische Hand hat ihn ermordet. Alle „die Edlen Norwegens sind gefallen. Nur noch ein „Weib steht an der Spitze von Weibern und Flüchtlingen, zu rächen ihr verwüstetes Vaterland und den „Tod seines Beherrschers. Sammle deine Krieger, „laß aufsitzen deine Lehenmänner, eile, eile! ein

„land zu vertheidigen, das dich nunmehro als seinen „König erkennt.“

Auf flüchtigen Rossen flogen die Boten der Greuze von Dännemark zu, indeß Ildegerte mit ihrem Heere dem nähern Feinde sich nähte, der, auf dem platten ande zerstreut, die Felder verheerte, die Häuser plünderte, und Kinder und Greise ermordete. Spöttisch lächelnd empfing Ranfred die erste Botschaft von der Annäherung der kühnen Amazonen. Mit einem Blick, wie der Blick des Teufels, wenn er den Frommen sündigen sieht, hörte er, daß Ildegerte selbst an der Spitze dieses Haufens zu fechten heranrücke. „Wohl mir!“ rief er mit einem Schalkslachen: „der Vogel hüpft selbst in den Käficht. Will„kommen! willkommen schöne Braut! Umsonst eilst „du mir drohend entgegen; ich zog mein Schwerdt „für dich, aber nicht über dich. Unter Waffen„geklirr will ich dich in meine Kammer führen, mit „wollüstiger Hand den Panzer lösen, mich weiden an „deinem jungfräulichen Sträuben, mich einwühlen in die „volle Brust, die nicht geschaffen ward, um in einen „Harnisch gekerkert zu werden.“ So wiegte er sich auf sammtenen Polstern mit geilen Bildern, und — weil Ildegertens Besitz noch außer den Grenzen seiner Gewalt lag — ließ er die erste beste Dirne kommen, und warf sich in ihren Arm.

Nicht lange so kehrten die zerstreuten Haufen, die plündernd und mordend den Krieg wider Kinder und Greise führten, erschrocken ins lager zurück. Ergrif-

fen hatten die ausgesandten Schaaren Ildegertens einen Theil der berauschten Räuber, die übrigen waren entflohn, zu melden des Feindes Ankunft. „So „bist du mir schon so nahe?“ rief Ranfried mit tückischer Freude: „wahrlich! dir gelüstet nach der „Umarmung eines Königs. Doch ehe ich mit dem „Schwerdt in der Hand die Braut heimführe, laß „uns noch einmal versuchen, die künstlich geschmiedeten „Waffen, vor denen die Wuth der Weiber schmilzt „wie Frühlingsschnee, wenn die Sonne des May„monds ihn aufleckt — die Waffen der Schmeiche„len.“ Er sprachs, ergriff den Kiel, und bot sein biegen Gehirn, vertrocknet durch Uebermaaß der Wollust, zu folgendem Briefe auf:

Ranfried, König der Schweden und Norweger, an die tapfere Ildegerte.

Ich bin nicht gekommen, wider dich zu fechten, ich bin gekommen, dein Sclave zu werden. Wirf von dir die drohende Rüstung, der Sieg war längst schon dein. Seit jener mondhellen Nacht, als mißverstandener Scherz uns entzweyte, trägt Ranfried das Bild deiner Schönheit überall mit sich umher. Für dich zog er das Schwerdt, für dich opferte er tausende, für dich setzte er sein eignes Leben aufs Spiel. Und du wolltest kämpfen gegen den, der seine Lorbeern zu deinen Füßen legt? Edler wäre es, einem Ueberwundenen, der

„schon lange deine Fesseln trug, großmüthig die Hand zu reichen.“ — Wie, oder wähnst du liebenswürdiger Trotzkopf! weil deine Weiber zuweilen mit Lanzen spielten, sie werden es wagen zu kämpfen gegen den Arm meiner siegreichen Ritter, durch den Tott und Uffo fielen? — Entschlage dich der romantischen Grille! ich biete dir Frieden und mein Herz. laß nicht weiter vorrücken deine reizenden Schaaren, mir geziemt es, zu dir zu kommen; mir, der ich entschlossen bin, dich zu besitzen als Freundinn oder Feindinn.“

Unter einem offenen Zelte, stolz auf ihre Lanze gelehnt, empfieng Ildegerte den Herold, der diesen Brief ihr brachte. „Verdank' es dem Völcker Recht!“ sprach sie mit hoher Mine, nachdem sie das Blatt durchlaufen: „daß ich nicht rächte am Boten die Un„verschämtheit dessen, der ihn sandte. — Man bringe einen Sack herbey, werfe einen schäbigten Hund „hinein, und überliefere ihn diesem Manne. — Wenn „du dann stehst vor deinem Herrn, und den Sack aus„schüttelst, und der schäbigte Hund herausläuft; so „sprich: das ist Ildegertens Antwort, und zugleich „ihr Brautgeschenk.“ (*) Mit diesen Worten wandte sie

(*) Ich zweifle nicht, daß manche verfeinerte Deutsche an diesem eckelhaften Geschenke Ildegertens Anstoß nehmen wird. Aber sie versetze sich zurück in jene rohen Jahr

ſie dem zitternden Boten den Rücken, und ging, ihre Getreuen auf die entſcheidende Stunde vorzubereiten.

„Ha! noch nicht gedemüthigt!“ ſchrie Ranfried knirſchend: „noch immer den ſtolzen Hohn, „mit dem du mir einſt den Raub der Sandalen vor„rückteſt? — So werde dann ein Opfer deines Troz„zes! lebendig will ich dich fangen, und meine Knech„te ſollen dich ſchänden!“ Der Abend brach herein. Ranfried ſandte einen zweyten Herold ins Lager:

„Morgen,“ ſo klang ſeine Botſchaft: „morgen „ſoll die aufgehende Sonne Zeuge meines Triumphs „werden! Rüſte dich, Weib! und ſprich Muth ein bei„nen Weibern! Morgen will ich meine Troßbuben „gegen dich ausſenden, die deinen tollkühnen Haufen „an die Schweife ihrer Pferde binden, und ſo zu mir „herüber ſchleppen ſollen.“

Ein Lächeln war Ildegertens Antwort, ein erzwungenes Lächeln auf ihrer Wange, und traurige Ahndungen der Zukunft in ihrer Seele. Sie konnte ſichs nicht verhehlen, daß ihr kleiner Haufe zu ſchwach ſey, gegen einen dreymal ſtärkern Feind zu kämpfen

Jahrhunderte, wo Wildheit zur Tugend erhoben, und zartes Gefühl Weichlichkeit geſcholten wurde. Die Überſendung eines ſchäbigten Hundes kömmt öfter in der alten Geſchichte vor, und war oft nur kindiſcher Troz. Der Leſer denke ſich in den Geiſt jener Nationen, ſo wird Ildegerte in ſeinen Augen nichts verlieren.

und daß Muth und Tapferkeit einer zusammen gelaufenen Schaar, Geschicklichkeit und Kriegszucht nicht ersetze. Zwar haben sich ihre Amazonen dem Tode geweyht, und sie selbst findet Süßigkeit in dem Gedanken, für den zu sterben, der für sie starb; nicht der Tod ist es, vor dem sie zittert: aber hinüber zu gehn nach Walhalla, wo vielleicht der alte Ritter ihr in den Weg tritt, fragend: Hast du deinen Schwur vollbracht? und ihm dann antworten zu müssen: Nein! wenn auch eine offene Wunde in der Brust, dieses Nein entschuldigt — das, nur das — „O „Vater der Götter!" rief Ildegerte mit bethränktem Blick: „dieser Abend ist vielleicht der letzte meines „lebens! soll die morgende Schlacht über die Sclave„rey meines Vaterlandes auf immer entscheiden; o so „laß zum mindesten im Getümmel des Kampfes mich „finden den Wüterich, der meinem Gatten das leben „stahl; daß mein Arm suche den Weg zu seinem ver„ruchten Herzen! laß uns zusammen fallen! stürze „ihn nicht hinab in das ewige Dunkel Nifleimurs! „gönne ihm nicht den kleinen Trost, in Gesellschaft „vieler Tausende zu leiden. — Nimm ihn hinüber „zu dir nach Walhalla, wo er allein der leidende „ist; daß er im Glück derer, die er verfolgte, in den „Freuden derer, die er ermordete, das höchste Maaß „der Quaalen empfinde." So betete Ildegerte, in deren Herzen der Durst nach Rache erstickt hatte die mildern Gefühle der weiblichen Sanftmuth. Schon flimmerten die Sterne am Himmel, da

sandte

ſandte Ildegerte von Zelt zu Zelt: „Thut euch „gütlich“ ſprachen ihre Boten: „laßt herumgehen „den Becher der Freude, und ruhet im Arm des „Schlafs bis zur kommenden Morgenſonne. Dann „rüſtet euch, betet zu Gott, und rückt heraus auf „die Ebne, denn Morgen iſt der entſcheidende Tag.“ Die Völker vernahmens, füllten das Trinkhorn, und tranken ſichs muthig zu, auf Wiederſehen in Walhalla. Ildegerte beſtieg indeſſen den Hügel, ſchaurig vom Strahl des Mondes beleuchtet, ließ aufrichten einen kleinen Altar, und opferte dem Gott der Schlachten. Da trat zu ihr Helga, eine ihrer liebſten Geſpielinnen.

„Vergönne mir,“ ſprach ſie mit ſchweſterlicher Liebe: „dir unverborgen zu halten meine Zweifel und „meine Ahndungen. Du haſt nicht weiſe gehandelt, „da du Ranfrieds Boten ſo ſchimpflich ziehen „ließeſt.“

Ildegerte.

Und was hätte Helga an meiner Stelle gethan?

Helga.

Du haſt Boten geſandt an Theodorich, König der Dänen. Man rühmt dieſen jungen Helden, doch unſere Rache iſt nicht ſeine Rache, unſere Ungeduld nicht die ſeinige. Aber geſetzt, er willigt in dein Begehren; angenommen, daß die Ausſicht eines leeren Thrones ihn reizt, und daß er ſich rüſtet, eine zweyte Krone zu hohlen, wenn die erſte ihn nicht ſchon genug drückt; — was erwarteſt du von ſeiner

Hülfe? die entscheidende Stunde rückt heran. Be
zu Odin, daß er Theodorichs Heere Flügel geb
Wir siegen ohne ihn, oder wir sterben ohne ihn, d
König der Dänen kömmt immer zu spät.

Ildegerte.

Und was folgerst du aus dem allen?

Helga.

Daß Ildegerte besser gethan hätte, die männ
lichen Waffen auf einige Tage wegzuwerfen, und si
der angebohrnen Waffen unsers Geschlechts zu bedi
nen; List und Verschlagenheit! — Ranfrieds Bo
ten einige Tage mit Versprechungen getäuscht — un
dann eine zweydeutige Antwort — ein Strahl de
Hoffnung — Zeit gewonnen, Alles gewonnen!

Ildegerte.

Pfuy! du hast recht; aber für den Mörder ihre
Gemahls hat Ildegerte nur einen Dolch. Ran
fried in dem Wahne zu lassen — wäre es auch nu
der Wahn eines Augenblicks — als sey mein Oh
effen für seine niederträchtigen Bewerbungen; wär
Bruch meines Schwurs, wäre Hochverrath an
Schatten unsers Königs. — Nein! sprich mir nich
mehr davon! laß' uns der Ehre treu bleiben und sterben

Helga.

Ich bewundre deinen Muth, aber nicht dein
Politik.

Ildegerte.

Wie du wilst. Als Freundinn habe ich dein
Einwürfe gehört und beantwortet; als Feldherr gebie
ich

ich dir, zu schweigen. — Die Morgendämmerung bricht an, unsere Augenblicke sind gezählt, geh, laß mich beten! Erklettere dort die Spitze des Hügels, beobachte das feindliche lager, und merkst du, daß es rege darinn wird; so ruf mir zu, daß wir hinabsteigen und die unsrigen wecken. — Helga gieng, Ildegerte opferte und betete. Der Saum der östlichen Wolke vergoldete sich. „Helga, siehst du nichts?"

Helga.

Noch liegen in Todesstille die Felder ringsumher. Ich höre nur das Zwitschern der frühen lerche.

Ildegerte betete brünstig, der Rauch ihres Opfers stieg empor, der äußerste Rand der Sonnenscheibe erschien am östlichen Horizont. „Helga, siehst „du nichts?"

Helga.

Ich sehe einzelne Männer im feindlichen lager zerstreut. Sie führen die Roße zur Tränke.

Ildegerte.

Bald, bald wird es Zeit seyn. — Sie hob ihre Augen und Hände gen Himmel, und betete laut und mit Inbrunst. Die Sonne stieg majestätisch herauf. „Helga, siehst du nichts?"

Helga.

Ich sehe fernher in Westen eine dicke Wolke von Staub. Ich sehe Speere blinken so weit mein Auge reicht.

Ildegerte.

In Westen? trügt dich deine Phantasie?

Helga

Helga.

Komm ſelbſt und ſchaue. — Ildegerte ſtieg hinauf, da wimmelte vor ihren Blicken, ein zahlreiches Heer, die Sonne warf ihre Strahlen auf die blanken Helme, ſchon ſchlug an ihr Ohr das Wiehern der Roſſe und das Geklirre der Waffen.

Ildegerte.

Gott! wir ſind verrathen! die Steine hat Odin zum leben erweckt, um unſer elendes Vaterland zu unterjochen.

Helga.

Sieh, ſieh! wie ſie ſich ausbreiten. Der Wald ſcheint zu leben, immer neue Schaaren brechen hervor.

Ildegerte.

Hinab! hinab! Donnere auf unſere Krieger! laſſ' uns nicht ſterben ohne das Schwerdt in der Fauſt.

Sie eilten den Hügel herunter, da keuchten ihnen entgegen die ausgeſandten Boten, die Dännemarks Hülfe ſuchten. „Woher? woher ſo ſchleunig? iſt „noch nicht genug des Jammers! was verkündet dieſe „Athemloſe Eile? wer ſind die zahlloſen Schaaren, die „aus Weſten heraufziehn?“

Die Boten.

Das iſt der König der Dänen, er kömmt, unſer Befreyer! unſer Rächer! er ſteht an der Spitze von dreyßigtauſend verſuchten Kriegern, ſo fanden wir ihn eine Tagereiſe jenſeit des Waldes. Schon längſt hatte der Ruf ihm verkündet die Gefahr, in welcher dieſes Reich ſchwebt; doch war der Tod unſers Königs ihm

eine

eine unwillkommene Nachricht, die Thränen ins Auge ihm lockte. Er iſt ein freundlicher Fürſt und hat ein ritterlich Anſehn. Er entbietet Euch ſeinen Gruß, ihn verlange, ſprach er, Euch kennen zu lernen. Ihr ſollt ſogleich das Heer in die Waffen rufen, und euch halten linker Hand, indeß er rechter Hand am Fluſſe hinabzieht. Dann ſollt ihr horchen auf den erſten Trompetenſtoß, ſo iſt es ein Zeichen, daß Theodorichs Heer den Fluß durchwadet, der zweyte Trompetenſtoß ſoll Euch verkünden den glücklichen Uebergang des Heeres, und beym dritten fallt ihr dem Feinde links und rechts in die Flanken. Gott verleihe Sieg euren Waffen! — Sie beugten ſich zur Erde, und hüpften munter den Hügel hinab, zu verbreiten die frohe Mähr, und mit ihr neuen Muth von Zelt zu Zelt. O welch ein lauter Jubel erfüllte das ganze Lager! die Boten wurden umringt, auf Händen empor getragen, Theodorich ward geſegnet; es lockte das Freudengeſchrey den Feind heraus auf die Ebne; da ſah er mit ſtummer Beſtürzung das Blinken der zahlloſen Speere, das Flimmern der Sonnenſtrahlen in hellpolirten Waffen. Ildegerte ſtand lange unbeweglich, und ſah mit gefalteten Händen, und einer dankbaren Thräne im himmelblauen Auge, hinauf zum Sitz der Götter. Dann warf ſie ſich in Helgas Arm: „Siehſt du liebe Helga, Odin iſt gerecht! Sein „Donner ſcheint zu ſchlummern, doch plötzlich weckt „den Frevler das ſtrafende Verhängniß — die Stunde der Rache iſt da!“

Sie

Sie ſprachs und eilte hinab. Das frölich wim-melnde Heer empfing ſie mit lautem Zuruf; ſchon ſaßen alle zu Pferde, auf ihren Geſichtern verbreitet ein mächtiges Vertrauen, begierig verlangend nach dem dritten Trompetenſtoß, der zum Angrif ſie rufen ſoll. Ildegerte an ihrer Spitze, führte linker Hand, wie Theodorich geboten, ihre muthigen Schaaren, die ſingend ihr folgten, als gieng es zu Kurzweil und Spiel. Ohnfern von Ranfrieds lager ließ Ildegerte halten, und hörte mit Entzücken den erſten Trompetenſtoß.

Indeſſen tobte wütend der Tyrann von Zelt zu Zelt. Umſonſt! gefallen war der Muth der Räuberſchaaren, zitternd faßte ein Jeder ſtatt nach dem Schwerdt zu greifen, die geraubte Beute und ſah mit ängſtlichen Blicken ſchon nach der Flucht ſich um. In dieſer gefährlichen lage, und der Verzweiflung nahe, ſandte Ranfried einen Herold an Theodorich, König der Dänen: „warum kommſt du, mich „anzugreifen? der ich mit dir in Frieden lebe. laß „deine Schaaren zu den meinigen ſtoßen, daß wir ſie „alle vertilgen, die kühnen Weiber, der Spindel ent-„laufen. Dann wollen wir brüderlich theilen das „Erbe Norwegens, von meiner tapfern Fauſt er-„obert.“

„Geh, ſage deinem Herrn,“ ſo klang Theodorichs Antwort: „er ſoll mit Gott ſich verſöhnen, „denn gekommen iſt ſeine letzte Stunde. Norwegen iſt „mein ererbtes Reich, ich theile es mit keinem Räuber.“

Der

Der Herold meldete treulich, was ihm befohlen war, und Ildegerte hörte den zweyten Trompetenſtoß. Da breitete über den Tyrannen die Verzweiflung ihren ſchwarzen Fittig aus. Es ſchlichen ſeine Wachen ſich einzeln vom Throne hinweg, und er, an deſſen Winke noch geſtern das Leben von tauſenden hing — blieb allein. „So iſt es denn beſchloſ„ſen!“ ſchrie er fürchterlich grinſend: „es bleiben un„vollendet alle meine ſtolzen Entwürfe. Ha! ſo ſoll „zum mindeſten mein Tod mich unterſcheiden von dem „gemeinen Haufen, jener feigen Flüchtlinge. Bleich „ſoll die Nachwelt zittern, wenn ſie ſtaunend hört, „wie einſt Ranfried fiel. Herbey ihr Geiſter der „Hölle! umnebelt meine Sinne, daß ich tollkühn „in die Schwerdter mich ſtürze, und ſuche das über„muthige Weib, das den Lorbeer des Sieges mir vom „Haupte riß. — Wie iſt mir! was wühlt in meinen „Gebeinen! — Ha! ihr peinigt mich umſonſt, ihr „nie gekannten Regungen, die der Knecht Gewiſſens„biſſe nennt. Umſonſt ſchreyet um Rache das Blut „derer, die mein Schwerdt mordete. Phantom, das „man Tugend nennt! ich ſterbe ohne dich zu kennen! „— Vergebens foltert mich die blutige Rückerinnerung „meiner Thaten! O wie elend iſt man, wenn man „es durch das Laſter geworden! mein Herz iſt mein „Mitſchuldiger und mein Henker! Aber ich will nicht „fühlen daß ich elend bin! meine Hoffnung iſt der „Tod, meine Quaal iſt das Leben! — Ich fluche „dir Odin! ich haſſe die Menſchen und mich! fort!

fort

„fort in den Tod! hinab zur Hölle!“ — So stürzte er heraus, und sah die Hälfte des fliehenden Heeres schon weit entfernt.

„Da laufen die Schurken! ist denn keiner der mit „seinem König sterben will?“ Er sah ringsumher, da fiel sein Blick auf einen alten Ritter, der den Stamm einer abgehauenen Eiche nachdenkend betrachtete. Es war der nemliche, der Swends Mörder niederstieß, und mit dem lezten Trunk Wasser des sterbenden Jünglings lechzende Zunge labte.

Ranfried.

Bist du noch hier? was machst du hier?

Der Ritter.

Ich besehe diesen abgehauenen Baum.

Ranfried.

Ist er denn so merkwürdig, daß du drüber deiner eigenen Sicherheit vergissest?

Der Ritter.

Er ist sehr merkwürdig. Noch gestern höhnten seine Wipfel den Sturmwind.

Ranfried.

Ich verstehe dich — aber auch fallend wird Ranfried sich gleich bleiben. Geh, lauf! und laß mich allein!

Der Ritter.

Ich laufe nicht.

Ranfried.

Du siehst, wir sind verlassen.

Der Ritter.

Ich bin nicht verlassen.

Ran-

Ranfried.

Worauf hoffſt du noch?

Der Ritter.

Auf Gott und meinen Arm.

Ranfried (erſchüttert.)

Auf Gott?

Der alte Ritter (mit einem muthigen Blick gen Himmel.)

Ja auf Gott!

Ranfried (ſich faſſend.)

Und deinen Arm? ein einzelner Arm gegen zwey Heere?

Der Ritter.

Ich weiß zu ſterben.

Ranfried.

Auch ich! ich will die ſchreckliche Stunde nicht erleben, die meinen Ruhm zertrümmert; ich will es nicht erleben, daß man lebendig mich fange, und in ſchimpfliche Ketten geſchmiedet, vor den Thron eines Weibes mich ſchleppe. (Er zieht ſein Schwerdt.) Da! nimm! erfülle den letzten Befehl deines Königs! durchbore mich!

Der Ritter.

Nimmermehr!

Ranfried.

Von Freundes und Ritters Händen will ich ſterben. Nimm! ſtoß zu!

Der Ritter.

Da ſey Gott für! daß ich meine alten Hände mit dem Blute meines Königs beflecken ſollte. So

weit iſt es noch nicht mit uns gekommen! laſſ' immerhin fliehen die Miethlinge, die beſſere Hälfte deines Heeres ſteht noch unbeweglich. Und iſt ſie auch an der Zahl dem Feinde nicht gewachſen, ſo iſt doch noch mancher biedere Ritter darunter. Fort, Herr! zeige dich muthig an ihrer Spitze, und wenn du ſterben mußt, ſo ſtirb kämpfend, wie es einem Ritter ziemt.

Ranfried.

Wohlan folge mir! Jeden Tropfen meines Bluts will ich gegen Ströme verkaufen, und wenn Odin mir dißmal Sieg verleiht, will ich einen Tempel bauen, und laut bekennen: Es iſt ein Gott!

Haſtig beſtieg er ſein Roß und eilte zu ſammeln die zerſtreuten Schaaren, die Feigheit und Schrecken ihm übrig ließen. Indeß ertönte zum drittenmal der Schall der kriegeriſchen Trompete, Ildegerte vernahm es mit klopfendem Herzen, ſchwang muthig das Schwerdt, und ſtürzte an der Spitze ihrer Amazonen in die feindlichen Geſchwader. Im nemlichen Augenblick drangen jenſeits, gleich einem dicken Wald, Theodorichs Lanzen herein. An ihrer Spitze fochten mit loderndem Jünglings Feuer, Theodorich, der König, und Prinz Harald, ſein Liebling. Eine Wolke von Pfeilen verfinſterte die Sonne, vor dem Kriegsgeſchrey verſtummte der nahe Waſſerfall. Umſonſt kämpfte Ranfried verzweifelnd, und that Wunder der Tapferkeit. Immer größer ward der Haufe der Erſchlagenen um ihn her, immer neue Schaaren riſſen ſich von ihm los, und erbettelten fliehend ihr Leben. „Es iſt

aus

„aus!“ rief der Tyrann: „ich bin am Ziel meiner „Laufbahn. Ihr Götter der Hölle! euch weyh' ich „mich sterbend! zu Hülfe! zu Hülfe! laßt mich finden „das Weib, nach dessen Besitz ich einst schmachtete. „Meine Liebe hat sich in Wuth verkehrt! Sie ver„schmäht das Bette eines Königs, sie sey mein Gefähr„te auf dem Bette des Todes!“ wild rollte sein Auge umher und suchte Ildegerten, Ildegerte suchte ihn, beyde fanden sich bald. Ein unwillkührlicher Schauer durchbebte Ranfrieds Glieder, als er auf Ildegertens Haupte an dem gekrönten Löwen Swends Königlichen Helm erkannte. „Hat dich die „Hölle zum Leben erweckt! murmelte er zwischen den „Zähnen, fassend sein breites Schwerdt, um mit „Einem zerschmetternden Hiebe den Kampf zu enden. Ildegerte ihm ungleich an Stärke, aber behender als er, entwich dem drohenden Streiche, der Säbel glitschte hernieder an der glattpolirten Rüstung. Und als zum andernmal Ranfried den Arm hob; da spähte sie aus die Blöße zwischen dem Arm und dem Brustharnisch, kam dem Hiebe zuvor, und rannte bis an das Heft das Schwerdt ihm in die Brust. Brüllend stürzte er nieder unter des Rosses Füße, schwarze Ströme von Blut färbten seinen Harnisch, sie eilten auf den Boden, und das Gras verdorrte. Mit dem gräßlichsten Fluche gegen Ildegerten, und einer Gotteslästerung auf der ersterbenden Zunge, spie er seinen Geist aus. Dieser Kampf entschied den Sieg und Norwegens Freyheit. Was fliehen

konnte floh, und wer keinen Weg zur Flucht mehr übrig sah, der warf sich auf die Knie, die Waffen von sich schleudernd, um von der Großmuth des Ueberwinders sein Leben zu erflehen. Nur jener Greis, von dessen Händen Ranfried sterben wollte, hatte sich an den nemlichen abgehauenen Stamm gelehnt, der ihm vor wenig Stunden das Schicksal seines Königs weissagte, und vertheidigte noch allein mit dem Säbel in der Faust, sein Leben gegen die immer wachsende Menge. Ihn sah von ferne Theodorich, sprengte herbey und zerstreute den Haufen der Seinigen, der schaamlos gegen einen einzelnen Mann focht. „Ergieb dich!" rief er dem fast erschöpften Alten zu: „blicke um dich! „du bist allein. Wie kommt jugendliche Tollkühnheit „in die Brust eines Greises?"

Der Ritter.

Eben weil ich ein Greis bin, junger Mann! wünsche ich den Verlust dieser Schlacht nicht zu überleben. Doch ich ergebe mich dir unter einer Bedingung.

Theodorich.

Sprich! welche?

Der Ritter.

laß mir ausliefern den Leichnam meines Königs, daß ich hingehe in Frieden, und ihn ehrlich begrabe.

Theodorich.

liebtest du deinen König?

Der Ritter.

Er war mein König, ich that meine Pflicht.

Theodo-

Theodorich (gerührt.)

Deine Bitte ſey dir gewährt.

Der Ritter.

Ich habe nichts gebeten. Ich habe nur von dir begehrt, was ich, wenn deine Leiche zu meinen Füßen läge, einem deiner Ritter nicht verſagen würde.

Theodorich.

So ziehe hin in Frieden! (er zieht ſeinen eiſernen Handſchuh aus.) Doch nicht eher bis du den König der Dänen deines ritterlichen Handſchlags gewürdigt haſt.

Der Ritter (ſchüttelt ihm die Hand.)

Nun dank ich dir gern! und — junger Held! — nimm zur Belohnung den ehrlichen Rath eines Greiſes: laß dich deinen Sieg nicht übermüthig machen! Immer ſchwebe Ranfrieds Beyſpiel vor deiner Seele, und achte höher als Harniſch und Bruſtwehr — die Liebe deines Volkes!

Theodorich.

Das verſpreche ich dir mein Vater. Sey der Erfüllung Zeuge, komm und folge mir an meinen Hof!

Der Ritter.

Nein, ich habe ein Vaterland und zwey unmündige Enkel.

Theodorich.

So laß mir zum mindeſten deine Freundſchaft hier.

Der Ritter.

Die bleibt bey dir. — So trennten ſie ſich. Ranfrieds Leichnam ward auf einen Wagen gelegt, und

langsam der Grenze seines Reichs zugeführt. Kein Wehklagen füllte die Städte, durch welche er zog; der Sand, der seinen Grabhügel deckte, wurde von keiner Thräne benetzt.

Kaum hatte Ildegerte ihren Schwur als Bluträcher erfüllt, kaum sah ihr umher rollender Blick, daß dieser Tag ihr nichts mehr übrig ließ, als den Kranz des Sieges um ihre Schläfe zu winden; da entzog sie sich dem Schlachtgetümmel, eilte, nur von Helga begleitet, zurück in ihr Lager, bestieg den Hügel, der in der entwichenen Nacht von ihrem Opfer rauchte und brachte Odin die Erstlinge ihres Dankes. Als sie nun ging, sich zu entwaffnen, da näherte sich Theodorich mit den Vornehmsten seines Hofes, unter ihnen Prinz Herald. Ehrerbietig stieg er vom Pferde und begrüßte Ildegerten mit diesen Worten: „Euch, tapfere Jungfrau, gebühret mein Dank und „der Dank eures Vaterlandes! Empfanget ihn im Angesicht des ganzen Heeres und vergönnet mir und meinem Gefolge zu schauen Euer Antlitz.“ Ildegerte gegenredete bescheiden: „Mein Herr und mein König! „Euerer Großmuth gefall es, auf meine Rechnung zu „setzen, was ich ohne Eure mächtige Hülfe nicht aus„zuführen vermogte. Ihr seyd der Retter meines „Vaterlandes, verstattet daß Ildegerte die Erste „sey, die Euch huldigt.“ Sie öffnete das Visier und ließ züchtiglich auf ein Knie sich nieder. — Es war reißend zu sehn, wie sie mit niedergeschlagenen Augen da kniete, welch ein sieghafftes Ansehn Swends

Helm

Helm ihr gab, unter dem sich einzelne Locken hervorgestohlen hatten, wie nachlässig schön das schwarze Wehrgehänge mit goldenen Franzen über ihre Schulter herabwallte. Es war lustig zu sehn, wie Theodorich und sein Hofstaat ihr ins Gesicht gafften, der König beynahe des Wohlstands vergaß, ihr eine zitternde Hand reichte, sie aufzuheben, und einige Silben stammelnd sie auf die Stirn küßte. Doch Ildegerte schien auch nicht mit halbem Auge den Eindruck zu bemerken, den ihr Anblik auf die Versammlung gemacht hatte; sie zog sich zurück in das Innere ihres Zeltes, um ihre Waffen gegen weibliche Kleidung zu vertauschen.

* * *

Wähnet nicht, betrogne Sterbliche! zu entfliehen jenen reitzenden Gefahren, die so oft euch Glück und Ruhe kosten; es sind die Einzigen, vor welchen nicht Entfernung vieler Jahre, vieler Meilen schützet. Euer Feind ist euer Herz, und habt ihr nie gekämpft, so hattet ihr keinen Feind. In unserm Busen tragen wir alle einen mächtigen Zauberer, der aus Greisen Jünglinge, und aus Bettlern Könige macht. O hätten wir nicht Liebe und Tod, was würde den Hoffärtigen erinnern, daß er ein Mensch ist wie wir? — Theodorich betrat sein Zelt, nicht wie er es verlassen hatte. Blühend dünkte ihm der Boden, auf dem er wandelte, schimmernd die Wände, die ihn umgaben, denn auf Boden und Wänden sah er nur Ildegertens Gestalt. — Prinz Harald betrat sein Zelt, nicht wie

er es verlaſſen hatte. Unbegreifliche Leere fand er überall, ſeit das Herz ihm ſo voll war, ſo voll von Ildegertens Bildniß. Es iſt Zeit, mit einzelnen, flüchtigen Zügen zu ſchildern den Character dieſer beyden Fürſtenſöhne. Theodorich, jung und unerfahren, ſein Herz jedem Eindruck offen, leicht zu hintergehen, leicht zu verführen, Gefühl für alles Gute und Schöne, aber oft auch nur äußern Prunk für gut und ſchön haltend, in jedem freundlichen, zuvorkommenden Lächeln einen Freund erblickend, dem er ſich ohne Bedenken in die Arme warf. Harald, älter und verſchlagener, geſchmeidig und zurückhaltend, ehrgeizig und wollüſtig, ein ruhiger Blick und ein kochendes Herz, ein Geſicht, dem nach Bedürfniß der Zeiten jede Larve anpaßte, der mit dem Frommen frömmelte, und mit dem Freygeiſt ſpöttelte. Er hatte einſt verjährte Anſprüche auf die Krone geltend zu machen geſucht und in den Grenzen des Vaſallen hielt ihn nur ſeine Ohnmacht zurück. Umſonſt rieth dem jungen König mancher in die Zukunft ſehende Greis, dieſen gefährlichen Mitbuhler von ſeinem Throne zu entfernen; Politik war nicht Theodorichs Sache, er glaubte, ſie liege zu ſehr mit der Menſchheit im Streite und Harald wußte ſo gleißneriſch ihm jeden Verdacht zu benehmen, wußte ſich ſo geſchmeidig in jede laune zu fügen, daß er dem ſorgloſen Jüngling bald unentbehrlich wurde.

Auf ſeine Hand geſtützt, ſaß der junge König, mit Wolluſt ins Gedächtniß zurückrufend jede Bewegung, wiederkäuend jedes Wort, das Ildegerte ſprach.

Mit ineinander geſchlagenen Armen maß mit großen Schritten Harald die Länge ſeines Zeltes, Entwürfe ſchmiedend, in welchen Liebe und Ehrgeiz die Hauptrolle ſpielten. Laßt uns beyde belauſchen! laßt ſchnell wie ein Gedanke von Zelt zu Zelt uns eilen. Leiht euer rechtes Ohr den liebevollen Seufzern Theodorichs und euer linkes öffnet für Haralds raſche Entwürfe.

Theodorich.

Ich liebe Ildegerten, umſonſt ſuch ich mirs zu verheelen.

Harald.

Das Weib iſt ſchön! zum raſendwerden ſchön.

Theodorich.

Ich wünſche, ſie zu beſitzen.

Harald.

Ich muß ſie beſitzen.

Theodorich.

Ich bin König, aber nicht dem Glanz meiner Krone mag ich meinen Sieg verdanken; ihr Herz iſts, um das ich buhle.

Harald.

Ich bin Prinz, entſproſſen aus königlichem Geblüt und der Weg zum Throne iſt mir noch nicht verſperrt. Ihre Eitelkeit wird mir gewähren, was vielleicht ihr Herz mir verſagt.

Theodorich.

Wenn ſie eitel genug wäre, ſich blenden zu laſſen durch den Schimmer einer Krone — o ſolch einen Beſitz! — lieber entbehre ich ihn ganz.

Harald.

Ob liebe oder Ehrgeiz das Mädgen in meine Arme führt, das gilt mir gleich.

Theodorich.

Soll ich es wagen, ihr einen Antrag zu thun?

Harald.

Noch heute will ich Gelegenheit ſuchen, ihr meine Liebe zu entdecken.

Theodorich.

Ich werde kein Wort hervorbringen können.

Harald.

Meiner hinreiſſenden Beredſamkeit wird ſie nicht widerſtehen.

Theodorich.

So heftig lieb' ich zum Erſtenmal.

Harald.

Ich kenne die Mädgen nicht ſeit geſtern.

Theodorich.

Mein Herz ſehnt ſich nach Mittheilung, Harald ſoll alles wiſſen.

Harald.

Aber verſchloſſen bleibe das Geheimniß in meinem Buſen, daß kein fremder Blick es ausſpähe.

Theodorich.

Noch nie, noch nie empfand ich eine ſolche Bangigkeit, eine ſolche Beklemmung. Ich muß mich herausreißen aus dieſem quälenden Zuſtand der Ungewißheit.

Harald.

Nichts übereilt! ſey mein Wahlſpruch. Ein klu-

kluger Mann liebt und ſchläft ruhig; er läßt reif werden ſeine Entwürfe, denn die ſchönſte Blüte iſt weniger werth, als die geringſte Frucht.

So monologirten beyde; aber Theodorich ſandte einen Edelknaben an Ildegerten, zu erkunden, ob ſie von der Schlacht ermüdet, der Ruhe pflege; oder ob es ihm vergönnet ſey, ein Geſpräch mit ihr zu halten. Harald hingegen hatte Spione gedungen, zu belauern jeden Fußtrit, der ſich Ildegerten nähere.

Indeſſen brachte der Knabe dem Könige die erwünſchte Antwort: es werde ſein Beſuch der Dame willkommen ſeyn. Mit hochaufklopfendem Herzen, die Farbe der Liebe auf der Wange, trat Theodorich in ihr Zelt und ward mit züchtigem Anſtand auf einen Teppich genöthigt. Der Jüngling ſtaunte ihr ſprachlos ins große blaue Auge. Sie hatte von ſich geworfen Harniſch und Waffenrock; ihr langes, blondes Haar, in Flechten und Locken gewunden, war nicht mehr unter dem Helm begraben, der ihre majeſtätiſche Stirn verbarg. Ein weißes, langes Gewand, dem ihre volle Bruſt die ſchöne Wellenform gab, mit einem hellblauen Gürtel den ſchlanken Leib umwunden, links in einen Knoten geſchürzt, deſſen Enden mit ſilbernen Franzen verbrämt, die Hüffte herniederwallten, eine Hand, ſo weiß und voll, nur für den Druck der Liebe, nicht für den Säbel geſchaffen, ſo ſaß ſie reitzend wie Noſſa, die Göttinn der Jugend und Schönheit, dem Prinzen gegenüber, die noch vor wenig Stunden die Göttinn des Krieges ſchien. Es war eine redende

Pauſe,

Pauſe, mit welcher das Geſpräch anhub, Theodorichs Blicke ſprachen, und unwillkührlich ſchlug Ildegerte die Augen nieder. — Es iſt ſeit Anbeginn der Welt üblich geweſen, wenn man gar nichts, oder etwas ſehr wichtiges zu reden hatte, beym ſchlechten oder guten Wetter den Anfang zu machen, die Materie ſey welche ſie wolle, der Uebergang geſchieht durch ein Räuſpern und iſt immer paſſend. Auch Theodorich ſuchte ſtotternd Ildegerten aufmerkſam zu machen auf die ſchönen Herbſttage, die noch ſo ungewöhnlich ſpät der zehnte Monat im Jahr ihnen gönne. Ildegerte gab ihm Recht und das Geſpräch war zu Ende. Nun erfolgte das Räuſpern, als der Uebergang; eine Purpurröthe auf der Wange meldete das Geſtändniß an, niedergeſchlagene Augen führten es herein, und Finger, die ohne es zu wollen, mit dem Zipfel von Ildegertens herabhängendem Gürtel ſpielten, begleiteten es als Dollmetſcher. Das unſchuldigſte Mädgen hat ein inneres Gefühl für dieſe Symptomen, das ihm zuruft: ſey auf deiner Huth! der Feind iſt da.

Theodorich.

Schöne Jungfrau! ihr habt Freund und Feind beſiegt; den Feind durch euren Arm, den Freund durch euer Auge.

Ildegerte (eröthend und ſich, wie gewöhnlich, das Anſehn gebend, als habe ſie den Sinn dieſer Worte nicht verſtanden.)

Herr! ihr ſprecht Räthſel mit mir.

Theodorich.

Solltet ihr allein die Macht eurer Reihe nicht kennen? (er ergreift ihre Hand) ihr hattet ein Herz für die Rache — habt ihr keines für die Liebe?

Ildegerte (ihre Hand zurückziehend.)

Ihr scherzet mit mir, oder ihr vergeßt euch.

Theodorich.

Das Erstere wäre Beleidigung, das letztere bey euch sehr möglich.

Ildegerte.

Und wäre das würklich, wie Euer Mund mir schmeichelt, so liesse sichs doch schwer von einem Manne vermuthen, der eben aus einer Schlacht kömmt.

Theodorich.

Freylich nicht, sobald du Wallung des Blutes nicht für Liebe nimmst; denn was hätte sonst die Stimmung unserer Seele nach einer Schlacht mit jener süßen Empfindung gemein! — Aber sprich! was nennest du Liebe?

Ildegerte.

Geh und frage die Priester im Tempel ihrer Göttinn; ich bin eine Ungeweyhte, und kenne sie nur aus den liedern der Barden.

Theodorich.

Kann Unwahrheit auch in einem solchen Auge wohnen? ist es mir etwa unbekannt, daß Swend —

Ildegerte.

Ich weiß, was du sagen willst. In Swends Armen hoffte ich sie kennen zu lernen. Bis jetzt empfand ich für ihn nur Dankbarkeit, sie war die Triebfeder

feder deſſen, was ich that; aber bis zur Liebe, hat man mir geſagt, ſey nur noch ein Schritt übrig, und ich geſtehe es ohne Erröthen, mein Herz war entſchloſſen, dieſen Schritt zu thun.

Theodorich.

Ildegerte! darf ich auf deine Freundſchaft rechnen?

Ildegerte.

Was an meiner Freundſchaft ſchätzbar iſt, ſchenke ich dir gern.

Theodorich (ſie nochmals bey der Hand ergreifend.)

Da wollte ich dich haben. Von der Freundſchaft bis zur Liebe iſt auch nur Ein Schritt.

Ildegerte.

Ein Schritt, der dir und mir unanſtändig ſeyn würde.

Theodorich (empfindlich.)

Auch du ſcherzeſt, oder du vergiſſeſt dich. Auf Kälte war ich vorbereitet, aber nicht auf Verachtung.

Ildegerte.

Höre mich aus. Es wäre weibliche Ziererey, dich länger nicht verſtehen zu wollen. Ich begreife deine Blicke und deine Worte. Aber geziemt es dir, dem Könige der Dänen und Norweger, mitten im Lauf deiner Siege, mitten auf der Bahn der Größe, um das Herz eines Mädgens zu werben, das keinen andern Brautſchatz dir zubringen würde, als ihre Tugend? Du biſt Herr deiner Staaten, dein Herz iſt ihr Sklave und muß nie dein Rathgeber werden. Bekämpfe

kämpfe dieſe flüchtige Empfindung! Dein harren Fürſtentöchter, Könige wünſchen dich zum Endam. Du wirſt mächtige Bündniſſe ſchlieſſen, der Name Theodorich wird deinen Nachbarn ehrwürdig werden, und unerſchütterlich die Grundfeſte deines Thrones.

Theodorich.

Mein Thron ſtützt ſich auf die liebe meines Volkes, und mir dieſe doppelt zu gewinnen, wer verdient' es beſſer als Ildegerte? — Warlich! mir dünkt es, wenn ich dich reden höre, ich ſäße in der Mitte meiner alten Räthe. Gerade das iſt ihre Sprache, gerade das ſind ihre Gründe.

Ildegerte.

Du ſagſt mir die größte Schmeicheley, vielleicht ohne es zu wollen.

Theodorich.

Errathen! — Nein, Ildegerte, du haſt Schwerdt und Panzer von dir geworfen; ſey wieder ganz Weib! Dieß Auge, ſo tief es auch in die Herzen zu dringen vermag, ward nicht geſchaffen, mit ſpähenden Blicken den politiſchen Horizont zu durchlaufen. Wähnſt du, das Gewicht der Krone drücke mein Haupt nicht ſchwer genug? ſoll es auch mein Herz preſſen?

Ildegerte.

Du gehörſt ganz deinem Volke.

Theodorich.

Wohlan dann! ich nehme dieß Volk zum Richter zwiſchen mir und dir. Es entſcheide, ob es eine Würdigere kenne? ob es eine andere Königinn wünſche?

Il-

Ildegerte.

Nicht also. Dein Auge muß hell sehen, wenn auch der Blick des Volkes geblendet ist. Und glaube mir, Freund! — so will ich gern dich nennen — dein Auge würde einst nur zu hell sehen, wenn der erste Rausch der jugendlichen Liebe vorüber — Gott! wie elend wäre ich dann! — Ich bitte dich, Theodorich, laß dir gnügen an meiner Freundschaft!

Theodorich.

Was du jetzt sagtest — ich hoffe nicht, daß du es gedacht hast — war Lästerung der Göttinn der Liebe und Gegenliebe, war Lästerung deiner Reitze. Nein nimmermehr. — Hier war der gute König eben im Begriff, eine feyerliche Liebeserklärung, mit Schwüren, Seufzern, Thränen, Betheurungen und so weiter, vor Ildegerten auszuschütten, und meine Leser würden ohne Barmherzigkeit sie von Wort zu Wort anhören müssen, träte nicht wie gerufen Prinz Harald ins Zelt, dem Könige zu berichten, das jenseit des Flusses ein großer Haufe von Schweden sich habe sehen lassen, und daß er es für nöthig halte, die Wachen zu verdoppeln. Eigentlich war es nur Vorwand, denn der große Haufe der Schweden schmolz nach und nach bis auf zwanzig irrende Flüchtlinge zusammen; ihm hatten seine Lauerer gemeldet, man habe Theodorich nachdenkend und allein zu Ildegerten wandeln sehn; das Gespräch dauere bereits eine halbe Stunde, und kein Dritter sey Zeuge desselben. Schon genug für ein argwöhnisches Herz, schon genug, um

den

um den Keim der Eifersucht zu wecken; Harald eilte, einen Besuch zu unterbrechen, dessen Zweck ihm verdächtig schien. Der König, so unangenehm es ihm auch seyn mogte, in diesem entscheidenden Augenblicke überfallen zu werden, gehorchte den Pflichten des Wohlstandes, verließ nebst dem Prinzen das Zelt, und Ildegerte blieb allein, mit einer Unruhe, einer Bangigkeit im Herzen, die nicht ganz mit ihren politischen Rathschlägen zu stimmen schien.

Harald suchte indessen durch allerley krumme Wege dem Könige sein Geheimniß zu entlocken. Aber mit Theodorich bedurfte es solcher Umschweife nicht, sein offnes Herz trug dem Verräther entgegen was dieser nur als Frucht seiner List erwartete: „Vetter!“ sprach er mit einem Händedruck: „du hast „mich oft gleich einer Biene, von Blume zu Blume „schwärmen sehn; ich wähnte mich glücklich und war „es vielleicht — aber meine Stunde ist gekommen, „ich liebe. Ich liebe mit einer nie gefühlten Heftig„keit die mein Herz sonderbar ausdehnt — ich mögte „die ganze Welt glücklich machen.

Harald.

Beynahe dünkt es mir überflüssig, dir einen Nahmen abzufragen, den dein Besuch mir schon verrathen hat.

Theodorich.

Recht Harald! nur Ildegertens Reitze vermogten dieß unbeständige Herz zu fesseln. Sie, die

Odin einer beſſern Welt entzog, um uns einen Vorſchmack jener himmliſchen Freuden zu geben —

Harald.

Halt! halt! das mußt du ihr ſelbſt ſagen, ehe dieß dichteriſche Feuer verraucht; oder — vermuthlich haſt du es ihr ſchon geſagt?

Theodorich.

Was ich ihr geſagt, weiß ich kaum, viel kluges war es wohl nicht. Was ſie mir geantwortet weiß ich beſſer. Das edle Mädgen verſchmäht eine Krone. —

Harald.

Wie? wäre es möglich, daß die Liebe ſich ſoweit irre geführt, der Tochter eines Ritters deine Krone anzubieten?

Theodorich.

Der Tochter eines Ritters? was willſt du damit ſagen? dieſer Ritter konnte eben ſo gut König ſeyn, wenn das blinde Schickſal aus dem Topfe des Glückes ein anderes Loos für ihn ergrif; er konnte eben ſo gut Bettler ſeyn, und Ildegerte bliebe doch Ildegerte.

Harald.

Aber — verzeihe mir! — wäre es nicht deine Pflicht, auch den Wunſch des Volkes, den Vortheil des Staates zu Rathe zu ziehn?

Theodorich.

Auch du ſprichſt wie meine alten, jedem Gefühl abgeſtorbenen Räthe. Der Wunſch des Volkes? — das Volk betet Ildegerten an; der Vortheil des Staates — was kann dem Staate mehr Nutzen

orin-

bringen, als wenn ich ihm eine Königinn gebe, deren Klugheit die Laſt der Regierungsgeſchäfte mit mir zu theilen vermag? deren Tapferkeit mir einen geprüften Feldherrn erſetzt? Wahrlich! unſer Vetter Swend dachte wie ich, ihn hatte Thora gebildet, und mit verbundenen Augen folge ich gern ſeinem Beyſpiel.

Harald.

Doch nicht wenn die Liebe die Binde um die Augen knüpfte. Einſtimmen würde ich gern in deinen Plan, wenn es der Einzige wäre der zum Zweck führte. Aber warum den gerade eine Königinn aus ihr machen? —

Theodorich

Schweig! ich zittere das zu denken, was du eben ſagen wollteſt. Schäme dich!

Harald.

Aber —

Theodorich.

Kein Wort weiter! mein Entſchluß iſt gefaßt. Morgen, ſobald es der Wohlſtand erlaubt, begieb dich zu Ildegerten, biete deine ganze Beredſamkeit auf, ſchildere ihr mit glühenden Farben, was ich fühle, und nicht auszuſprechen vermag, ein dritter kann das beſſer. Morgen muß ſie ſich erklären — und ſie wird es, ihr Herz iſt mir Bürge dafür. Geh, und ſprich als Freund für mich, ich werde indeß handeln als liebender.

Harald ſchwieg, denn er fürchtete durch längern Widerſtand ſich zu verrathen. Er gieng —

ihm war zu Muthe, wie es einem Habicht seyn würd
wenn er das ergriffene Täubgen wieder ins Nest leg
sollte. Er warf sich aufs Ruhebett, und — schli
wenig. Gern hätte er die gefallenen Schweden, d
ren Leichen das Schlachtfeld bedeckten, wieder zu
leben erweckt, um das lodernde Feuer der Liebe in d
Brust des Königs, wo möglich im Schlachtgewü
zu ersticken. Gern hätte er die Fliehenden zurückg
rufen, ihre zerstreuten Haufen gesammelt, sie m
Tollkühnheit beseelt, und zum nächtlichen Ueberf
gereitzt. Doch da des entkräfteten Feindes Fluc
ihm auch diese thörigte Hoffnung versagte; da er un
sonst bis zur Morgenwache, sein Gehirn um eine Au
flucht marternd, auf seinem Lager sich hin und her war
was blieb ihm übrig, als auf der Folter zu lächel
der Vergangenheit zu fluchen und von der Zukunft
erwarten, was der jetzige Augenblick ihm entriß. „W
„rum quäle ich mich?" rief er aufspringend: „I
„begerte kann nicht meine Buhlerinn werde
„wohlan! so werde es die Königinn von Dännema
„und Norwegen. Laß Thoren sich weiden am nä
„rischen Wahn, als sey die erste Umarmung ein
„Mädgens die reizendste. Was erzeugt diesen albe
„nen Wunsch? nur der eitle Gedanke: ich bin d
„Erste, der diese Empfindungen in ihr erweckt. S
„es immerhin! wenn ich nur der erste bin, bey dess
„Anblick der Wunsch nach diesen einst unbekannte
„Empfindungen in ihr aufsteigt. Es ist ein groß
„Sprung vom Stammeln eines Kindes bis zum lie
„ein

„eines Barden, und doch mußte ich erſt ſtammeln ler-
„nen, um den Barden Geſang zu verſtehen. Glück
„zu, Theodorich! lehre das Mädgen ſtammeln, ich
„ſtimme unterdeß meine Harfe.“

So tröſtete ſich der übermüthige Thor mit Bildern die ſein verbranntes Gehirn ausbrütete, indeß der junge König, beſeelt von liebesgluth, die ganze Nacht hindurch im lager Anſtalten machte, die ich euch nicht verrathen werde, um, wenn ihr euch lange genug vergebens die Köpfe zerbrochen, euch plötzlich zu überraſchen, wie Theodorich die Geliebte.

Als nun der Morgen anbrach, zu ſpät für die Ungeduld des Königs, zu früh für die Eiferſucht des Prinzen, da ſchlich ſich Harald langſam zu Ildegertens Zelte, erkundend von den Weibern, die außen Wache hielten: ob ihre Gebieterinn ſo früh ſich ſprechen laſſe?

„Ob von dir, Prinz!“ verſetzte Eines der Weiber: „das weiß ich nicht; doch ihre Freundinn Hel-
„ga iſt ſchon bey ihr ſeit Tages Anbruch.“

„O ſehr natürlich!“ murmelte Harald: „Il-
„degerte mit all ihrer Tapferkeit, bleibt doch im-
„mer nur ein Weib. Sie mußte eine Vertraute
„haben, ein Sieg über Herzen ſchmeichelt wenig, wenn
„der Mund ihn nicht ausposaunen darf; oder zum
„mindeſten dieſem und jenem unter der Verſchwiegen-
„heit Siegel ins Ohr raunen. — Geh, Mädgen!
„und melde mich.“ Die Amazone gieng, indeß der Prinz voll Unmuth die unſchuldigen Grasblumen, die

um das Zelt her wuchsen, in die Erde stampfte. Nicht lange, so trat Helga im leichten Morgengewand heraus, und gab ihm mit der Hand ein Zeichen, daß er näher kommen dürfe. Er fand Ildegerten, den Kopf auf ihren Arm gestützt; sie sah ein wenig überwacht aus, und das kranke Lächeln auf ihrer Wange schien beynahe erzwungen zu seyn.

Harald (mit freymüthigem Anstand zu ihr tretend.)

Wie glücklich wäre der König, wenn an dieser denkenden Stellung sein Bild Antheil hätte.

Ildegerte (lächelnd.)

Daß doch immer das erste Wort eines Mannes zu einem Weibe eine Schmeicheley seyn muß. Welch' einen kleinen Begriff müßt ihr Männer euch von uns machen! — Nun ja, ich dachte an den König.

Harald.

So wollte ich wetten, daß reitzende Bilder der Zukunft deine Phantasie beschäftigten.

Ildegerte.

Du würdest deine Wette verlieren.

Harald.

Wie? nach Allem, was Theodorich für dich zu thun bereit ist?

Ildegerte.

Es ist wahr Prinz, du sprichst mit einem Mädgen — mit einem Mädgen, das nicht frey ist von den Schwachheiten seines Geschlechts; aber Ehrgeiz hat mich nie gefoltert.

Ha-

Harald.

Du haſt Recht. Reitzender iſt eine Krone aus den Händen der Liebe.

Ildegerte.

Die Liebe des erſten Augenblicks iſt nur der Sonnenſtrahl, der den Keim weckte. Ob eine vergängliche Blume oder ein dauernder Stamm darinn verborgen liegt — wer vermag das jetzt ſchon zu beſtimmen? und wer wollte es wagen, eine Hütte zu bauen, in der Hoffnung, es werde aus dem Keim ein Baum hervorwachſen, ſeine Hütte zu beſchatten?

Harald.

Nun warlich! wenn du ſo philoſophiren kannſt, ſo liebſt du auch nicht.

Ildegerte.

Wer hat dir geſagt, daß ich liebe?

Harald.

So viele Tapferkeit ohne Ehrgeitz? ſo viele Schönheit ohne Liebe? Seit ich anfieng, mich ſelbſt zu fühlen, habe ich dieſe beyden Leidenſchaften für die einzige Würze des Lebens gehalten. Eine Krone und ein ſchönes Weib — wer ſolch ein Ziel mir hietet, der mag Felſen vor mir aufthürmen, und aus jedem Regentropfen einen Strom ſchaffen, ich höhne die Felſen und lache der Ströme! ich erklimme das Ziel oder ſinke zum mindeſten ſterbend daran nieder.

Ildegerte.

Wenn du ſo denkſt, bedaure ich dich. Hoch hebt der Ehrgeitz empor; aber tief iſt der Abgrund, an den

er dich führt. Süß ist der Trank, den die Liebe reicht, aber das Bittre bleibt auf dem Boden.

Harald.

Nun, so läßt mans darinn. Den Becher ganz austrinken, wäre Uebermaaß, und Uebermaaß erweckt Ekel.

Ildegerte.

Wahr ists, wäre ich gezwungen, in den Stürmen des Lebens mich einer von diesen beyden Leidenschaften anzuvertrauen, ich würde die Liebe der Ehrsucht vorziehn.

Harald.

Würdest du? den Blumenkranz der Liebe dem goldenen Reif der Ehre? Dank, Ildegerte! daß du den Stab nicht ganz gebrochen, daß es nur der Thron ist, den du verschmähst, und nicht der Mann, der darauf sitzt. Ein Herz, das dich liebt, ein Herz, das keinen andern Wunsch kennt als deinen Besitz, ein treues Herz darf endlich hoffen, dich zu rühren. Ich lebe wieder auf! ohne Kron' und Szepter darf ich ringen um den Vorzug mit dem, der Kron' und Szepter trägt; ich darf hoffen —

Ildegerte.

Nichts hoffen, weder du, noch irgend ein Anderer. Ich bin frey und liebe die Freyheit. Prinz! kamst du in deinen eigenem Namen, mich zu erforschen, so ist unser Gespräch zu Ende; kamst du aber im Namen des Königs, so sage ihm, daß ich seinen gestrigen Antrag überdacht, daß ich ihn verehre, wie meinen König, schätze, wie meinen Freund, und liebe,

wie

wie meinen Bruder. Es gnüge ihm an diesem Geſtändniſſe der freyen Ildegerte, die gefeſſelte Ildegerte würde ihre Feſſeln lieben, und wehe! wehe! wenn ſie ſie einſt zerreißen müßte. Theodorich iſt ein vortrefflicher Jüngling, mit einem Herzen ohne falſch, aber weich, wie das Wachs der Biene. Wer wäre mir Bürge für ſeine Treue? —

„Ich!“ rief der König, der plötzlich zu ihren Füßen ſtürzte: „ich, der ſein Leben um einen zerbro„chenen Pfeil, ſeinen Thron um einen Trunk Gift ver„kauft, wenn Ildegerte ſich weigert, beydes mit „ihm zu theilen. Wie, reitzendes Mädgen! woher „dieß Mißtrauen, dir und mir ſchimpflich? haſt du „nur Ein Band, mich an dich zu knüpfen auf ewig? „iſt es nur deine Schönheit, die dieß Herz in Feſſeln „ſchlug? Tugend und Verſtand! ihr mächtigen Bande „gefühlvoller Seelen, immer neu, immer anziehend, „wenn längſt ſchon dieſe volle Wange Runzeln decken, „und dieß goldne Haar in grau ſich wandelt. — Süßes „Mädgen! widerſtrebe länger nicht! verachte meine „Krone, aber nicht mein Herz!“ —

Ildegerte war überraſcht, und fühlte ſich wohlwollend hingezogen zu dem ſchönen Jüngling, der zu ihren Füßen lag. Mit einem ſanften, halbzärtlichen Blicke reichte ſie ihm die Hand, ſtammelnd ſprach ſie: „Steh auf, Theodorich! und laß mich „allein!“

Theodorich.

Nicht eher, bis ich dieſe Hand mein nennen darf!

nicht eher, bis ich den Kuß der Verlobung auf deinen Mund gedrückt. Herbey Eskill! die Stunde ist da. — Siehe, da trat herein Eskill, Einer der vornehmsten von Theodorichs Feldherren, auf beyden Händen trug er ein purpursammtnes Kissen mit goldnen Franzen verbrämt, auf dem Kissen lag eine Krone, strahlend von edlen Steinen. Eskill beugte sein Knie, und im selbigen Augenblick erscholl die Feldmusik, Pauken und Trommeln und Pfeifen, die Wände des Zeltes stürzten nieder, es sah die staunende Ildegerte das ganze Heer in Schlacht-Ordnung, mit flatternden Fahnen und blinkenden Speeren, sie hörte ein lautes Jubelgeschrey: Es lebe die Königinn Ildegerte! Nein, länger vermogte sie nicht ihrem Herzen zu gebieten! sie sank in Theodorichs Arm, und verbarg ihre glühende Wange an seinem klopfenden Busen. Fest umschlang er das Mädgen, ergriff die blitzende Krone und drückte sie ihr auf das Haupt. Nicht fern zur Rechten stand ein Triumphwagen mit Blumen und Bändern geschmückt. Vier schneeweisse Zelter bäumten sich an seiner Deichsel, und gehorchten schnaubend dem vergoldeten Zügel, den der rüstige Arm des bärtigen Fuhrmanns lenkte. Theodorich, der Neidenswerthe, hob die Beute der Liebe entzückt in den Wagen, und fuhr langsam die Fronte herunter, um Jedem seiner Lehensmänner zu zeigen, wie glücklich er sey. Ihn empfiengen mit lautem Jubel die Schaaren, es donnerte die Pauke, es schmetterte die Trompete; aber lauter als beyde erscholl

ſcholl der frohe Zuruf: Es lebe die Königinn Ildegerte! Und als ſie dem kleinen Heere der Amazonen ſich nahten, da ward der Wagen umringt, die Zelter abgeſchnitten, und tauſendmaltauſend Arme trugen die Liebenden bis hin zu dem Altare, der Göttinn Siofna (*) geweyht. Hier ſtand ein ſilberhaariger Prieſter, das Meſſer in ſeiner Hand triefte noch vom Blute des geſchlachteten Opferthieres, er betete zu Odin, ſegnete die Verlobten, und empfing den Schwur der ewigen Liebe und Treue. Ein fröliches Banquet beym Schimmer von tauſend Fackeln folgte dem feſtlichen Tage, das ſchöne Lächeln der Freude glänzte auf jeder Wange, und nur Haralds Blick blieb trübe und in ſich gekehrt. Die Nacht mit ihrem Schleyer nahm auf die Glücklichen, Theodorich der Jüngling, fand Seeligkeit und Himmel in Ildegertens Armen.

* * *

O! wär' es mir vergönnt den Kiel hier wegzuwerfen! o! dürft ich euch nicht wecken aus dem ſüßen Wahne, daß die reine Tugend in der Belohnung Genuß, umringt von ungetrübten Freuden, bis an das Grab gewandelt ſey! Ach! unſere Leiden, unſere Freuden, Alles, Alles iſt ein Traum! und Ildegerte ward beſtimmt, aus dem wonnereichen Taumel, ſchrecklich! ſchrecklich zu erwachen!

(Die Fortſetzung künftig.) K.

(*) Siofna, die Göttinn der Ehen.

Auszüge aus den patriotiſchen Briefen von N. C. v. H.

Erſter Auszug.

Sie verlangen von mir Nachrichten über gewiſſe Bemühungen, die ich übernahm, um meinem Vaterlande, (d. i. nicht nur Liefland, ſondern das ganze ruſſiſche Reich) ſo viele weſentliche Dienſte zu leiſten, als es mir meine Kräfte nur immer verſtatten. Es iſt wahr, die Bahn welche ich betrat, war ſo neu als meine Entdeckungen, die einſt wichtige Vortheile für das Allgemeine hoffen laßen; und wann auch die Neuheit des Gegenſtandes noch jetzt den Tadel auffordert, den thätigſten Eifer aus einem falſchen Geſichtspunkte zu betrachten: ſo beruhiget mich doch das Bewuſtſeyn, daß der erhabene Regent, welcher Völkerſchaften ihren Beherrſchern zu gehorchen gebot, indem er ihnen das unverfälſchte Natur und Völkerrecht ins Herz legte, meine Bemühungen nicht mißbilligen kann.

Daß der Wohlſtand eines Staats ſich gröſtentheils auf eine ausgebreitete Bevölkerung gründet, iſt wohl unleugbahr, weil dieſe mehreren Erwerb, mithin mehrere Vortheile für das Allgemeine nach ſich ziehet. Daß aber Rußland von dieſer Seite jetzt um ſo mehr die wichtigſten Vortheile erlangen kann, da alle neuere weiſe Einrichtungen unſerer großen Monarchinn,

hiezu den Weg gebahnt haben, werde ich Ihnen mit den unverwerflichſten Gründen beweiſen, ſo bald Sie von der ganzen Stuffen-Folge meiner Entdeckungen und Schlüße gehörig benachrichtiget ſeyn werden.

Durch vielfältige und mir ſehr koſtbahr gewordene Bemühungen, habe ich ausgemittelt, 1ſtens daß Pohlen und Littauen von je her, ſelbſt im Schooße des Friedens, das Rußiſche-Reich merklich entvölkert haben. 2tens durch genaue Verhältniße und meine angeſtellten Verſuche, die ſonſt kaum glaubliche Anzahl der Rußiſchen Unterthanen in Pohlen zu beſtimmen und zu beweiſen iſt 3tens, daß es vollkommen der Billigkeit, den Traktaten und dem Naturrechte angemeſſen iſt, daß die Flüchtlinge zurück gefordert werden, weil die Freyheit unrechtmäßig iſt, welche ſie ſich zu erwerben hofften, und 4tens, daß es wenige Mühe koſtet, alle dieſe gröſtentheils gutwillig zu ihrem eigenen und des Reichs Beſtem zurück zubringen.

Es iſt im Betracht des erſten Punkts beſonders merkwürdig.

a) Daß nie ein Rußiſches Commando durch die Grenzen von Pohlen gezogen iſt, wovon nicht ein Theil der Mannſchaft, oft mit Ober- und Unter-Gewehr, die Flucht ergriffen und ſich in Pohlen niederaelaſſen hätte. Die Zeit hat bis hiezu noch wenig von dieſer kaum denkbaren Menge verlöſchen können, weil

weil sie zum Theil in Cancelleyen des Kriegs Collegi aufgezeichnet stehen, und es also leicht der Welt vo Augen gestellt werden kann.

b. c) Wie viele sind nicht aus Furcht für di Recrutirung zu aller Zeit aus Rußland entwichen so daß man ganze Dörfer hier antrift, deren Sprach es ausweiset, daß sie wirkliche Rußen sind.

d. e) Viele unter uns haben es selbst erlebet, da 1756 bey einem Mißwachse des Roggens und 175 bey dem Transport der Magazine nach Preussen, ein unendliche Menge Rußischer Unterthanen, ihre Zu flucht nach Pohlen nahmen, und wie sehr viele von Bauerstande haben nicht die Zahl dieser Flüchtling vermehret.

f) Man gedenke sich nur die Zahl aller entwich nen Verbrecher;

g) Aller, die durch eine üble Wirthschaft s sehr in Schulden gerathen waren;

h) Die, welche die Zölle der Crone defraudi ret hatten;

i) Die, welche durch Zwietracht keine Ruß mehr in ihrem Vaterlande fanden;

k) Di

k) Die, welche aus Furcht für diejenigen Strafen, welche bis 1763 auf die Übertreter des sechsten Gebothes, ruhete, die Flucht ergriffen;

l) Die, welche mit der Disposition entweder der Herrschaft oder der Obrigkeit selbsten unzufrieden waren; und endlich,

m) Die große Anzahl derjenigen Bauren, welche durch Verführung und Leichtsinn, dahin gebracht sind, in Pohlen und Littauen den ergiebigen Korn-Boden zu suchen, der ihnen bloß durch solche Leute bekannt geworden war, die aus diesen Gegenden zurück gesandt worden waren, um noch mehrere zu verführen.

Unter allen diesen vielen Gattungen von Flüchtlingen, ist nicht eine, die sich eine rechtmäßige Freyheit erworben hätte, also auch keine die in einem fremden Staate geduldet werden kann.

Nun aber werden sie billig erstaunen, wenn ich durch Beweise, die niemand in der Welt zu widerlegen vermögend ist, Sie überzeuge, daß Rußland das gegründeteste Recht hat, nicht nur die Familien aller dieser Flüchtlinge von Anno 1660 ab, sondern auch derjenigen, welche selbst vor der Zeit aus liefland nach Pohlen gegangen sind, zurück zu fodern, und was noch mehr ist, daß auch Rußland diese Forderungen noch jetzt wirklich zum Theil geltend zu machen im Stande ist. Wollte man einwenden, daß der Friedens-Traktat, das Recht zur Reklamation vermindere, so antworte ich mit Recht, daß kein Traktat noch

bis-

bisher so ausgelegt ist, daß er die Entsagung derjenigen Forderung enthalten sollte, welche die Unterthanen zweier Mächte an einander machen können. Diese Forderungen betreffen aber größtentheils solche Ansprüche, welche Rußische Unterthanen mit Recht an Pohlnische formiren können.

Mein Schreiben würde aber die Schranken eines Briefes sehr übersteigen, wenn ich Ihnen nicht dieses alles in derjenigen Folge mittheilen wollte, welche die Deutlichkeit eines so wichtigen Gegenstandes erfordert.

Begnügen Sie sich nur diesesmahl, wenn ich Ihnen sage, daß Liefland mit eben dem Rechte unter den Rußischen Scepter überging, mit dem es Anno 1660 den 23ten Aprill a. St. im Oliviſchen Frieden an Schweden abgetreten war. Der 5te Punkt dieses Friedensschlußes saget aber mit dürren Worten.

„Die übergelaufene und in des andern Land gefun„dene Unterthanen sollen auf beyden Theilen, ohne „Proceß wieder abgefolget und ausgeliefert werden.“

Dieſem ohngeachtet hat der pohlnische Adel jederzeit die Auslieferung verweigert, hat Processe veranlasset, und am Ende willkührliche Summen angegeben, für welche die Entwichenen sich gegen ihre Herrn schuldig bekennen mußten, hiedurch aber eine rechtmäßige Reklamation unmöglich gemacht. Und berechtiget nicht der Ausdruck des obgedachten Friedens-Punkts, nemlich ohne Processe, das rußische Reich, alle seine Unterthanen, welche in Pohlen aus-

gemit-

gemittelt werden, unmittelbar mit gehöriger militairischer Bedeckung abzuholen? denn sobald es heißet: ohne Processe; so ist Rußland befugt, sich sein Recht zu verschaffen, und wenn es auch ohne Vorwissen der pohlnischen Obrigkeit und Regierung geschähe.

Sie sehen also, was Rußland gewinnen würde, wenn es nach dem billigsten Völkerrecht fordern würde, daß bey Auslieferung der Rußischen Unterthanen, keine Schulden vergütet würden. Alsdenn würde es nur darauf ankommen, diejenige Anzahl Läuflinge, welche nach Möglichkeit der Umstände, in Littauen und Pohlen ausgemittelt werden kann, in ihren Wohnsitzen anzuzeigen, um dem Reiche ausserordentliche Vortheile zu verschaffen. Dies ist nun gerade mein Werk, wie sie es aus dem Verfolg sehen werden. Nur bitte ich Sie entschuldigen sie die Kürze, mit welcher ich oft Sätze berühren werde, die dem forschenden Blicke des Kenners nur zu bekannt oder zu einleuchtend sind, als daß sie einer weit ausgedehnten Schutz Rede bedürften.

Zweiter Auszug.

In keinem Fache der Wissenschaften ist jemals die Wahrheit deutlicher zu bestimmen gewesen als in der Mathematik, alle übrige müßen ihr hierin weit nachstehen. Durch Hülfe dieser kann ich nunmehr zur Berechnung der wahrscheinlichen Anzahl Rußischer Erb Unterthanen in Pohlen, fortschreiten.

Ehe ich von meinen Mitbrüdern zu dem Reklamations-Geschäfte, den Auftrag erhielt, hatte ich eine Expedition errichtet, die auf meine Kosten verschiedene Gegenden von littauen aufs genaueste erforschen mußte.

Die Instructions-Punkte derselben hatten den Zweck, mich in den Stand zu setzen, um sagen zu können:

1) Wie viele Rußische Unterthanen in einem Raume von 9 bis 10 Quadratmeilen in littauen befindlich wären.

2) Wie viele von diesen durch etwan noch lebende Zeugen oder andere Data überführt werden können, daß sie Rußische Unterthanen sind.

3) Wo sie eigentlich herstammen und

4) Ob es diesen leuten wirklich dort so gut gienge, daß sie einen Tausch mit ihren vormaligen Erb-Städten, zu entsagen Ursache hätten.

Nach geraumer Zeit erhielt ich über alle diese Punkte vollständige Berichte, von deren Glaubwürdigkeit ich mich aber keinesweges überzeugen wollte, bis ich durch Absendung einer zweyten, welche von der vorhergehenden, weder Nachricht noch Kenntniß hatte, die Bestätigung erhielt. letztere hatte nun den Auftrag, außer den erstgedachten 10 Quadratmeilen, noch einen Strich von 20 dergleichen Meilen in eben der Art zu erforschen. Es geschah, und beyde stimmten darinn überein:

1) Daß man auf jeder Quadratmeile mehr als 30 Familien oder 150 Seelen fände, die Rußische

Un-

Unterthanen wären, auſſer denjenigen, von denen man wegen ihres langen Aufenthalts in der Gegend, nichts mit Gewißheit beſtimmen kön e.

2) Daß dieſe leicht von ihrem Urſprunge zu überzeugen wären.

3) Daß auch jeder einzelne Geburts-Ort der Flüchtlinge mehrentheils, und zwar in den mir überlieferten Tabellen angemerkt ſey.

4) Daß der Zuſtand der Bauren keinesweges einen Vorzug für Rußiſche U terthanen habe; ſondern eine auſſerordentliche Menge derſelben in Armuth und allen Arten von Elend ſchmachteten.

Nun laſſ n Sie uns zur mathematiſchen Berechnung der ſo entbaren Menge R ßiſcher Unterthanen in Pohlen zurück kehren. Unſere neuen ſtatiſtiſchen Schriftſteller haben, wie Ihnen bekannt iſt, die Bevölkerung von Pohlen auf 850 Seelen für jede geographiſche Quadrat-Meile berechnet. Nehmen Sie nun die unermeßlichen Wälder von Pohlen, welche etwan den dritten Theil ausmachen möchten, als unbewohnt ab; ſo werden Sie finden, daß man im Durchſchnitte ohngefehr 1300 Seelen auf eine jede von dieſen geographiſchen Quadratmeilen annehmen kann. Da nun viele nach Curland und Liefland gelegene Gegenden auſſerordentlich mehr angebauet ſi d; ſo ſcheinet es keinesweges übertrieben zu ſeyn, wenn man in jeder Quadratmeile von Littauen die Anzahl der darinn en h ltenen Rußiſchen Unterthanen, nach dem obgedachten und durch meine Erfahrung beſtätigten Ver-

hältniſſe von 150 Seelen auf jede Quadratmeile berechnen würde.

Wenn wir aber nun auch annehmen wollten, daß auf 20 Meilen von den Grenzen littauens ab, deſſen länge 100 Meilen beträgt, keine Rußiſche Unterthanen durch Beweiſe ihres Urſprungs auszumitteln wären, ſondern nur in dieſem Zwiſchenraume; ſo würde die Anzahl derſelben ſich auf 300,000 belaufen. Ich bin aber durch ſichere Nachrichten im Stande, mit Gewißheit zu beſtimmen, daß der gröſte Theil von littauen ſo wohl wie von Pohlen, Rußiſche Unterthanen verbirget, von denen ſich oft ganze Dorfſchaften durch ihre Sprache und Sitten auszeichnen. Nun rechnen Sie hiezu nur noch die Hälfte derjenigen, zu welchen Rußland zwar das Eigenthums-Recht hat, aber die Beweiſe darüber nur durch eine hiezu bewerkſtelligte Commißion, erhalten kann; ſo werden Sie ſelbſt über die Forderungen erſtaunen, die ſich hieraus entfalten. Inzwiſchen werden Sie es nicht fremde finden, daß ich durch Hülfe dieſer und anderer Mittel, welche ganz den wohlthätigen Geſinnungen unſerer groſſen Monarchin gemäß ſind, nunmehr ſchon ſo viele tauſende in littauen ausgemittelt habe, die wirklich nach Rußland gehören, und deren Wohnſitze mir bekannt ſind.

Insbeſondere habe ich erfahren, daß in vielen Gegenden nach dem Verhältniſſe der Menſchen zu wenig urbares land ſey, und daß für Kranke, Schwache und Hülfsbedürftige mitten im lande auf keine Weiſe geſorgt wird. Dieſes hat mich dahin gebracht, allen dieſen, durch meine nachmalige Miſſions von

die-

dieſer Art, wiſſen zu laſſen, wie ſehr alle Rußiſche Unterthanen jetzt, durch die menſchenfreundlichen Einrichtungen ihrer großen Monarchin, beglückt wären, daß Sie in allen Creyſen Ärzte und ſelbſt Krankenhäuſer zu bauen verordnet, ja ein Collegium errichtet hätte, welches für alle wirklich Arme orget. Dies waren ihnen ganz neue Nachrichten und Sie können ſich leicht vorſtellen, wie vielen Eindruck ſie bey allen, die dieſer Hülfe bedürfen, machen mußten. Ich habe ſelbſt die Zufriedenheit gehabt, zu erfahren, daß hiedurch nicht nur die Wahrheit von dem Urſprunge der entwichenen Familien zu erforſchen iſt; ſondern auch, daß dadurch das Volk wirklich geſtimmt wird gütlich und oft mit Freuden nach ihren ehemaligen Wohnſitzen zurück zu kehren, wenn nur noch einige andere, leicht zu hebende Hinderniſſe aus dem Wege geräumt würden. Ich meine die Erlaubnis catholiſcher Kirchen im Lande, die Compenſation der Schulden, und andere mehrere, welche ich in der Folge berühren werde.

Dritter Auszug.

Da Sie nun bereits meine Grundſätze kennen gelernt haben, ſo laſſen Sie uns auch prüfen, ob und inwiefern dieſelben mit thätiger Menſchenliebe und mit dem unverwerflichen Geſetze der Natur und aller Völker, beſtehen können. Die weiſen Einrichtungen unſerer regierenden Monarchin, haben in der That den Kummer der Nothleidenden, theils zerſtreuet, theils

vorgebauet. Wir finden in unserem Vaterlande, wie Sie wissen, kaum einzelne Arme, denen nicht Mittel zum Erwerb oder zur Versorgung, angewiesen wären. Sie werden sich aber noch aus dem, was ich vorhin gesagt habe, zu erinnern wissen, wie viele Unglükliche, wie viele wirklich Arme, selbst in den ergiebigsten Theilen von Pohlen, angetroffen werden. Ich könnte Ihnen Dörfer daselbst nennen, wo 20 bis 30 Gesinde, die sonsten mit Flüchtlingen bewohnt waren, jetzo wüste stehen, weil die Zahl der Einwohner sich zu sehr vermehret hatte. Jetzt irren diese bedaurenswürdigen Leute herum, weil ihnen vielleicht die Ruhe ihres Gewissens fehlet. Urtheilen Sie nun selbst, würde es nicht vielmehr wider den Begriff von Menschenliebe streiten, wenn man nicht bemühet wäre, diese größtentheils Unglükliche, nach ihrem Vaterlande zurük zu führen, wo ihnen alle Aussichten zum Erwerbe ihres reichlichen Unterhalts, offen sind?

Liefland sowohl als andere benachbarte Gouvernements, enthalten gewiß genugsame Wüstenenen, die, wenn sie angebaut würden, beynahe doppelt so viele Einwohner ernähren könnten. Fänden sich gleich hin und wieder einzelne Güther, denen die Länderenen dazu fehlten; so würden sich im Gegentheil verschiedene finden, die diese Leute sehr gerne aufnehmen würden. Man könnte freylich dagegen einwenden, daß Sprache und Religion, den Nachkommen der schon längst entwichenen Liefländer zu einigen Kränkungen in ihrem Vaterlande, Anlaß geben könnte. Allein in diesem Falle verstehet es sich von selbsten, daß die Obrigkeit

für

für Kirchen, Schulen und Prediger, ohne die Einkünfte der Crone zu vermindern, Sorge tragen würde, woferne die Anzahl derer, die ihre Religion geändert hätten, beträchtlich wäre. Was die Sprache betrifft, so könnten sie die ihrige anfänglich beybehalten, in der Folge aber, würden sie die vaterländische ohne alle Mühe erlernen, weil sie immer mehr und mehr mit den hiesigen Einwohnern in Verbindung kämen. Sie sehen aus alle dem, daß meine Grundsätze auf keine Weise mit der Menschenliebe in einen Streit kommen. Erlauben Sie es aber, Ihnen noch kürzlich zu zeigen, daß dieses in Ansehung des Völkerrechts eben so wenig geschiehet. Nach diesem ist eine Forderung, die ein Staat eine Zeitlang zu treiben unterlassen hat, deswegen noch nicht ungültig und für eine stillschweigende Begebung seines Rechts zu halten. Wir können also mit dem größten Rechte die, seit hundert und mehreren Jahren nach Polen und Littauen entlaufene Leute zurück fordern, besonders da in dem gegenwärtigen Falle keine Umstände vorhanden sind, aus denen Pohlen eine solche Begebung des Rechts, wenigstens von Seiten Liefflands, durch eine richtige Folge, schließen könnte. Ferner, so ist nach dem Völkerrechte zu urtheilen, ein Staat, keinesweges der Unbilligkeit oder gar einer Ungerechtigkeit zu beschuldigen, wenn er gleich sein Interesse zum vornehmsten Grunde seiner Rathschläge setzt, wenn es nur nicht ein falsches Interesse ist: und dieses ist hier, glaube ich wenigstens, wohl nicht der Fall. Pohlen hat sich also eben so wenig Ursache zu beschweren, als der Flüchtlinge Nachkommen. letztere könnten

nen von ihren Eltern ohnmöglich ein Recht (ich meine die Freyheit nach eigenem Willkühr zu handeln) fordern, das ihnen gar nicht zugehörte. Denn betrachten wir den Menschen in der Verbindung, in der er mit andern steht, (und wie kann man ihn hier anders nehmen, als in der Rükſicht) ſo gehört er, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſich ſelbſt nicht zu, ſondern muß als ein Eigenthum des Staats angeſehen werden, der dafür, daß er für ſeine Sicherheit und Wohlfahrt, Sorge trägt, von ihm auch Gehorſam zu fordern berechtiget iſt. Und im Fall dieſes nicht geſchiehet, ihn nach aller Strenge der Geſetze, zu beſtrafen. Suchten ſich ihre Vorfahren nun der Verbindlichkeit dieſer Staats-Geſetze auf eine unrechtmäſſige Weiſe zu entziehen; ſo folgt hieraus noch nicht, daß ſie davon befreyet ſeyen, ſondern das Geſetz der Natur hält ſie noch eben ſo, wie ihre Eltern, für ein Eigenthum des Staats, welcher ihnen Ruhe und Sicherheit verſchafte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Leſebuch für Lief- und Ehſtland.

Erſtes Stück.

Wir hielten es für Pflicht, dieſe Schrift anzuzeigen, in welcher der Herr Magiſter Findeiſen, der,

Her-

Herausgeber derſelben, Alles geleiſtet hat, was er leiſten konnte. Den Anfang macht eine Geſchichte von Liefland, gröſtentheils aus Schlözer entlehnt, in der man eben nichts neues findet, die aber recht artig als Roman eingekleidet iſt. Darauf geht es über den armen Herausgeber der Monatsſchrift Für Geiſt und Herz her, und in dieſer Situation iſt der Hr. M. Findeiſen am liebenswürdigſten. Nach unſerer Meynung geſchieht dem Angegriffenen ganz Recht, er iſt nicht Magiſter, verſteht vielleicht nicht ein Wort hebräiſch und unterſteht ſich ein Buch zu ſchreiben, das häufiger geleſen wird, als des vortreflichen Hrn. M. Findeiſens gelehrteſte Produkte. Das iſt unverzeihlich, dafür muß er gezüchtigt werden Denenjenigen unſerer Leſer zu liebe, welche ſo unglücklich ſind, das neue Leſebuch für Liv- und Ehſtland noch nicht zu kennen, wollen wir hier ganz kurz zeigen, wie artig der Herausgeber der Monatsſchrift für Geiſt und Herz herumgehohlt, wie totaliter er geſchlagen wird und wie kraftlos er da liegt, ohne weder Zunge noch Feder rühren zu können.

„Das Ganze," ſagt der Würdigſte aller Magiſter: „iſt der Fürſtin Daſchkoff zugeeignet; aber in einem „Tone, in welchem kein deutſcher Mann an eine deutſche Fürſtin ſchreibt." Die Dedication ſoll nemlich zu trotzig ſeyn und die Heffte ſind ſo hingeworfen worden, daß der Herr Magiſter Findeiſen ſie am Marmor klappern hört. Welch ein artiges Bild! das Papier klappert am Marmor, welch ein ſchöner Schwung der Ideen! Daß der Hr. Magiſter

keineswegs der Sache zu viel gethan, wollen wir sogleich beweisen, und mit seiner Erlaubniß noch etwas weiter gehn, als er selbst. Wir wollen nemlich aus seinem eigenen Beyspiel, und aus dem Beyspiele anderer verdienstvoller Männer, zeigen, wie die Dedication eigentlich hätte sein sollen. Wir lassen zu diesen Behuf die Dedicationen der streitenden Partheyen neben einander drucken und fügen denselben noch eine Dritte bey, die uns eben in die Hände fällt und ganz in dem Tone geschrieben zu seyn scheint, den der Herr Magister von einem deutschen Mann gegen eine deutsche Fürstin erwartet. Es hat dieselbe den berühmten Komponisten Häßler zum Verfasser und ist an die Fürstin von * * gerichtet.

Dedication des Präsidenten Kotzebue an die Fürstin Daschkoff.

Ohne Zittern, ohne knechtisches Beugen vor Namen und Rang, naht sich Dir ein deutscher Mann, legt diese Schrift am Fuß der Ehrensäule Deines Ruhmes nieder, und begehrt nichts.

Mit Zittern, mit Ehrfurcht und stiller Bewunderung Deiner Verdienste, naht sich Dir ein deutscher Mann, legt diese Schrift am Fuß der Ehrensäule Deines Ruhmes nieder, und begehrt Nachsicht.

Empfindung und Wille bestimmen den Werth des Opfers.

Dedication des Magister Findeisen.

Sr. Erlauchten,
Dem Herrn General Gouverneur
von Brown,
Reichs-Grafen und Ritter.

Erlauchter Herr General-Gouverneur, Hochgebohrner Herr Reichs-Graf und Ritter,
Gnädiger Herr.

Die Weisheit und Güte, mit welcher Ew. Erlauchten die Wohlthaten der großen Kaiserinn vertheilen, durch welche Wohlstand, Gerechtigkeit und Zufriedenheit, der Antheil aller Stände wird, macht, daß ich heute thue, was ich fernerhin als Geschichtschreiber thun muß. Die Geschichte von Livland hat keine Periode, die der gegenwärtigen gleicht: immer mit sich uneins, durch Zwietracht zerrissen, durch Krieg verwüstet, war das schöne Band, welches der Gesellschaft Stillstand, und mit ihm dauerndes Glück verleiht, erschlafft, aber durch neue Anstalten gestärkt und fester angezogen, wird Livland auf der Rolle glücklicher Länder glänzen. (Welch ein vortreffliches Deutsch!)

Wie sich der electrische Funke,

Dedication des Kapellmeister Häßler.

Durchlauchtigste Herzoginn,
Gnädigste Fürstin und Frau!

Autoren Zueignungen sind immer zweydeutig, weil die guten Leute sich selbst in diesen bösen Ruf gesetzt haben.

Weder Eigennutz noch Ruhmhaben den Gedanken in mir erzeugt, diese Sonaten Ew. Herzogl. Durchlaucht zuzueignen. Blos die auszeichnenden Beweise der gnädigen Gesinnungen, die Sie bisher mir öffentlich zu geben geruht haben, machen mir es zur Pflicht, auch öffentlich für diese hohe Gnade hierdurch zu danken. Ich wünsche nichts lebhafter, als daß die lezte Sonate für drey Hände, auch beweisen möge, mit welchem Eifer ich arbeite, wenn eine Fürstin wie Amalie befiehlt.

In tiefster Verehrung ersterbe ich

Ew. Herzogl. Durchlaucht

unterthänigster
Häßler.

durch Schlag und Reiben geschaffen, mit Flügeln des Blitzes durch tausend Körper treibt; so drängt sich mit immer strebender Kraft (durch Schlag und Reiben geschaffen) Vaterlandsliebe, Fleiß und Arbeitsamkeit in die Herzen der Menschen, die mit sichtbarer Hoffnung des Glücks arbeiten. Sie sind allezeit was die Gesezgebung will, daß sie seyn sollen.

Wenn dieses Geschlecht der Menschen, mit welchen ich lebe, lange dahin seyn wird, wenn da, wo jezt Wälder und Moräste Himmel und Aussicht verschließen, Städte und Dörfer voll frölicher Menschen stehen werden, in welchen Wohlstand, Freude und stille bürgerliche Tugend wohnt, so wird aus diesem glücklichen Volke ein Geschichtschreiber entstehn, der mit Wohlklang und Würde die Aufklärung dieser Zeit erzählen, und Ew. Erlauchten Namen unter die Wohlthäter des Vaterlands zählen wird. — (Den Namen nur?) Für belohnt werde ich mich halten, wenn mein kleines Buch, und die Mühe, die ich mir um die Geschichte eines Landes gab, das mein zweytes Vaterland werden wird, Ew. Erlauchten gnädigen Beyfall hat.

M. Findeisen.

Der leſer ſieht gleich beym erſten Blick, daß die Dedication des Herrn Maaiſters ſchon in Anſehung der länge einen beträchtlichen Vorzug vor den beyden übrigen hat, ſie klappert auch gar nicht, wenn man ſie an eine Marmorſäule wirft, ſondern rutſcht ganz glatt daran herunter. Etwas auffallend iſt es uns geweſen, daß der Herr Magiſter, da er doch ſein Buch einem Herren zueignet, der der römiſch katoliſchen Religion zugethan iſt, ſich gleich auf der erſten Seite ſeiner livländiſchen Geſchichte über den Pabſt luſtig macht, und ſich alſo auedrückt: „Der „mächtige Prieſter in Rom, der Klügſte unter denen, „welche befehlen wollten, verkaufte ruhig Sünden, „und ließ ſi bs wohl ſeyn beym Schlüſſel zum Him„mel und der Hölle.“ Wir glaubten anfangs, dieß ſey ein Verbrechen gegen die göttliche Tugend der Toleranz, aber wir haben nachher in Erfahrung gebracht, daß ein Maaiſter niemals tolerant iſt, und dieſer Umſtand exculpirt den Herrn Herausgeber in unſern Augen gänzlich. — Es verriethe wenig Zutrauen zu der Beurtheilungskraft unſerer leſer, wenn wir ihm noch weitläuftiger darthun wollten, welche augenſcheinliche Vorzüge die Dedication des Herrn Magiſters vor den übrigen beyden hat, und ob er ſich gleich nach der letzten des Herrn Kapellmeiſter Häßler gebildet zu haben ſcheint; ſo übertrifft er doch ſein Muſter weit.

Seite 38 belehrt der Herr Magiſter den unwiſſenden Herausgeber der Monatsſchrift für Geiſt und Herz, daß die Worte: für Geiſt und

Herz teutſchfranzöſiſche Ausdrücke ſind, weil das Herz auf Franzöſiſch le coeur, und der Geiſt l'eſprit heißt: das iſt ſo klar, daß jedermann es gleich einſieht.

Seite 39 zeigt er ihm, wie unſchicklich die aus Raynal abgekürzte Geſchichte der Flibuſtier einer Monatsſchrift für Geiſt und Herz einverleibt worden, und daß man dieſen Aufſatz nur in Algier, Tunis und Tripoli leſen müſſe, aber nicht in Ehſtland. Das iſt wieder ganz natürlich. Zum Exempel: es wollte Einer in Ehſtland, eine Geſchichte von Engelland, eine Geſchichte von Japan, eine Geſchichte von China leſen, das wäre ja thöricht. Die Geſchichte von Engelland darf nur in Engelland geleſen werden, die Geſchichte von Japan nur in Japan und ſo weiter. Die Evidenz dieſes Satzes begreift ein jedes Kind.

Seite 40 bekommt auch der Verfaſſer der Briefe über Ehſtland, einige wohlverdiente Hiebe, und zum Beſchluß verſichert ihm der Herr Magiſter, daß er kein Bartputzer ſey. — O welch' ein allerliebſter, witziger Einfall! eines Lucians würdig.

Seite 41 erhält der Verfaſſer des Thermometers ſeine richtige Tracht litterariſcher Hiebe. Es wird ihm da ein gewiſſer Yarrik entgegen geſetzt, den wir — wir geſtehen es mit Erröthen — nicht kennen. Anfänglich glaubten wir, es ſey der berühmte Yorik, der auch Predigten an Eſel geſchrieben hat, und hielten deswegen das Yarrik für einen Druckfehler. Da es aber nicht Einmal, ſondern Dreymal vorkömmt; ſo mußten wir dieſe Mey-

nung

nung fahren lassen, und fielen darauf, der Herr Magister habe vielleicht den berühmten Schauspieler Garrik darunter verstanden. Da aber der keine Predigten an Esel geschrieben hat; so mußten wir unsere Unwissenheit eingestehn, und vermuthen nunmehro, daß Yarrik irgend ein berühmter Magister sey, den wir nicht die Ehre haben zu kennen.

Seite 42 und 43 beweißt der Herr Magister, daß der Verfasser der Provinzialblätter ganz recht gehabt habe, dem Verfasser der liefländischen Iris wegen seiner vielen Pränumeranten einen Criminal Proceß zu machen. „Denn," sagt er: „Herr Albrecht in „Reval sammelte einst Pränumeranten auf eine Aus„gabe von Voltärs Werken, und lieferte nichts; „der Herr Arvelius aber sammelte auch Subscriben„ten auf sein Buch, und lieferte es würklich — „also ist es ja ganz klar, daß der Herr Arvelius das „Publicum eben so angeführt hat, wie der Herr Al„brecht." Dieser Satz hat den Vorzug der größten Deutlichkeit und Klarheit, und der dummste Schulknabe begreift ihn sogleich.

Zum Beschluß versichert der Hr. Magister das Publicum, und die Verfasser der Monatsschrift für Geist und Herz: „daß authentische Briefe in „seinen Händen sind, welche dem der lust hat können „vorgezeigt werden, aus welchem klar ist, daß die„ses in Reval gehöhnte Buch (nemlich die Provin„cialblätter) von jemand ist mit Beyfall gelesen

„wor-

„worden, deſſen Name unter den groſſen Namen „wie die Sonne unter den Planeten glänzt.“

Wir unterwerfen uns in Demuth dieſem Ausſpruch, und glauben der Verſichrung des Hrn. Magiſters, ohne weitere Einwendung. Aber der Herquegeber der Monatsſchrift für Geiſt und Herz iſt ein ſonderbarer Menſch, er will das nicht gerade zu annehmen, und weil der Hr. Magiſter verſpricht, dieſe Briefe demjenigen zu zeigen, der Luſt hat ſie zu ſehn; ſo macht er dem Hrn. Magiſter hiedurch bekannt, daß er derjenige iſt, welcher Luſt hat ſie zu ſehn. Er iſt ſo verſtockt zu behaupten, daß er ſein Urtheil keinem Jemand und keinem Namen unterwirft; daß wenn auch Jemand eine Sonne, und der Hr. Magiſter ein Planet ſey, er ſich doch nicht dazu verſtehen könne, des Hrn. Magiſters Mond zu ſeyn, und ſich nie in ſeiner Geſellſchaft um eine Sonne herumbewegen werde, deren licht er nicht kennt. — So viel von dem verſtockten, unheilbaren, und nicht zu beſſernden Herausgeber der Monatsſchrift für Geiſt und Herz.

Nun, lieber Hr. Magiſter, noch ein paar Worte ſub roſa. Sie ſollen häßliche Sprachfehler in Ihrem Buche gemacht haben. Der gottloſe Menſch, der Herausgeber der Monatsſchrift für Geiſt und Herz, vermißt ſich öffentlich, er wolle Ihnen auf jeder Seite Einen oder mehrere Fehler zeigen. Er iſt ſo verwegen zu behaupten, daß Sie, ob Sie gleich Magiſter der ſieben freyen Künſte wären, doch

den dativus nicht vom acculativo zu unterscheiden wüßten, welches man in den hiesigen Schulen in quinta lerne. Und das tollste bey der Sache ist: er erbietet sich zum Beweise, im Fall Sie ihn dazu auffodern sollten. Er sagt auch, der Roman Hans von Orlamünde sey ein abgeschmacktes Ding ohne Kopf und Fuß, und im Vertrauen, wir müssen selbst gestehen, daß wir nicht recht wissen, wo es eigentlich damit hinaus will. Indeß empfinden wir einen wahrhaften Schmerz über die verwegenen Aeußerungen des Herausgebers der Monatsschrift für Geist und Herz. Wir sind Ihnen, werther Hr. Magister, so sehr zugethan, daß wir herzlich wünschen, Sie in Zukunft vor dergleichen Beschuldigungen gesichert zu sehn und deshalb nehmen wir uns die Freyheit, mit Fuhrmann Johannson, den Gott geleite, Ew. Wohlehrwürden zu senden, ein Päckel Signatum H. M. F. in Matten emballirt, worin enthalten: 1) Gottscheds deutsche Sprachlehre. 2) Adelungs deutsche Sprachlehre. 3) Adelungs Wörterbuch. 4) Moritz vom Unterschied des Accusativus und Dativus. 5) Adelungs Magazin der deutschen Sprache.

Wir nehmen uns die Freyheit, Ihnen hiemit ein wohlgemeintes Geschenk zu machen, hätten auch gern mehr geschickt, konnten aber hier nichts mehr auftreiben und bitten mit dem guten Willen vorlieb zu nehmen. Zum Schluß können wir nicht umhin, Ihnen ein Off und Defensiv-Allianz gegen den Herausgeber

der Monatsschrift für Geist und Herz anzutre
gen. Das wird diesem Böswicht ein solches Schr
cken einjagen, daß er sich nicht mehr zu mucksen un
terfangen wird.

Ew. Ew.

Dienstwillige Diener,

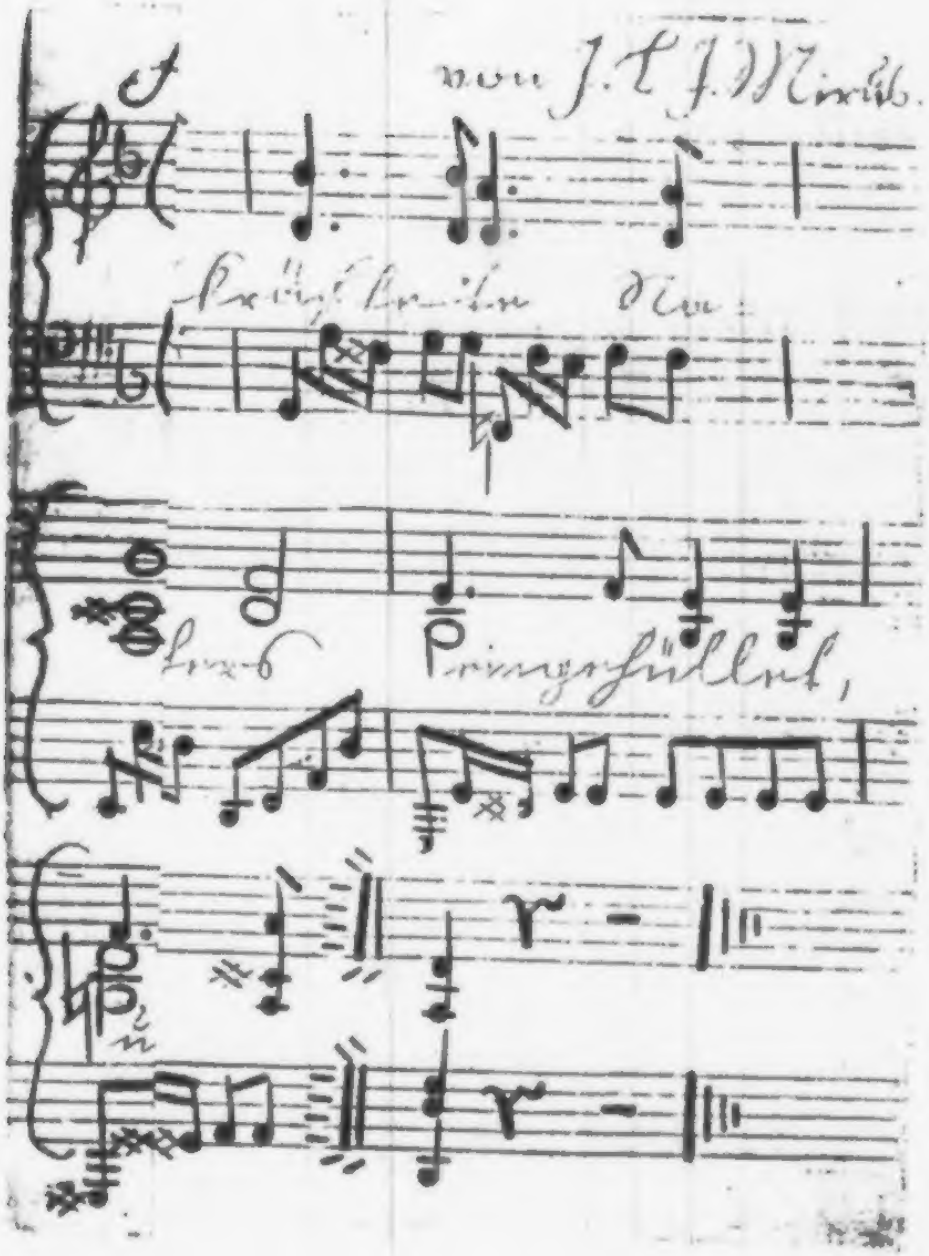
die Verfasser der Kritik über die Monatsschrif
für Geist und Herz.

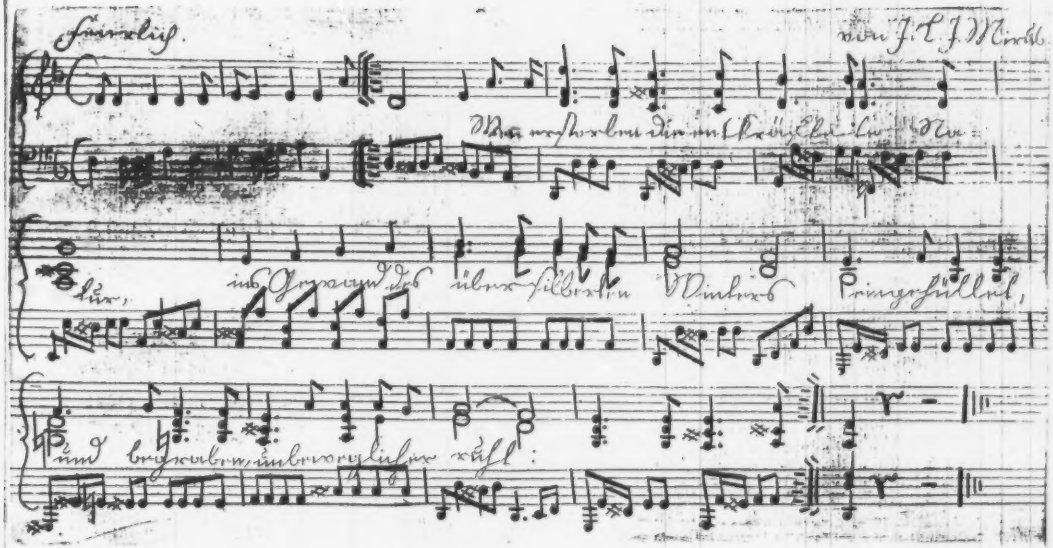
Die diesem Stücke beygefügte Musik, gehört zu
der Ode, pag. 293. des leztrn Stücks. In diese
Ode hat sich ein Druckfehler eingeschlichen, der da
Metrum unrichtig macht. Es muß nemlich im erste
Vers der zwoten Strophe heißen:

Wenn dann über dem verhülleten Gestad
statt: wenn dann über verhülltem Gestad'.

Aus besondern, mir selbst unerklärbaren Ursachen, ermah
ne ich das Publicum nochmals, alle die Stellen in der Ilde
gerte, welche dasselbe etwa anstößig finden mögte, auf Rech
nung des Zeitalters, aus welchem die Geschichte genommen
und nicht auf Rechnung des Verfassers zu schieben.

Den Hrn. Verfasser der Auszüge aus den patrioti
schen Briefen, bitte ich gleichfalls, das Aussreichen ein
ger Stellen in seinem Manuscript, nicht mir zuzurechnen.


von J. L. J. Wirth.


Finale.
von J. L. J. Mirbt.

An

den Verfaſſer

der Leiden der Ortenbergiſchen Familie.*)

Dieſe Welt iſt doch die beſte,
ſollte auch die beſte ſeyn.
Gott fand ſie am Schöpfungsfeſte
gut — und ſegnete ſie ein.

Tugend

---

*) Dieſes Gedicht iſt eigentlich eine Antwort, auf das Gedicht in den Leiden der Ortenbergiſchen Familie:
„Dieſe Welt iſt nicht die beſte,
„ſoll auch nicht die beſte ſeyn, u. ſ. w.

Tugend, wird ſie auch beleidigt,
ſiegt doch über bittern Scherz
und den Biederman verteidigt
eignes, unbeflecktes Herz.

Wo der Schwache in dem Kreiſe
ſeiner Brüder Menſchen findt,
wo der Fürſt, gerecht und weiſe,
Feſſeln um Tyrannen windt.

Wenn der Pfaffe ohn' Gewiſſen
manchen Greuel ſich erlaubt,
wenn auch manche Thränen flieſſen,
oft der Freund den Freund beraubt;

Bleibt doch dieſe Welt die beſte,
ſollte auch die beſte ſeyn,
Gott fand ſie am Schöpfungsfeſte
gut, und ſegnete ſie ein.

Freude giebt hier jede Stunde
dem, der Freuden fühlen mag,

und dem Mann mit offner Wunde
lächelt auch sein Wonne Tag.

Leben, Leben muß genoßen,
aber nie getadelt seyn,
mancher, dem es schon verflossen
möcht' sich noch des Lebens freun.

Leben, Leben gab der Erden
nur ein Gott — und ungestreut
wünschen wieder lebloß werden,
wäre keine Dankbarkeit.

Alles ist hier freylich Probe
Würklichkeit schaft erst das Grab,
dann erst frägt' sichs was zum Lobe
manchem Großen Anspruch gab.

Und wie glücklich, wer im Leben
schon die Wahrheit früh erkannt,
sie mit Weisheit zu verweben
Wege in dem dunkeln fand.

Hab in jener weiten Ferne
wandeln wir einst ganz gewiß,
finden dort auf jedem Sterne
das versprochne Paradies.

Nicht aus Mißmut — aber sterben,
weil wir müssen, um am Grab,
wücklich alles zu erwerben,
wo die Welt nur Vorschmack gab.

Vorschmack jener Seeligkeiten
die der Tugendhafte fühlt,
Freuden die in Dunkelheiten
hier die Gottheit eingehüllt.

Glücklich also wer sein Leben
nie durch Überdruß entweiht,
glücklicher kann der nur werden,
der der Prüfung sich gefreut.

Der auch mitten unter Freuden
an den armen Bruder denkt,

Seelig wer dem fremden Leiden
mitleids volle Tränen schenkt.

Dieser fühlt bey Gram und Schmerzen
schon in sich den besten Lohn,
und mit unmuthsleerem Herzen
stimmt er mit in meinen Ton:

Diese Welt ist doch die beste,
seelig, der sich ihrer freut,
Gott hat sie am Schöpfungsfeste
zu der besten eingeweiht.

U.—l—n.

Maria Stuart,

Königinn von Schottland und Frankreich.

Nur einige Züge aus dem Leben und Charakter dieser liebenswürdigen, unglücklichen Fürstinn; denn theils traue ich mir nicht Talente genug zu, ihre vollständige Biographie zu schreiben, theils fehlen mir hier die nöthigen Hülfsmittel. Die mehr amüsanten als

gründlichen Memoiren des bekannten Brantome, und wo diese mich verließen, Robertsons meisterhafte Geschichte sind meine Führer gewesen. Der Werth des erstern Schriftstellers ist unter den Geschichtskundigen schon längst entschieden. Er war mehrentheils Augenzeuge, oder wenigstens Zeitgenosse der Begebenheiten, die er erzählt, und mit etwas Vorsicht ist er immer eine sehr brauchbare Quelle, obgleich die naive Treuherzigkeit, und, wie Wieland sich von einem ähnlichen Schriftsteller irgendwo ausdrückt das holzschnittmäßige seines Styls, nur zu oft große Leichtgläubigkeit zu verrathen scheinen. Über den zweyten Schriftsteller darf ich nichts sagen. Nur könnte es vielleicht manchem meiner Leser ein sehr gewagtes Unternehmen dünken, einem Robertson nachzuerzählen; allein der Geschichtschreiber der Natur muß sich über manches weitläuftiger auslassen, was dem Biographen der Fürstinn zu übergehen vergönnt ist; da auch übrigens Robertson eben nicht in aller lesenden Händen seyn möchte, so glaube ich mit diesem Aufsatze keine ganz unnütze Arbeit übernommen zu haben. Wenn es indessen Geist und Herz zu interessiren nicht im Stande ist, so liegt die Schuld bloß an mir.

Gerber.

Maria

Maria Stuart beſtieg als Kind, in einem Alter von wenigen Jahren den Thron ihrer Väter zu einer Zeit, wo Factionen aller Art, erzeugt von dem unbiegſamen Geiſte des ſchottiſchen Adels, und genährt durch engliſche und franzöſiſche Politik, ihr Vaterland zerrütteten. Jener, der ſchottiſche Adel, rauh und hart wie ſein Clima, und voll alten Rittermuthes und Rittergeiſtes, hatte ſich von jeher jedem Verſuch einer Vergrößerung des Königlichen Anſehens widerſetzt; aber Mangel an Einmüthigkeit, und der Stolz jedes einzelnen Barons, der auf ſeinem Ritterſitze Niemanden weichen zu dürfen glaubte, und daher ſeinen eigenen Ausſichten und Planen folgte, verurſachte verſchiedene Partheyen, deren Wuth noch durch die Religions-Streitigkeiten vermehrt wurde, die ſo ſehr fähig zu ſeyn ſchienen, die Macht des Thrones zu untergraben und der Ariſtokratie aufzuhelfen. Dieſe Gährungen wurden durch allerley Künſte der Politik von Seiten der Kronen England und Frankreich genährt und unterhalten. Das erſtere Reich ſchien ſchon von der Natur dazu beſtimmt zu ſeyn, mit Schottland Einem Fürſten zu gehorchen, und konnte dahero unmöglich allen den Bewegungen jenſeits der Twend gelaſſen zu ſehen, die ſeiner Ruhe ſo oft gefährlich wurden. Frankreich, ſeit Jahrhunderten in ewigen Fehden mit England, durfte bey dem Einfluſſe nicht gleichgültig ſeyn, den ſich letzteres Reich in die ſchottiſchen Angelegenheiten zu verſchaffen verſuchte. Was

war also natürlicher, als daß die Aussicht auf die Regierung einer jungen Königinn, eine in Schottland bisher ganz unbekannte Sache, den verschiedenen Factionen neuen Muth, und der Politik der Höfe Frankreich und England freyeres Spiel gaben; — was war natürlicher, als das diese junge Fürstinn, den Intrignen der Großen überlassen, schon von ihrer frühen Jugend an, und bis an den letzten Hauch ihres Lebens alles das Unglük erfahren muste, was nur je mit dem Glanz eines Thrones verbunden gewesen ist! —

Heinrich VIII. glaubte kein besseres Mittel finden zu können, theils um für jetzt durch die Schotten nicht in seinen Unternehmungen gegen Frankreich gestört zu werden, theils um der brittischen Nation in der Folge die Herrschaft über Schottland zu versichern, als wenn er eine Vermählung zwischen der jungen Königinn Marie, und seinem einzigen Sohne und Thronfolger Eduard zu Stande zu bringen suchte. Aber sein stolzer unbiegsamer Charakter, seine Ungeduld und seine wenige Geschicklichkeit in der politischen Kunst der Unterhandlungen waren Ursache, daß der ganze Plan scheiterte. Konnte auch wohl eine, auf die geringsten ihrer Gerechtsame so eifersüchtige Nation, als die schottische war, den Antrag mit kalten Blute anhören, ihre junge unschuldige Königinn, und mit ihr die ganze Hoffnung des Reichs, dem Tyrannen Heinrich auszuliefern, und während ihrer Minderjährigkeit, die Regierung ihres Vaterlandes dem Unterdrücker

drücker der Freyheiten des brittischen Adels anzuvertrauen? War es ein Wunder, daß der Nationalhaß in seiner ganzen Stärke erwachte? — daß, obgleich man sich dazu verstand, die Königinn Marie in einem Alter von 10 Jahren an den londner Hof zu senden, doch endlich am Ende dieser Unterhandlungen das Schwerd gezückt, und für Freyheit und Vaterland, und angemaßte Rechte, das Blut vieler Tausende vergossen, und der schönste Theil des Reichs verwüstet wurde? War es ein Wunder, daß unter diesen Umständen, das Ansehn der Königinn Mutter, Maria von Guise, das Übergewicht behielt, und daß sich die schottische Nation der Französischen so zu sagen in die Arme warf? — —

Frankreich scheint von jeher, mit den großen, edlen Nahmen, Schutz der Bedrängten, Rache der Beleidigten, Vertheidigung der allgemeinen Rechte der Menschheit, manchen seiner Vergrösserungs Entwürfe beschönigt zu haben. Ein feiner Kunstgrif, der vielleicht nirgends besser angebracht war als hier, aber überall gewiß die Stimme des großen Haufens gewann. Die zu Stirling versammelten Stände des Reichs glaubten nur allein in einer genauen Verbindung mit Frankreich sichern Schutz und thätige Hülfe finden zu können; selbst zu schwach, den verwüstenden Waffen der Engländer zu wiederstehen, hofften sie nur allein von dem Edelmuth der Franzosen die Erlösung von grausamen Feinden; dieser bis zum höchsten Grade gestiegene Haß gegen ihre Nachbarn, ließ

ſie ſelbſt manche ihrem Vaterlande nicht ſehr zuträgliche Folgen dieſer Verbindung mit Frankreich überſehen; — und die verwitwete Königinn Marie war ſchlau genug, es unter dieſen Umſtänden nicht zu vergeſſen, daß ſie eine Franzöſinn war, und daß ſie die heiligen Bande der Vaterlandsliebe an das Intereſſe von Frankreich knüpften. Sie ſtammte aus dem berühmten Guiſenſchen Hauſe ab, und beſaß ganz den feinen Verſtand, den hohen Geiſt, und alle die politiſchen Talente, durch die ſich dieſes Haus ſo ſehr ausgezeichnet hat. Überdem hatte ſie, nach Robertſons Schilderung, verſöhnliche Vorzüge genug, um ſich die Achtung und Liebe der Schotten zu erwerben, die an ihrem Hofe den Vorzug feinerer Sitten, vor ihre rohen Lebensart zu ſchätzen lernten. Die Schönheit und Grazie ihres Cörpers weckte Bewunderung; die Eleganz und Gewandheit ihres Betragens, Achtung. Eine, weit über die Begriffe der damaligen Schottländer gehende Aufklärung ihres Verſtandes, eine nicht gemeine Bekanntſchaft mit den Künſten und Wiſſenſchaften, und jenes freymüthige ungezwungene Weſen, das ohne der Würde des Thrones zu vergeben, alle Herzen gewann, ſetzte ſie in den Stand, ſelbſt die Catonen ihres Reichs nach ihrem Gefallen zu lenken. Wie intereſſant wäre es, den ganzen Gang der Unterredungen zu wiſſen, durch die ſie es dahin brachte, daß der ſchottiſche Adel, zum Unterpfande ſeiner daurenden Anhänglichkeit an Frankreich, ſelbſt den Vorſchlag that, die junge Königinn Marie mit

Heinrichs

Heinrichs II. älteſtem Sohne, dem Dauphin Franz zu vermählen; ja noch mehr, ſie an ſeinem Hofe erziehn zu laſſen, und ſie ohne Zeitverluſt dorthin zu ſenden! — So bewürkte die überredende Zunge eines ſchönen Weibes was der Stolz des Tyrannen vergebens verſucht hatte.

Daß Heinrich II dieſe Nachrichten unendlich angenehm waren, daß er ohne Bedenken einen ſo vortheilhaften Vorſchlag einging, und ſogleich Anſtalten traf, die ſchottiſche, ihm nunmehro ſo nahe verwandte Nation mit Eifer und Thätigkeit zu unterſtützen, kann man ſich ſehr leicht vorſtellen. Schon einige Zeit vorhero war unter den Befehlen des Marſchalls leon Strozzi ein Corps franzöſiſcher Truppen nach Schottland gegangen, hatte aber wenig ausgerichtet. Jezt folgten andre ſechstauſend in Franz des erſten mannigfachen Feldzügen abgehärtete Krieger, deren geprüfte Erfahrung ihre ſchönſte Empfehlung war. Und doch agirten ſie nicht mit dem erwarteten Erfolge. Die Wärme des Enthuſiasmus, mit dem zu Stirling der ſchottiſche Adel den Nahmen Frankreich als das Palladium von Schottland ausrief, hatte nachgelaſſen; hie und da begann in den Köpfen ehrwürdiger Patrioten die kalte Vernunft wieder in ihre Rechte zu treten; man fing an zu fürchten, daß der Plan der Franzoſen vielleicht noch etwas weiter gehen möchte, als bloß einem unglücklichen Volke zu helfen; man unterſtützte die franzöſiſchen Truppen wenig, und wer weiß, wohin es mit dieſer Gährung vielleicht gekommen

men seyn würde, wenn nicht die schlaue List der Königinn Mutter auch hier Mittel gefunden hätte. In dem Feldlager vor Haddingtown wurde eiligst ein Parlement versammelt. Der Eifer der bey der französischen Unternehmung vorzüglich interessirten Geistlichkeit, Mariens Intriguen, durch die sie dem alten Haße gegen England seine ganze Stärke wieder zugeben wuste; ein Blick auf die junge Königinn, die in einem so zarten Alter mitten in ihrem Reiche nirgends vor ihren Feinden sicher war, und von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt herum ziehen, und Schuß suchen muste; — alles dieses würkte, was es würken sollte; die Stimme der Patrioten wurde nicht mehr gehört, und die Nation beschloß, die junge Königinn, das Kleinod des Reichs, den Händen eines fernen Fürsten zu überliefern.

Noch lag in dem Hafen von Leith die Flotte, die jene sechstausend Mann nach Schottland gebracht hatte; man benuzte diesen Umstand, um den Schotten keine Zeit zum Nachdenken übrig zu laßen, die junge Königinn ward eingeschift, und verließ im sechsten Jahre ihres Alters ihr unglückliches zerrüttetes Vaterland, um, wie Robertson sagt, an dem feinsten und verderbtesten Hofe von Europa, die vollkommenste Frau ihres Zeitalters zu werden; aber als Königinn zugleich alle die Vorurtheile einzusaugen, die die Ursache alles ihres spätern Unglücks waren.

Ohne Zweifel war damals außer Italien kein land in Europa, das sich in Rücksicht auf Cultur der Sit-

ten und Aufklärung des Kopfs mit Frankreich messen konnte; und vielleicht that es selbst Italien hierin noch zuvor. Der äußerst lebhafte Geist der Franzosen hatte frühe angefangen, die Fesseln der gothischen Sitten von sich zu werfen, hatte bald eingesehen, daß man durch die Mittheilung das Leben genießt, daß Geselligkeit einer der schönsten Züge in dem Charakter einer Nation sey, und daß der ungestörte Umgang beider Geschlechter, dessen natürliche Folge Milderung der Sitten ist, aus Barbaren, Menschen mache. Selbst zu den Zeiten, wo das Ritterwesen überall in Europa blühte, war der französische Ritter immer liebenswürdiger als der deutsche, spanische oder englische; unerschrocken, tapfer, edelmüthig, wie irgend einer, verband er mit diesen großen Rittertugenden noch die gefallende Aussenseite eines mehr gebildeten Betragens, und erwarb sich so überall Beyfall und Achtung. Aufmerksame Leser des Tasso und Ariost werden sich mancher hieher gehörigen Stelle aus diesen Dichtern erinnern, und wem ist es unbekannt, daß selbst das große Modell aller Ritter, der berühmte Amadis, unter französischem Himmel gebohren und gebildet wurde. Als in der Folge die großen Revolutionen des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts die sittliche Verfassung von Europa, so wie seine politische, änderten; als durch Zertrümmerung des Feudalsystems die Macht des Adels fiel, und das Ansehn der Fürsten stieg; nach veränderter Art Krieg zu führen, dem mannhaften Ritter sein gutes Schwerdt nur

noch

noch zur Erinnerung ehemaliger Abentheuer diente; die Entdeckung neuer Welten ungemeſſene Reichthümer über Europa ausgoß, und die aus Griechenland fliehenden Muſen Schutz in den lachenden Gefilden Italiens fanden, und von hieraus das licht der Aufklärung ſich verbreitete; da waren die Franzoſen gewiß nicht die lezte Nation, die die wohlthätigen Wirkungen dieſer mächtigen Veränderungen empfand. Der unterjochte Adel ſammelte ſich um den Hof ſeines Fürſten; immer mehr und mehr ſchlif der ausgebreitete Umgang alle rauhen Ecken ab; das Studium, den Damen zu gefallen, jenes große Studium des alten Ritters, gewann dabey mehr Ausdehnung, und die Sitten mehr Biegſamkeit; es gehörte ſchon mehr wie ehemals dazu, um den Beyfall des ſchönen Geſchlechts zu verdienen; die Reichthümer beyder Indien machten die alte einfache lebensart unſchmackhaft; die aufblühenden Wißenſchaften eröfneten dem Verſtande neue Ausſichten; die Künſte verſchönerten und vervielfältigten den Genuß des lebens; — und ſo war es natürlich, daß nach und nach der rauhe Geiſt der alten Chevalerie ganz verſchwand, die Natur ſich immer mehr bildete, und ſchon zu den Zeiten Franz des erſten und Heinrich des zweiten, wie noch jezt, Frankreich die Schule der feinen lebensart, die lehrerin des guten Tons, und die Geſezgeberinn alles deſſen war, was auch nur entfernt Bezug auf die Annehmlichkeiten des lebens hatte.

In dieſer Rückſicht konnte die junge Marie nirgends eine vollkommnere Erziehung erwerben, als an dem glänzenden Hofe Heinrichs des zweyten, dem Sammelplatz würklich großer Männer, die ſich noch alle unter der vorigen äußerſt thätigen Regierung Franz des erſten gebildet hatten; wahrer Helden, die im Gefolge dieſes merkwürdigen Fürſten Theilnehmer ſeiner Siege und ſeines Unglücks geweſen waren; feiner Politiker, durch deren Umgang eine junge Königinn in alle Geheimniße der Staatskunſt eingeweyht werden konnte; geſchmackvoller Männer, die der Liebe zu den holden Künſten der Muſen nachgiengen; und endlich dem Sammelplatz der ſchönſten Damen ihrer Zeit, deren einziges Studium, Genuß des Lebens war. Daß ſie in einer ſolchen Schule das vollkommenſte Weib werden muſte, war leicht zu erwarten. Die mehr als gewöhnlichen Reitze ihres Körpers, entwickelten ſich unter dem heitern franzöſiſchen Himmel zum Erſtaunen aller derer, die ſie ſahen, und in ihrem funfzehnten Jahre, war ſie, die ſchöne Tochter einer ſchönen Mutter, ohne Vergleich die reizendſte Dame des Hofes. Mit eben der Sorgfalt, die ſie auf ihren Körper wandte, ſuchte ſie die mannigfachen Talente ihres Geiſtes durch eine ununterbrochene Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften zu bilden. Damals hatte man noch den Grundſatz, daß keine Dame vom Stande, am wenigſten eine Fürſtinn, unbekannt in dem Reiche der Gelehrſamkeit ſeyn, und die Kenntniß deſſelben nur den Männern überlaſſen dürfe; das weibliche Geſchlecht

ſchlecht glaubte nicht, weniger Talente und Fähigkeiten, als das männliche, von der Natur empfangen zu haben; es war nichts ſeltenes, in der ſchönen Frau zugleich die große Kennerin der alten und neuen Litteratur zu finden; *) wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die junge Marie, in einem Alter von dreyzehn oder vierzehn Jahren, vor dem ganzen verſammelten Hofe, im großen Saale des louvre, über den gedachten Gegenſtand, daß es den Damen wohl anſtehe, ſich mit den Wiſſenſchaften und Künſten zu beſchäftigen, in der Sprache des alten Roms, zum Erſtaunen aller ihrer Zuhörer, unter denen ſich auch Brantome befand, und zum öffentlichen Beweiſe, wie ſie die Jahre ihrer Kindheit angewandt hatte, eine ſelbſt ausgearbeitete Rede hielt. Und dies war etwa nicht bloß, wie es wohl zuweilen zu ſeyn pflegt, die Wirkung eines Zwanges von Seiten ihrer Lehrer; ihre freye Wahl, ihr eigner Geſchmack beſtimmten ſie den Vergnügungen, die eine Hauptbeſchäftigung der Höflinge Heinrichs des zweyten waren, wenigſtens

zwey

*) ſo war z. B. Die bewunderte Margaretha von Valois, Königinn von Navarra, eine der gelehrteſten Damen ihrer Zeit, der lateiniſchen Sprache völlig kundig, und eine ſo angenehme Dichterin, daß ſie von ihrem Jahrhundert die zehnte Muſe genannt wurde. Wer kennt übrigens nicht die Contes & Nouvelles de la Reine de Navarre.

zwey Stunden zu entziehen, sie der Lektüre und dem Studiren zu widmen, und sich in allen Fächern der Litteratur einige Kenntniße zu erwerben. Genau bekannt mit den Eigenheiten der französischen Sprache, wurde sie bey ihren Talenten und ihrem Herzen sehr bald eine warme Freundinn der Dichtkunst dieser Nation, und brachte in der Gesellschaft der Herren de Ronsard, de Bellay und de Maison Fleur, die ihr vorzüglich ihre Gesänge gewidmet zu haben schienen, manche heitere Stunde zu. Ihr Verstand war mit Ideen bereichert, ihr Herz jedes Eindrucks fähig, kein Wunder, daß sie selbst den Gesang der Musen versuchte, und diesem süßen Geschäfte oft Trost und Aufheiterung in manchen kummervollen Stunden ihres spätern Lebens verdanken konnte. Welch ein angenehmer Anblick es gewesen seyn mag, wenn diese junge Fürstinn, voll liebenswürdiger Offenheit, ohne Stolz und Anmaßung, nun wieder ihren Freunden irgend ein Lied mittheilte, das sie in frohem Ausbruch unschuldiger Freude, oder in der stillen Stunde der Schwermuth gedichtet hatte! Warum bestimmte sie das Schicksal zum Trohne! — in den engern Verhältnissen des bürgerlichen Lebens würde sie die würdige Vorgängerin einer Geoffrin geworden seyn. Ein kunstloser, natürlicher, und doch gebildeter Ausdruck, eine liebenswürdige Reinheit der Empfindungen, und eine gewisse Grazie des Vortrags sind der Charakter der wenigen Briefe dieser Fürstinn, die die Zeit uns aufbehalten hat, und des einzigen Liedes, das ich wenigstens

kenne, und das wir dem Brantome zu verdanken haben. *) Und eben dieſe Entfernung von Künſteley und Affektation, eben dieſe Grazie war in ihrem ganzen Betragen ſichtbar. Die ſchöne franzöſiſche Sprache wurde in ihrem ſanften Munde noch ſchöner, und ſelbſt die rauhe ungebildete Mundart ihres Vaterlandes gewann durch dieſe Freundinn und Schülerinn der Grazien Annehmlichkeit und Reitz. Der Geſchmack, mit dem ſie ſich kleidete und ihren Putz wählte, erhöhte ihre natürlichen Reitze, und ſogar in der Tracht einer ſchottiſchen Bäuerinn wußte ſie zugefallen. Wie ſich alles um ſie gedrängt, wie alles nach ihren Blicken gegeizt haben mag! Und wenn es wahr iſt, daß eine ſchöne Frau der Huldigung aller Herzen nie gewiſſer ſeyn kann, als wenn ſie mit Empfindung und Ausdruck ſingt, konnte es am Hofe Heinrichs des zweyten wohl

(* Über die Ächtheit der Briefe und Gedichte, die ſie an den Grafen Bothwel geſchrieben haben ſoll, hat die hiſtoriſche Kritik noch nicht vollkommen entſchieden, obgleich Robertſon an der Autencität derſelben wenig mehr zu zweifeln übrig läßt. Indes ſcheint mir doch Ronſards Urtheil, den, wenn er gleich ſelbſt kein großer Dichter war, die unpartheyiſche Nachwelt immer als einen ſehr competenten Richter in Sachen des Geſchmacks annehmen kann, und der übrigens gewiß die Dichtungen ſeiner königlichen Freundinn kannte, dieſe Lieder aber ſchon gegen Brantome für unecht erklärte, von einigem Gewicht zu ſeyn.

wohl irgend einen Menſchen geben, den ihr hinreißender Geſang kalt und fühllos gelaßen hätte? Man ſtelle ſich dieſes reizende Mädgen vor, deſſen Cörper nach den großen Modellen des griechiſchen Alterthums geformt zu ſeyn ſchien, in deren ſanften braunem Auge das gefühlvolſte Herz ſichtbar war, deren ſchönes Haar in ungekünſtelten locken auf einen von Empfindung wallenden Buſen herabfloß, man ſtelle ſie ſich vor, wie ſie vielleicht voll ahndenden Vorgefühls ihrer künftigen traurigen Schickſaale in der Dämmerung einer ſchönen Sommernacht in den einſamen Gärten des damals nicht längſt angelegten Fontainebleau ein ſanftes Lied ſang, und die Töne ihrer laute, die ſie mit vielem Geſchmack und einer auſſerordentlichen Fertigkeit ſpielte, die ſchöne Stimme begleiteten! — Was müßte der Dauphin Franz für ein Menſch geweſen ſeyn, wenn ihm der Gedanke, einſt der Beſitzer ſo vieler Vollkommenheiten zu werden, nicht den Buſen geſchwellt, wenn ihn die Erinnerung des Augenblicks, wo er im Angeſicht der Nation dieſes ſeltene Mädgen von den heiligen Stuffen des Altars weg, in ſeine ſtille Kammer führen würde, nicht auſſer ſich geſezt hätte! Ob übrigens Franz der liebling ihres Herzens war, ob ſie dieſem Augenblick mit eben ſo heißer Ungeduld entgegen ſah, oder ob für irgend einen andern in ihrem Herzen die liebe ſprach, davon ſchweigt die Geſchichte. Von jeher mußten die Fürſtentöchter ihr Herz der Politik zum Opfer bringen, es iſt zu vermuthen, daß dies auch bey Marien der Fall war, obgleich

sie das seltene Glück genoß, den ihr bestimmten Gemahl schon frühe kennen zu lernen, und der gewohnte vieljährige Umgang freylich manche Gelegenheiten geben konnte, die guten Seiten seines Charakters lieb zu gewinnen.

Dem sey, wie ihm wolle, die Königinn Marie war nun in dem Alter, daß jener mit Schottland geschlossene Traktat erfüllt werden und die Beherrscherinn dieses Reichs mit dem Kronerben von Frankreich vermählt werden konnte. Ihre Mutter, deren intriguenvollen Geiste es indessen gelungen war, die Regentschaft des Reichs zu erlangen, glaubte mit allem Rechte, in der Vollziehung dieser Vermählung ein Mittel zu finden, ihrem noch immer wankendem Ansehn mit Vortheil aufhelfen zu können. Unterstützt von ihrer Familie, dem mächtigen Hause der Guisen, wußte sie allen Einwendungen des alten vorsichtigen Connetables von Montmorency, der von dieser Vermählung nicht die besten Folgen für das Reich fürchtete, vorzubeugen; es wurden acht vornehme Schotten nach Paris verlangt, um als Repräsentanten der ganzen Nation dem Beylager ihrer Königinn beyzuwohnen, und bey dem zu entwerfenden Heiraths-Contract das Intresse ihres Vaterlandes wahrzunehmen; man entsagte von Französischer Seite öffentlich allen Ansprüchen auf Schottland, im Fall die Königinn ohne Erben versterben sollte, ließ aber diese junge, unerfahrne, ihren Oheims den Guisen, ganz ergebene Fürstinn, in geheim einen Traktat unterzeichnen, durch den sie auf den vorberührten

ten Fall ihr ganzes Reich, nebſt allen etwanigen Vergrößerungen deſſelben an die Krone Frankreich donirte; und gab dadurch eben keinen großen Beweiß von der Rechtſchaffenheit und Redlichkeit, die in allen Unterhandlungen zwiſchen Nationen und Nationen herrſchen ſollte, wenn es billig wäre, die Handlungen der Völker nach eben den Grundſätzen zu beurtheilen, nach denen eine ſtrengere Moral über die Handlungen des einzelnen Menſchen richtet.

Das Beylager wurde zu Paris mit aller der Pracht vollzogen, die man am Hofe Heinrich des Zweyten vermuthen konnte, und die allgemeine Stimme des Volks erklärte Franzen für den glücklichſten Ehemann der Welt, wenn ihm auch ſeine reitzende Gemahlin, keine Krone und keinen Scepter zu geben gehabt hätte, ob er gleich nur bloß, nach manchen darüber entſtandenen Mißhelligkeiten durch Vergünſtigung des Parlaments den Titel eines Königs von Schottland erhielt. Es iſt kein Zweifel, daß nicht Marie in den Armen ihres jungen Gemahls das glücklichſte Leben geführt haben ſollte. Entfernt von allen Geſchäften, denn noch ſtand ihre Mutter der Regierung von Schottland vor, hatte ſie Muſſe genug, allen ihren lieblingsneigungen zu folgen, ſich dem Genuß jeder Freude mit ſorgloſem Herzen zu überlaßen, und ſich gewiſſermaßen im voraus für alle die traurigen Jahre ſchadlos zu halten, die das Schickſal ihr beſtimmt hatte. Wenn gleich ihr Gemahl Franz von Seiten des Kopfs ein ſehr ſchwacher Fürſt war, ſo mochte er doch wohl ein

ſehr guter Ehemann ſeyn; und ſie hatte überdieß das für jede Dame gewöhnlich ſehr große Vergnügen, ihn vollkommen zu beherrſchen. Welcher Ehemann hätte ſich auch nicht gerne dem Willen einer ſo reitzenden Frau unterworfen? Dieſen Vortheil mußte ſie noch mehr benutzen lernen, als ungefehr ein Jahr nach ihrer Vermählung Heinrich der zweyte unglücklicher Weiſe in einem an den Beylager ſeiner Tochter und Schweſter gehaltenen Turnire durch die Hand des Grafen von Montgommery das Leben einbüßte, und Franz der zweyte den Trohn beſtieg. Die Macht, die ihre Schönheit und ihr Reitz über das Herz ihres Gemahls hatten, wurde in den Händen der Guiſen das unfehlbare Mittel, den jungen König ganz nach ihrem Gefallen zu lenken, und jede ihrer ehrſüchtigen Abſichten mit Erfolg durchzuſetzen. Die großen Unruhen, die die Reformation in Schottland verurſachte, gaben ihnen Gelegenheit, unter dem Vorwande der bedrängten Kirche beyzuſtehen, alles mögliche zu verſuchen, um den Einfluß ihrer Schweſter, der verwitweten Königinn Marie zu verſtärken, und die auf ihre Freyheit eyferſüchtigen Schotten zu bändigen. Dem allen ungeachtet aber waren weder die franzöſiſchen Truppen noch alle Künſte der Intrigue vermögend, dem Schlage, der die Ausführung ihrer großen Projekte ſo mächtig aufhielt, vorzubeugen; denn ein ohne ihren und der Königinn Willen zuſammengerufenes proteſtantiſches Parlament entſetzte die bisherige Regenten von Schottland ihrer Würde,

und

und flehte die brittiſche Nation um Schutz und Hülfe für das verlaſſene Reich an. Eliſabeth, dieſe denkwürdige Fürſtinn, dieſe wahre Mutter der Brittiſchen Größe, kannte nur zu genau alle Plane und Abſichten des franzöſiſchen Hofes, und hatte für die Sicherheit und Ruhe ihrer Staaten alles zu fürchten, wenn es den Guiſen gelingen ſollte, ihre unumſchränkte Herrſchaft in Schottland zu gründen. Es koſtete alſo nicht viel Mühe, ſie zu einer thätigen Theilnahme an den Schickſalen ihrer Nachbaren zu bewegen. Eine engliſche Armee wiederſetzte ſich mit dem beſten Erfolge den franzöſiſchen Truppen, mit denen Marie von Guiſe noch den letzten Verſuch machte, ihre ſinkende Größe wieder herzuſtellen. Voll nagenden Kummers über die Zerſtörung aller ihrer Ausſichten floh ſie in das Schloß von Edimburg; ihrem gebeugten Geiſte ſtellte ſich das traurige Bild alles des mannigfachen Unglücks vor, das während ihrer unruhigen Adminiſtration das Erbreich ihrer Tochter gedeckt hatte; ihre ſchon ſehr ſchwache Geſundheit litt dadurch natürlich noch mehr, und ſo machten während der unaufhaltbaren Siege der Engländer, Kummer und körperliche leiden, dem leben einer würklich großen Fürſtinn ein Ende, die in andern Verhältniſſen gewiß das Glück jeder Nation gemacht haben würde.

So empfindlich der Verluſt ihrer Schweſter und der glückliche Fortgang der Brittiſchen Waffen für die Guiſen war, ſo iſt doch nicht zu vermuthen, daß ſie dadurch ſollten bewogen worden ſeyn, alle ihre

Plane auf Schottland aufzugeben, und ihre Nichte, die Königinn Marie, ihrem Schicksal allein zu überlassen. Mit der Königinn Mutter war noch nicht der ganze Geist des Guiseschen Hauses dahin; und wenn die wenigen französischen Truppen in Schottland nicht im Stande gewesen waren, der Übermacht zu widerstehen, so gab es noch alte, sieggewohnte, erfahrne Krieger genug, die die Ehre ihrer Brüder hätten retten können. Aber die Umstände hatten sich indessen in Frankreich merklich verändert. Die tyrannische Härte, mit der Franz der Zweyte auf ihr Anrathen die Protestanten verfolgte, hatte den Geist der Rache in diesen unschuldig leidenden erweckt, und die glücklichere Weise entdeckte Verschwörung von Amboise lehrte diese stolzen Brüder, was sie von der Verzweiflung unterdrückter Bürger zu fürchten hätten. In allen Provinzen von Frankreich glimmte das Feuer unter der Asche, und weit entfernt, den Gedanken auswärtiger Eroberungen nähren, und ihre Armee in Schottland verstärken zu können, waren sie sogar gezwungen, die wenigen Truppen von dort zurückzurufen, und alle ihre Talente anzuwenden, um in diesen mißlichen Zeitläuften den Glanz und die Würde der französischen Krone zu erhalten. Diese Rücksichten waren die glückliche Veranlassung, daß das zerrüttete schottische Reich einen ehrenvollen Frieden erhielt, in welchem die alte Constitution begründet, das Ansehn des Parlaments bestätigt, die königliche Gewalt beschränkt, und die Art und Weise der Administration

des

Reichs während der Abweſenheit der Königinn feſtgeſetzt, die kirchliche Verfaſſung aber der Anordnung der Nation ſelbſt, mit dem Vorbehalt der königlichen Beſtätigung überlaſſen wurden. Wie ſchmerzhaft es den Guiſiſchen Brüdern geweſen ſeyn mag, ſo plötzlich von dem Ziele entfernt zu werden, dem ſie ſich ſchon ſehr nahe zu ſeyn dünkten, kann man daraus abnehmen, daß Franz und Marie weder dieſen Friedensſchluß, noch die von dem bald darauf verſammelten Parlament, entworfenen kirchlichen Einrichtungen, die freylich ein zu weit getriebener Eyfer des ſchottiſchen Adels, dem klaren Inhalt des Traktats von Edinburg zuwider, ohne königliche Beſtätigung zu allgemeinen im Reiche angenommenen Geſetzen gemacht hatte, ratificiren durften; (obgleich doch, wie wir in der Folge ſehn werden, einige ſehr gegründete Urſachen vorhanden waren, die die Ratification dieſes Friedens verhindern mußten;) und überdem den Geſandten mit einem Stolz und einer Verachtung begegnet wurde, die ſich ſo große Politiker nicht hätten erlauben ſollen. Auch würden ſie, bey veränderter Lage der Sachen gewiß alle alten Plane wieder hervorgeſucht haben, wenn nicht ein neuer unerwarteter Schlag des Schickſals ſie auf einmal gewiſſermaßen in Unthätigkeit geſetzt hätte. Franz der Zweyte ſtarb. Das ſchwache Band, das Frankreich bisher an Schottland geknüpft hatte, zerriß gänzlich. Catharina von Medici, dieſe große und gute Frau, deren Charakter die franzöſiſchen Schriftſteller unrechtmäßiger

Weise geschwärzt haben, weil sie ihr allein alle traurigen Folgen der Ehrsucht ihrer Minister zuschrieben;*) ward als Vormünderin ihres Sohnes Carl des Neunten die Regentinn von Frankreich, und die Guisen waren gezwungen, sich wieder durch alle Künste der Politik und Intrigue zu dem Ansehn emporzuarbeiten, das sie so plötzlich verlohren hatten, und das Catharina Medici ihnen so leicht nicht zuzugestehen entschlossen war.

Was blieb unter solchen Umständen der niedergebeugten, klagenden, jedes Schutzes beraubten Marie, der das Schicksal nicht einmal den Trost gegönnt hatte, Mutter zu seyn, was blieb ihr übrig? Ihren Händen ward das Scepter entrissen; noch kurz vorher mit allem Glanz des Throns geschmückt, noch kurz vorher die angebetete Königinn des ersten Volks der Welt, was mußte sie empfinden, da sie jetzt nichts weiter als eine verlassene Wittwe war, die ihren bestürzten Oheimen nur Hoffnung und Geduld empfehlen konn-

(* Dieser Satz, den ich aus des Nigueccio Galuzzi Geschichte des Großherzogthums Toscana, nach Jagemanns Auszug 1ster Theil, S. 355, entlehnt habe, scheint sehr paradox; indessen glaube ich, daß er sich einigermaßen beweisen läßt. Überhaupt dünkt mich ist es billig, jede Äußerung irgend eines Geschichtforschers mit Vergnügen zu ergreifen, sobald sie einen Flecken auszulöschen versucht, der den schönen Charakter der Menschheit entstellt.

konnte! Nicht mehr die erste da, wo ihren Winken wenig Tage vorher alles gehorcht hatte, konnte sie sich selbst in den Zimmern des Louvre erblicken, ohne in Thränen zu zerfließen? Verhaßt wurden ihr die Gegenden, wo sie die Blüthe des Lebens genossen hatte, und die stillen Zeugen mancher glücklichen, den Freuden der Freundschaft, vielleicht auch der Liebe geheiligten Augenblicke gewesen waren; die Trösterin jedes Unglücklichen, die Einsamkeit gewann unendlichen Reitz für sie; ein geräuschvoller Hof konnte ihrem bekümmerten Herzen unmöglich genug thun; — und sie verließ die Hauptstadt des Reichs, und floh ohne Gefolge, aber bedauert und beweint von jeder theilnehmenden Seele in das stille Rheims. Hier überließ sie sich, von keinem Tröster gestört, ihrem tiefen Kummer, Natur und Einsamkeit sahen ihre Thränen, und erleichterten ihr Herz. O wem es je so glücklich geworden ist, in den traurigen Minuten seines Lebens, wenn ihn alles verlassen hat, und eine Welt voll Elend ihn zu drücken scheint, unbelauscht der heiligen Natur, seine Leiden klagen zu können, und in ihrem mütterlichen Schooße seine Thränen auszuweinen; o wem es je so glücklich geworden ist, der weiß es, mit welcher Ruhe und Heiterkeit man in solchen Augenblicken, auf Trümmern zerstörten Glücks hinabsehen kann. Natur und Einsamkeit führten diese Ruhe in Mariens Herz zurück. Nach und nach gewannen auch ihre Lieblinge, die Philosophie und die Musen, diese treuen Begleiter im Unglück, einige Macht

über

über ſie. Jene, die Philoſophie lehrte ſie, die blendende Auſſenſeite menſchlicher Größe von ihrem wahren Werth zu unterſcheiden, und den Muſen horchte ſie das reitzende lied ab, das uns Brantome aufbehalten hat, und das der Nachwelt ein unzerſtörbares Denkmal ihres ſanften, gefühlvollen Herzens bleiben wird. Die ungekünſtelte natürliche Sprache, die in allen Stanzen dieſes ſchönen liedes herrſcht, der ungeſuchte, wahre Ausdruck der Empfindung, der es ſo ſehr auszeichnet, die Rührung, die es in jeder empfindenden Seele erwecken muß, laſſen uns den ganzen Umfang des Verluſts erkennen, den wir an den Gedichten dieſer ſeltenen Fürſtin erlitten haben. Ich würde verſuchen, dieſes gewiß ächte Überbleibſel ihres dichteriſchen Genies in einer Ueberſezung dem leſer mitzutheilen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es im teutſchen Gewande unendlich viel von ſeiner originellen Schönheit verlieren mußte.

So entflohen Marien an der Hand der Muſen die Tage des Kummers. Nach und nach gewann ſie Geſchmack an dieſem von Geräuſch und Zerſtreuung entfernten leben, und wie glücklich würde ſie geweſen ſeyn, wenn das Schickſal ſie nicht mehr in den Strudel der Welt geriſſen hätte. Aber ſie trug noch eine Krone, und dieſe Krone heiſchte heilige, große Pflichten von ihr; früh oder ſpät war ſie gezwungen, ihre ſtille Wohnung in Rheims zu verlaſſen, und die Sorgen für das Glück eines ihr anvertrauten Volkes zu übernehmen; — und dieſer wichtige Zeitpunkt kam

zu

zu ihrem Unglück sehr bald. Die Reformation hatte in Schottland große Schritte gemacht; eine presbyterianische Kirchenversammlung hatte die äußere Form der Kirche bestimmt, und den darüber gefaßten Entschluß den Großen des Reichs zur Genehmigung vorgelegt. Die Besitzungen und Einkünfte der alten römischen Kirche sollten nach dem entworfenen Plan das Eigenthum der presbyterianischen Geistlichkeit bleiben, und zu den frommen Bedürfnissen der Religion angewendet werden. Aber der schottische Adel hatte sich schon so manche dieser Güter und Einkünfte zugeeignet, die er wieder herauszugeben nicht geneigt war; überdem gab es unter seinen Mitgliedern viele der römischen Confession treugebliebene die ihren Begriffen nach einen so offenbaren Kirchenraub nicht zugeben konnten; es war also sehr natürlich, daß diese gutgemeinten Vorschläge als phantastisch mit der größten Verachtung verworfen wurden. Die protestantische Kirchenparthey, die es einsah, gegen die mächtigen Catholischen nie etwas mit Erfolg ausrichten zu können, faßte bey diesen Umständen den Entschluß, die Königinn von Schottland zur Rückkunft in ihr ererbtes Reich einladen zu lassen, in der sehr gegründeten Hoffnung, daß die Gegenwart der Herrscherin selbst, der von ihr begünstigten Parthey ohne Zweifel das Uebergewicht geben würde, obgleich die Voraussetzung, ihre, in einem catholischen Reiche erzogene und in den Grundsätzen dieser Kirche genährte Königinn, die Nichte jener großen Vertheidiger des

Pabsts-

Pabſtthums, der Guiſen, würde ſich zur Unterdrückung der römiſchen Confeſſion mit ihnen vereinigen, eben nicht auf den beſten Gründen beruhte.

Jacob Stuart Prior von St. Andre' nahm das Geſchäft über ſich, die Königinn Marie, aus der ſtillen Eingezogenheit in der ſie lebte, wieder auf den Schauplatz der großen Welt, zu ihren treuen Schotten zu führen, deren größter Theil, müde der tauſendfachen Unruhen, die während ihrer Abweſenheit das Reich zerrüttet hatten, mit heißer Ungeduld den Augenblick erwartete, wo durch ihre Gegenwart die lang entbehrte Ruhe dem Unterthan wiedergeſchenkt, den Geſchäften neues Leben und planvolle Thätigkeit gegeben, und den ehrgeizigen Abſichten ſo mancher Großen mit ungleich mehr Leichtigkeit mächtige Hinderniße entgegengeſetzt werden konnten. Auch hätte die proteſtantiſche Parthey nicht leicht einen Mann finden mögen, der zu dieſen Geſchäften geſchickter geweſen wäre, und in einem höhern Grade, Verſtand, politiſchen Geiſt und Eyfer für die gute Sache in ſich vereinigt hätte. Der Prior von St. Andre' war ein natürlicher Sohn des letzten ſchottiſchen Königs Jacobs des fünften. Man hatte ihn der Kirche beſtimmt, die am leichteſten, und ohne dem Vermögen des Staats läſtig zu fallen, die natürlichen Kinder der Fürſten ernähren kann. Aber nicht gebohren für die engen Zellen eines traurigen Kloſters, und für das unbeſchäftigte Leben eines geiſtloſen Mönchs, verließ er ſehr bald die ihm vorgezeichnete Bahn, und

ſuchte

ſich eigne Wege, auf denen er ſeine mannichfachen Talente beſſer benutzen konnte. Er vertauſchte das Brevier mit dem Schwerdt, bewieß bey allen Gelegenheiten einen unerſchrockenen Muth, und wußte auch bey den mißlichſten Umſtänden unerwartete Hülfsmittel, oder wenigſtens ſichere Auswege zu finden. Genau bekannt mit dem Mönchswesen mußte ſein aufgeklärter Kopf, mehr als jeder andre, die Vorzüge der proteſtantiſchen Religion ſehr bald einſehen; auch ward er ihr treuſter Anhänger und eifrigſter Vertheidiger, der durch die Reinheit und ſtoiſche Strenge ſeiner Sitten ſeiner Parthey einen nicht geringen Glanz gab. Dieſer Mann war es, von deſſen Verſtand und Geſchicklichkeit die römiſchkatholiſchen Barone allerdings ſehr viel zu ihrem Nachtheil bey der Königinn Marie zu fürchten hatten. Es ſchien ihnen wahrſcheinlich daß dieſe junge, und ohngeachtet der guten Schule in der ſie geweſen war, in den Geſchäften der Welt dennoch ſehr unerfahrne Fürſtinn, den Vorſtellungen eines ſolchen, ihr überdem verwandten Mannes beyfallen, und dem erſten Eindrucke nachgeben würde. In dieſer Verlegenheit beſchloſſen ſie, ſo eilig als möglich einen ihrer Parthey abzuſenden, der dem Prior zuvorzukommen ſuchen ſollte, als worauf allein ihre Hoffnung gegründet war. Leſly, Biſchof von Roſſ, reiſte auch in der That ſo ſchnell, daß er eher als Jacob Stuart die Wünſche ſeiner Mitglieder der Königinn auf die dem bekannten Geiſte der römiſchen Kirche gemäße Art vorzulegen im Stan-

de war. Er ſchilderte ihr, der treuen Anhängerinn ihres väterlichen Glaubens, die ketzeriſchen Proteſtanten als eine Geſellſchaft von Menſchen, deren einziges Abſehen ſey, ihr die angebohrnen Rechte der Majeſtät und Oberherſchaft zu entreißen, denen alſo Vertrauen zu ſchenken, ſowohl den Grundſätzen der Religion als der Politik entgegenſtreite; er wollte ſie glauben machen, daß die Anzahl der Proteſtanten in Schottland im Grunde den kleinern Theil der Nation ausmache, deren Projekte mit ohngefehr zwanzigtauſend Mann, die ſehr leicht und ohne viele Mühe angeworben werden könnten, über den Haufen zu werfen wären; und ſuchte ſie endlich zu bereden, nach Schottland in den Schooß ihrer treuen katholiſchen Unterthanen zurückzukehren. Der ohne Zweifel ſehr fromme Ton dieſes Biſchofs, würde gewiß den erwünſchten Erfolg bewürkt haben, wenn ſich nicht an dem kleinen Hofe der Königinn einige Officiere aufgehalten hätten, die bey der franzöſiſchen Expedition in Schottland gegenwärtig waren, und die durch ein genaueres Detail der lage der Sachen, Marien überzeugten, daß es nicht ſo leicht ſey, die Proteſtanten in Schottland zu bezwingen, und daß überhaupt mit Gewalt ſehr wenig ausgerichtet werden könne. Auch kam der Prior von St. Andre noch zu rechter Zeit an, um das alles, was Jeſly bewürkt haben mogte, durch die unendlich gefällige Art ſeines Vortrags und ſeines ganzen Betragens wieder zu zernichten. Überdem gehörte es fürjetzt nicht in den Plan der Guiſen, unter deren

Leitung

leitung, wie es sehr natürlich war die junge Königinn noch immer stand, die schottischen Angelegenheiten mit Gewalt zu betreiben. Sie waren anderweitig an dem Hofe der mediceischen Catharine zu sehr beschäftigt, als daß sie ihrer Nichte nicht rathen sollen, den Weg der Güte zu versuchen, und es auf keine Weise mit einer Parthey zu verderben, in deren Händen, der Lage der Sachen nach, ohne Zweifel das Glück der Beherrscherinn von Schottland lag. Diese verschiedenen Ursachen und vielleicht auch einiges Wohlgefallen, das Marie an dem artigen Betragen des Priors fand, bestimmten sie, dem letztern mit so viel entgegenkommender Höflichkeit und einem solchen Zutrauen zu begegnen, daß Lesly, ohne eben ein großer Politiker zu seyn, den ganzen Endzweck seiner Reise verfehlt zu haben einsehen mußte. Zwar hatte sie sich noch nicht entschlossen, dem Gesandten ihres Volks nach Schottland zu folgen; aber so sehr sie sich auch sträubte, diesen für sie so unangenehmen Schritt zu thun, welches andere Mittel gab es, die zu einem so hohen Grade gestiegenen Unruhen in ihrem Vaterlande mit einigem Erfolg zu dämpfen?

Der Eifer für die neue Religion war indessen daselbst so hoch gestiegen, daß auf einer neuerlichst gehaltenen Versammlung der Stände des Reichs, eine Sentenz gefällt worden war, die die Zerstörung aller den gottesdienstlichen Gebräuchen der römischen Kirche bestimmten Gebäude, als trauriger Denkmäler des Aberglaubens und der Abgötterey, ohne irgend einige

Ausnahme anbefahl; eine Sentenz, deren pünktlichste Erfüllung der proteſtantiſche Pöbel ſich ſehr angelegen ſeyn ließ. Kein einziges Gebäude dieſer Art entging der allgemeinen Wuth; Abteyen, Klöſter, Cathedralkirchen, Bibliotheken, Archive wurden niedergeriſſen, ſelbſt die heiligen Wohnungen der Todten verſchonte man nicht, und ein wilder Pöbel glaubte in der Zertrümmerung dieſer ehrwürdigen Monumente des Alterthums ein Gottgefälliges Werk zu thun. *) Marie mußte ſich alſo endlich entſchlieſſen, ihr geliebtes Frankreich zu verlaſſen, und fern von den Gegenden, wo ſie ihre ſorgenfreye Jugend verlebt hatte, unter einem rauhern Himmelsſtrich, und in Verhältniſſen, die durchaus nicht die glücklichſten waren, der Sorge für das Wohl ihres Vaterlandes die Ruhe ihres Lebens aufzuopfern. Wieviel koſtete ſie nicht dieſer Entſchluß? wie manche geheime Thräne des Kummers mag ihre Wange benetzt, wie manches Bild entflohener ſchöner Zeiten ihre ſtille Schwermuth genährt haben? Man denke ſich in ihre Lage, und man wird finden, daß dieſes Wanken, und dieſe Anhänglichkeit an ein fremdes

*) Die Menſchheit iſt ſich in allen Jahrhunderten gleich. Man erinnere ſich der traurigen Scenen, zu denen vor einigen Jahren in unſerm aufgeklärt ſeyn ſollenden Zeitalter der Religionseifer des Lord Gordon und des brittiſchen Pöbels in London die Veranlaſſung gaben.

des land sehr verzeihlich war. Zwar von Geburt eine Schottländerinn, aber von Erziehung eine Französinn, welche Veranlassung konnte sie haben, die sonst so ziemlich allgemeine Neigung zum Vaterlande zu nähren, und bey einer Vergleichung beyder Nationen und beyder Reiche dem noch immer sehr uncultivirten Schottland den Vorzug zu geben? Wissenschaften und Künste, alle schönen Tugenden des geselligen Lebens, alle Freuden eines glänzenden Hofes, und der heitere Geist eines achtungswürdigen Volks, dessen geliebte Königinn sie gewesen war, hatten sich bisher vereinigt, ihr das Leben so angenehm als möglich zu machen. Wo konnte sie, wenn sie Frankreich verließ, diese Vortheile wieder finden? Gewiß nicht in Schottland. Alles, was sie bisher von diesem Reiche gehört hatte, alle Erfahrungen, die sie während der kurzen Zeit, in der sie sich um die schottischen Angelegenheiten hatte bekümmern müssen, gemacht haben konnte, mußten ihr durchaus nicht das beste Bild von dem Glücke machen, eine Beherrscherin dieses ungezähmten Volks zu seyn. Die glänzende französische Krone hatte sie so wenig gedrückt, war ihr im Gegentheil das Mittel gewesen, ihr Leben auf die vollkommenste Art zu genießen; — das Diadem von Schottland ließ sie tausendfache Sorgen ahnden, ohne diese im geringsten, wenigstens im Vergleich mit Frankreich nicht, durch äußern Glanz zu ersetzen! — Welchen, die Flamme des Bürgerkrieg anzünden, und sich gegen eine Fürstinn auflehnen, die ihrer Meinung

che weibliche, von Ruhmsucht so wie sie entfernte Seele, würde hier, wenn sie durchaus sich selbst überlassen gewesen wäre, nicht ein stilles, sorgenloses Leben in dem schönen Frankreich, alle der Ehre vorgezogen haben, die vielleicht die schottische Krone hätte geben können? Aber so sollte es nicht seyn; Marie, die so gern mit dem ihr bestimmten Wittwengehalt, den Einkünften der Provinzen Touraine und Poitou zufrieden gewesen wäre, und so gern auf einen Platz unter den Regenten Europens Verzicht gethan hätte, sollte nicht mehr glücklich seyn. Sie mußte dem Willen ihrer stolzen Oheime und den unablässigen Bitten ihres Volks nachgeben, ob sie gleich, wie Brantome sagt, diese Reise mehr als den Tod fürchtete.

Indessen von Seiten der Königinn Catharine, die, wenn wir aufrichtig seyn wollen, mit heimlichem Vergnügen dem Augenblick entgegensahe, der Marie Stuart von den Küsten Frankreichs entfernen sollte, weil es ihr nicht gleichgültig seyn konnte, die Fürstin, mit der sie, während Franz des Zweyten Regierung um die Herrschaft über diesen schwachen König vergebens gewetteifert hatte, so nahe ihrem Hofe zu sehen; — indessen sage ich, von ihrer Seite alle Veranstaltungen getroffen wurden, der Abreise ihrer ehemaligen Nebenbuhlerin allen den Glanz zu geben, den eine verwittwete Königinn von Frankreich und eine regierende Königinn von Schottland zu fordern berechtigt war; und indeß Marie diese Reise so lange als möglich

aus

aus der natürlichen Empfindung, die uns an einen geliebten Gegenstand kettet, von dem uns ein unwiderrufliches Verhängniß trennt, zu verzögern versuchte; — keimte jener berühmte Haß der Beherrscherin von England Elisabeth, gegen die Heldin unserer Geschichte auf, der für die letztere so traurige Folgen gehabt, und dem Charakter der erstern einen Flecken gegeben hat, den alle Kunst ihrer Panegyristen auszulöschen nicht im Stande gewesen ist. Man wird sich erinnern, daß Franz der Zweite, und Marie nach dem Willen der Guisen den Frieden von Edimburg, den die siegreichen englischen Waffen den schottischen Ständen erworben, nicht ratificiren durften. Ohngeachtet diese Ratification unterblieb, wurde er nichts destoweniger von beyden Theilen in die pünktlichste Erfüllung gesetzt, und dies Wegbleiben der Namens Unterschrift des einen paciscirenden Theils würde also wahrscheinlich keine Ursache zu Zwistigkeiten zwischen den beyden Königinnen gegeben haben, wenn dadurch nicht der sechste Artikel des Friedensschlusses, der für die Königinn von England von der größten Wichtigkeit war, unbestätigt geblieben wäre. In Gefolge dieses Artikels sollte Marie nicht nur das unbezweifelte Recht der Königinn Elisabeth an die Kronen England und Irland anerkennen, sondern auch für immer auf den Titel und das Wapen dieser Königreiche Verzicht thun. Alle Grundsätze einer gesunden Politik mußten die Ratification eines solchen Punktes verbieten. Das Haus Stuart besaß das unstreitige,

von der ganzen Welt anerkannte, und durch die Erfahrung des siebenzehnten Jahrhunderts *) bewiesene Recht, nach dem Abgange des in England regierenden Hauses Lancaster Tuder den Thron der Reiche England und Irland zu besteigen, und Marie konnte also die sehr gegründete Hoffnung nähren, dereinst Elisabeths Nachfolgerin zu werden, der sie sogar nach dem Urtheil vieler Staatsmänner der damaligen Zeit schon hätte vorgehen sollen, wenn es den Umständen nach möglich gewesen wäre, diese Rechte geltend zu machen. Die römisch katholischen Baronen des Königreichs England, die unter der Regierung der Tochter Heinrichs des Achten alle die schönen Aussichten verlohren, die sich ihnen unter ihrer Vorgängerin Marie eröfnet hatten, behaupteten wenigstens öffentlich diesen Satz, der gewiß nicht dazu beytragen konnte, sie bey ihrer protestantischen Königinn beliebt zu machen; und selbst diejenigen, die Religion und Politik in Elisabeths Gefolge zog, erkannten Marien Stuart für die muthmaßliche Thron-Erbin von England. Und konnte der Fall, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, nicht sehr leicht eintreten, da Elisabeth unvermählt war? Wäre es nicht höchst unpolitisch gewesen, wenn die Guisen sich selbst der Hoffnung

*) Als nämlich nach Elisabeths Tode Jacob der Sechste von Schottland unter dem Namen Jacob des Ersten König von Großbrittannien wurde.

beraubt hätten, in ihrer Nichte einſt die Königinn der vereinigten brittiſchen Reiche zu ſehen? Konnten Zeit und Umſtände nicht vielleicht bald Gelegenheit geben, der Beherrſcherin von England eine Krone zu entreiſſen, die ſie eben nicht mit dem gegründeteſten Rechte trug? —

Das waren die Urſachen, die die Ratification des Friedens von Edinburg von Seiten der ſchottiſchen Königinn hinderten. Auf der andern Seite durchblickte das ſcharfe Auge der großen Eliſabeth ſehr bald alle dieſe Urſachen und die Plane, die der herrſchſüchtige Geiſt der Guiſen etwa entworfen haben mogte. Sie wandte daher alle Künſte der Politik und Intrigue, Schmeicheleyen und Drohungen an, um dieſe wichtige Ratification zu erhalten, durch die ihr eignes Recht an den Thron von England nicht bloß vollkommen beſtätigt worden wäre, ſondern ſie auch die Verſicherung erhalten hätte, in ihren anderweitigen Entwürfen von den Schotten nicht geſtört zu werden. Denn es war ſehr leicht möglich, ſogar wahrſcheinlich, daß der Friede zwiſchen zwey Reichen, deren Beherrſcherinnen auf einander eyferſüchtig zu ſeyn alle Urſachen hatten, nicht lange dauern würde, was ſicherte aber bey einem neuen Kriege den brittiſchen Waffen die bisherige Übermacht? was der Königinn von England ihre Krone? Gewiß würden, wenn je die ſiegende Fahne der Schotten in England wehen ſollte; die katholiſchen Einwohner des Reichs, die jetzt ſchon ſo laut von dem größern Rechte des Hauſes Stuart ſpra-

nach den Thron des brittiſchen Volks uſurpirt hatte! — Alle dieſe Befürchtungen verlohren doch immer etwas von ihrer Stärke, ſobald Marie Stuart feyerlich ihren Rechten entſagt, die Heiligkeit eines vor den Augen der Welt geſchloſſenen und ratificirten Vertrages die Königinn von Schottland im Fall eines Friedensbruchs aus dem Vortheil einer gerechten Sache geſetzt, und die engliſche Nation das Recht überkommen hätte, die Erbfolge ihrer Krone nach Willkühr zu beſtimmen. Es war alſo daher natürlich, daß Eliſabeth nicht eben mit Gelaſſenheit an ihre Nebenbuhlerin denken konnte, die durch die ſtandhafte Weigerung der oftgedachten Ratification, die Befürchtung, als wolle ſie die Rechte ihres Hauſes bey erſter Gelegenheit behaupten, nicht ohne Grund veranlaßte.

Aber nicht bloß politiſche Rückſichten waren es, die den Saamen der Zwietracht, der in der Folge ſo blutige Früchte trug, in das Herz der brittiſchen Königinn ſtreuten. Es iſt bekannt, daß Eliſabeth mit allen den ausgezeichneten Talenten ihres Geiſtes, die ihr mit allem Recht den Ruhm der erſten Frau ihrer Zeit und vielleicht aller übrigen Jahrhunderte erwerben, die Reitze eines ſchönen Cörpers verband, und niemand war davon mehr als ſie ſelbſt überzeugt. Alle Aufklährung ihres Verſtandes, alle Gröſſe ihrer Seele, konnte ſie nicht von einer lächerlichen Eitelkeit heilen, mit der ſie auch als bloßes Weib die erſte ihres Geſchlechts ſeyn, und keiner andren Dame den Vorrang an Schön-

Schönheit und liebenswürdigkeit zugeſtehen wollte. Nichts ſchmeichelte ihr mehr, als Complimente, die man ihren körperlichen Reitzen machte, und durch nichts konnte man ſicherer ihre Gunſt erwerben, und ſelbſt manchen Fehler wieder gut machen, den der Stolz der Königinn nicht ſo leicht verziehen haben würde, den aber die Schwäche des Weibes mit innerm Wohlgefallen überſah, als durch die Äuſſerung, ſie ſey das realiſirte Ideal der weiblichen Schönheit.*) Selbſt in dem Alter, wo man keinen Anſpruch mehr auf den Beyfall des andern Geſchlechts zu machen hat, und der Kunſt zu gefallen, entſagen muß, ward ſie von dieſer ſonderbaren Eitelkeit nicht befreyt. Die Sorgfalt, mit der ſich die funfziajährige Fürſtinn kleidete, als wenn ſie noch ein funfzehnjähriges Mädgen wäre; das ſichtbare Vergnügen, mit dem ſie jede auch noch ſo ſehr von der Wahrheit entfernte Schmeicheley, die man ihrer Schönheit machte, anhörte; die unendliche Mühe, die ſie ſich gab, den Schein einer blühenden Jugend anzunehmen, eine Mühe, die oft manchem ihrer Höflinge ein geheimes Lächeln abgepreßt haben mag, laſſen ſchon vermuthen, daß ihr der große

*) Ich erinnere meine Leſer an einen ſehr intereſſanten Aufſatz in Meißners Skizzen, unter dem Titel: Selbſt die gröſte Königinn iſt nur eine Frau; eine Scene aus Eliſabeths Leben.

Ruf einer vollkommenen Schönheit, in dem Marie Stuart ſtand, nicht ganz gleichgültig ſeyn konnte. Es ſchien ihr unverzeihlich, die ihr an Regierungskunſt und Politik ſo ſehr weit nachſtand, doch an körperlichen Reitzen, Grazie und Liebenswürdigkeit den Vorzug haben ſollte; und es war ſehr kränkend für ſie, daß ſie bey allen, in ihren innerſten Gemächern angeſtellten Vergleichungen, wenn ſie billig ſeyn wollte, dem allgemeinen Urtheil der Welt Recht geben und eingeſtehn mußte, daß ſie neben Marien geſtellt, an Schönheit und Reitz nicht mehr die erſte ſeyn würde. Mußte nun nicht ihr, die durchaus keine Nebenbuhlerin ertragen konnte, endlich der Name Maria verhaßt werden? mußte eine ſolche Empfindung, nicht auf ihr Betragen gegen dieſe unglückliche Fürſtinn, einen ſehr mächtigen Einfluß haben, und zu Maaßregeln Veranlaſſung geben, deren Urſache, wie Robertſon ſehr richtig bemerkt, nicht allemal in dem Charakter der Königinn, ſondern nur zu oft in den Leidenſchaften des Weibes lagen? —

Von dieſem ſo ſonderbaren Haß, der indeſſen doch, wenigſtens anfangs, in der äußern Form des Betragens nichts änderte, das beyde Königinnen gegen einander beobachten zu müſſen glaubten, und das ganz nach dem feinen Hofton geſtimmt war, der herzliche Verſicherungen der wärmſten und aufrichtigſten Freundſchaft zuläßt, ohne deswegen mehr Glauben zu verdienen, mußte Marie ſehr bald auf eine höchſt empfindliche Art überzeugt werden. So ſehr es ſie ſchmerzte,

ihr

ihr geliebtes Frankreich verlaſſen zu müſſen, und ſo gerne ſie ihre Abreiſe noch länger verzögert hätte, ſo mußte ſie doch endlich von ihrer Seite auch die nöthigen Veranſtaltungen treffen. Das was bisher wegen der Renunciation auf die Erbrechte ihres Hauſes zwiſchen ihr und der Königinn Eliſabeth vorgefallen war, und die öftern Drohungen, die ſich ohngeachtet des feinen Tons, der in denen darüber geführten Unterhandlungen herrſchte, dennoch hie und da in manches engliſche Memoir eingeſchlichen hatten, mußten die natürliche Befürchtung in ihr erwecken, daß ihre Reiſe vielleicht durch eine brittiſche, an den Küſten beyder Reiche kreuzende Escadre beunruhigt werden, und ſie ſelbſt, wenn etwa ein Sturm ſie nöthigen ſollte, in einem engliſchen Hafen einzulaufen, für ihre Perſon nicht vollkommen ſicher ſeyn könnte. Es war alſo ſowohl dem Rath ihrer Oheime, als dem in ſolchen Fällen gewöhnlichen Verfahren der europäiſchen Fürſten gemäß, die Königinn von England um einen Geleitsbrief auf die Zeit anzuſuchen, die ſie zu ihrer Reiſe brauchen würde. Die Grundſätze eines algemein anerkannten Völkerrechts, die Achtung, die ſich die Fürſten einander ſchuldig ſind, und vielleicht ſelbſt ein gewiſſes edles Zutrauen, das ſie in ihre Nebenbuhlerin ſetzte, und das die Würkung ihres guten Herzens war, ſchienen ihr mit Recht hinlängliche Bürgen für die Erfüllung ihres Verlangens zu ſeyn. Auch ließ ſich durchaus kein triftiger Grund finden, der eine abſchlägige Antwort beſchönigt hätte! Und doch verſagte

ſagte Eliſabeth ihrer Schweſter dieſen Schuß, den
vielleicht keinem einzigen elenden Fiſcherboote ein
fremden Nation verweigert haben würde; dachte nic
an die geheiligten Forderungen des Völkerrechts, no
weniger an die Geſetze des Wohlſtandes, denen d
Fürſten am erſten gehorchen ſollten, und ſchien dadur
öffentlich anzukündigen, daß ſie die Rückkehr der K
niginn von Schottland in ihr Erbreich, auf alle Wei
zu verhindern entſchloſſen ſey.

Wie ſehr mußte dieſe Nachricht der Königin
von Schottland die letzten Tage ihres Aufenthalts i
Frankreich verbittern! Der erſte Schritt, den ſ
zum Beſten ihres Vaterlandes that, war ſchon m
Gefahren umringt! Es eröfneten ſich ihr die trau
rigſten Ausſichten in die Zukunft, in der ſie kein Glück
wenigſtens durchaus keine Ruhe zu erwarten hatte, ſ
bald Eliſabeth ihren Entwürfen treu bleiben ſollt
Und wenn ſie nun gar ein unglücklicher Sturm an di
Küſten ihrer Feindinn treiben, und ein widrige
Schickſal ſie nöthigen ſollte, bey einer Fürſtin Schu
zu ſuchen, die nach jeder Gelegenheit, ſie in ihre Ge
walt zu bekommen, ängſtlich zu lauren ſchien, wa
hatte ſie alsdann zu erwarten? Dieſe Befürchtunge
vereinigten ſich mit allem dem, was der ſchwermüthige
Stimmung, in der ſie ohne dies war, die leichlichſt
Nahrung gab, und ihre letzten Tage in Frankreic
auf mannigfache Art trübte. Schon der Abſchied vo
den Gegenden, in denen man die ſchönſten Jahre ſei
nes Lebens verlebt, und in dem ſorgenloſen Alter vo
Jugend

Jugend, von Scherz und Freude begleitet, so manche frohe Stunde genossen hat, — schon der Abschied von diesen leblosen Gegenständen, ist für ein weiches Herz nicht ganz leicht. Dieser Baum, in dessen Schatten wir so manchesmal mit den Freunden unsrer Jugend gesessen, erhält ein großes Interesse durch den Gedanken, daß wir ihn nie wiedersehn, und in seinem Schatten die entflohenen Augenblicke nie wieder erneuern sollen! — Jener kleine Hain, in dem wir uns so gern verlohren, um unseren Phantasien ungestört nachhängen zu können, wird uns lieber und dünkt uns schöner zu seyn, sobald wir wissen, daß er uns nie mehr in seinem Schooß aufnehmen, und das heilige Rauschen seiner Gipfel nie mehr ernste Gedanken in uns erzeugen wird! So war es auch bey Marien. Ihre Abreise sollte schon im Frühlinge vor sich gehen. Indessen verzögerte die Anhänglichkeit an die Scenen ihres glücklichern Lebens, und der Wunsch, noch einmal und zum letztenmal des schönen Lenzes in ihrem geliebten Frankreich zu genießen, und an der Hand ihrer Freunde und Freundinnen, den Genuß ehemaliger süßer Augenblicke zu erneuern, diese Abreise von Monaten zu Monaten. Aber sie hatte diese Freude nicht. Der Frühling des Jahres 1561 kam nach Brantomes Zeugniß so spät, und war so kalt, unfreundlich und ungenießbar, das es (nach dem Ausdrucke des Herrn von Maison Fleur in einer an Marien gerichteten Elegie) schien, als traure die ganze Natur um den Abschied ihrer Freundinn und Vertrauten.

End-

Endlich trennte sie sich von allem, was ihr lieb und werth war, und ging im Sommer des gedachten Jahres, mit einem Gefolge, das der Würde einer Königinn zweyer mächtigen Reiche gemäß war, in Gesellschaft ihrer Oheime und vieler Damen und Herren des Hofes nach Calais. Hier fand sie, durch die Sorgfalt der Königinn Catharina von Medicis und der Guisen, zwey Galeeren und zwey Transportschiffe vor sich, die bestimmt waren, sie nach Schottland überzubringen. Nach einem sechstägigen Aufenthalt in diesem Hafen, bestieg Marie mit schwerem Herzen Thränen vollen Augen das ihr angewiesene Schiff, und verließ ein Reich, in dem allein, wie Robertson sagt, sie während ihres ganzen Lebens, vom Glück mit einem lächeln begünstigt worden war, das doch nur einige Augenblicke gedauert hatte. Indeß ein frischer Wind die Galeere aus dem Hafen von Calais entfernte, blickte sie unter Thränenguß und Seufzern zurück auf die schönen Küsten, die sie verlassen hatte. „Lebe wohl! geliebtes Frankreich!" war alles, was ihr der Schmerz zu sagen erlaubte. Keine Tröstungen ihrer Begleiter und Begleiterinnen konnten sie aufheitern; fünf Stunden stand sie so in sich selbst gekehrt, voll tiefer Melancholie auf dem Verdeck da, immer den Blick auf die französischen Küsten geheftet. Das ganze Bild ihres bisherigen Lebens, ging vor ihren Augen vorüber; Ahndungen ihres künftigen füllten ihre Seele, und eine rege Phantasie verschönerte jenes in dem Grade, in dem sie diesem alles Grausenvolle

volle und Fürchterliche gab. Als beym Anbruch der Nacht ihre bekümmerten Freunde sie baten, in die Cajüte zu treten, rief sie unter verdoppeltem Thränenguß aus: „Die Nacht verhüllt dich mir, geliebtes Frankreich, und raubt mir den einzigen Trost, den ich noch habe! lebe wohl! Nie, nie werd ich dich wiedersehen! ' — nahm keine Speise zu sich, und wollte selbst der Dunkelheit der Nacht nicht erlauben, das ihr so theure Land ihren vesten Blicken zu entziehen. Auf ihren Befehl mußte man ihr auf dem Verdeck der Galeere ein Ruhebett hinsetzen; aber Thränen und Seufzer liessen sie wenig Ruhe genießen, und überdem hatte sie dem Steuermann befohlen, sie selbst aus ihrem sanftesten Schlummer aufzuwecken, wenn mit Anbruch des Tages die Küsten von Frankreich noch sichtbar seyn sollten. Das Schicksal erfüllte ihr diesen Wunsch. Der Wind hatte nachgelassen, die Galeere kam also nicht weit, und mit der ersten Morgenröthe bot sich ihren thränenden Augen noch einmal der Anblick ihres geliebten Frankreichs dar. So wie einst Dido (ein Ausdruck, dessen sie sich selbst bediente) nach der Abreise ihres Aeneas den Blick auf die Wellen des Meeres heftete, die ihn ihr entführt hatten, heftete sie unaufhörlich den ihrigen auf die französische Küste, und der tiefste Schmerz entriß ihr Seufzer und Klagen, und sogar einmal den Wunsch, einer englischen Flotte zu begegnen, um nur wieder in einen französischen Hafen flüchten zu können; bis ein günstiger Wind, der einige Tage anhielt, die Galeere in

das

das hohe Meer trieb und sie endlich durch einen dick
Nebel, der den Schiffsleuten sowohl als ihren G
fährten keine gute Vorbedeutung zu seyn schien, d
sie der folgenden englischen Escadre entzogen, nach e
ner Abwesenheit von beynahe dreyzehn Jahren,
dem Reich ihrer Väter landete, in dem sie so sehnli
erwartet wurde.

(Der Beschluß im künftigen Stück.)

Gedanken über unsere neuesten Aufklähre und Toleranz-Prediger.

(Bey Gelegenheit des Versuchs über die Geschichte der Intoleranz im grauen Ungeheuer)

von

Friedrich Arvelius.

„Toleranz! heilige, keusche Tochter des Himmels
da Du zur Erde herrabstiegst, um bey Evens Kinder
dich häuslich nieder zu lassen; ach, wie wohl ward'e
da denen Beglückten, die zuerst Dein himmlische
Antlitz erblickten, und denen Dein sanftes Aug
freundlich lächelte! Sanfter, gemilderter Glanz eine
überirrdischen Klahrheit, begann schon auf der we
ten Oberfläche dieses Erdenrunds sich zu verbreiten
und o wie sicher ließ sichs, von diesen Strahlen e
leuchte

leuchtet, wandeln! Aber ach! Evens Kinder waren deiner nicht werth: vermochtens nicht, wolltens nicht wagen, in deiner Klahrheit zu wandeln. Das licht schien in die Finsterniß, aber die Finsterniß habens nicht begriffen. (Joh. 1. v. 5.) — Der Fanatismus hatte sich des Throns der göttlichen Religion bemächtigt, und seine Priester, geleitet von niederer Habsucht, gemästet auf fetten Pfründen von dem Schweiße der Unterdrückten und Betrognen; fürchteten, Dein Glanz werde die Finsterniß erhellen, wo ihre Tücke brütete, und da Greuel aufdecken, wo sie Frömmigkeit vor piegelten. Darum predigten sie laut von allen Dächern: " „Du seyst Verführerin des „Volks, eine feine Buhldirne, die mit ihren Umar„mungen jedermann entgegen eile, und mit ihrem „vergifteten Hauche jeden verpeste, der sich ihr nähern „würde." — Kaum erfüllten diese Predigten mit ihrem heulenden Nachhall die lüfte; so entstanden allgemeine Verwirrungen. Der arme, betrogene, schwachgläubige Haufe, flohe schüchtern Deinen anlockenden Winken, um sich vor der Gefahr Deiner vermeinten Nachstellungen zu retten: aber die verwegenern Söhne der Eitelkeit und Wollust, die unter Deinem Schutze hofften ungestört alle ihre Leidenschaften befriedigen zu können; eilten Dir keklich entgegen und versuchtens, mit buhlerischen Umarmungen Deine himmlische Unschuld zu verunglimpfen. — Ach! da entflammte Dein gerechter Unwille über Evens betrognes und

verführtes Geschlecht. Voll sanfter Majestät erhobst Du dich wieder zurück zum Sitze der Gottheit, Deinem Vaterlande, und blickst nun voll Mitleid herab auf die verlassene Erde, wo die Verführung sich jetzt Deines Heiligthums zu bemächtigen strebt, mit den Söhnen der Eitelkeit buhlt, und sie durch thörichten Eigendünkel aus einem Irrthum in den andern verstrickt. — Nur wenige Sterbliche waren so glücklich, Dich in deiner himmlischen Würde ganz kennen zu lernen, von Deinem sanften Schimmer erleuchtet, von Deinem reinen Feuer erwärmt zu werden. Diese nur verehren dich noch würdig im Stillen, trachten ohne Leidenschaft (leider nur zu oft vergebens) Deinen Ruhm unter Brüdern zu verbreiten, Menschen durch die Bekanntschaft mit Dir zu beglücken: und seufzen oft im Verborgenen: „Toleranz! heilige keusche Tochter des Himmels! wann wird die Erde es werth seyn, daß Du in Deiner Majestät wieder hernieder steigest, um die Werke der Finsterniß und des Fanatismus aufzudecken und zu zerstöhren, und die Afterdleranz zu entlarfen, die unter Deinem geheiligten Namen, Befriedigung der Leidenschaften predigt, Völker verführt, und gutmüthige, einfältige Menschen, um ihre Ruhe, diesen einzigen, köstlichsten Schaz der Welt, betrügt.“!!! —

Diese Anrufung war eine Folge stiller Betrachtrachtungen in einer einsamen Abendstunde, zu welchen meine Seele hingerissen ward, da ich eben in

Wehr-

Wekherlins grauem Ungeheur (VI. Band, p. 135.) seinen Versuch über die Geschichte der Intoleranz gelesen hatte. Da ich nun diese Anrufung, so wie sie damals aus meiner Seele ströhmte, dem Publikum übergebe; so ists billig, daß ich mich über meine Absicht hieben rechtfertige, und ihm zugleich die Betrachtungen mittheile, welche dieselbe veranlaßte. — Es ist hier meines Zwecks nicht, die Richtigkeit der Hypotheseh zu untersuchen, auf welche Herr W seine Geschichte baut, noch weniger seine Meinungen zu widerlegen. Er ist bescheiden genug, seinen Aufsatz nur einen Versuch zu nennen, und so wäre es Unbescheidenheit von mir, wenn ich ihn als etwas Größeres ansehen, und alles, was ich darin unrichtig und unphilosophisch finde, rügen wollte: noch mehr, zufolge meiner Begriffe von Toleranz, würde ich mir ein solches Unternehmen, als den unverzeihlichsten Vorwitz anrechnen, indem mich ja die Meinungen des Herrn W. eben so wenig angehen, als der Bart des Murat Bey, oder des Pascha von Scutari. — Nur das Wohl, die ununterbrochene Ruhe und Zufriedenheit seiner Mitbrüder, ist ein Gegenstand der feurigsten Wünsche des rechtschaffenen Kosmopoliten, und alles was auf diese irgend einen Einfluß haben kann; hat auch für ihn das stärkste Interesse. In dieser Rücksicht konnte mir gedachter Versuch nicht gleichgültig seyn, sondern mußte verschiedene Ideen in mir rege machen, welche ich mich berechtigt glaube, dem Publikum vorlegen zu

müſſen, weil ich (wenn anders ein zu ſtarkes Selbſtvertrauen mich nicht täuſcht) hoffe, wo nicht im Allgemeinen, doch für manches einzelne Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, vorzüglich in Ehſtland, nützlich zu werden.

Es ſind hier hauptſächlich zwo Fragen, welche unſerer Aufmerkſamkeit würdig ſind, und welche den vornehmſten Gegenſtand gegenwärtiger Gedanken ausmachen.

(1 Welches iſt der Endzweck unſerer neueſten Toleranz-Prediger?

(2 Wird derſelbe auf dem Wege, den die Mehreſten betreten, erreicht oder nicht?

Ehe ich zur Unterſuchung dieſer Fragen fortſchreite, ſehe ich mich genöthiget, vorher anzumerken, daß ich hier immer zween Begriffe mit einander verbinden, und als Synonime annehmen muß, ſo weit ſie auch, der verſchiedenen Lage der Sachen nach, von einander unterſchieden ſeyn können. Dies ſind die Begriffe: Toleranz-Prediger und Aufklärer. Ihrer Natur nach ſind dieſe Begriffe freylich ſehr nahe mit einander verwandt: denn ohne Aufklärung unſerer Begriffe, kann wahre Toleranz nie Statt finden, ſo wie im umgekehrten Falle, wahre Aufklärung immer tolerantere Meinungen unter Menſchen verbreiten muß. Dennoch könnte es häufig Fälle geben, wo ein Toleranz-Prediger ſelbſt nichts weniger als aufgeklärt

wäre

wäre, so wie es auch wiederum angebliche Aufklärer geben könnte, die mit dem seeligen Gefühle der Toleranz ganz unbekannt wären. Unsere neuesten Toleranz Prediger aber kündigen sich selbst immer zugleich als Aufklärer an, und so umgekehrt: daher wird man es mir hier nicht als einen Fehler wider philosophische Genauigkeit anrechnen, wenn ich in diesem Aufsatze jene Begriffe nie von einander trenne, sondern sogar oft miteinander verwechsele.

Ich weiß freylich, daß es Viele giebt, welche, theils aus Schwachheit, theils aus frommen Eifer, vielleicht kleinen theils auch aus eigennützigen tückischen, oder hämischen Absichten, unsere erste Frage sehr untolerant beantworten, und unsere Toleranz Prediger der schwärzesten Endzweck beschuldigen werden. Mit diesen Unglücklichen muß man um so mehr Mitleiden haben, je mehr irrige Begriffe und Mangel an Ausbildung, sich in ihre Urtheile mischen. Auch kann man ihnen diese Urtheile gerne hingehen lassen, da ihr Wirkungskreis größtentheils sehr eingeschränkt, und daher der Einfluß sehr unbeträchtlich ist, den sie aufs allgemeine Wohl oder Wehe haben können. — Ich für meine Person bin geneigt, allen Toleranz-Predigern ohne Ausnahme, die besten und gutmüthigsten Endzwecke von der Welt zuzutrauen.

Die edelsten und der Menschheit würdigsten derselben, würden nach meinem Gefühle seyn: die verhaßte Scheidewand niederzureißen, die so lange der Eintracht und der gegenseitigen Mittheilung der See-

len der Menſchen im Wege ſtand: — die verloſchene Bruderliebe in den Herzen der Brüder gegen Brüder, wieder anzufachen: das blöckende Ungeheuer Fanatismus zu verſcheuchen: — allgemeine Aufklärung zu befördern: dadurch der erſterbenden ſittlichen Tugend, neuen Schwung, neues Leben zu geben: — dadurch allgemeine, bürgerliche und häusliche Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken: — mit einem Worte, Menſchen menſchlicher zu machen. — Herrliche, groſſe, glänzende Endzwecke! — Aber dieſe können ihren Urſprung nur in einer großen, edlen Seele nehmen, welche belebt von einem göttlichen Wohlwollen (ich finde kein paſſenderes Beywort) ſowohl gegen das ganze Menſchengeſchlecht, als gegen jedes einzelne Mitglied deſſelben ohne Ausnahme, ihre höchſte Glückſeeligkeit nur in der Vervollkommnerung und Zufriedenheit Aller findet. Und doch giebt es der Toleranz-Prediger ſo viele! Und doch will man mit Gründen behaupten, daß es der großen, edlen Seelen nur wenig in der Welt gebe!! —

Dem ſey nun, wie ihm wolle, ſo bin ich doch geneigt, bey allen unſern neuſten Toleranz Predigern, jene herrlichen Zwecke, wenigſtens einzelne derſelben, vorauszuſetzen. Freylich bin ich genöthigt, zuzugeben, daß es unter der Menge vielleicht manche geben könne, deren Endzwecke von den oben angeführten himmelweit unterſchieden ſind: daß bey manchen vielleicht bloß Kitzel der Eitelkeit, Neuerungsſucht, vielleicht gar Drang, eigenen Schwachheiten, Thorheiten,

heiten, lastern, welche sich mit den Grundsätzen der alten Moral nicht vertrugen, ein glänzendes Gewand umzuhängen, oder wenigstens das Verwerfliche derselben auf irgend eine Art zu verstecken, die Veranlassungen seyn mögen, welche sie bestimmen, sich zu Aufklärern des Menschengeschlechts aufzuwerfen. Doch, wie wir sehen, sind alle diese Fälle ein bloßes Vielleicht: und ein Vielleicht darf der Philosoph nicht für Wahrheit gelten lassen, noch weniger aus demselben Folgerungen ziehen. Noch mehr, wir sind nicht zu Richtern über die schiefen und verkehrten Absichten der Menschen bestellt; sondern die vernünftigste und der Menschheit angemessenste Sittenlehre, gebietet uns, in zweifelhaften Fällen bey den Handlungen der Menschen, immer die besten Endzwecke vorauszusetzen, und sie im entgegengesetzten Falle, ihrem Gewissen als kompetenten Richter zu überlassen. Und diese Moral wird dem guten, menschlich fühlenden Herzen immer heilig, und dem Philosophen, der ein solches Herz besitzt, stets eine Richtschnur seiner Urtheile seyn.

Wir können also mit gutem Gewissen voraussetzen, daß jene herrlichen Endzwecke wirklich unsere neusten Toleranz-Prediger bestimmen, ihre Gedanken und Meinungen der Welt mitzutheilen und auszubreiten. In dieser Rücksicht sind sie liebenswürdige Menschen, und verdienen die Achtung aller vernünftigdenkenden Weltbürger. Zeichnet sich überdem der Ton des Vortrages ihrer Meinungen, durch eine edle Be-

scheidenheit aus; suchen sie nicht ihres Gehirnes Geburten, oder gar Gespenster, mit einem dictatorischen Genie-Wesen und in die Augenfallender Arroganz den Leuten aufzubringen: so muß sich der vernünftige Theil der Welt ihrer Existenz freuen und ihre Unternehmungen segnen, falls sie anders bey dem rechten Ende angefangen werden, um zum Ziele zu gelangen. Nur der blindeste Fanatismus kann schwache Menschen verleiten, Bannflüche wieder jene ehrwürdigen Glieder der Menschen Gesellschaft auszustoßen, die der Gerechte nicht nach dem Erfolg, sondern nach ihren Absichten richten kann und wird. —

Nun entsteht also die zwote, wichtigere Frage: können dieselben, herrlichen Zwecke auf dem Wege, den unsere neusten Aufklärer größtentheils wählen, erreicht werden, oder nicht?

Daß diese Frage, und die richtige Beantwortung derselben, für das ganze Menschengeschlecht von äusserster Wichtigkeit seyn; bedarf wohl nicht einmal angemerkt zu werden: der Beweis davon liegt in den Endzwecken der Aufklärung selbst. Je wichtiger aber dieselben sind, desto würdiger sind sie, den Gegenstand der höchsten Anstrengung der Spekulation des menschenfreundlichen Philosophen auszumachen. —

So sehr auch diese Materie eine lange Zeit hindurch meine eifrigste Aufmerksamkeit beschäftigt hat, so sehr ich auch mein geringes Nachdenkens Vermögen über dieselbe angestrengt habe: so ist das Resultat meiner Reflectionen, welches stets mit dem Resultate mei-

meiner aus Erfahrungen gezogenen Bemerkungen übereinstimmte, gerade das Gegentheil der Erwartungen gewesen, welche unsere Toleranz Prediger bey ihren Unternehmungen hatten. — Sie wollten z. B. die brüderliche Eintracht unter Menschen wieder herstellen, die nur zu oft um verschiedener Meinungen willen zerrüttet ward, so daß ein Bruder sein Herz vor dem andern verschloß; aber Viele säeten bloß Argwohn und Mißtrauen, jenes wuchernde Unkraut aus, das nur zu sehr sich verbreitet, und die herrlichsten, menschlichsten Gefühle, das gegenseitige Wohlwollen, die offenherzige Mittheilung ersticken. Sie wollten die Begriffe der Menschen aufklären; aber viele setzten nur die Begriffe der Schwächern, (deren Anzahl doch den größten Haufen ausmacht) in die unauflöslichste Verwirrung, deren Folgen nothwendig die abgeschmacktesten und vernunftwidrigsten Meinungen seyn mußten, die nur ein zum Nachdenken ungewöhnter Verstand gebähren konnte. Sie wollten durch Aufklärung sittliche Tugenden befördern; aber viele verscheuchten bey einem nicht geringen Haufen von Weltbürgern, alles noch vorhandne schwache Gefühl von Sittlichkeit, und öfneten dadurch der ohnehin mächtigen Sinnlichkeit, einen leicht zu bahnenden Weg zu allen Thorheiten, Ausschweifungen und selbst zu Lastern. Sie wollten allgemeine Ruhe in der menschlichen Gesellschaft, und die ununterbrochene Zufriedenheit eines jeden einzelnen Mitgliedes derselben bewirken; aber viele streuten bloß Zweifel aus, die

theils manchen zur Störung der allgemeinen Sicherheit verleiteten, theils manchem einzelnen Menschen, weil er diese Zweifel nicht auflösen konnte, seine Zufriedenheit, diesen größten Reichthum der Welt, unwiederbringlich vernichteten, und so seine häusliche Glückseeligkeit stöhrten u. s. w.

Alles dieses sind Erfahrungssätze, die, so unerklährbar und widersprechend sie auch beym ersten Anblick uns zu seyn scheinen, uns doch täglich vor Augen liegen, und die uns nothwendig auffallen müssen, wenn uns Zeit, Wille, Musse und Gelegenheit veranlassen, unsere Aufmerksamkeit auf die Bemerkung derselben zu verwenden.

Forschen wir nun nach der Ursache, warum der Erfolg oft so wenig den Erwartungen vieler Aufklärer entspricht; so glaube ich behaupten zu dürfen, daß wir dieselben bloß darinn finden werden, daß viele dieser Herren die Sache gerade beym unrechten Ende anfangen. Und wenn wir diesen Gegenstand nur mit einiger Aufmerksamkeit beleuchten; so werden wir finden, daß diese Behauptung nicht zu sehr gewagt, nicht bloß die Geburt einer flüchtigen Idee sey; sondern daß sie nach einer gesunden logik mit unumstößlichen Gründen sich unterstützen lasse.

Sehr viele unserer neuesten Schriftsteller, welche sich als Aufklärer des Menschengeschlechts ankündigen; wollen die Menschen durch Befolgung der Vorschriften der philosophischen Moral und des Natur-Rechts, glücklich machen. Mit diesen Herren haben wir es

eigent-

eigentlich in dieser Untersuchung zu thun. In wiefern sie hierin Recht oder Unrecht haben; davon wollen wir weiter unten reden. Genug, ihre Absicht hiebey, so lange sie nemlich lauter und unvermischt bleibt, und nicht durch zufällige Nebenumstände getrübt wird; ist nicht tadelnswerth. Den Anfang um diesen Endzweck zu erreichen, machen sie damit, daß sie sich bemühen, Moral und Religion von einander zu trennen: daß sie theils alle Religionen, als überflüssig, aus dem Wege zu räumen, theils insbesondere die christliche Religion umzustoßen, streben: daß sie ihre vergeblichen Gründe wider die Religion, mit bitterm Spotte würzen, und daß sie sich endlich bey ihrem Vorhaben, vorzüglich einer glänzenden Schreibart befleißigen. Und gerade diese Stücke sind es, welche machen, daß ihr Vorhaben immer scheitern muß, und daß sie immer das Gegentheil ihrer Absichten erzielen werden. Es sey nun Mangel an philosophischem Scharfsinn und an Menschen-Kenntniß, oder irgend etwas anders, Ursache dieser fehlgeschlagenen Absichten: das kann uns hier gleichgültig seyn. Uns liegt es bloß ob, zu beweisen, daß diese Verfahrungs Art verkehrt sey, und daher auch die edelsten Absichten unwirksam machen müsse. Um aber dieses zu beweisen, und jedermann einleuchtend darzustellen; werden wir etwas weit ausholen müssen. —

Wir können unsere Weltbürger (es versteht sich, da ich in und für Ehstland schreibe, daß ich dies Land hauptsächlich zum Augenmerk nehme) sehr füglich in

drey

drey Hauptklassen theilen, nemlich: in die Klasse des Landedelmanns, des Bürgers, oder eigentlich des Kaufmanns, und des Handwerkers. Diese drey Klassen sind es, auf welche unser Toleranz-Prediger durch ihre Schriften Einfluß haben können, und haben müssen, da das lesen (mit oder ohne Wahl, kommt hier nicht in Betrachtung) in unserm gepriesenen Zeitalter der Verfeinerung, eine fast eben so unentbehrliche Sache geworden ist, als das Essen und Trinken: — welches, im Vorbeygehen gesagt, auch seine wesendlichen guten Seiten hat, und nur oft durch zufällige Umstände, nachtheilige Folgen erzeugt. —

Unser Landedelmann, welcher theils aus Wahl, theils aus Nothwendigkeit, schon in früher Jugend sich dem Soldatenstande widmet, um in männlichen Jahren eine gewisse Würde behaupten zu können; hat, wenn er auch so glücklich ist, die beste, vorurtheilfreiste Erziehung zu geniessen, nur wenige Jahre, die ihm zu seiner Ausbildung vergönnet sind. In dieser Zeit muß er jeden Augenblick sorgfältig nützen, um sich nur diejenigen Sprach- und Sachkenntniße zu erwerben, die ihm zu seinem künftigen Berufe die unentbehrlichsten sind; es bleiben ihm daher keine Jahre übrig, um sich mit den Grundsätzen der Logik und Metaphisik, noch weniger mit ihren Spitzfindigkeiten bekannt zu machen — und Jahre werden dazu erfordert. Sein moralischer Charakter wird bloß nach den Grundsätzen derjenigen Sittenlehre gebildet, die aus der Lehre Jesu hergeleitet, und auf dieselbe gegründet

gründet ist, und er lernt keinen andern Grund seiner Verpflichtungen kennen, als diese Lehre, für deren Bekenner er sich öffentlich angiebt, und die seinem gesunden Menschen-Verstande sehr leicht einleuchtend wird. So ausgerüstet, tritt er in die Welt, und seine neue Laufbahn an, wo ihm theils Berufs-Geschäfte, theils rauschende Zerstreuungen, seine ganze Zeit einnehmen, und ihm wenige Augenblicke, und noch wenigere Gelegenheit darreichen, um seinen Verstand für philosophische Spekulationen empfänglich zu bilden. Oft erst nach einer langen Reihe von Jahren, die er unter mühseeligen kriegerischen Uebungen verbrachte, und in denen er zwar Erfahrungen und Menschenkenntniß sammlen, d. h. zwar ein praktischer, aber kein spekulativer Philosoph werden konnte; kehrt er in den Schooß seiner Familie zurück. Und nun ist seine letzte Bestimmung, — die edle Oekonomie. Hier eröfnet sich ihm ein neues Feld, wo ihn viele anfangs mißlingende Versuche, eine beständige Aufmerksamkeit und Wachsamkeit auf zu erlangende Vortheile, viele Ausbrüche der Liederlichkeit und Unmoralität seiner Unterthanen, unaufhörlich beschäftigen, und gar bald ermüden. Er braucht Erhohlung lage des Orts und andere Umstände, erlauben ihm nicht immer, dieselbe in unterhaltenden Gesellschaften zu finden. Wo soll er sie suchen? etwa im Studium der Logik und Metaphisik? — Er nimmt also seine Zuflucht zur leichten und angenehmen Lectüre: und er thut wohl daran. —

Ferne

Ferne ſey es von mir, die allgemeinen und einzelnen Verdienſte unſerer rechtſchaffenen Landedelleute in Zweifel ziehen und ſchmählern, und eine Regel ohne Ausnahme annehmen zu wollen! Ich bekenne vielmehr freymüthig, daß ich ſelbſt das Glück habe, unter dieſer verehrungswürdigen Klaſſe von Leuten, Männer zu kennen, deren Schatſinn ausgebildet genug iſt, um einen Jeruſalem und Leſſing, leſen, mit einander vergleichen, und beurtheilen zu können. Noch mehr, ich kann mit Grunde behaupten, daß ich unter unſerm Landadel im Ganzen genommen, mehr Leute von geſunder Beurtheilungskraft angetroffen habe, als Leute, die von blinden Vorurtheilen und abergläubiſchem Alfanz angeſteckt waren. Die gütige und menſchenfreundliche Art, mit welcher die mehreſten unſerer Edelleute ihre Unterthanen behandeln, der geſellige Ton, der in ihren ländlichen Zuſammenkünften herrſcht, die gefällige Gaſtfreiheit und Dienſtfertigkeit, die in ſo vielen Häuſern eine Hauptmaxime iſt, die nachſichtsvolle Beurtheilung, die hier einem jeden Fremden faſt überall wiederfährt; alle dieſe Stücke erweiſen die Wahrheit dieſer Behauptung hinlänglich: daß alſo der nachtheilige Begriff, den man in Deutſchland (ich mag nicht unterſuchen mit wie vielem Grunde) mit dem Worte: Landedelmann, verbindet, hier ganz wegfällt. — Hämiſcher Kritikaſter wegen habe ich mich genöthigt geſehen, dieſe Anmerkung hier einzuſtreuen, welche ich unſers Adels wegen füglich hätte weglaſſen können, der mich gewiß verſtehen und richtig

tig beurtheilen wird. Eben diesen Kritikern zu gute, muß ich erinnern, daß diese Anmerkung auch bey demjenigen gelte, was ich über unsere Bürger sagen werde. — Aller dieser angeführten Vorzüge unsers Adels ohngeachtet; können die Mitglieder desselben im Ganzen genommen, immer keine große Philosophen seyn: und dies war es nur, was ich behauptete.

Unsere Bürger in den Städten — der ganze Mechanismus ihrer Lebens-Führung, von der zarten Kindheit an, bis ins Alter des Greises, ist bekannt, und unterscheidet sich noch durch sehr in die Augen fallende Ueberbleibsel von dem Gepräge der alten Hansa. — Der Sohn des Kaufmanns, größtentheils von der Wiege schon bestimmt, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, ward bloß für diesen Endzweck erzogen. Zufolge des für ihn festgesetzten Plans, genoß er höchstens bis ins 12te Jahr eines eigentlichen Unterrichts in Wissenschaften. Diejenigen derselben, die den Gegenstand seiner Anstrengung ausmachten, waren, ausser den Anfangsgründen der christlichen Religion und der aus derselben fliessenden Sittenlehre, das Lesen, Schreiben und Rechnen: und das höchste Ziel das er durch Fleiß zu erreichen trachten mußte, war, eine schöne Hand zu schreiben, und die Welsche Praktik, und wenns hoch kam, Brutto- und Tara Rechnung zu verstehen. Hatte er diesen Gipfel erreicht; so trat er seine kaufmännische Laufbahn an: das heißt, er ward zu einem Patron in Dienste gegeben, wo er damit den Anfang machte, daß er seinem Patron die

Stie-

Stiefel puzte und ihm bey Tafel aufwartete, an welche er zwar gezogen ward, aber seine Mahlzeit, zum Zeichen seiner Subordination, immer stehenden Fußes einnehmen mußte. Nach und nach ward er zu wichtigern Geschäften gebraucht, als da sind: das Auspacken der Waaren, Geld zählen, Messen, Wägen, Verkaufen, Notiren, u. s. w. kurz, er war nie müssig. Nachdem er so die Rolle des last Thiers gespielet hatte; ward er nach den alten Schragen zum Gesellen Grad initiirt, und erhielt nun das Vorrecht, mit am Tische zu sitzen: seine gehäuften Geschäfte nahmen aber dadurch nicht ab, sondern vielmehr zu, hielten ihn in einer ununterbrochenen mechanischen Wirksamkeit, bis er endlich dazu gelangete, sein Wesen auf eignes Risiko zu treiben. Nun erst ward er Herr seiner Augenblicke, und war er auch seinem Beruf noch so treu, so blieben ihm doch einige derselben übrig, um sie auf die Kultur seines Geistes durch Lektüre zu verwenden. Er nuzt sie zu dieser Absicht: und thut wohl daran: aber ich hoffe es wird niemand so verwegen seyn, behaupten zu wollen, daß er nun noch, auch bey den besten natürlichen Anlagen, und bey der äussersten Anstrengung derselben, ein scharfsehender und tiefdenkender Philosoph werden könne. — Man wird mir vielleicht einwenden, daß sich diese Schilderung auf jene Zeiten vor 30 und mehr Jahren, aber nicht auf die Periode passe, in welcher wir leben: daß wir schon aufgeklärter sind, unsern Kindern eine bessere Erziehung geben, u. s. w. — Ich will

will dies zugeben; (obgleich sich vielleicht noch manches dagegegen einwenden ließe) allein das wiederlegt meine Behauptung nicht. Der Erziehungsplan, den unsere Eltern befolgten, äußert seine Wirkungen jetzt, so wie Erziehung, die wir jetzt unsern Kindern geben, ihre Wirkung bey der Generation, welche jetzt am Gängelbande läuft, erst dann äußern wird, wann dieselbe das Mannes Alter erreicht hat. Und ich frage jeden unserer respectabeln Handelsleute, ob die Schilderung, die ich hier machte, nicht eine getreue Kopie von seinem Lebenslaufe ist? —

Von unserm Handwerksmann habe ich nichts weiter anzuführen, als daß der Beichtvater von ihm verlange, daß er wenigstens D. M. Luthers kleinen Catechismus auswendig wisse wenn er ihn konfirmiren und in eine nähere Verbindung mit der christlichen Societät aufnehmen soll. Im sauren Schweisse seines Angesichts erwirbt er sich mit Hände-Arbeit sein Brodt, bis er den Meister Grad erlangt. Nun ist die Zeit, daß er sich auf eine gewisse Art producire, das heißt, bey den Caffe-Zusammenkünften, von politischen und andern Angelegenheiten, ein Wörtgen mit zu sprechen wisse. Um dieses zu können, muß er lesen, und jemehr er lieset, desto größer wird sein Ansehn seyn. Wird er vollends Aeltermann oder sonst eine graduirte Person in der Innung; so würde er eine schlechte Rolle spielen, wenn er nicht wenigstens über die neuesten Journale sein Urtheil zu fällen wüßte.

Diese Schilderungen, von denen ich gerne eingestehe, daß sie etwas langweilig ausgefallen sind; geben uns einen deutlichen Begriff, von den Geistes-Fähigkeiten des großen Haufens, und bestimmen den Grad der Beurtheilungskraft, den wir bey der größern Anzahl unserer Leser, voraussetzen dürfen. — Doch, bald hätte ich eine zahlreichere Klasse in unserm Publikum, ganz mit Stillschweigen übergangen: — unsere Damen in allen Ständen. — Verzeiht mir, liebenswürdige Töchter meines Vaterlandes! Verzeihts einem alten Hagestolz (dem ihr ja gerne alles verzeihen könnt,) der in dem entferntesten Winkel des Landes so sehr verbaurt ist, daß er das Gesetz der feinen Lebensart, sein Augenmerk zuerst auf Euch zu richten, vernachläßigte! Doch ja, Ihr hättet es mir gerne ganz schenken können, hier Eurer Erwehnung zu thun: denn hier ist die Rede von philosophischen Abhandlungen: und die pflichtmäßige Beschäftigung mit Eurem Putze, und Nebenbeschäftigungen mit Wirthschaft und Küche, welche eine Grille der strengen Herrn der Schöpfung, Euch obendrein fast zur Nothwendigkeit gemacht hat; rauben Euch ja fast alle Stunden des Tages, so daß Euch nur wenige Augenblicke für unterhaltende Romane und Schauspiele übrig bleiben. Für die gefährlichen philosophischen Schriften werdet Ihr Euch schon ohne meine Warnung zu hüten wissen. —

Nun geben wir solchen Lesern die Aufsätze unserer neuen Toleranz-Prediger in die Hände! Welche Wirkung können sie, müssen sie auf dieselben machen?

chen? — Bey einem großen Haufen, der recht kapitelfest in seinem orthodoxen Glauben ist, das heißt, der sich darauf todschlagen läßt, was er in seiner Jugend gelernt, und nachher von seinem Seelsorger gehört hat; werden sie höchstens ein verächtliches Kopfschütteln, und die unwillige Anrufung veranlassen: „die „Kerls sind Narren, und Bösewichte oben drein, „daß sie solch gotteslästerliches Zeug in die Welt hinein „schreiben!“ — Und dieser Theil des Publicums, kommt denn bey den irreligiösen Aufklärungs-Schriften, noch immer am besten weg: er verliert weiter nichts Erhebliches, als die Zeit, die er aufs lesen einer solchen Schrift verwandt hat, dennoch werden solche Schriften immer einen nachtheiligen Einfluß auch auf den Charakter dieser Leser haben: und der Grund davon liegt in der natürlichen Beschaffenheit des Menschen. Nichts ist empfindlicher, nichts bringt unser Blut so sehr in übertriebenen Umlauf, als wenn wir sehen, daß dasjenige was uns theuer ist, mit bitterm Spott belegt wird. Und bitterer Spott ist nur gar zu oft ein wesentlicher Antheil dieser Schriften. Statt dessen also, daß sie die kaltblütige Befolgung der Lehren Paulus im 12ten cap. des Briefes an die Römer, und seiner Ermahnung (1 Thes. 5 v. 14) „vermahnet die Un„gezogenen, tröstet die Kleinmüthigen, traget die Schwa„chen, seyd geduldig gegen jedermann!“ für das sanfte Gefühl der Toleranz empfänglich gestimmt haben würde; vernichten jene Schriften diese Wirkungen, und erfüllen die Herzen solcher Leser mit Bitterkeit gegen den Spötter, und mit Mistrauen gegen alle Wen-

schen, von denen sie sich nun berechtiget glauben, ehe nähere Verbindungen sie mit deren Denkungsart bekannter machen, eben solche verwerfliche Gesinnungen voraussetzen, oder wenigstens befürchten zu dürfen; als sie bey jenen Toleranz-Predigern wahrzunehmen glaubten. Durch diese letztere aber muß nothwendig das Band brüderlicher Eintracht zerrissen, und der gegenseitigen, offenherzigen Mittheilung, die so sehr Menschen-Glück befördert, ein unübersteiglicher Damm vorgezogen werden. — So erzielen also die neuen Toleranz-Prediger schon bey dieser Gattung von Lesern, gerade das Gegentheil von einem jener herrlichen Endzwecke, den ihre Schriften, nach unserer Voraussetzung, haben sollten.

Der übrige, wahrscheinlich kleinere Theil, der von uns beschriebnen Leser, ist nicht so kapittelfest im orthodoxen Glauben, als jener. Er sucht nach Maaßgabe seiner Fähigkeiten den Grund des Glaubens, der ihm von Kindheit auf gepredigt ward, zu prüfen, um sich desto mehr von der Vernunftmässigkeit desselben zu überzeugen, und ihn von allem Unwesentlichen, welches vielleicht Unwissenheit und Aberglaube in denselben hineingeflochten hatte, zu reinigen. Diese vernünftige Bemühung kann nicht anders als ersprießlich für ihn werden, besonders wenn er irgend ein Buch eines im eigentlichsten Verstande aufgeklährten Schriftstellers, der mit seinen Grundsätzen harmonirt, zum Führer und Leitfaden hat. Er beprüft die Grundsätze der reinen christlichen Sittenlehre, die ihm von Jugend

gend auf zur Norm ſeiner Handlungen diente; und findet ſie alle ſo vortreflich, ſo übereinſtimmend, genau zum Wohl des Ganzen und zum Nutzen jedes einzelnen Gliedes des Menſchen-Geſchlechts abzwekkend. Dies bildet ihn zum liebenswürdigſten und glücklichſten Manne in dem Verhältniſſe, in welchem er in der Reihe der Dinge ſteht. — Nun fällt ihm, eben bey dieſer Beprüfung und Berichtigung ſeiner Ideen, ein ſolcher neuer, unchriſtlicher Aufklährer in die Hände. Mit Begierde greift er zu, weil er mehrere Anleitung, um zu ſeinen Ziele zu gelangen, in demſelben zu finden hofft: und — ach, ſeine Ruhe iſt auf immer unwiederbringlich dahin! Der Grund, auf welchem ſeine beruhigende Sittenlehre gebaut war, wird niedergeriſſen, und es wird ihm dafür keine Stüze wiedergereicht, an der er ſich halten könnte! denn diejenige, die man ihm anzubieten vorgiebt, kennt er nicht, weiß ſich derſelben auf keine Art zu bedienen. Der Keim des Zweifels wird in ſeine Seele gelegt, welcher bald zum Baume heranwächſt: und nun ſchweift er von Zweifel zu Zweifeln umher, die er nicht zu löſen vermag. Seine Seele, in der ein ſeeliger Friede herrſchte, welcher eine Folge des Bewuſtſeyns war, ſeinen für gut erkannten Grundſäzen treu gehandelt zu haben; wird jezt der Tummelplaz der ſchrecklichſten Verwirrungen: er kämpft mit Hirngeſpinſtern, und bietet ähnliche Hirngeſpinſter zu ſeiner Vertheidigung auf: der Zuſtand, in welchen er durch die angebliche Aufklärung verſezt ward, iſt ſchrecklich

bejammernswerth: und wenn nicht durch einen unerwarteten Zufall, vielleicht der blindeste Fanatismus, oder eine hölzerne Fühlloſigkeit, ihm ein Spinnen-Seil herunter läßt, um ſich daran zu halten; ſo iſt bittere Verzweiflung ſein endliches Looß. — So erzielen jene Aufklärer auch bey dieſer Klaſſe von Weltbürgern, gerade das Gegentheil von den vorausgeſetzten herrlichen Zwecken. —

Der Grund hiervon, liegt wieder in der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur. Zufolge derſelben giebt es kein bittereres Gefühl, als das Gefühl welches daraus entſteht, wenn wir uns in denen Erwartungen betrogen finden oder glauben, deren Gegenſtand unſere ganze Beruhigung war. Dieſes Gefühl durchſtrömt uns deſto gewaltiger, wenn wir für unſern Verluſt nirgend eine Schadloshaltung finden können, die nur einigermaßen unſern Wünſchen entſpräche! Und dies iſt das Gefühl, welches viele unſerer neuen Aufklären (ich ſetze mit Grunde voraus, wider ihren Willen) unter den Weltbürgern vervielfältigen. Den ſeeligen Leſſing, die Verfaſſer der Fragmente eines Ungenannten, des Horus, und anderer ähnlichen Werke, ſo wie auch Hr. Wekhrlin trifft dieſer Vorwurf. Als ein Beyſpiel will ich nur den vor mir liegenden Verſuch über die Geſchichte der Intoleranz anführen, und es einem jeden überlaſſen, die Nutzanwendung davon, auf alle Werke ähnlichen Syſtems, zu appliciren. — Welche Wirkungen kann dieſer, übrigens mit einer glänzenden Zuverſichtlichkeit geſchrie-

bene

bene Aufſatz auf denjenigen Theil von Leſern machen, von welchem wir hier reden? natürlicher Weiſe keinen andern, als den, welchen ich eben beſchrieb. — Ohne Moral, iſt Seelenruhe und Glückſeeligkeit, für vernünftige Geſchöpfe eine poſitive Unmoglichkeit: ohne Gründe, aus welchen ſie heracleitet werden kann, iſt eine Moral ein Unding. Nun aber war die Moral dieſer Leſer einzig und allein auf den Grund der Chriſtlichen Religion gebaut: man reißt dieſen Grund nieder, indem man vorſpiegelt und zu beweiſen ſucht, alle Religions-Stifter ſeyn Selbſterfinder geweſen: folglich muß nothwendig das ganze Gebäude der Moral, mithin der Ruhe und der Glückſeeligkeit dieſer Leſer einſtürzen. — Man wird vielleicht einwenden, daß dieſe Aufklärer ja nicht alle Moral, ſondern nur die Chriſtliche Lehre als etwas überflüſſiges wegräumen wollen: daß ſie bloß Moral und Religion von einander trennen wollen: daß ſie ja ausdrücklich die philoſophiſche Moral den Menſchen anpreiſen, und allgemein einführen wollen. Ich gebe es gerne zu, daß ſie dieß wollen; aber der Erfolg muß nothwendig ihren Abſichten wiederſprechen: dieß lehrt die geſunde Logik. Dieſer Einwurf hat alſo viel Scheinbares, aber keinen Grund, wie wir gleich ſehen wollen.

Angenommen, (aber nicht zugegeben! denn ſo lange ich meinen bisherigen Grundſätzen, die eine geprüfte Vernunftlehre in meiner Seele befeſtigt hat, treu bleibe, werde ich es, wenigſtens in Anſehung meiner, nie zugeben können) angenommen, ſage ich,

daß die philoſophiſche Moral zur Beruhigung und Glückſeeligkeit der Menſchen hinreichend wäre; ſo kann ſie es doch nur für diejenigen Menſchen ſeyn, die den ganzen Umfang derſelben kennen, mit den Gründen, auf welche ſie gebaut iſt, bekannt ſind, und ſich die Fähigkeit erworben haben, dieſe Gründe gehörig zu prüfen: das heißt, für ausgebildete Philoſophen, und auſſerdem für niemand. Nun iſt aber die philoſophiſche Moral auf Philoſophie in allen ihren Theilen gegründet: derjenige alſo, der auf dieſelbe ſein Glück bauen wollte, müßte ſich nothwendig mit den Grundſätzen aller philoſophiſchen Wiſſenſchaften genau bekannt machen: das heißt, er müßte zuvor Logik, Metaphyſik, Phyſik, Ontologie, Kosmologie, Pſychologie, Natur-Recht u. ſ. w. ſtudiren, und zwar nicht bloß eine ſuperficielle Namen- und Wort-Kenntniß ſich erwerben, ſondern bis ins Innere dieſer Wiſſenſchaften eindringen und ſich eine Fertigkeit erwerben, die Grundſätze derſelben zu prüfen. Wer ſich hierzu nicht qualificirt hat, für den iſt philoſophiſche Moral durchaus nicht hinreichend: ſie wird für ihn immer ein ſchwankendes Rohr bleiben, auf welches er ſich nie ſtützen darf, und welches der Hauch eines jeden Windes ihm aus der Hand wehen wird. — Wie ungereimt und lächerlich es ſeyn würde, zu verlangen, daß diejenigen Klaſſen des leſenden Publikums, die den großen Haufen ausmachen, ſich zu ſolchen Fähigkeiten qualificiren ſollten; das bedarf wohl keines Beweiſes.

Es

Es bleibt alſo eine ausgemachte Wahrheit, daß die philoſophiſche Moral, wenn ſie gleich für manchen einzelnen Menſchen beruhigend ſeyn könnte; dennoch für das ganze Menſchengeſchlecht, ſo wie es jetzt iſt — und wie es, aus Urſachen, die im Zuſammenhange der Dinge gegründet ſind, bleiben wird ſo lange die Welt ſteht — zu ſeiner Glückſeeligkeit nicht hinreiche. Diejenigen Aufklährer alſo, welche durch philoſophiſche Moral Glückſeeligkeit verbreiten wollen, und zu dem Ende zuvor das Chriſtenthum wegzuräumen bemüht ſind; werden nothwendig, ſtatt eines Einzigen, deſſen angebliche Aufklährung und Beruhigung ſie befördern, zwanzig übrigens liebenswürdige Weltbürger verwirren, und ſie um ihre Ruhe und Zufriedenheit bringen.

Unter dieſer letzten Klaſſe von Leſern, giebt es noch welche, (zur Ehre der Menſchheit will ich annehmen, daß ihre Anzahl nur klein ſey) bey denen jene Toleranz-Prediger ihren Endzweck am allerwenigſten erreichen, und für welche ſie — mithin auch durch deren Einfluß für die Welt — am aller nachtheiligſten werden. Dies ſind diejenigen Menſchen, bey welchen, es ſey durch natürliche Anlage, durch Erziehung, Selbſtvernachläſſigung, Gewohnheit, oder wodurch es ſonſt ſeyn mag, Leidenſchaften und Sinnlichkeit eine unbezwingliche, überwiegende Gewalt erhalten haben, und denen daher die Lehren des Chriſtenthums ohnehin ein Stein des Anſtoßes waren, weil ſie Veredlung des Menſchen heiſchen, und Sinn-

lichkeit und Leidenschaften niederpredigen. Diese verwahrloſten Menſchen werden mit unerſättlicher Begierde nach ſolchen Aufklährungs-Schriften haſchen; nicht um des Zweckes der Verfaſſer willen: ſondern um etwas zu finden, womit ſie der ſo ſüßen Befriedigung ihrer Leidenſchaften einen vortheilhaften Anſtrich geben können. Aus dieſer Urſache, wenn auch einige unter ihnen fähig wären, Scheingründe von wirklichen Gründen zu unterſcheiden, wird ihnen an dieſer Prüfung wenig gelegen ſeyn: ſie werden vielmehr die entſetzlichſten Abſurditeten mit Vergnügen aufnehmen, wenn ſie nur auf irgend eine Art etwas dazu beytragen können, das vermeinte Geſpenſt, (die chriſtliche Moral) welches ſie verfolgt, zu verſcheuchen. — Wird bey dieſen durch jene Aufklährer Ruhe und Zufriedenheit befördert? — Nicht doch! Es iſt ja ein Axiom, daß Ruhe und Leidenſchaft in einem unzuvereinbarenden Widerſpruche ſtehen. — Werden etwa durch jene Aufklährung dieſe Menſchen geſitteter, zu beſſern Menſchen gemacht, und wird dadurch für die menſchliche Geſellſchaft Vortheil erzielt und ihre Ruhe und Sicherheit befördert? Werden vernünftigere Hausväter, beſſere Ehegatten, folgſamere Kinder, redlichere Freunde, gewiſſenhaftere Richter, treue Unterthanen, edlere Menſchenfreunde, u. ſ. w. dadurch gebildet? — Mit nichten! — Es iſt erwieſen, daß nichts ſo ſehr allen ſittlichen Tugenden zuwider ſey, und ihre Beförderung unterdrücke und erſchwere, als Leidenſchaften. Und ungeſtöhrte Befriedigung ihrer

Lei-

leidenschaften war der groſſe Zweck dieſer Leſer. Nun bleibt ihnen kein weiteres Hinderniß im Wege, als bürgerliche Geſetze, Schwerdt und Strang, oder bey uns die Knute. Können ſie ſich hinter dieſen auf eine geſchickte Art vorbeyſchleichen; (und wer wollte nicht hierzu alle ſeine Fähigkeiten aufbieten) ſo ſind ſie geborgene Leute. Aber freylich, die Welt im Ganzen, die Menſchen-Geſellſchaft, die öffentliche Ruhe, der häusliche Wohlſtand, die Zufriedenheit eines jeden einzelnen Bürgers, würden übel dabey fahren, wenn ſich dieſe Klaſſe von Menſchen vermehrte. Irreligion aber iſt in unſern leſehungrigen Zeiten der ſichere Weg hierzu: und diejenigen Schriftſteller, welche dieſelbe, beſonders in Blättern des Tages, vielleicht in den beſten Abſichten einſtreuen; würden erzittern und zurückſchaudern, wenn ſie die Folgen ihrer Äuſſerungen voraus erblickten, die ſie, zufolge einer vernünftigen und genauen Beprüfung, bey dem großen Haufen nach ſich ziehen müſſen.

Ich gebe es gerne zu, daß es unter der Menge der ſogenannten Layen in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften, manchen hellſehenden Kopf gebe, für welchen jene Aufklärungs-Schriften von Nutzen werden können, indem durch dieſelben ſeine Beurtheilungskraft geſchärft und durch die Prüfung der Meinungen ſeine eigenen Grundſätze befeſtiget und berichtiget werden. Allein es wäre doch immer ein höchſt unphiloſophiſches Verfahren, wenn man von dieſen Einzelnen aufs Allgemeine ſchließen wollte.

Es bleibt dem menſchenfreundlichen Philoſophen daher nichts weiter übrig, als zu wünſchen, daß dieſe unchriſtlichen Toleranz-Prediger ihre Meinungen für ſich behielten, und ſich mit denſelben in der Stille beruhigten — welche Beruhigung ihnen jeder wahrhaft tolerante Menſch von ganzem Herzen gönnen wird — oder, wenn ja die Idee bey ihnen predominirend iſt, die Welt würde ohne ihren Beytrag zur Aufklärung unglücklich ſeyn; daß ſie wenigſtens ihre Meinungen in einer Sprache bekannt machten, die dem großen Haufen unbekannt wäre, damit ihre vielleicht guten Abſichten, durch Mißverſtand oder unrechte Anwendung, keine entgegengeſetzte Folgen nach ſich ziehen könnten. Hierzu würde ich denn hauptſächlich die hebräiſche oder griechiſche Sprache vorſchlagen. — Man wird dieſen Vorſchlag hoffentlich annehmlich finden, weil man mit Grunde vorausſetzen kann, daß die unchriſtlichen Aufklärer dieſer beyden Sprachen nicht nur vollkommen mächtig ſind, ſondern ſogar mit dem Genie derſelben auf das genauſte bekannt ſeyn werden, indem bekanntlich ein groſſer Theil der Schwierigkeiten der chriſtlichen Lehren, und die ſichere Auflöſung derſelben, in dieſen Sprachen liegen, und daher die Gründe pro und contra in dieſen Sprachen ſelbſt vorgetragen, am einleuchtendſten und bequemſten zu beurtheilen wären. — Sollte ich mich aber in dieſer Vorausſetzung irren, (ich will es zwar nicht hoffen, aber irren iſt menſchlich) nun ſo wähle man die lateiniſche Sprache, welche doch nothwendig

jedem,

jedem, der nur einigen Anſpruch auf den Namen eines Gelehrten machen will, geläufig ſeyn muß! Durch Befolgung dieſes Vorſchlages, werden unfehlbar jene oben erwähnten herrlichen Endzwecke erreicht werden: und man wird überdem dieſes gewinnen, daß keine einzige von den übeln Folgen, welche, wie ich erwieſen habe, nothwendig hervorgebracht werden mußten, zu befürchten wären. Freylich dürfte man dabey nicht, wie bisher von der antireligiöſen Parthey häufig geſchehen iſt, Hypotheſen für Axiome verkaufen, und Sarkasmen für Vernunftgründe aufdringen wollen, wodurch derjenige nur kann überraſcht und verleitet werden, dem es am gehörigen Beurtheilungsgeiſte fehlt. Die Herren Aufklärer, von welchen hier die Rede iſt, würden ſich mit ihren angeblich nothwendigen Bemühungen an die Lehrer aller Art wenden, und dieſelben von ihren vermeinten Irrwegen zurückbringen: dieſe, auf ſolche Weiſe aufgeklärt, würden dieſe Aufklärung auf ihre Zuhörer und Zöglinge fortpflanzen, und ſo würde das große Werk ohne alle Inconvenienzen in der Stille mit der größten Geſchwindigkeit ſeinen Fortgang haben. Und welche herrliche Ausſichten dann für das ganze menſchliche Geſchlecht! — Man könnte freylich einwenden, daß dieſer Verſuch ſchon oft ohne Erfolg gemacht worden ſey: aber wir wollen annehmen, daß die Schuld davon an den alten Aufklärern gelegen habe, und daß unſere neuern Aufklärer viel geſcheuter ſeyn könnten, als es die alten waren.

Bey diesem gegründeten und wirklich wohlgemeinten Rathe, kann ich aber nicht umhin, schließlich noch den Wunsch zu äußern, daß diese Herren das Studium der Logik, zu ihrem eigenen Besten, sich vorzüglich und dringend anempfohlen seyn lassen möchten, damit sie nicht durch Schlüsse vom Einzelnen aufs Allgemeine, durch Verwechselung des Zufälligen mit dem Wesendlichen, und überhaupt durch Verwechselung der Begriffe (wie bisher geschehen ist) Blößen geben, sich selbst dem Gespötte der minder toleranten Lacher preis geben, und dadurch der Erreichung ihrer besten Absichten unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. — Ich sagte in der Parenthese: „wie bisher geschehen ist" und zum Überflusse, um mich vor dem Vorwurfe fälschlicher Anschuldigungen sicher zu stellen, muß ich wenigstens ein Beyspiel anführen: obgleich ich deren viele anführen könnte, wenn Widerlegen hier mein Zweck wäre, und ich nicht schon, durch das Bestreben deutlich zu werden, die Grenzen einer Abhandlung für ein Journal überschritten hätte.

In dem vor mir liegenden Versuche über die Geschichte der Intoleranz, finden wir eine Menge solcher Fehler wieder die Logik, die wahrscheinlich ihren Ursprung der Flüchtigkeit zu verdanken haben, mit welcher der Verfasser schrieb, und von denen ich nur ein Paar anführen will. — Z. B. Christenthum und Fanatismus werden in diesem Aufsatze durchgängig mit einander verwechselt, und als

Syno-

Synonime angenommen. Daß dieſe Verwechſelung ſchon mit dem geſunden Menſchen Verſtande ſtreite; bedarf keines Beweiſes, ſo bald man die Definition beyder Begriffe, nur mit einem Blicke betrachtet. — Ferner: — es wird die Inquiſition und eine Bartholomäus Nacht angeführt, und daraus mit andern Worten, folgend r Syllogism gezogen:

„Die Inquiſition und die Bartholomäus Nacht „ſind abſcheulich: zum Chriſtenthum gehört die „Inquiſition, und alle ſeine Nächte ſind Bartho„lomäus Nächte:"

„Folglich iſt das Chriſtenthum abſcheulich." q. e. d.

Hat der Herr Verfaſſer hier wohl die vernünftige Regel verſtanden, oder bedacht: a particulari ad univerſale, non valet conſequentia? — Endlich: — Alle die Greuel welche von dem verworfenſten Abſchaum des Menſchengeſchlechts während der Zeit verübt worden ſind, in welcher das Chriſtenthum exiſtirt hat; werden als weſentliche Kennzeichen der chriſtlichen Religion angegeben, welche die Verwerflichkeit derſelben beſtimmen ſollen. Wer wird hier nicht zum Mitleiden für den ſchwachen Geiſt hingeriſſen, welcher ſo unfähig war, das Weſentliche vom Zufälligen zu unterſcheiden! — Nachſtehende Anecdote mag zu einem pendant von einer ſolchen Art zu urtheilen, dienen.

Ein junger Mann hier im Lande, hatte ſich, theils durch Ausſchweifungen, theils durch Erkältung, hauptſächlich durch zu häufigen Gebrauch hitziger Getränke

kränke, einen Anfall von Melancholie zugezogen, d
durch Vernachlässigung in Phrenesie ausartete.
seiner Jugend war er, wie gewöhnlich, in den Grun
sätzen der christlichen Religion erzogen, und folgl
von der Existenz verworfener Geister unterrichtet w
den: hatte aber auch allerhand abergläubische Alter
ber Märchen von Erscheinungen erzählen gehört. M
in seiner Krankheit war er von lauter Teufeln umrin
die ihn, zufolge seiner Phantasie, holen wollten;
lärmte, schrie, schlug um sich, daß den Umstehen
das Herz brechen mochte. In diesem Zimmer,
welchem ein geschickter Arzt die erste Zuflucht hä
sein sollen; ward, wie gewöhnlich, gleich zum P
diger gesandt. Der vernünftige Prediger kam,
sich, nicht ohne Gefahr, mit dem Verwirrten in
Gespräch ein, suchte ihn durch verschiedene Grü
zu besänftigen; aber vergebens: der Kranke
thete fort, und kämpfte mit Streichen in die L
Endlich erblickt er des Predigers rauche, langohr
Pelz Mütze über einem Stuhle hängend: in di
Gestalt entdeckt seine erhitzte Phantasie den Beelze
in eigner hoher Person: er verkriecht sich schüch
in einen Winkel, und deutet zitternd auf den Ge
stand, der ihm diese Furcht einjagte. Der Pr
ger benutzte diesen Zufall, versicherte ihn, daß, w
weiter nichts als Beelzebub mit seinen armseli
Truppen ihm Furcht einjagte, er unbesorgt
dürfte, indem er (der Prediger) sich darauf verst
den Teufel zu bannen; wovon er ihm gleich einen

weiß geben wollte. Er erhob sich darauf mit möglichster Solennität gegen seine Pelz-Mütze, faßte sie beym Schopfe, öfnete das Fenster, warf sie hinaus und entzog sie so auf immer dem Anblicke des Kranken, welcher mit unbeschreiblicher Seelen-Angst der Operation zugesehen hatte. Mit einer verwunderungsvollen Ehrfurcht betrachtete er von nun an den Prediger, faßte ein unbegrenztes Zutrauen zu ihm, und begab sich ganz unter seinen Schutz. Nach und nach ward sein Blut ruhiger, und wenn auch von Zeit zu Zeit die Idee von einem Teufel wieder sein Gehirn durchkreutzte; so ward er doch bald durch die Versicherung des Predigers, daß dies bloß einige Zurückgebliebene wären, die ihrem geschlagenen Commandeur nach ins Reich der Finsterniß eilten; wieder zufrieden gestellt. Auf diesem Wege gelang es dem Prediger endlich, ihn ganz zu besänftigen, und ihn dahin zu bewegen, daß er sich zu Bette legte: ja er ward endlich soweit gebracht, daß er im Stande war, von Zeit zu Zeit vernünftigen Gründen Gehör zu geben, und sich endlich bewegen ließ, Heilungs-Mittel vom Arzte, der inzwischen angelangt war, anzunehmen. Wäre seine Maschiene nicht durch innere Krämpfe schon zu sehr zerrüttet, und sein Blut nicht zu sehr entzündet gewesen, so hätte er können gerettet werden. So aber ward er ein Opfer des Todes. —

Nun überlasse ich es der Beurtheilung eines jeden, dem die Natur auch nur ein sehr geringes Maaß von Beurtheilungskraft mitgetheilt hat, welchen Begriff

man sich von dem Verstande eines Menschen mache
müßte, der im Stande wäre, aus dieser Anecdo
nachstehende Folgerungen zu machen: „Die christlich
„Religion ist durchaus eine verwerfliche und unsinnig
„Religion, die nichts als Unheil stiftet: sie verwir
„den Verstand aller Menschen durch ihre Grundsät
„so sehr, und erhitzt ihre Einbildungskraft dergesta
„daß sie rauche Pelzmützen für Geister der Hölle ans
„hen: ihre Prediger sind alle Gaukler; die dur
„falsche Vorspiegelungen die Menschen in ihren Be
„wirrungen und in ihrem Aberglauben bestärken, s
„für Geister-Banner ausgeben, und diese Beha
„ptung durch lächerliche Ceremonien mit Pelzmütze
„zu beweisen suchen u. s. w." —

Und doch will man behaupten, der Versuch üb
die Geschichte der Intoleranz, in welchen
wie wir gesehen haben, ähnliche, und noch auffalle
dere Urtheile vorkommen; habe in Ehstland
und da viele Sensation erregt. Ist diese Behauptu
gegründet; so ist dies ein redender Beweis a posterio
von der Wahrheit verschiedener meiner Aeusserung
in diesem Aufsatze. — Dann werde ich mir es ab
auch zum Verdienst anrechnen, diese meine Gedank
bekannt gemacht zu haben — weil ich — mir zw
nicht schmeichele, meine Zeitengossen aufgeklärt zu h
ben — so weit geht mein Selbstvertrauen nicht! —
— sondern weil ich mir gewiß die Beruhigu
verspreche, manchen leser derselben wenigstens a
merksam gemacht, und Mißtrauen gegen eig

Pe

Prüfungskraft bey manchem erregt zu haben: und dies ist das sicherste Mittel, um uns vor Gefahren der Verführung zu schützen. Denn ach! wozu ist der menschliche Verstand, dieses gebrechliche Ephemeron, nicht fähig, wenn er nicht durch geläuterte Grundsätze, eine sichere Richtung bekommen hat!

Antwort

auf das Schreiben des Herausgebers an den Verfasser der Phraseologie.

(S. Februar Stück S. 207.)

Mein Herr!

Sie fordern mich auf, mich selbst zu vertheidigen, wegen des Vorwurfs, den einige Ihrer Bekannten meiner Phraseologie machen: „daß sie einen großen Theil meiner angeführten Provinzialismen nie gehört hätten, und also nicht begreifen könnten, aus welcher Quelle ich dieselben geschöpft.“ Die Bemerkung wundert mich nicht, und mit meiner Rechtfertigung kann ich leicht fertig werden. Ich bitte folgende Worte in der Einleitung zur Phraseologie nur noch einmal zu lesen: „Ich will sie keinesweges für allgemein ausgeben u. s. w.“ Denn einige sind nur in einigen Kreisen gebräuchlich.

bräuchlich. Ihre Bekannte werden mir nun hoff
lich eben so viel Wahrheitsliebe zumuthen, als ich
Herrn Arvelius zutraue, der in seinem Beytrage
Phraseologie ebenfalls einige Wörter angeführt hat,
hier, wo ich wohne, unbekannt sind, deswegen können
aber da, wo sich der Herr Arvelius aufhält, recht gu
Gebrauch seyn. Oder muß der rügenswerthe Fe
durchaus allgemein seyn? oder ist es nicht, hör
deswegen auf ein Fehler zu seyn? oder soll die Se
re namentlich bestimmen: da oder dort — dieser o
jener? — Ich denke nicht!

Hiemit könnte ich nun schon fertig seyn; es e
hält aber ihr Schreiben noch einige Stellen, die n
nes Erachtens, besonders des Publicums wegen, e
Beantwortung verdienen, welche ich denn hier beyfüg
will. Ich hoffe daß das Publicum meine Antwo
eben so bescheiden finden soll, als ihr Schreiben w
Sie schreiben S. 207.

„Nennen Sie mir ein Land in welchem man
„spricht, wie man schreibt. Ich kenne keins" —
Ich auch nicht! nemlich keins, wo man rich
rede und ausspräche; aber eine Stadt kann ich I
nen doch nennen, wo man weit weniger Fehler mach
als in Obersachsen, ja wo man sehr wenig Fehler
der Wortfügung und Aussprache macht, und diese i
— Braunschweig. Ich bin zwar nicht daraus g
bürtig, habe mich aber oft daselbst aufgehalten und in
mer mit Vergnügen bemerkt, daß derjenige Theil de
Einwohner, die gewöhnlich Hochdeutsch reden, (den

de

der Pöbel spricht platdeutsch) sich außerordentlich der Bücher Sprache nähert.

Indessen wärs denn nun so übel, wenn man ein dergleichen Land hätte oder wüßte? Wärs denn eben eine lächerliche Pedanterie, wenn man sich bestrebte immer reiner und richtiger Deutsch zu reden? und wenn es lächerlich ist, im Gespräche nach jedem Sprachfehler zu schnoppen, um ihn zurück zu nehmen, und stets an Gottsched und Adelung zu gedenken; könnten wir denn nicht zum fleißigen lesen guter Schriften unsere Zuflucht nehmen, und es ruhig darauf ankommen lassen, wie viel Einfluß dieses auf unsere Sprache haben werde? Gesetzt nun, man erlange hiedurch auch keine grammaticalische Richtigkeit in der Aussprache und Wortfügung, würde man nicht wenigstens die Sprache in ihrem ganzen Umfange kennen, viele deutsche Wörter und ihren Sinn verstehen und anwenden lernen? die Bildung des Geistes und des Herzens befördern? die Aufnahme der ehstnischen und anderer Wörter, die unsere Sprache so buntschäckig machen verhindern, und die schon aufgenommenen wieder verdrängen? Endlich, wenn es denn besser ist, daß wir sofort reden, wie wir nun einmal reden, gleichgültig gegen die gemachten Fehler in unserer Muttersprache bleiben: (ob wir es gleich sehr lächerlich finden würden, wenn einer, der mit uns französisch spricht, diese Sprache mit deutschen oder ehstnischen Wörtern bereichern, oder ehstnische Wortfügungen anbringen wollte: Ob wir es gleich sehr lächerlich finden, wenn jemand im lateinisch

reden mit Germanismen um sich wirft) w
es denn auch besser ist, daß wir ein Gut nicht w
schen und uns nicht darum bemühen, weils bis
nur einzelne Personen und nicht Länder besitzen, sol
wir denn doch nicht wenigstens dafür sorgen, daß
fere Kinder eher deutsch als ehstnisch lernten
lieber gleich so lernten, daß ihnen dereinst die gra
maticalische Richtigkeit leichter würde als uns? D
die Kinder erst ehstnisch lernen, das ist die Quelle
hiesigen Sprachfehler, der Unbekanntschaft mit
besten deutschen Ausdrücken und der Kenntniß
Mangels deutscher Wörter. Wenn das Kind hin
drein deutsch lernt, so lernt es nur das was es eh
nisch dachte ins deutsche übersetzen. Der Sprachf
scher, der beyde Sprachen in ihrem ganzen Umfan
kennt, also weiß, wie arm und besonders an abstr
cten Begriffen die ehstnische Sprache ist, mag entsch
den, ob man mit so viel deutsch zufrieden seyn sollt
es wird wissen wie lange einem die Mutter, oder wi
hier heissen sollte die Ammensprache nachhängt, u
was dieses in unserm Falle für Einfluß auf unse
Sprache haben muß. Ja, wenn es noch dabey bli
be, daß unsere Kinder 2 Sprachen lernen müßte
erst reden sie ihre gebrochene Kindersprache, diese ve
wandeln wir leider nur gar zu oft in ein Gemengsel vo
deutsch mit ehstnischen Endungen und ehstnisch mit u
termengten deutsch, selbst gemachten sinnlosen Wö
tern die wir den Kindern zu gefallen imme
mitsprechen, u. d. gl. dann lernt das Kind erst rei
ehstnisc

ehstnisch, hernach ehstnisch deutsch, und endlich kommt Gottsched und Adelung! — durch Aufenthalt in der Sprache werden die Begriffe aufgehalten. Sie schreiben ferner S. 212.

„Es mag seyn, daß es noch hin und wieder „Leute giebt, die da vergessen, daß sie mit dem „Bauer aus einem Thon geformt worden; aber „ist es wohl recht wegen einzelner Ausnahmen, die „es leider in allen Ländern giebt, ein ganzes Corps „braver, achtungswehrter Männer anzugreifen?"

Die Satyre greift niemand weiter an, als denjenigen, auf welchen ihre Schilderung paßt. Rabener schilderte Richter, die sich bestechen liessen und die Unterthanen schunden: hat er deswegen alle rechtschaffene Richter in Sachsen angegriffen? Ueberhaupt muß jeder Satyrenschreiber mit gutem Gewissen schwören können, daß er nur Sachen, nie Personen rügen wollte, und — die Hand aufs Herz! ich kanns! Wenn ich einen Fehler in seiner Blöße oder ein Laster in seiner Schwärze darstelle, so frage ich nicht: wer übts aus? oder sind viele oder wenige die es ausüben? sondern gerade zu: Ob diese Regel oder Ausnahme sind, untersuche ich, entscheide ich nicht.

„Wollten sie vielleicht dem Leser im allgemeinen „fühlen lassen, daß die Sclaverey ein erniedrigendes Ding für die Menschheit sey ꝛc."

Und was konnt' ich anders wollen, da ich bat, alles Beleidigende wegzustreichen? —

„Wenn sie glauben, daß das so leicht abgeschaft „werden könne, so irren sie sehr. Jahrhun„derte sind nothwendig, ein so großes Werk „vorzubereiten, wenn es anders Nutzen — „wenn es nicht gar Schaden stiften soll."

Soll sich aber deswegen kein ehrlicher Mann zum Advocaten der Menschheit und zum Beförderer der Menschlichkeit aufwerfen, weil er weiß, daß der Proceß nicht in einem Termine abgemacht werden kann? — Ich bin ganz Ihrer Meynung! Die Leibeigenschaft kann nicht gerade zu abgeschaft werden, denn unser Bauer ist in allem Betracht noch zu schwach, die Freyheit zu tragen, die ihn und uns jetzt schwerer drücken würde, als jenen die Sclaverey und uns der Vorwurf der Tyranney Dieser Schritt, so wünschenswerth er ist, muß nicht zu rasch und mit der größten Behutsamkeit geschehen. Sollten aber wohl Jahrhunderte erfordert werden, wenn wir hübsch alle Hand ans Werk legten? (Die einzelnen Ausnahmen würden ja nicht viel entscheiden!) Könnte man nicht schon vieles stillschweigend thun? Könnte man nicht in der Stille auf die Bildung des Bauern Rücksicht nehmen, mit seinen Begriffen von der Haushaltung anfangen, bis hinauf zu den Begriffen der Religion? ihn durch unser Betragen beweisen, daß er nicht mehr

nöthig

nöthig habe, mit dem Wolfe und dem Deutschen seine Kinder bange zu machen, ihn nachgerade im Herrn einen Vater lieben zu lehren? dieser Vater kann ja immer noch Gehorsam von seinen Kindern fordern ꝛc. Könnte man sich nicht stillschweigend selbst das Gesetz machen, keinen Menschen mehr zu verkaufen, zuzuvertauschen, zu verschenken ꝛc.? Könnte man es nicht ohne Schwürigkeit abschaffen, daß die Tagewerke nach Menschenzahl geleistet werden, könnte man nicht eine verhältnismäßige Zahl Tage auf das Land legen? Wär's denn nun eben so gefährlich, wenn man einmal zu irgend einem guten Bauern sagte: Nun, lieber Hans! dies Jahr hast du für mich gut gearbeitet, ich bin mit dir zufrieden, hast dir Mühe um die Erziehung deiner Kinder gegeben und überhaupt deinem Gesinde wohl vorgestanden. Ich wills nun noch eine Zeitlang ansehen, wenn du so fort fährst, so will ich deinen Namen ins Wackenbuch schreiben, daß von deinen Kindern und Nachkommen niemand soll verkauft werden, sondern sollen immer unter dem Gute bleiben, es besitze dasselbe wer es wolle? Könnte man ihnen nicht ohngefähr auf eine ähnliche Art die Beständigkeit ihrer Prästanden, und etwas später vielleicht auch die Sicherheit ihres Grundstücks als einen Vorschmack der künftigen Freyheit bekannt machen? — Könnte man nicht dem Armen das Brodkorn nach marktgängigem Preise vorschiessen, landübliches Tagelohn bezahlen und es ihn mit Gelde bezahlen lassen, oder es ihn denn, wenn seine Haushaltung nicht vor-

unter leidet, abverdienen lassen? Er würde dadurch lernen, durch Fleiß Schulden bezahlen, durch Fleiß sich ein Übriges zu erwerben, dessen Verlust ihn bey mancher Gelegenheit schrecken würde, u. s. w. Ich denke, dann wäre schon viel gethan, und die übrigen Veränderungen, die zu diesem Schritte im Staate, in unserer Wirthschaft, (so wichtig diese auch sind) im Kopf und Herzen der Bauern nothwendig sind, würden sich schon nachgerade von selbst finden, und der leibeigene würde einer Art Freyheit genießen, ohne es zu wissen, es könnte also die öffentliche Bekanntmachung derselben ohne Gewissenscrupel so lange verspart werden, bis man sähe, daß das Volk genug gebildet und vorbereitet wäre, das unschätzbare Geschenk des Himmels in seinen Schranken zu genießen.

„Mit Bitterkeit werden wir nichts bessern.“

Sollte das nicht etwas zu allgemein gesagt seyn? Ich will einräumen: in Rücksicht auf die local- und Real-Umstände konnten Sie — mußten Sie vielleicht so reden; aber sollten Sie überhaupt den Werth der zuverlässigen Satyre verkennen? vergessen, daß auch das bittere Salz der Satyre seinen officinellen Nutzen habe? das glaube ich nicht! Das hiesige Publicum ist nicht für die Satyre, das weiß ich! aber daraus folgt nicht, daß diese nicht für jenes sey: vielmehr glaub' ich, daß sie da am sichersten wirkt, wo sie das meiste Aufsehn macht, wo man sich noch nicht daran gewöhnt hat. Quot capita, tot sensus, der eine will auf diese, der andere auf jene Art zurecht gewiesen

gewieſen ſeyn, das thut die Satyre doch wenigſtens, wann ich auch zugebe, daß ſie nicht beſſert.

— e.

Geſpräch,

die Satyre betreffend.

Hinz.

Hm! haſt wohl gar 'ne Doſe mit'n Spiegel?

Kunz.

Das verſteht ſich!

Hinz.

So biete niemanden eine Priſe!

Kunz.

Warum nicht?

Hinz.

Man wird die den Taback in die Augen werfen.

Kunz.

Ha! ha! ich habe Nieswurz ſtatt Taback!

Hinz.

Deſto ſchlimmer!

Kunz.

Dieſe thut doch aber manchem ſo nöthig —

Hinz.

Hinz.

Wer glaubt das?

Kunz.

Wer ſich in dem Spiegel ſieht, und —

Hinz.

Wer will das?

Kunz.

Hm! —

— e.

Der Fleiß.

Bav lernt viel Sprachen,
und würd' man fragen
warum? — das weiß er nicht.
Ich denke um in jeder uns zu ſagen,
daß er in keiner ſpricht.

—L.—

An Gott.

All-Vater! Gott! mein Licht!
Du meines Lebens Leben,
Der, wann im Angeſicht
mir Todes Schrecken beben,
mich dann auch nicht vergißt,
noch immer Schutzgott iſt.

Stärk' mich mit Engelkraft,
wann ich im Leiden ſinke,
kein Bruder Hülfe ſchafft,
dann Vater! winke, winke
von Deinem Trohn mir zu:
im Himmel wohnet Ruh'.

Und murr' ich wider Dich,
dann ſieh' von Deinem Trohne,
ach! nachſichtsvoll auf mich,
verſchone, o! verſchone,
All-Vater! Gott! mein Licht!
und zürn' des Schwachen nicht.

Wann kraftlos einſt mein Blut
ſich durch die Adern ſchleichet,
die Zunge ſprachlos ruht,
mein Leben zitternd weichet,
All-Vater! Gott! mein Licht!
auch dann verlaß mich nicht.

K—l—n.

Epilog

im Charakter des Paſtor Seebach nach Vorſtellung der Jäger von Iffland auf dem Liebhaber-Theater in Port Baltique.

Dank ſey dir Gott! — ſo folgt hienieden
Faſt jedem Leiden Freude ſchon!
Doch wäre gleich dir lebenslanger Schmerz beſchieden,
Verzweifle nicht o Menſch! des frommen Dulders Lohn,
Wenn gleich er hier vergeblich deſſen harrt,
Bleibt wahrlich ihm für künft'ge Welten aufgeſpart! —
Ich wiederhol es, mich verdrießt es in der Seele,
Wenn meine Brüder oft auf Koſten ihrer Kehle
Dies Leben hier — zum Trotz der Wahrheit — uns verſchrein,
Und den Genuß der Erde, Freuden malediein!
Wenn ſie den Menſchen — den für ſeine Sphäre
Doch Gott, ſo gut die höchſte Weisheit konnte, ſchuf —

Als Ungeheuer zeichnen, und zur Ehre
Der Majestät des Weltbeherrschers — statt den Ruf,
Zu Freud und Glück in jeder Creatur zu finden —
Ihm seinen Thron auf Rächer: Schwerd und Tod und Fluch
und Hölle gründen.
Weh, weh, o weh! der fürchterliche heilge Wahn,
Welch schrecklich Unheil richtet er auf Erden an!
Unruhe, Angst, Verzweiflung, Schmerz und Haß, Verfolgung,
Neid und Tücke,
Sind seiner Herrschaft Meisterstücke!
Unendlich gut ist Gott; der Mensch — so gut er sollte!
Das Elend und das Laster Mittel zu dem höchsten Glück!
Nehmt beyde aus dem Plan der Welt zurück —
Wer wär' es, der alsdann auf Erden leben wollte?
Mit ihnen stirbt das Glück, die Tugenden und Freuden;
Durch sie erhält das Leben seinen Werth,
So sehr dem Scheine nach von diesen Übeln beyden,
Ein jedes — diese Welt verheert.
Drum trage seines Bruders Schwäche,
Der Mensch mit Nachsicht und Geduld;
Verehre ihn als Gottes Werk, und räche,
Durch Wohlthun sich und Lieb und Huld;
Er weise sanft den Irrenden zu rechte;
Ertrage standhaft Glück und Schmerz;
Erzittre nicht vor Gott gleich einem feigen Knechte,
Nein, blicke fröhlich himmelwärts;
Erwerbe sich durch mächtiges Vertrauen,
Auf Gott — für jedes Leiden Muth;
Und übe sich sein Glück auf ächte Tugend bauen;
Und werd' aus Überzeugung gut,
Und nicht aus Furcht für Strafen: Er erfülle,
Des Daseyns Zweck durch mäßigen Genuß
Der Freuden dieser Welt, und stille

Vernünftig denkend jeden Wunsch nach Überfluß;
Er lerne sich bey jeder kleinen Gabe
Die ihm der Himmel schenkt, erfreun,
Und jeden Weg den er zu wandeln habe
Mit Blumen überstreun!

M. H. Arvelius.

Verschiedene Gründe nöthigen mich, dem Publicum anzu
zeigen, daß das künftige Stück dieser Monatsschrift das letzt
ist, und also mit dem ersten Jahrgang das ganze geschlosse
wird. Die Herren Subscribenten (das heißt: diejenigen, di
das Journal würklich mitgehalten haben, denn ich habe auc
viele Subscribenten die es doch nicht mitgehalten) em
pfangen bey der Ausgabe des letzten Stücks noch einige Kupfer
stiche von Mechau gezeichnet, und von Geyser gestochen.

Ich behalte es es mir vor, beym gänzlichen Schluß den
Publicum meinen Dank für dessen gütige Unterstützung da
zubringen, und ihm zu gleicher Zeit zu zeigen, wieviel Scha
den ich bey der Entrepriſe gehabt habe.

K.

Die

Geſchichte meines Vaters

oder

wie es zugieng, daß ich gebohren wurde.

Ein Roman in zwölf Kapiteln.

Vorbericht.

Vor ohngefähr einem halben Jahre, saß ich an einem trüben Herbst-Abend, bey meinem Freunde, dem Herren Collegen-Assessor und Director Tidebohl. Wir sprachen von boutrimés, mit deren Aufgabe wir uns zuweilen zu belustigen pflegten, und ich gerieth auf den Einfall, dieß Spiel des Witzes weiter als auf einige Zeilen auszudehnen. Ich bat meinen Freund, mir zwölf Worte, die ersten die ihm beyfallen würden, in die Feder zu dictiren, und machte mich anheischig, aus diesen zwölf Worten, einen kleinen Roman zusammen zu setzen. Die Worte, welche er mir gab, waren folgende: Feuerspeyender Berg. Priester. Käfer. Strauß. Gewitter. Bergwerk.

Ocean. Wolf. Bley. Feigherzigkeit. Hölle. Bestechung. Vor einigen Monaten fand ich diesen beynahe vergessenen Zettel wieder unter meinen Papieren, erinnerte mich meines Versprechens, entwarf einen Plan, und versuchte die Ausarbeitung desselben. Ob es mir gelungen, mag der Leser entscheiden. So viel scheint mir indessen gewiß, daß diese Beschäftigung des Witzes, jungen, angehenden Schriftstellern sehr nützlich werden könnte, denn sie lehrt Ideen an einander knüpfen, Verbindungen von Wahrscheinlichkeiten erschaffen, und Dinge zusammen fügen, die beym ersten Anblick durch Berge und Thäler von einander getrennt schienen.

Erſtes Kapitel.

Der feuerſpeyende Berg.

Es war am Tage nach Faſtnacht, des Morgens um fünf Uhr, als mein Großvater, einer der angeſehenſten und dickſten Männer in der Provinz, wie gewöhnlich klingelte, ſich die Schokolade bringen ließ, und bey einer Pfeife Knaſter die Haupt- und Staats-Actionen längſt vermoderter Helden mit innigem Wohlbehagen durchblätterte, auch wohl zuweilen mit dem alten Kammerdiener Schrimps ein paar Wörtgen darüber philoſophirte. In meines Großvaters leben glänzten nur eine Haupt- und eine Staats-Action. Seine Haupt-Action,

wie er ſie ſelbſt mit vieler Gutmüthigkeit zu nennen pflegte, war die Vermählung, die er vor zwey Jahren an ſeinem ſiebenzigſten Geburtstage, mit meiner Großmutter, einer neunzehnjährigen raſchen Dirne, gefeyert hatte. Sie ſelbſt, die da nicht wußte, was ihr Ehehert unter einer Haupt Action verſtand, wurde nicht ſelten verlegen, und roth bis an die Fingerſpitzen, wenn er ihre Heyrath mit dieſer Benennung beehrte. Sie pflegte bey der Sylbe Haupt immer nach ſeinem Kopfe zu ſchielen, und bey dem Worte Action ihn mit einem etwas ſpöttiſchen Blick bis zu den Füßen zu meſſen, ohne jedoch durch den Gebrauch ihrer ſonſt ziemlich geläufigen Zunge, zu entwickeln, was dabey in ihrer Seele vorgieng. Die Staats-Action meines Großvaters datirte ſich zwey und vierzig Jahr zurück. Es begab ſich nemlich zu der Zeit, da der jetztregierende Fürſt als Erb-Prinz von Reiſen zurückkam, daß der Adel der Provinz ihm einige Abgeordnete bis an die Grenze entgegen ſandte, Sr. Durchlaucht pflichtſchuldigſt zu empfangen. Mein Großvater hatte ſich durch ſeine Pferde-Kenntniß viel Anſehn erworben, und ward daher zum Redner gewählt. Noch in ſeinem ſiebenzigſten Jahre verſüßte ihm manche Stunde ſeines freudeloſen Alters die Erinnerung, daß er jenes Meiſterſtück der Rednerkunſt, ohne Stocken heruntperorirt, und die goldne Doſe mit Brillanten, die er bey dieſer Gelegenheit aus den Händen des Prinzen empfing, kam nicht aus ſeiner Taſche, ſo ſehr auch die tyranniſche Mode über ihre

plumpe, viereckigte Gestalt hohnlächelte. Noch immer hiengen Fragmente dieser Staats-Action hin und wieder in den Winkeln seines Gedächtnisses, die er, wenn er recht bey laune war, dem alten Kammerdiener Schrimps mitzutheilen pflegte. Auch war so leicht keine Materie, von der er nicht mit der scheinbarsten Ungezwunenheit, auf jene berühmte Zurückkunft des Prinzen in seine Erbländer übergesprungen wäre. Wenn zum Exempel Schrimps um fünf Uhr des Morgens vor das Bett trat, und die alten, Damastenen Vorhänge mit den Worten zurückschlug:

„Es ist heut schönes Wetter Ew. Gnaden"

so pflegte mein Großvater den Kopf gegen das Fenster hinzustrecken, und wenn auch nur ein Wölkgen, so groß als der Rauch der aus seiner Pfeife gieng, am blauen Horizonte sich blicken ließ, mit Kopfschütteln zu versetzen:

„So einen Frühling, Schrimps, als vor zwey „und vierzig Jahren, erleb' ich nicht wieder. Es „war damals" —

Schrimps wußte schon, was nun kommen würde, und weil er die ganze Staats Action, ihrer Länge und Breite nach, bereits inne hatte; so durchkreuzte er geschwind die Erzählung des gnädigen Herren mit einer neuen Frage:

„Haben Ew. Gnaden den englischen Reisewagen „schon gesehen, den die gnädige Frau gestern gekauft?“

Mein Großvater.

Ja Schrimps; ich habe ihn gesehn; aber unter uns, meine Frau versteht sich auf dergleichen Dinge nicht; der Wagen, in welchem unser durchlauchtigster Fürst vor zwey und vierzig Jahren seine Reise that —

Schrimps.

Hier sind die Zeitungen Ew. Gnaden. Der König von Preußen zieht Truppen an unsern Grenzen zusammen.

Mein Großvater.

Sieh, sieh Schrimps! hab' ichs nicht lang gedacht? ich weiß, was mir der Fürst damals sagte, als ich vor zwey und vierzig Jahren —

Und so mogte Schrimps von Kometen oder von Ameisen-Eyern sprechen, mein Großvater hielt sich immer fest im Sattel seines Steckenpferdes.

Nur selten hingegen erwähnte er seiner Haupt-Action, die er in den verflossenen zwey Jahren bereits siebenhundert und dreyßigmal bereut hatte. Meine Großmutter — es wird ein wenig schwer halten, ein Bild von ihr zu entwerfen, denn sie schien heute nicht das, was sie morgen war, und war morgen nicht das, was sie gestern schien. Einige ihrer Charakterzüge,

tetzüge, aus einer alten Handschrift des Herren van Doelen entlehnt, schreibe ich treulich ab. — Sie stammte aus einem sehr neuen adlichen Hause, und hielt deswegen viel auf alten Adel, denn jeder Stand in der Welt, maßt sich die Vorrechte des Standes an, der eine Stufe über ihm steht. Der Secretär usurpirt die Rechte des Ministers; der Minister die Rechte des Fürsten; und der Fürst nicht selten die Rechte Gottes. Auch meine Großmutter unterstand sich zuweilen Gottes Schöpfung ein wenig zu meistern. Sie fand es sehr einförmig, daß Adel und Bürgerpack einerlen Nasen hätten, und der ganze Unterscheid nur darinn bestünde, daß der Adel seine Nase höher trüge.

Sie besaß eine edle Wißbegierde, (zu deutsch Neugier) eine bewundernswürdige Redseligkeit, (zu deutsch plauderhaft) einen forschenden Prüfungsgeist (zu deutsch die Gabe, Alles zu behohnlächeln.) Sie war galant, (zu deutsch ....) und nie vergnügter, als wenn sie ein Air de protection affectiren konnte. —

Doch halt! ich höre sie die Treppe heraufkommen, und ziehe mich ehrerbietig in einen Winkel des Saales zurück.

Es war am Tage nach Fastnacht, des Morgens um fünf Uhr, als meine Großmutter von der Masserade nach Haus fuhr, an der Seite eines feinen jungen Menschen, der die Güte hatte, ihr zum Begleiter zu dienen.

Dieſer junge Menſch war kein Anderer, als der berühmte Herr von Süſſenhayn, den jedermann ſchon kennt, weil er eine Kopie von hundert Originalen iſt, die täglich vor unſern Augen herumlaufen. Er hatte viele Taſchenuhren, viele Schulden, viele Liebſchaften, und genoß für jetzt das Glück, im Minneſold meiner Großmutter zu ſtehn.

Mein Großvater rauchte ihnen beyden ſeinen Morgengruß mit vieler Herzlichkeit entgegen; aber das große, blaue Auge ſeiner Gemahlinn war trübe, und die hohe, junoniſche Stirn verunzierte eine übellauniſche Falte. Man ſetzte ſich zum Theetiſch.

Mein Großvater.

Was fehlt dir, mein Schatz? du ſiehſt ein wenig mürriſch aus. Haſt du Verdruß gehabt?

Meine Großmutter.

Zum Sticken und Berſten!

Mein Großvater.

Laß doch hören!

Meine Großmutter.

Können ſies glauben? die Hofräthin X. reiſt mit ihrem podagriſchen Manne nach Italien.

Mein Großvater.

So?

Meine

Meine Großmutter.

Ein Bürger-Weib, das kaum halbsoviel zu verzehren hat, als wir! — Was wird sie nicht dick thun, wenn sie zurückkömmt! was wird sie nicht Alles gesehn haben! was für neue Moden mitbringen! denn Italien liegt ja ganz nahe bey Paris.

Mein Großvater.

Ja das ist wahr.

Meine Großmutter.

Und in allen Gesellschaften wird sie die erste Rolle spielen, immer erzählen, immer beschreiben —

Mein Großvater

Das ist wahr.

Meine Großmutter.

Und wenn sie nur noch zu unterhalten verstünde; aber Dinge, an denen ich zwey Stunden erzähle, die wird sie in fünf Minuten abfertigen.

(Hierinn hatte meine Großmutter vollkommen Recht. Sie wußte die geringfügigste Kleinigkeit so zu recken und zu dehnen, daß alle ihre Erzählungen dem elastischen Harze gleich wurden, aus dessen kleinsten Partikeln eine geschickte Hand den längsten Faden zu ziehen vermag.)

„Ach

„Ach!“ fuhr sie fort: „es wirbelt mir recht im „Kopf, wenn ich an die Schönheiten Italiens geden„ke, die Madonna von Medicis, den Apollo mit „seiner Keule, den Hercules mit der Leyer, die neun „Furien, und die drey Musen, Tisiphone, Alecto „und Megäre.“

Mein Großvater bewunderte im stillen die Belesenheit meiner Großmutter, welche endlich die Mine springen ließ:

„Wissen sie auch mein Engel, daß ich in der vo„rigen Nacht träumte, wir machten eine Reise zusam„nach Italien?“

Mein Großvater

So?

(Es war ein Hauptkunstgriff meiner Großmutter, wenn sie ihren Eheherrn zu etwas überreden wollte, daß sie es die Nacht vorher träumte.)

„Wie wär' es mein Engel, fuhr sie fort: wenn „du meinen Traum wahr machtest, und wir auf ein „paar Monat nach Neapel reisten?“

Mein Großvater, solcher kostspieligen Einfälle schon gewohnt, demonstrirte ihr ganz kaltblütig, daß das eine Haupt-Action sey, zu der ein siebenzig-

jähriger

jähriger Greis so leicht sich nicht entschließen könne. Er rechnete ihr vor, wieviel ihm die kleine Reise vor zwey und vierzig Jahren gekostet habe, die doch mit einer Reise nach Italien in gar keinem Verhältniß stehe. Er erinnerte sie endlich an ihre fünf monatliche Schwangerschaft, und die Gefahren, denen sie ausgesetzt seyn würde. Aber was halfs! Madame hatte sich einmal das Ding in den Kopf gesetzt, und eher hätte der Alte den Flügel einer Windmühle im Sturm aufgehalten, als den Willen seiner Frau, wenn ihre Begierden kochten. Thränen und Liebkosungen, diese Klippen des männlichen Muthes, waren es, an denen auch seine Standhaftigkeit scheiterte. Er entschloß sich zu der zweyten Haupt-Action in seinem Leben, das heißt: er gab nach.

Guter Großvater! Thau des Himmels befeuchte deine Asche! ewiges Grün decke deinen Grabhügel! du warst ein braver Mann; aber ein schwacher Ehemann. Du hattest nicht vor dem Prinzen gestockt, als du vor zwey und vierzig Jahren deine Staats-Action glücklich beendigtest; aber dein Weib konnte durch einen Blick dich zum Schweigen bringen. Du warst ein guter Wirth; in dir wohnte, bis zu deiner Haupt-Action, der Geist vernünftiger Sparsamkeit; und nun mußtest du christlichem und jüdischem Wucher zinsbar werden, um die Reisekosten zu bestreiten. Du liebtest die Ruhe, deinem Alter so angemessen; aber man riß dich aus deinem gepolsterten Sessel, und schleppte

dich

dich nach Italien. Du liebtest die Ehre, sie ruhte auf dir und deinem Hause; aber seit deiner Haupt-Action ward sie ein Spiel müssiger Zungen. Unter Millionen Augen sahen nur zwey nichts, und diese zwey waren die Deinigen. Was aber hielt dich schadlos für die Unbequemlichkeiten der Reise, wenn du Stundenlang herumgeschüttelt wurdest, ehe du deine Schokolade und deine Pfeife Knaster bekamst? — Die Gefälligkeit meiner Großmutter, die dir erlaubt hatte, den Reisewagen gerade so einrichten zu lassen, wie der war, in welchem der Prinz vor zwey und vierzig Jahren zurückkam.

Und so gieng es denn über Stock und Stein! meine Großmutter und ihr Cicisbé saßen im Fond; mein alter Großvater und sein treuer Schrimps ihnen gegenüber. Sie besuchten Mayland, Venedig und Rom. In dieser Königinn der Städte, erlebte mein Großvater seine zweyte Staats-Action, indem er die Ehre hatte, dem Pabste vorgestellt zu werden. Meine Großmutter spielte die Kennerinn, kaufte sich Winkelmanns Buch von den Alterthümern, erhandelte vor zweytausend Thaler nachgemachte Antiken, und glaubte sich nunmehr vollkommen im Stande, die Hofräthin X. zum Schweigen zu bringen.

Von Rom gieng es nach Neapel, und dieser Reise verdanke ich mein Daseyn: denn schon am zweyten Morgen nach ihrer Ankunft, bekam meine Großmutter

ter luſt, troz ihrer achtmonatlichen Schwangerſchaft, den Veſuv zu beſteigen. Umſonſt ſtellte ihr mein Großvater vor, daß eine ſolche Haupt Action, bey ihren jezigen Umſtänden, von den ſchlimmſten Folgen ſeyn könne. Schrimps mußte fort, zwey Ciceroneſ*) zu hohlen, in deren Begleitung meine Großmutter die kühne That unternahm. Mein Großvater und Schrimps blieben zu Hauſe.

Wer je den Veſuv beſtiegen, der wird wiſſen, daß das keine Sache iſt, für eine Frau, die eine achtmonatliche Bürde trägt. Je näher man der Spize kömmt, je tiefer verſinkt man in Aſche, und mit einem Schritte vorwärts, glitſcht man oft zwey Schritte zurück. Meine Großmutter war noch nicht halb hinauf; als ſie bereits einſah, daß ſie einen albernen Streich gemacht. Weil es aber eine ihrer Hauptmaximen war, einen dummen Steeich nie halb zu thun, weil ein halber dummer Streich, den man nur auf eine ſchiefe Art verbeſſern kann, die Leute immer aufmerkſamer macht, als ein ganzer; ſo kroch und keuchte ſie friſch drauf los, erreichte den Keſſel, ſah — nichts, kizelte ſich mit dem Gedanken, einſt ſagen zu können, daß ſie da geweſen, wollte umkehren, that einen Fehltritt, und — — gebahr meinen Vater.

Zweytes

*) So heißen diejenigen, welche die Fremden herumführen.

Zweytes Kapitel.

Der Priester.

„Nun da haben wirs!“ rief Schrimps, als er meines Großvaters Thür öfnete: „die gnädige Frau „ist in die Wochen gekommen.“

Mein Großvater.

Oben auf dem Vesuv?

Schrimps.

So wahr ich Jochen Schrimps heiße! oben auf dem Vesuv, wo der Rauch am dicksten ist.

Mein Großvater.

Nun so schlag doch auch das heilige Kreutz-Donnerwetter darein!

Das war das zweytemal in meines Großvaters Leben, daß ein Fluch aus seinem Munde fuhr. Man mußte ihn mit einer höchst unangenehmen Nachricht überraschen, und recht mit der Thür ins Haus fallen, wenn man ihn bis zum Fluchen bringen wollte. Vor seiner Haupt-Action war dergleichen nie vorgefallen; aber vor ohngefähr anderthalb Jahren fluchte er zum Erstenmale, als ein Lieblingsaffe, den meine Groß-

mutter

mutter hielt, nun aber ſeit der Bekanntſchaft mit dem jungen Menſchen ziemlich vernachläſſigte, das europäiſche Kriegs- und Staats Theater zerriß, und Schrimps ihm dieſen ſchrecklichen Vorfall, eben ſo raſch und unbeſonnen meldete, als jetzt die Niederkunft meiner Großmutter auf der Spitze des Veſuvs.

„Was zum Henker ſollen wir nun anfangen?“ ſagte mein Großvater.

Schrimps.

Ich will ſogleich die Reiſekaleſche anſpannen laſſen. Der Kutſcher mag hinaufſahren, und die gnädige Frau ſachte herunterholen.

Mein Großvater.

Schrimps, ich glaube nicht, daß man ſo geradezu hinaufſahren kann. In Hederichs lexicon ſteht, man könne nur viertehalb italiäniſche Meilen hoch zu Pferde kommen; aber bis zum Gipfel müſſe man klettern.

Schrimps.

Poſſen, gnädiger Herr! Ich bin auch ein wenig in der Welt geweſen, und weiß, was Berge ſind. Ich war einmal auf dem Blockeberge —

Mein Großvater.

Ey, ey, Schrimps, biſt du dort geweſen? Nun ſo erzähle mir doch, wie es da ausſah.

Schrimps.

Du lieber Gott! wie soll es da aussehn! Halbverbrannte Ofengabeln, zerbrochene Besenstiele, liegen umher zerstreut im verdorrten Grase. Ew. Gnaden wissen doch, welch eine Wirthschaft jährlich in der Walpurgis-Nacht dort oben getrieben wird?

Mein Großvater.

Freylich weiß ich es, Schrimps. Der Teufel giebt einen Schmaus, wobey alle Damen aus seinem Serail sich einfinden müssen. O ich habe deren selber gekannt. Als ich vor zwey und vierzig Jahren Sr. Durchlaucht auf einigen Poststationen begleitete, sah ich unter andern auch die Hofdamen der Fürstin. Die Eine war alt und rothaugigt, die Andere jung und blauaugigt. Der Kammerherr Bösewitz sagte mir: die rothaugigte sey eine Hexe, und die blauaugigte eine Zauberinn.

Schrimps.

Ach was! Zauberinn und Hexe, das ist einerley.

Mein Großvater.

Ja, Schrimps, das denke ich auch, und in zwey und vierzig Jahren kann auch wohl aus einer Zauberinn eine Hexe werden.

Schrimps.

Anno 52 war ich auch auf dem Riesengebürge, wo der Rübezahl sein Wesen treibt.

Mein

Mein Groſsvater.

Ey, ey, Schrimps, hat er dich auch geneckt? ich höre ſo was vor mein Leben gern.

Schrimps.

Ein paarmal kam er wie ein Wirbelwind, nahm mir den Huth vom Kopfe, und rollte ihn vor mir her den Berg hinunter, daß ich genug zu laufen hatte —

Mein Groſsvater (ſich den Bauch haltend.)

Ha! ha! ha! ich hätte dich mögen laufen ſehn, Schrimps.

Schrimps.

Aber weiter konnte er mir auch nichts anhaben, denn ich wallfahrtete eben zum Brunnen des heiligen Johannes. Das iſt ein Waſſer! Ew. Gnaden, ſo hell und klar, ſo ſtärkend und minderalſch —

Mein Groſsvater.

Ja, ja Schrimps, als unſer Durchlauchtigſter Fürſt vor zwey und vierzig Jahren aus dem Bade kam —

Wer weiß, wie lange dieß Geſpräch noch gedauert hätte, denn ſowohl mein Groſsvater als ſein treuer Schrimps hatten meinen armen, auf der Spitze des Veſuvs in die Welt gekrochenen Vater, ſammt allem Zubehör rein vergeſſen. Doch eben als eine Beſchreibung der mineraliſchen Bäder, deren der Fürſt ſich vor zwey und vierzig Jahren bedient hatte, auf meines Groſsvaters Zunge ſchwebte, ward meine Groſs-

mutter in einer Sänfte ins Haus getragen, und ha
tedt in ihr Bett gelegt. Mein Großvater ließ sein
Sessel an den Fuß des Ruhebettes rücken, rauch
stillschweigend sein Pfeifgen Knaster, und sah d
Kranken mit vieler Gemüthsruhe ins Gesicht, bis
nach einer halben Stunde ohngefähr, die Augen a
schlug. Nun hub er sehr gelassen an:

„Habe ich dirs nicht vorhergesagt, mein Scha
„Das Ding wird nicht gut gehn."

Meine Großmutter.

Was für ein Ding?

Eine solche unerwartete Queerfrage konnte mein
Großvater sehr leicht aus seiner Fassung bringen.
pflegte, der beliebten Kürze wegen, sehr viele sei
Gedanken durch das Wort Ding auszudrück
meine Großmutter war an diesen Ausdruck gewöh
verstand ihn auch recht gut: aber so oft das Di
ihr ungelegen kam, machte sie durch die Antwo
was für ein Ding? einen Seitensprung, du
den sie nicht selten dem wohlgemeynten Dinge mein
Großvaters entschlüpfte.

„Wie du auch fragen kannst," sagte mein Gr
vater, indem er eine Prise aus der Dose nahm,
er vor zwey und vierzig Jahren aus der Hand des F
sten empfangen hatte: „ich meyne die Wallfahrt n
„d

„dem Vesuv. Ich sagte dir vorher, daß es schlimm „ablaufen würde.“

Meine Großmutter.

Und hast dich wie gewöhnlich geirrt.

Mein Großvater.

Ich habe mich geirrt? ey! ey! Schrimps hat mir gesagt, daß du oben in die Wochen gekommen bist.

Meine Großmutter.

Nun, ist das nicht einerley? hier oder in Gottes freyer luft? Ich muß dir sagen, mein Engel, daß wenn Gott unser Ehebette noch einmal segnen sollte, ich durchaus nach Italien reisen will, um auf dem Vesuv entbunden zu werden.

Mein Großvater.

So, so. — Aber der beschwerliche Weg? — und ohne Hebamme?

Meine Großmutter.

Die Natur ist die beste Hebamme.

Mein Großvater.

Ja, da hast du wohl Recht. Als ich vor zwey und vierzig Jahren Sr. Durchlaucht auf einigen Stationen begleitete, kamen wir unter andern in ein Dorf, wo ein Bauerweib vor wenig Stunden von Zwillin-

gen entbunden worden war. Sie stand mir nicht
dir nichts vor ihrer Thür und wusch Windeln. —
Aber was quäckt denn dort im andern Zimmer?

Der leser wird leicht errathen, daß mein Vate
es war, der mit heller Stimme die Welt anquäckt
„Bringt doch das Ding einmal her!" sagte mei
Großvater. Der kleine Weltbürger wurde gebracht
mein Großvater blies ihm ein Maul voll Tobacksrauch
ins Gesicht, und gab ihm seinen Segen in folgende
Worten: „Du wirst ein feuriger Bursch werden, d
„bist auf einem feuerspeyenden Berge gebohren." Da
war der erste witzige Einfall, der seit seiner Haupt
Action bey meinem Großvater Quartier nahm. E
wiederhohlte ihn so oft, und mußte selbst so herzlich
darüber lachen, daß er endlich über der Geburt seines
Witzes, die Geburt seines Sohnes. mit allen daraus
entspringenden Unbequemlichkeiten vergaß Schrimps
wurde gehohlt, der witzige Einfall ihm mitgetheilt,
und der alte, treue Diener bot alle Kräfte seiner Lun-
ge auf, um durch ein schallendes Gelächter diese Mit-
theilung zu vergelten.

Meine Großmutter hatte sich ziemlich erhohlt,
und schlief die folgende Nacht ruhig.

Am andern Morgen, früh um fünf Uhr, klin-
gelte mein Großvater, und als Schrimps mit der
Schokolade hereintrat, sprach er gähnend: „Gehe,
„Schrimps,

„Schrimps, und frage meine Frau, was aus dem „Kindlein werden soll!“ Schrimps gieng, und kam zurück mit der Antwort: der Knabe solle vors erste getauft werden, und für das übrige werde Gott sorgen.

„Ja Schrimps, sagte mein Großvater: das „ist auch wahr.“ Dabey blieb es, und es vergiengen zwo Stunden, ehe mein Großvater den Mund wieder aufthat. Er saß mit einer brennenden Pfeife, und einem Gesichte, auf welchem die innigste Heiterkeit verbreitet war, am offenen Fenster, und betrachtete die vor ihm liegende schöne landschaft. Schrimps putzte die Stiefeln, kehrte den Rock aus, schnitt Knaster, und so weiter.

Gegen neun Uhr ließ die Wöchnerinn meinen Großvater zu sich bitten, er watschelte hinüber. „laß „doch einen Prediger rufen,“ sagte meine Großmutter: „das Kind ist sehr schwach und muß die Noth„taufe empfangen.“

Mein Großvater.

Ja wärst du nur nicht auf den Vesuv geklettert, das Ding wäre einen ganzen Monat später gekommen.

Meine Großmutter.

Was für ein Ding?

Mein Großvater.

Der Junge, mein Schatz, der die Nothtau
empfangen soll.

Meine Großmutter.

Nicht um eine Minute wär er später gekomme
das muß ich besser wissen.

Mein Großvater.

Ja, du mußt es freylich besser wissen. Ab
sage mir, mein Engel, wenn das Kind nun auch
tauft ist, und Gott es am Leben erhält, wo sollen w
hin damit? Eine so weite Reise bis in unser Vat
land, mögte es wohl nicht aushalten, und auf
Spitze des Vesuvs, wo es zum erstenmal in die W
luckte, können wir es doch auch nicht lassen.

Meine Großmutter.

Gott wird wohl sorgen.

Mein Großvater.

Ja das ist auch wahr. — Eine Pau
Schrimps ward ausgesandt, einen Prediger
hohlen. Nach Verlauf einer Stunde trat in das Zi
mer ein feiner Mann, ein holländischer Geistlich
der ehemals Gesandschafts-Prediger in Neapel ge
sen war. Er hatte sich ein kleines Vermögen erworb
und da Italien, jenes irrdische Paradieß, mehr Re
für ihn hatte, als die eingedämmten Fluren sei

Vat

Vaterlandes, so kaufte er sich eine anmuthige Meyerey am Golfo di Napoli, heyrathete ein braves Mädgen, und verlebte den Rest seiner Tage in süßer, ungetrübter Ruhe. Da Schrimps wußte, daß mein Großvater ein eyfriger reformirter Christ sey; so hatte er den Aufenthalt dieses Mannes ausgekundschaftet, und Herr van Doelen, so hieß der Prediger, war gefällig genug, seiner Einladung zu folgen, um durch diese Handlung der Menschenliebe, den jungen, neugebohrnen Fremdling in den Schoos seiner ehemaligen Kirche aufzunehmen.

Herr van Doelen verstand sich vortrefflich auf den Ton der großen Welt, wie alle diejenigen, welche bey Gesandschaften angestellt waren, oder noch sind. Er näherte sich dem Bette meiner Großmutter mit einer zierlichen Verbeugung, und einem kurzen Glückwunsch, dem er gelegentlich eine hingeworfene Bemerkung über ihr munteres Aussehn, ihre blühende Gesichtsfarbe beyfügte. Da seine Worte aus einem Munde kamen, der sehr angenehm lächelte, und von einem sanften, einnehmenden Blicke begleitet wurden; so gewann er in der ersten Viertelstunde die Gunst meiner Großmutter, und mit ihr ein Geschenk von fünfundzwanzig Ducaten, für die Bemühung, meinen Vater zu taufen, und ihm dem Namen Polycarpus beyzulegen, auf welchem Namen mein Großvater ausdrücklich bestand, weil sein Durchlauchtigster Landesfürst, welcher Polycarpus hieß, ihm vor zwey und vier-

zig Jahren verſprochen hatte, bey ſeinem erſten Kinde Gevatter zu ſtehn.

Nach vollbrachter feyerlicher Handlung ward eine geheime Rathsverſammlung am Wochenbette gehalten, bey welcher meine Großmutter mit vieler Geſprächigkeit präſidirte, mein Großvater zu ihrem Haupte ſitzend, dann und wann ein wenig ſchlummerte, und Herr van Doelen am Fuß des Bettes ſehr aufmerkſam zu zuhören ſchien.

Meine Großmutter (nachdem ſie vorher beynahe ihren ganzen Lebenslauf, mit Weglaſſung der anſtößigen Stellen erzählt.)

Ach! welch' eine unbeſchreibliche Empfindung iſt die mütterliche Liebe!

Van Doelen.

Sie iſt die Erhalterinn aller lebendigen Weſen.

Meine Großmutter.

Wie es mich ſchmerzen wird, den kleinen Polycarpus hier laſſen zu müſſen.

Van Doelen.

Ich vermuthe, daß die gnädige Frau es wegen ſeines zarten Alters für gefährlich halten, eine ſo weite Reiſe mit ihm zu unternehmen. Aber faſt möchte ich

ich gut dafür sagen, daß ihm das Rütteln und Schütteln recht wohl bekommen wird. Man muß die Knaben von Jugend auf zu Abhärtung ihres Körpers gewöhnen. Die Kinder der Nordischen Völker laufen in der strengsten Kälte, baarfuß, baarkopf, nur von einem Hemde bedeckt, im Ellenhohen Schnee herum, und jene Sprößlinge gedeyhen. Die Weiber der Hottentotten tragen ihre jungen Säuglinge in einem Sack auf dem Rücken, und begleiten oft in unwegsamen Wüsten ihre Männer auf der Jagd.

Meine Großmutter (etwas empfindlich.)
Ich bin aber keine Hottentottinn.

Van Doelen.

Um Verzeihung gnädige Frau, Sie sind Mutter, und die Hottentottinn ist es auch. Mein Zweck war, nur Ihnen durch einige Beyspiele zu beweisen, daß es blos von der ersten Erziehung abhängt, aus dem Knaben einen Weichling oder einen Mann zu bilden. Ich wollte Ihr mütterliches Herz beruhigen, Ihnen die Freude nicht rauben, den kleinen Polycarpus auf Ihrer Reise um sich zu sehn.

Meine Großmutter.

Das ist wohl wahr, lieber Herr van Doelen, aber die Unbequemlichkeit währe wahrhaftig allzugroß. Ein schreyendes Kind im Wagen —

Van Doelen (mit einem erstickten Seufzer seinen Blick von ihr wendend)

Sie haben da einen recht schönen Mops.

Meine Großmutter.

Nicht wahr, ein allerliebstes Thier? Er kommt auch nicht von meiner Seite, er hat die ganze Reise auf meinem Schooße mitgemacht. — Aber wieder auf den kleinen Polykarpus zu kommen, sollte es denn in Neapel keine Erziehungsanstalt geben, welcher man ihn sicher anvertrauen könnte?

Van Doelen.

Für so junge Kinder wüßte ich wohl nicht.

Eine Pause. Meine Großmutter dachte hin und her, wo sie meinen Vater lassen sollte, und fiel nicht darauf, daß sie nur hätte den Mops vom Schooße werfen, und den kleinen Polycarpus an dessen Stelle nehmen können. Mein Großvater bediente sich der herrschenden Stille, auch ein Wörtchen darein zu schwatzen.

„Also," sagte er: „gehn die Hottentotten auch „auf die Jagd? das ist doch Kurios. Haben sie „denn auch hohe und niedere Jagd? hetzen sie die Ha„sen, oder schiessen sie sie im lager? Ich muß Ihnen „sagen, Herr Pastor, daß ich zu meiner Zeit ein „großer Jäger war."

Van Doelen wollte eben antworten, doch meine Großmutter unterbrach ihn mit der Frage: „sind Sie verheyrathet?“

Van Doelen.

Ja.

Meine Großmutter.

Haben Sie auch Kinder?

Van Doelen.

Noch nicht, doch hoffe ich in wenig Monaten auf den süßen Vater-Namen Anspruch machen zu dürfen.

Meine Großmutter.

Wie wäre es, lieber Herr Pastor, wenn Sie aus Freundschaft und Gefälligkeit die Mühe über sich nähmen, den kleinen Polycarpus einige Jahre in Ihrem Hause, unter Ihrer Aufsicht zu erziehen? Ich bin überzeugt, daß ich ihn keinen bessern Händen anvertrauen kann, und was die Kosten betrift; so soll ein Jahrgeld von hundert Ducaten Sie in den Stand seßen, ihn der Welt als den Sohn des Baron von Bollenbach zu zeigen.

Ich will den Leser nicht ermüden mit alle dem, was dafür und dawider gesprochen wurde. Van Doelen sträubte sich lange, aber die süße Beredsamkeit

mei-

meiner Großmutter drang durch. Es ward festgesetzt, daß der kleine Polycarpus die ersten zehn oder zwölf Jahre seines Lebens, die italienische Luft einsaugen, alsdann aber durch den getreuen Schrimps, oder irgend einen andern sichern Mann, abgeholt werden, und wo möglich gleich eine Fähndrichsstelle unter den Truppen seines Durchlauchtigen Herrn Pathen antreten solle. Meiner Großmutter fiel ein gewaltiger Stein vom Herzen nachdem sie diese Einrichtung getroffen. In wenig Wochen war ihre Gesundheit wieder hergestellt, und sie erreichte glücklich ihr Vaterland an der Seite des Mopses. Dort hatte sie das Vergnügen, die Hofräthinn X. in allen Gesellschaften zum Schweigen zu bringen. Mein Großvater starb kurze Zeit nach seiner zweyten Hauptaction, und sein Körper ward, wie er es in seinem Testamente verordnet hatte, in den nemlichen Scharlach Rock mit Golde gekleidet, den er vor zwey und vierzig Jahren trug, als er Sr. Durchlaucht auf der Poststation empfing. Schrimps erhielt die viereckigte Dose zur Belohnung seiner treuen Dienste, und weinte so viel, daß meine Großmutter es für überflüssig hielt, ihre Thränen mit den seinigen zu vermischen.

Der kleine Polycarpus war indessen dem Prediger van Doelen in seine friedliche Wohnung gefolgt, wo ihn die wirthbahre Hausfrau mit mütterlicher Zärtlichkeit in ihre Arme nahm.

Drittes Kapitel.

Der Käfer.

Aus dem obigen Gespräch des Herrn van Doelen mit meiner Großmutter, wird der Leser schon selbst die Bemerkung gezogen haben, daß er in seinen Grundsätzen von der Erziehung, jenem liebenswürdigen Sonderling Hans Jacob Rousseau folgte. Mein Vater wurde fleissig gebadet, lernte schon in seinem vierten Jahre schwimmen, und schwamm in kurzer Zeit im Golfo di Napoli herum, wie ein Fisch in seinem Elemente. Die ersten Begriffe von Gott und der Natur wurden ihm beym Spazieren gehen beygebracht, er ward nicht hinter einem mit Dintenflecken bemahlten Tische an den Katechismus geschmiedet, durfte den ganzen Tag herumlaufen, springen, sich mit des Nachbars Kindern balgen, nach einem Ziele werfen, und so weiter. Er bediente sich dieser Freyheit nach Herzenslust, und war selten anders zu Hause, als wenn der Hunger ihn zum Brodschranke trieb.

Indessen blickte es doch aus allen seinen kindischen Handlungen oft hervor, daß die Natur ihn bestimmt hatte, unter die kleine Zahl der guten Menschen gerechnet zu werden. Wenn er zuweilen bey lärmen-

den

den Knabenspielen einem seiner jüngern Kameraden unverdiente Kopfstöße mitgetheilt hatte; so schämte er sich nicht, ihm um den Hals zu fallen, und konnte oft, zürnend auf sich selbst, Stundenlang im Winkel stehn und weinen. Sein Frühstück theilte er gerne, wenn er sah daß ein ärmerer Knabe ihm hungrig in den Mund blickte. Auch für die Liebe schien sein junges Herz empfänglich. Wenig Monate nachdem der Zufall ihn in das Haus seiner Pflegeltern geworfen hatte, ward dem Prediger van Doelen eine Tochter gebohren, die mit meinem Vater aufwuchs. Die kleine Wilhelmine, wie man sie dem Prinzen von Oranien zu Ehren genannt hatte, war ein niedliches, brunettes Mädgen, mit einem Paar schwarzen feurigen Augen, und einem Grübgen in der Wange. Mein Vater kam selten von ihrer Seite. Die Natur lehrte ihn tausend kleine Gefälligkeiten, und wenn er zuweilen mit seinen Kameraden die Obstbäume in des Nachbars Garten bestahl, so brachte er immer die reifsten Früchte der kleinen, süßlächelnden Wilhelmine.

So verstrichen die ersten dreyzehn Jahre seines Lebens im Genuß schuldloser Freuden, die keine Ruthe, und kein finsterer Scholiarch ihm verbitterten. Doch die Zeit rückte heran, in welcher, nach dem Versprechen meiner Großmutter, der alte, treue Schrimps kommen sollte, ihn abzuhohlen. Van Doelen und sein braves Weib, konnten nicht ohne Wehmuth an die Stunde denken, welche von ihrem lieben Pflege-

sohn

ſohn ſie trennen ſollte. Es war ein trauriger Abend, an welchem der Prediger einen Brief von meiner Groſsmutter erhielt, des Innhalts, daſs Schrimps bereits abgereiſst ſey, und in wenig Wochen zu Neapel eintreffen werde, um den kleinen Polycarpus aus ſeinen Armen in die mütterlichen Arme zu führen. Zugleich meldete ſie ihm den Verluſt ihres Mopſes, welcher alt und lebensſatt aus ihrem Schooſse in den Schoos der Ewigkeit gewandelt ſey. Wilhelmine weinte, und mein Vater, ohngeachtet es ſeinem veränderlichen Knabenſinn behagte, neue Länder zu ſehn, und ſich Wunderdinge zu träumen, weinte herzlich mit. Der Bote ward mit wenig Verlangen erwartet, man zitterte, ſo oft man den Knall einer Peitſche hörte.

Doch das Schickſal hatte nun einmal beſchloſſen, meinen Vater nicht zum Fähndrich im Dienſt ſeines durchlauchtigen Pathen zu machen, wie der Leſer aus dem Verfolg dieſer wahrhaften Geſchichte erſehen wird.

Eines Tages, trieb ſich der kleine Polycarpus auf einer bunten Wieſe herum, die mit Frühlingsſchmelz übergoſſen, tauſend Schmetterlingen und Millionen Würmgen zum Tummelplatz diente. Seine Beſchäftigung war den Diſteln die Köpfe abzuhauen, wobey er den Alexander vorſtellte, die Diſteln aber das perſiſche Heer. Plötzlich unterbrach ihn in ſeinen ſüſsen Phantaſien das Sumſen eines Käfers, der ihm ganz

nahe am Kopf vorbey ſchwirrte. Er blickte auf, und ſah ein glänzendes Thiergen, deſſen Flügel im Sonnenſtrahl verguldet mit purpurnen Streifen ihm ins Auge ſtachen. Sogleich warf er den Stecken von ſich, der ſeine Waffen gegen die Perſer geweſen war, riß den runden Hut vom Kopfe und ſchleuderte ihn nach dem blitzenden Käfer, den er ſchon im Geiſt das Bein an einen Faden geſchmiedet, an ſeiner Hand flattern ſah. Der erſte Streich mißlung, der ſchöne Käfer ſetzte ſeinen Weg ruhig fort, Polycarpus athemlos immer hinterdrein. Zuweilen ſetzte ſich der glänzende Flüchtling auf eine Feldblume, gleichſam um ſeinen herbeykeuchenden Verfolger zu necken, und wenn nun mein Vater ganz ſachte auf den Zehen herangeſchlichen kam, mit klopfendem Herzen ſeinen runden Hut in der Hand haltend, augenblicklich den kühnen Fang zu vollbringen hoffte — huſch! ſümſte der Käfer wieder davon über Stock und Stein, über Graben und Hecken. Der kleine Jäger ward immer hitziger, immer erbitterter, er beſchloß den hohnneckenden Flüchtling in ſeine Gewalt zu bekommen, und ſolte er ihn bis an den Abend verfolgen. Schon hatte ihn der Käfer eine Stunde Weges von ſeiner Heymath gelockt, und nun verlohr er ſich plözlich im nahen Walde, wo das verwachſene Geſträuch ihn den gierigen Blicken ſeines Verfolgers alle Augenblick entzog. Zwar wurde Polycarpus nicht müde im Nachſetzen, und achtete es wenig, daß die zuſammenſchlagenden Büſche ihm Geſicht und Hände blutig ritzten, aber ehe er ſichs verſah,

ſänk er bis an die Knie in einen Moraſt, und der Sieger der Perſer blieb hülflos ſtecken.

Vergebens wär er bemüht, ſich aus dem Schlamme heraus zuarbeiten, vom Laufen ermattet, konnte er weder hinterwärts noch vorwärts, und es blieb ihm zu ſeiner Rettung nichts übrig, als um Hülfe zu ſchreyen, welches Geſchrey er auch ſogleich aus vollem Halſe anſtimmte.

Nicht lange ſo hörte er ein Getäuſch im Geſträuche, das ſich ihm zu nähern ſchien; er ſchwieg und horchte. Plözlich ſtand vor ihm ein Mann mit einem ſchwarzen, rauhen Antlitz, ſeine borſtigen Haare hiengen ihm wild in die Augen. Er war angethan mit einem ledernen Koller, umgeben mit einem Gurt, in welchem zwey Piſtolen ſtacken, in der nervigten Fauſt trug er einen dicken, knotigen Stock. „Wer „biſt du Schreyhals?“ donnerte er dem kleinen Polycarpus entgegen: „wie kömmſt du hieher?“

Mein Vater ſtammelte zitternd ſein Bekenntniß der Käferjagd, wie er vom Siege über die Perſer und vom laufen ermüdet, endlich in dieſen Moraſt gerathen, aus welchem für ihn keine Rettung ſey, wenn der Signore nicht die Güte haben wolle, ihm ſeinen ſtarken Arm zu reichen.

Der Mann mit dem ſtruppichten Haar lächelte,

und sein Lächeln war wie ein trüber Sonnenblick im April, der die Scheitel des nackten Felses trift. Er trat einen Schritt näher, mein Vater mußte beyde Hände in seine Rechte legen, und so zog er ihn nach sich, leichter als ein Kind eine hervorkeimende Erbse mit sammt der Wurzel aus der Erde reißt.

„Ich danke dir," sagte mein Vater: „Gott ver„gelts!" mit diesen Worten zog er seinen Hut tief ab, schwenkte sich, und wollte flink davon hüpfen, aber die Donnerstimme des wilden Mannes im ledernen Koller, rief ihm ein fürchterliches Halt! zu, und bannte den armen, kleinen Polyca. us dadurch so fest an seine Stelle, wie der Blick der Klapperschlange die zitternde Wasserratte.

Der Räuber.

Folge mir!

Mein Vater.

Willst du mich nach Haus bringen?

Der Räuber.

Tiefer, tiefer in den Wald.

Mein Vater.

Guter Freund, ich wollte dir wohl gern den Gefallen thun, aber wenn ich diesen Abend nicht zu rechter Zeit nach Hause komme; so schmält Herr van Doelen.

Der Räuber (lachend.)
Laß ihn schmälen!

Mein Vater.
Und Minchen macht mir ein scheel Gesicht.

Der Räuber.
Sie wird schon wieder gut werden. Du darfst nur sagen, ich hätte dich nicht weggelassen.

Mein Vater.
Ich darf wahrhaftig nicht.

Der Räuber (nimmt ihn beym Arm und schleudert ihn vor sich her.)
Fort Bursch!

Was war zu thun? das Recht des Stärkeren war offenbar auf Seiten dessen, der eine nervigte behaarte Faust, und ein paar Pistolen im Gürtel hatte. Hätte auch mein Vater die Waffen nicht weggeworfen deren er sich mit so gutem Erfolg gegen die weichlichen Perser bediente, dieser Scythe mit seiner Keule würde ihrer nicht geachtet haben. Er hielt daher fürs beste, zu leiden was er nicht ändern konnte, und befolgte unter heftigem Herzklopfen und erstickten Seufzern den rauhen Pfad, den des Räubers ausgestreckte Hand ihm andeutete. Nachdem sie sich ohngefähr eine Stunde durch verwachsenes Gesträuch mühsam gewun-

den hatten, und mein Vater vor Mattigkeit seine besudelten Füße nicht mehr heben konnte, gelangten sie an den Eingang einer Höhle, welche die kreisende Natur vermuthlich einmal durch eine Erderschütterung hervorgebracht hatte. Mein Vater wurde hineingestoßen, mußte halb kriechen, halb gehen, und sah sich plötzlich in einem weiten, unterirrdischen Saale, vom Schimmer der Wachs-Kerzen erleuchtet. Um eine runde Tafel mit Wein und Braten belastet, erblickte er ohngefähr zwanzig Männer an Gestalt seinem Führer ähnlich. Einige leerten den vollen Becher, andere wiegten auf ihrem Schooße freche Dirnen, andere würfelten und spielten Karten. Mein Vater ward freundlich aufgenommen, man strich ihm das Knie, man klopfte ihn auf die Backen, man stopfte ihm das Maul voll Braten. Doch über seinem Auge hieng ein Schleyer trübes Unmuths, er dachte zurück an die Wohnung seines Pflegvaters und an München. Die Nacht brach herein, man legte ihn in ein weiches Bett; aber er schlief nicht, er betete.

Viertes Kapitel.

Der Strauß.

Was der brave Herr van Doelen, sein gutes Weib, und das schwarzaugigte Minchen empfanden, als die Sonne sich neigte, und der kleine Polycarpus noch nicht zurückkam; als die Sonne wieder aufgieng und ihre Blicke vergebens sich nach ihm umsahen; als die Sonne Wochenlang sich neigte und wieder aufgieng, ohne Kundschaft zu erhalten von dem verlohrnen Knaben; das wird zu einer andern Zeit dem leser offenbar werden.

Mein Vater war nicht mehr so sehr Kind, daß er nicht leicht begriffen hätte, in welche ehrbare Gesellschaft er gerathen war, er verwünschte den Käfer, die Perser, und sich selbst, weinte manche Thräne der Sehnsucht um Minchen, und entwarf tausend kleine Plane zur Flucht, wozu man jedoch weislich ihm alle Wege verriegelt hatte. Jeden Morgen zog die saubere Bande auf Abentheuer aus, dann blieb der gefangene Knabe unter den Weibern, und verwaltete das Amt eines Küchenjungen. Bald mußte er Holz zum Feuer tragen, bald den Kessel scheuern, bald den Bratenspies drehen. Er verrichtete alles ganz gedul-

dig, um seine Kerkermeister einzuschläfern, und bey guter Gelegenheit aus diesem Raubnest zu entwischen.

Eines Tages wäre es ihm auch beynahe gelungen. Die ganze Schaar war auf den Fang ausgezogen, und nur Einer zurück geblieben, der, weil er ein wenig zu tief in die Flasche gesehen am Eingang der Höhle lag und schnarchte. Die Weiber waren gegangen sich zu baden. Nur eine einzige alte Hexe, die zum Glück ein wenig taub war, saß im Hintergrunde der Höhle am Feuer, mit einem Strickstrumpf in der Hand, und ihr wackelndes Haupt begrüßte von Zeit zu Zeit die welke Brust

Diesen günstigen Augenblick benutzte Polycarpus. Husch, wie ein Vogel, der den Käficht offen sieht, schlüpfte er am schlafenden Räuber vorüber, ließ mit zwey Sprüngen die Höhle hinter sich, und sah sich im Besitz der so sehnlich erwünschten Freyheit. Aber wohin sollte er nun seine Schritte lenken? war er von Süden oder von Norden in den Wald gekommen? lag das Haus des Herrn van Doglen gegen Westen oder gegen Osten? Alles das war ihm so unbekannt, als meinem Großvater seligen Andenkens die hohe und niedere Jagd der Hottentotten. Da es indessen darauf ankam, einen schnellen Entschluß zu fassen, denn wie leicht konnte der Räuber erwachen, wie leicht konnte die alte Hexe mit heiserer Stimme seinen Namen kreischen, und in Ermangelung einer

Ant-

Antwort die ſtürmtrommel rühren; ſo warf er ſich ſeinem guten Glück in die Arme, und trabte ſüdwärts durchs Gebüſch.

Ach! kein hülfreicher Inſtinct leitete ihn, kein ſchützender Engel ließ ſich zu ihm herab. Statt ſich dem Ausgang des Waldes zu nähern, verwirrte er ſich immer tiefer in deſſen Mitte, der Abend überraſchte ihn hungrig, müde und in Thränen. Indeß, da ſein junger Körper der Beſchwerden nicht ungewohnt war, faßte ſeine Seele den Strahl der Hoffnung auf, der ihm zublinkte, daß, wenn dieſe Nacht nur erſt überſtanden, er den ganzen Tag vor ſich habe, und gewiß am Ende des Waldes das Ende ſeiner Leiden erreichen werde. Vor dem Hunger war ihm auch nicht bange, denn er hatte im Gehen ſeine Taſchen mit wildwachſenden Beeren angefüllt, aus welchen er jetzt ſeine Abendmahlzeit machte. Dann trug er am Fuße eines Baumes dürres laub zuſammen, warf ſich darauf, betete, hüllte ſich in ſeine Unſchuld und wollte ſchlafen.

Plötzlich hörte er von ferne Stimmen, die ſich immer mehr und mehr näherten, und er unterſchied bald ganz deutlich die Stimmen der Höhlenbewohner, die nach vollbrachtem Tagewerk in ihren Schlupfwinkel zurückkehrten. Polycarpus zitterte am ganzen leibe, ein eiskalter Schweiß lief ihm den Rücken herab. Er krümmte ſich, hielt den Athem zurück und horchte. Schon deuchte es ihm, das Geſindel habe ſeinen Weg

mehr linker Hand genommen, und werde vorübergehn, ohne ihn zu bemerken. Er hatte Recht, aber eine große englische Dogge, welche die Räuber immer mit sich führten, folgte der spürenden Nase, fand den gekrümmten Flüchtling, beschnupperte ihn und fieng an zu bellen. Umsonst suchte er das Thier zum Schweigen zu bringen, umsonst reichte er ihm in der Angst eine Hand voll wilder Beere hin, die Dogge erhub ihre Stimme immer lauter, und als mein Vater aufsprang um zu fliehen, hielt sie ihn fest am Zipfel seiner Jacke.

Nun war keine Rettung mehr. Die Räuber eilten von allen Seiten herbey, beleuchteten ihn mit einer Diebslaterne, und begrüßten ihn auf die unangenehmste Art von der Welt, indem sie ihm einige derbe Faustschläge ins Gesicht gaben, nach welchen sein Rosenfarbnes Blut reichlich herabfloß, und die dürren Blätter färbte, die ihm zum Nachtlager dienen sollten. Mit kräftigen Stößen trieben die ungeschlachten Menschen ihn vor sich her bis in die Höhle, wo er — mein Herz blutet bey der Erzählung — den unschuldigen Hintertheil seines Leibes, einem unbarmherzigen Arm mit einer Peitsche bewaffnet, Preis geben mußte. O sanftes Minchen! hättest du gesehn, wie die blutigen Striemen die weißen Lenden meines Vaters färbten, Thränen wären aus deinen schwarzen Augen geflossen, und hätten die Grübgen deiner Wangen gefüllt.

Noch

Nach diesem unglücklichen Versuche ward mein Vater strenger bewacht. Der Räuber schnarchte nicht mehr am Eingang der Höhle, die Dirnen giengen nicht mehr sich zu baden, die taube Alte begrüßte nicht mehr mit wackelndem Haupte die welke Brust.

Zwey Jahre verstrichen, Polycarpus gewöhnte sich nach und nach an seinen Zustand, er dachte nicht mehr so oft an Winken, und würde vielleicht am Ende trotz der besten Anlagen, ein Räuber geworden seyn wie die andern, hätte sich sein Schutzgeist nicht über ihn erbarmt. Denn ach! es ist leider nur zu wahr, daß der Zufall oft aus einem ehrlichen Mann einen Schurken, und aus dem, den man Jahre lang für einen Schurken hielt, einen ehrlichen Mann bildet.

Schon lange hatten die Räuber in dieser Höhle ihr Wesen getrieben, schon so manche Schätze gesammlet, schon so manchen Reisenden ermordet, ohne daß die wohlweise Regierung zu Neapel es für gut befunden hätte, andere Gegenanstalten zu treffen, als daß sie einen Preis auf ihre Köpfe setzte, den keiner zu verdienen wagte, und über welchen das Gesindel nur spottete. Doch nun ereignete sich ein Zufall, der ernsthaftere Folgen nach sich zog. Ein junger Marchese kam von seiner französischen Reise zurück, ward in diesem Walde von der Bande, welche die Gleichheit aller Stände und die Gemeinschaft der Güter mit philosophischem Starrsinn festzusetzen suchte, angegrif-

fen

fen, und, weil er dieses System nicht annehmen wollte, sondern so unhöflich war, einen der Räuber durch einen Pistolenschuß zu verwunden, leblos in den Sand gestreckt. Dieser Marchese war übrigens ein Windbeutel und sein leben wenig werth; aber als Sohn eines neapolitanischen Ministers betrachtet, machte seine Ermordung mehr Aufsehn, als der Tod manches braven, brauchbaren Mannes, der vor ihm durch den Dolch dieser Räuber gefallen war. Ein starkes Detaschement von Polizey-Soldaten ward ausgesandt, umzingelte den Wald, ließ keinen Busch undurchsucht, und fand endlich die Mörderhöhle. Hier entstand ein wüthendes Gefecht, wo auf einer Seite der Gedanke an einen schimpflichen Tod Verzweiflung in jedes Herz und Riesenstärke in jeden Arm goß, auf der andern aber die weitüberwiegende Menge den fehlenden Muth ersetzte.

Nachdem von beyden Theilen einige tod zur Erde gefallen, andere verwundet sich im Staube krümmten, mußte endlich der Überrest der Räuber sich der überlegenen Zahl ergeben, ward sammt den Dienen gefesselt, und nach Neapel zum Richtstuhl geschleppt. Mein Vater hatte sich während der Action zitternd in die Felsenritze verkrochen, welche der Höhle zum Schornsteine diente, und ward nicht gefunden. Als es nun wieder stille um ihn her wurde, kroch er aus seinem Schlumpfwinkel hervor, machte sich auf die Beine und lief was er laufen konnte. Da ihn aber

sein

n ehemaliger Verſuch einer Flucht belehrt hatte, daß
Weg ſüdwärts nicht aus dem Walde führe; ſo
hlte er dißmal die entgegenſetzte Himmelsgegend,
o ſah ſich in Zeit von einigen Stunden auf einer
iten Landſtraße.

Nun begann er wieder frey Athem zu ſchöpfen,
inchens Bild erwachte lebhaft in ſeiner Seele, und
ſchmauſte an der ſüßen Hoffnung, ſie noch dieſen
end an ſein Herz zu drücken. Unter dieſen lachenden
antaſien ſetzte er ſeinen Weg fort, hielt einen jeden
anderer an, der ihm begegnete, und frug nach der
ohnung des Herrn van Doelen. Einige ant-
rteten ihm gar nicht, einige lachten ihm ins Ge-
t, das verdroß den Knaben baß, und er nahm
vor, gar nicht mehr zu fragen, ſondern die
raße zu verfolgen, bis er eine Stadt oder ein Dorf
eichen würde.

Siehe, da zog des Weges daher ein dicker Mann
einem braunen Antlitz, der zu Fuße zwey Fracht-
gen begleitete, welche mit großen Kaſten beladen
ren. Er warf einen neugierigen Blick auf unſern
nen Wanderer, und da er ihm an der Naſe anzu-
en glaubte, daß er nicht recht wiſſe woher? noch
hin? ſo redete er ihn freundlich an: weshalb er
h in der Mittagshitze ſo allein herumlaufe? Das gab
armen Polycarpus Muth, noch einen Verſuch
wagen, ob vielleicht dieſer Reiſende ſich eines verlaſ-

ſenen

seinen Knaben liebreicher annehmen werde, als die vorigen ungeschliffenen Menschen.

„Ach lieber Freund!" sagte er zu dem dicken braunen Manne: „könnt ihr mir nicht sagen, wo die Wohnung „des Herrn van Doelen ist? ich habe mich ver„irrt, und will gern erkenntlich seyn."

„Des Herren van Doelen?" lächelte der Mann: „ja, ja, ich will dich hinbringen. Setz „dich nur hier auf den Wagen, sein Haus liegt gerade „an der Straße, die ich fahren muß."

Wer war froher, als mein Vater! mit einem Sprunge schwang er sich auf den Wagen, rüttelte sich auf einem der Kasten zurecht, und blinzelte mit heiterem Gesicht immer vorwärts, ob er das rothe Ziegeldach, unter welchem Minchen hauste, noch nicht entdecken könne? Sie fuhren und fuhren, die Schatten wurden länger, die Luft kühler, aber noch kein rothes Ziegeldach. Sie fuhren und fuhren, der Hirte trieb das Vieh nach Haus, die Sonne tauchte sich ins Meer, aber noch kein rothes Ziegeldach. Endlich machten sie in einem Dorfe vor einem elenden Wirthshaus halte!

„Heute ist es zu spät," sagte der dicke braune Mann: „meine Rappen wollen nicht weiter; aber „mor-

„morgen, höchstens in der Mittagsstunde, bist du „an Ort und Stelle.“

Mein Vater ahndete nichts arges. Morgen in der Mittagsstunde an dem Ort und der Stelle, wo Minchens schwarze Augen glänzen, morgen in der Mittagsstunde vielleicht mit ihr an einem Tisch bey einer Schaale frischer Milch, wer kann mit solchen süßen Bildern in der Seele, Betrug argwohnen.

Am andern Tage bey Sonnen Aufgang wurden die Rappen wieder vorgespannt, Polycarpus half fröhlich und emsig die Pferde striegeln, zäumen und zur Tränke führen, setzte sich wieder auf seinen Kasten und der Zug gieng vorwärts. Sie fuhren und fuhren, die luft ward schwüler, die Sonne warf ihre Strahlen senkrecht herab, und noch kein rothes Ziegeldach. Sie fuhren und fuhren, der braun gebrannte Schnitter aß sein Mittagsbrodt, die Rappen lechzten nach dem Stalle, und noch kein rothes Ziegeldach. „Nur „noch eine Stunde!“ sagte der dicke braune Mann. Die Stunde verfloß, und siehe, mein Vater befand sich ohne es zu wissen auf der neapolitanischen Grenze.

Nun veränderte sein Gefährte Ton und Gesicht. „Bursch!“ sagte er mit rauher Stimme: „danke „Gott! daß ich dich nicht ins Zuchthaus geliefert habe, „denn du scheinst mir ein verlaufener Zeisig zu seyn. „Wenn du dich indeß gut aufführst und meine Befehle

„pünct

„pünctlich erfüllst, so sollst du bey mir an nichts Man„gel leiden.“ Da half weder bitten noch proteſtiren, der Mann ſchwang ſeine Fuhrmannspeitſche, mein Vater zitterte und gehorchte.

Wer war denn der dicke braune Mann? höre ich meine Leſer fragen. Er war nichts mehr und nichts weniger als Einer jener herumſtreichenden Tagediebe, die mit fremden Thieren von Stadt zu Stadt ziehen, und den neugierigen Gaffern das Geld aus dem Beutel locken. In ſeinen Kaſten befand ſich eine Löwinn, ein afrikaniſcher Tyger, ein Strauß, ein Stachelſchwein und einige Affen. Einige Tage vorher, ehe er meinen Vater auf der Landſtraße antraf, hatte der Tyger in einem Anfall von Wildheit, einen funfzehnjährigen Knaben zerriſſen, der ihm bisher zum Wärter gedient hatte. Beym erſten Blicke, den der dicke braune Mann auf den kleinen Polycarpus warf, fiel es ihm ſogleich bey, durch dieſen Burſchen ſeinen Verluſt zu erſetzen, und er führte dieſen Entwurf aus ſo wie wir geſehen haben; doch mit der Einſchränkung, daß er nicht den Tyger meines Vaters Obhut übergab, ſondern ihn nur vor der Hand zum Straußenwärter machte, bis die andern wilden Beſtien ſich erſt an ſeinen Anblick gewöhnt haben würden. So wurde alſo mein Vater, ſtatt Fähndrich im Dienſt des durchlauchtigſten Fürſten Polycarpus zu ſeyn, erſt Küchenjunge und alsdann Straußenwärter.

Fünftes Kapitel.

Das Gewitter.

Mein Vater ward der herumſchweifenden Lebensart nach und nach gewohnt, es gefiel ihm, daß ſein ganzes Tagewerk in Füttern und Gefüttert werden beſtand, es behagte ihm nicht minder, daß er, ſtatt in einer zehn Schritt langen Höhle faule Dünſte einzuathmen, nun immer in Gottes freyer Luft herumwandelte; daß er, ſtatt jeden Morgen beym Erwachen in den gähnenden Schlund eines Räubers, oder ins freche Auge einer Buhldirne zu ſchauen, täglich und ſtündlich neue Geſichter ſah, ſo viele fremde Städte und Länder, Gebräuche und Speiſen kennen lernte. Traun! wär er mit der unnachahmlichen Weitſchweifigkeit eines Bernoulli oder Büſching begabt geweſen, wir würden ſchon längſt ein Dutzend Bände ſeiner Reiſen in quarto von ihm aufzuweiſen haben.

Der dicke braune Mann zog mit meinem Vater nach Deutſchland, und war mit ſeiner Aufführung ſo ziemlich zufrieden. Ein Beweis deſſen, daß er in zwey Jahren nur ein einzigesmal die überredende Kraft der Fuhrmannspeitſche empfand, weil er in Potsdam einen ganzen Tag den ſchöngeputzten Kriegsmännern nachlief, und darüber beynahe den Strauß hätte verhungern laſſen.

Polycarpus gieng nun bereits in sein achtzehntes Jahr, und fühlte plötzlich in sich den Durst nach Wissenschaften, jenen allmächtigen Trieb, unsere Kenntnisse zu erweitern, der den Jüngling und den Greis beseelt, nie ganz befriedigt wird, und in meinen Augen der stärkste Beweis für das Daseyn unserer Seele ist. Er empfand es innig, daß er weder zum Küchenjungen noch zum Straußenwärter gebohren sey, feinere Bedürfnisse als die, welche blos auf die Erhaltung unserer irrdischen Hülle abzwecken, ergriffen ihn allgewaltig, aber an wen sollte er sich wenden? Von keiner lebendigen Seele umgeben, als von dem dicken braunen Mann, dem Strauß, dem Tyger, dem Löwen, dem Stachelschwein, was gewährt ihm Befriedigung seines allumfassenden Triebes? Die Kenntnisse des dicken braunen Mannes erstreckten sich nicht weiter, als auf die richtige Angabe der besten und wohlfeilsten Wirthshäuser in jeder Stadt, die sie durchzogen hatten, und wenn mein Vater zuweilen auf dem Felde diese oder jene Bemerkung machte, um den Nutzen dieser oder jener Pflanze sich befrug, so schlug der dicke braune Mann Feuer an, legte den brennenden Schwamm auf die Pfeife, und dampfte mit dem Rauche seine Antwort in die Luft.

Da also für meinen Vater keine Hülfe unter lebendigen war; so beschloß er sich an die Todten zu halten. Er erinnerte sich, daß Herr van Doelen ihm oft gesagt: die Naturgeschichte sey das angenehm-

ste

ſte Studium, welches im Wurm und im Behemoth dem Forſcher die unendliche Allmacht des Schöpfers enthülle; ſein Amt, als Wärter wilder Beſtien, verſchaffte ihm zugleich den Vortheil, mit eigenen Augen zu ſehn und zu unterſuchen, was vielleicht übel unterrichtete Naturforſcher der Welt vorgelogen hatten. Er griff daher in ſeine Taſche, hohlte einige erſparte Groſchen heraus, welche zu verſchiedenenmalen die Wohlthätigkeit neugieriger Gaffer ihm zugeworfen hatte, und trollte in den erſten beſten Buchladen, wo er eine Naturgeſchichte zu kaufen verlangte. Der Buchhändler frug: was für Eine?

Mein Vater.

Gleichviel welche.

Der Buchhändler.

Hier iſt Büffons Naturgeſchichte.

Mein Vater.

Nur her damit! was koſtet ſie?

Der Buchhändler.

Das ganze Werk mit ausgemahlten Kupfern, ſo weit es heraus iſt, können ſie ungefähr für 50 Thaler haben.

Mein Vater (ſehr erſchrocken)

Funfzig Thaler? Gott bewahre! haben ſie keine wohlfeilere?

Der Buchhändler.

O ja! hier ist Martinis Naturgeschichte für 32 Thaler und 22 Groschen.

Mein Vater fand dieß eben so ungeheuer, und auch Raffs Naturgeschichte für Kinder überstieg die die Kräfte seines Beutels. Der Buchhändler hohlte also irgend einen hundertjährigen Naturkundiger aus dem Staube hervor, der dem Plinius alle seine Fabeln nachgeschwatzt, und noch neue dazu erfunden hatte, und verkaufte ihn meinem wißbegierigen Vater für einige Groschen. Mit diesem Schatz unter dem Arm lief er spornstreichs nach Hause, setzte sich in einen Winkel, blätterte sehr emsig, und fand bald zu seinem großen Behagen eine Beschreibung des berühmten Vogels Strauß. Er lernte daraus, daß dieß langbeinigte und langhälsigte Geschöpf auf lateinisch Struthio camelus heiße, daß es nicht fliegen könne, aber mit einem Pferde im stärksten Trab in die Wette laufe, daß die Araber es galopirend verfolgen, und daß es dumm genug sey, zu glauben, man sehe es nicht, wenn es seinen Kopf in einen Busch steckt. Er verschlang alle diese Nachrichten begierig, und fand endlich am Schluß noch eine Anmerkung, welche ihn belehrte, daß der Vogel Strauß auch Eisen und Steien fresse und verdaue. Das fiel ihm besonders auf, und er beschloß sogleich einen Versuch zu machen. Der große Thorschlüssel des Wirthshauses, in welchem sie herbergten, lag eben auf dem Treppengeländer, er bemäch-

bemächtigte sich seiner, gesellte einige derbe Kieselsteine dazu, und überbrachte sie dem anvertrauten Pflegling zur Abendkost, hatte auch das Vergnügen zu sehn, daß dieser ohne alle Weigerung die vorgesetzte harte Speise zu sich nahm. Die innigste Ehrfurcht gegen den Verfasser jener wahrhaften Nachrichten nahm Platz im Busen meines Vaters, er schob das Buch in seine rechte Rocktasche, knöpfte sie sorgfältig zu, und trat am andern Morgen mit anbrechender Dämmerung die weitere Reise in Gesellschaft des dicken braunen Mannes an.

Als sie gegen Mittag sich eben in einem Walde befanden, welcher das Harzgebürge umkränzt, machte sein Gefährte halte im Schatten belaubter Eichen, um die Pferde ein wenig verschnauben zu lassen. Er zog ein Brod aus der Tasche, gab zuerst jedem Rappen ein Stück, alsdann auch meinem Vater, und lagerte sich darauf wohlgemuth ins Grüne. Plötzlich entstand in dem Kasten, welcher dem Strauße zur Wohnung diente, ein verwirrtes Geräusch, es war als ob er mit den Flügeln schlage, sich hin und her wälze und ängstliche Töne aus seinem langen Halse presse. Der dicke braune Mann sprang erschrocken auf, hohlte aus seiner Hosentasche die Schlüssel an ein ledernes Riemgen gebunden hervor, und öffnete den Kasten. Ach! da lag der arme Strauß in den letzten Zügen, blickte seinen Kerkermeister mit gebrochenem Auge noch einmal an, und verschied.

Entsetzen mahlte sich im Auge des dicken braunen Mannes, grimmig wandte er sich nach meinem Vater: „Gottloser Bube! was hast du angefangen?“

Der treuherzige Polycarpus hatte in seinem Leben nicht gelogen, stammelnd bekannte er, daß er auf Veranlassung eines großen Naturforschers, den Strauß mit einem Thorschlüssel und zwey Kieselsteinen bewirthet habe.

„Hohle der Teufel dich und deinen Naturforscher,“ schrie der dicke braune Mann, griff mit wüthiger Gebärde nach der Fuhrmannspeitsche, und wollte meines Vaters Fleiß in der Naturkunde mit einer derben Tracht Prügel belohnen. Polycarpus hielt nicht für rathsam, dieß Donnerwetter abzuwarten, er rief seine beyden gesunden Beine um Hülfe an, und sprang davon. Nun begriff der dicke braune Mann wohl, daß er einen dummen Streich gemacht hatte, denn seine Pferde und Kasten durfte er nicht verlassen, um den Flüchtling zu verfolgen, und hätte er das auch wagen wollen; so ließ doch sein fetter Wanst ihm wenig Hoffnung, den achtzehnjährigen, magern Springinsfeld einzuholen. Er veränderte daher in der Geschwindigkeit seinen Ton, und bat den fliehenden Polycarpus sehr beweglich, zurück zu kommen, es solle ihm kein Haar gekrümmt werden. Aber die Fußemannspeitsche hatte meines Vaters Füße einmal in solche unaufhaltsame Bewegung gesetzt, daß die Ohren ihm

für

für dießmal keine Dienste thaten, und er schon weit entfernt war, als der dicke braune Mann noch immer seine Einladung und sein Versprechen ihm nachkreischte. Es blieb also dem armen Teufel weiter nichts übrig, als den ermordeten Strauß wieder einzuschliessen, und traurig und allein seine Straße zu ziehen.

Mein Vater durchstreifte indessen das dickste Gebüsch, und zitterte vor jedem Rascheln eines dürren Laubes, als ob die Fuhrmannspeitsche schon hinter ihm sey. Nachdem er sich endlich völlig in Sicherheit glaubte, begann er sehr ernsthafte Betrachtungen über sein wunderliches Schicksal zu machen. „Ich bin auf „auf einem feuerspeyenden Berge gebohren," sprach er bey sich selbst: „und folglich zu großen Thaten be„stimmt. Ich habe einen durchlauchtigen Pathen, in „dessen Dienst ich das unaussprechliche Glück genießen „könnte Fähndrich zu seyn, statt dessen führt mich ein „verdammter Käfer in eine Räuberhöhle, wo man „mich zum Küchenjungen herabwürdigt, und ich ent„gehe dieser Schmach nur um Straußenwärter zu „werden. Kaum schwingt mein Geist durch eigne „Kraft sich über alle diese Erniedrungen empor, kaum „bild' ich durch eignen Fleiß mich zum Naturforscher, „als ich in aller Unschuld einem Strauß einen Thor„schlüssel und ein paar Kieselsteine zu fressen gebe, und „dafür mit Peitschenhieben belohnt werden soll. O „Minchen! Minchen! wäre es mir vergönnt, an „deiner Seite die Natur zu studiren, in deinem schwar-

„zen Auge die Allmacht des Schöpfers zu bewundern,
„wie gern thäte ich Verzicht auf die Fähndrichsstelle
„meines durchlauchtigen Pathen!“

Unter diesem Selbstgespräch war er tapfer zugeschritten, und da er vor dem dicken braunen Mann nunmehro sicher zu seyn glaubte, so suchte er emsig wieder auf die Landstraße zu kommen, um wo möglich noch vor Abend ein Dorf oder eine Hütte zu erreichen.

Aber siehe! am schwarzen Horizont thürmte eine Wetterwolke sich auf, schon heulte der rauhe Sturmwind in den Wipfeln der Eichen, schon rollte der ferne Donner, schon leuchteten zackigte Blitze, die Luft war schwül und drückend, die Vögel flatterten ängstlich umher, es begann große Tropfen zu regnen. Mein Vater wußte daß es unter den hohen Eichen gefährlich sey zu verweilen, er schaute zitternd nach einem Obdach sich um, und erblickte endlich im Gesträuch eine Jägerhütte, wohin er sich flüchtete. Das Gewitter näherte sich fürchterlich unter dem Brausen des Sturms, die Blitze zischten, es folgte Schlag auf Schlag, der Platzregen raschelte auf dem morschen Dache. Da trat plözlich ein feiner Mann in die Hütte, im grünen Jagdkleid, mit Flinte und Jagdtasche. Das Wasser triefte ihm vom ledernen Hute herab, und durchnäßte das Pulver auf der Pfanne, seine Hunde schüttelten sich, daß die Tropfen umher spritzten. Er erstaunte,

einen

einen jungen Menschen hier im tiefsten Walde anzutreffen, dessen Mine eben keinen Räuber weissagete. „Wer bist du?“ frug er neugierig. Mein Vater erzählte mit der treuherzigsten Naivität, seine Geschichte mit dem dicken braunen Manne, und seinen verunglückten Versuch zum Behuf der Aufklärung in der Naturgeschichte. Der Jäger lächelte und der offene Jüngling schien ihm zu behagen. Als das Wetter vorüber gezogen, und die Wolken den blauen Horizont entschleyerten, sprach der Fremde mit dem Ton der Güte: „ich bin der Berghauptmann von Süssen„hayn, willst du mir folgen auf mein Schloß, so „kann ich vielleicht für deine Zukunft Sorge tragen.“

Als mein Vater von einem Schlosse hörte, er, der nicht einmal eine armseelige Hütte hatte, kein Plätzgen wo er sein Haupt hinlegen, keinen Bissen Brod womit er seinen Hunger stillen konnte, ergriff er das Anerbieten begierig, küßte seinem Wohlthäter dankbar die Hand, und schlenderte hinter ihm her durch den Wald.

Sechstes Kapitel.

Das Bergwerk.

Sie mogten kaum eine Stunde Weges gegangen seyn, in welcher Zeit der Herr von Süssenhayn sehr viel mit seinen Hunden, und kein Wort mit meinem Vater sprach, so blinkte dem leztern, zu innigem Wohlbehagen seines knurrenden Magens, hoch über den Wipfeln der Tannen, das rothe Ziegeldach der Burg Süssenhayn ins Gesicht. Ihm war es in diesem Augenblicke, als sähe er das Dach seines Pflegevaters, und den rauchenden Schornstein verglich er mit Minchens Reizen: Rümpft nur nicht die Nase über diesen unwürdigen Vergleich, er ist natürlicher als mancher im hohen Liede, denn der rauchende Schornstein reizt den hungrigen Magen, und die blühende Mädgen Wange das lüsterne Auge, der Magen bellt lauter als das Auge begehrt, das Auge sieht in die Schüssel und nicht nach dem Mädgen bis der Magen schweigt.

Sie näherten sich dem Vorhof und wurden von ein paar Dutzend heulenden Jagd Hunden empfangen, die sich zu des Berghauptmanns Füßen schmiegten. Einige Jäger kamen und statteten Bericht ab, was während der Abwesenheit des gnädigen Herren vorgefallen. Der Jäger Hans rapportirte, Sr. Gnaden Nachbar,

der Obriſter Felſenburg, welle den ſchönen Sultan verkaufen, und zugleich ergoß er ſich in das Lob, dieſes Sultans ohngefähr folgendermaßen: „Mit Ew. Gna„den gnädigen Erlaubniß, das iſt ein Kapital Hund. „Er hat weite, offene Naſenlöcher, breite, hangende, „dicke Ohren, braune, friſche, glänzende Augen, „gute, ſtarke, weiße Fangzähne, der Rücken gegen „das Kreuz zu iſt breit und feſt, die Hüften fleiſchigt, „ſtarke, grade Füſſe, der Bauch haarig und eingezo„gen, der Wedel gebogen, von ſtarken Haaren, nicht „dürre, abhängig, die Tappen ſind dürre, die Tritte „unten hart, zwiſchen den Ballen mit Haaren be„wachſen.“ Der Jäger Matz berichtete, er habe eine Bäche geſchoſſen, und der Jäger Anton einen Friſchling. Der Herr von Süſſenhayn hörte einen jeden ab, theilte mit einer wichtigen Miene ſeine Befehle aus, und begäb ſich ins Schloß, wohin ihm mein Vater auf einer gothiſchen Windeltreppe folgte.

Sie gelangten in einen großen Saal mit hundertjährigen Hirſchgeweyhen verziert, wo ſie von einer ſehr geſprächigen Wirtſchafterinn, mit einem Bund Schlüſſel an der Seite, empfangen wurden. Auch ein paar ſtarke, muntere Knaben von 15 bis 16 Jahren hüpften herzu, und begrüßten die Ankömmlinge mit ziemlich bäuriſchen Sitten. Der Herr von Süſſenhayn ließ ſich vom Jäger Hans die Stiefel ausziehn, kleidete ſich in ein wollenes Wamms; der Jäger Matz reichte ihm eine große meerſchaumene Pfeife,

und

und so warf er sich auf einen ledernen Sofa, indeß der Jäger Anton den Tisch dekte. Mein Vater stand noch immer an der Thür, drehte seinen runden Hut auf der Faust herum, und schlug die Augen nieder.

Der Hr. v. Süssenhayn.

Nun junger Mensch, komm näher, und laß hören wozu du tauglich bist. Vors erste deinen Namen.

Mein Vater.

Ich heiße Polycarpus von Bollenbach.

Der Hr. v. Süssenhayn (aufspringend.)

Wie! was! von Bullenbach? — Polycarpus? — Ins drey Teufels Namen! Du bist doch nicht derselbe, der dem Herrn van Doelen in Italien davon lief?

Mein Vater.

Derselbe, aber davon gelaufen bin ich nie.!

„Junge! Herzensjunge!“ schrie der Herr von Süssenhayn, schleuderte den meerschaumenen Kopf von sich, und drückte meinen Vater mit solcher Gewalt in seine Arme, daß er ihm ein lautes Au! abpreßte. „Wo führt dich der Teufel hieher? aus Nea„pel ins Harzgebürge?“

Mein

Mein Vater erzählte seine Abentheuer mit aller historischen Treue, und wagte es zuletzt die Frage anzuhängen; woher er das Glück habe Sr. Gnaden bekannt zu seyn?

Der Hr. v. Süssenhayn.

Drollig genug, mein Seel! als obs ein Romanschreiber erlogen hätte. Wisse Junge, ich habe deine Mutter recht gut gekannt, ich war mit ihr in Italien, ich war dabey, als du auf dem feuerspeienden Berge in die Welt krochst. Es sind nun vier Jahr als sie mir schrieb, du seyst unsichtbar geworden.

Hoffentlich wird der leser sich noch des jungen Herren erinnern, der am Tage nach Fastnacht des Morgens um fünf Uhr, meine Großmutter nach Hause geleitete, und auf der neapolitanischen Reise, meinem Großvater gegenüber, im fond saß. Es war kein anderer, als der nemliche Herr von Süssenhayn, damals Hof- und Jagd Junker des Durchlauchtigsten Fürsten Polycarpus. Bey seiner Zurückkunft aus Italien ernannte ihn der Fürst zum Oberforstmeister, und bald darauf zum Berghauptmann, weil sein Gut in der Gegend eines ziemlich beträchtlichen Bergwerkes lag, und er nichts vom Berawesen verstand. Hier lebte er seit funfzehn Jahren entfernt von der Welt, und die wilde, düstere Gegend, der einförmige Umgang mit seinen Jägern und Bergleuten, das tägliche Geschäft des Hetzens und Mordens, hatten

aus dem ſüßen Höfling nach und nach einen rauhen Waidmann gebildet. Er war ein Hageſtolz, der keine weibliche Seele um ſich litt, außer der Jungfer Morgenthau ſeiner Wirthſchafterinn. Dieſe hatte ihn überredet aus chriſtlicher Liebe ein paar Wayſenknaben zu ſich zu nehmen, welche durch ein Spiel der Natur das Glück hatten, dem gnädigen Herrn ſehr ähnlich zu ſehn.

Die Jungfer Morgenthau ſah etwas ſcheel, als ſie die Bemerkung machte, daß die Wayſenknaben, vermöge ihrer Geſichtsformen, allenfalls für Halbbrüder meines Vaters paſiren könnten. Sie berichtete den gnädigen Herrn ſeit geraumer Zeit unumſchränkt, und hatte ſchon längſt aus weiſer Vorſicht für die Zukunft ein Plänchen entſponnen, wie die Burg Süſſenhayn, ſammt der hohen und niedern Jagd, nach und nach in ein Häufgen lachendes Gold zuſammen zu ſchmelzen ſey, mit welchem ſie nach dem erfolgten, tödlichen Hintritt des Erbherrn, die beyden Wayſenknaben in chriſtlicher Eingezogenheit zu erziehen gedachte. Die Wärme, mit welcher der Berghauptmann meinen Vater umarmte, die Ehre die er ihm erwieß, ihn bey der Tafel, neben ſich zu ſetzen, die alte Bekanntſchaft mit meiner Großmutter, von welcher ſie bis jetzt nicht ein Wörtgen gewußt hatte; alles dies zuſammen genommen, vertiefte die Falten, welche ſeit einigen Jahren ihre Stirn zierten, machte ſie bey Tiſche grämlich und ſchmollend, und gebahr meinem Vater einen

Feind

Feind, nachdem er kaum seit einer halben Stunde das Haus dessen betreten hatte, der l'ami de la maison meines Großvaters gewesen war.

Indes bemerkte am ersten Abend Niemand den Unmuth der Jungfer Morgenthau. Mein Vater war viel zu gutmüthig und unerfahren, der Berghauptmann aber viel zu heiter und froh über die unerwartete Zusammenkunft. Er ließ vom besten Rheinwein aus dem Keller hohlen, und trank aus einem silbernen Becher mit seinem Wappen geziert, auf die Gesundheit des jungen Abentheuerers. Mit unter benachrichtigte er meinem Vater von seinen jetzigen Familen Verhältnissen. Meine Großmutter, hieß es, sey vor einem Jahre gestorben, weil sie den Tod ihres Mopses und den Verlust ihres Sohnes nicht habe überleben können. Sogleich seyen eine Menge Muhmen und Vettern herbeygestürmt, um sich in den Nachlaß zu theilen, man habe aber gefunden, daß die passiva die aktiva weit überstiegen, und also förmlich auf die Erbschaft Verzicht gethan, aus welcher sich die Creditores so gut sie gekonnt, bezahlt gemacht. Von dieser Seite war also nichts für meinen armen Vater zu hoffen, indeß versprach der Herr von Süssenhayn nach bestem Vermögen für ihn zu sorgen, und die Jungfer Morgenthau verzog das Maul bis an die Ohren, als ob sie einen Becher Wermuth ausgeleert hätte.

Der Reisegesellschafter meiner Großmutter hielt Wort, und meines Vaters Kopf machte seiner Protection Ehre. Polycarpus mußte nemlich auf sein Anrathen sich auf die Bergwerkskunde legen, und brachte es darinn in kurzem weiter als alle Berghauptleute, die seit Anno 972 als das Bergwerk zu Rammelsberg im Harzgebürge entdeckt wurde, diesem Amte vorgestanden hatten. Die alten Bergleute beehrten ihn mit der Benennung Bergwurzel, welches in ihrer Sprache einen Buben andeutet, der von bergmännischen Eltern gebohren worden, zuweilen aber auch auf denjenigen angewandt wird, welcher viel Lust und Liebe zum Dinge bezeugt. Mit leichter Mühe lernte mein Vater gebrauchen den großen und kleinen Beuschel, den Handfäustel, Bölz-Federn, Keilstimmel, Riß-Eisen, Keilhau, Kratzen, Brechstängen, Scheide und Puchhämmer, Erz-Quetscher, u. s. w. sammt allem Gezeug zum Schacht und Stollen auszimmern. Er legte den Runnbaum, den Pfuhlbaum, die Tumpshölzer, er setzte die Haspelstützen, er schlug ein Tonnensach drauf, er hespelte die Fahrten an, er legte Trage-Stempel und Löcher, Gerinne und Gestänge, schlug Treckwerk, Sumpf und Kasten, hieng Künste, richtete in Gipeln über die Richtschacht, und förderte Alles mit einer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, daß die ältesten Bergleute ihm das Zeugniß gaben: er werde nie ein Bergwerk zu Summse treiben.

Der

Der alte Herr von Süßenhayn empfand eine herzliche Freude, wenn er meinen Vater so sein Wesen treiben sah, und die Nase der Jungfer Morgenthau ward um anderthalb Zoll länger. In Jahresfrist hatte Polycarpus seine Bergstudien vollbracht, und ward für tüchtig erklärt, dem Amte eines Bergzehenders vorzustehen, wozu er unter dem freudigen Glückauf! aller Schachtfahrer ernannt wurde.

Nun schien sein Glück gegründet, er fing an die Mühseligkeiten zu vergessen, die er als Küchenjunge, Straußenwärter und Naturforscher ausgestanden hatte, und hätte die Jungfer Morgenthau durch mannigfaltiges Quälen und Necken, ihn nicht zuweilen erinnert, daß das menschliche Leben nie ganz ohne Bitterkeit sey — hätte Minchens Besitz ihm die Arbeit versüßt, und seine kleine Hütte zum Tempel der Liebe geweyht; so würde seiner Zufriedenheit nichts gemangelt haben. Oft schlich er an schwülen Tagen im Schatten hundertjähriger Eichen und bemoster Tannen umher, träumte sich zurück in die friedliche Wohnung unter dem rothen Ziegeldach, wo Minchens Auge ihm heller geglänzt hatte, als die goldne Ader, welche in der Erzstufe schimmerte. Da stuf er sich reitzende Aussichten in die Zukunft, machte Entwürfe von wachsendem Glück und Reichthum, und der glühende Pinsel betrügerischer Liebe mahlte ihm Alles leicht vor. Hundertmal ergriff er die Feder, um an Herrn van Doelen zu schreiben, hundertmal hielt ihn der Ge-

danke zurück, daß seine eingeschränkten Glücksumstände auf Minchens Besitz noch keinen Anspruch machen dürften.

Indeß nutzte er seine Feyerstunden zur Aufklärung seines Geistes, er las philosophische Schriften, lernte selbst denken, selbst Schimmer von der Wahrheit scheiden, Pfaffentrug und Aberglauben verachten, im Nothfall beyde bekämpfen. O hätte er das letztere nie gelernt! Der sanfte Hauch der Philosophie ward für ihn ein brausender Sturm, der ihn aus dem Hafen seiner geträumten Ruhe, wieder ins offene Meer der Abentheuer verschlug.

Ein Paar alte Bergleute meldeten ihm eines Tages, daß der Kobold vielen Unfug angerichtet. Sie sahen dabey sehr bedenklich aus, und die jüngern standen mit ihren Mützen in der Hand um sie her, stummes Grausen gieng aus ihrem starren Auge, ihrem offenen Munde. Mein Vater lachte, und nahm sich die Mühe, ihnen zu beweisen, daß es gar keinen Kobold gebe, die Jungfer Morgenthau ausgenommen. Himmel! welch ein murrendes Geflüster entstand unter der Versammlung, deren felsenfesten Glauben er anzutasten sich erkühnte. „Er ist ein Got„tesverächter!“ murmelte Einer dem Andern zu: „wenn er an keinen Kobold glaubt, so glaubt er auch „nicht an die Bibel — ein Kobold, dessen Existenz „seit achthundert Jahren nie bezweifelt worden —

„der

„der uns alte, versuchte Männer so oft gekniffen, „geworfen, geohrfeigt hat; — nein Brüder! einen „solchen Bösewicht müssen wir nicht unter uns dulden. „Kommt, wir wollen uns beschweren bey dem Herrn „Berghauptmann, und wenn der uns kein Recht „schafft, so soll es der gnädigste Landesfürst selbst erfah„ren, daß es Atheisten in seinen Staaten giebt. Der „Kobold wäre im Stande, es uns und unsern Kin„dern zuzurechnen, er könnte machen, daß unser „Gebäu aufläßig würde. Fort Brüder zum Berg„hauptmann!“

So bestürmten sie den armen Herren von Süssenhayn, der nicht ein Wort von der ganzen Sache verstand, denn sie schrieen alle zugleich, und er hörte nur den Kobold so oft nennen, daß er endlich anfing zu glauben, der Kobold spücke in ihren Köpfen. Doch die Jungfer Morgenthau mit ihrer fünf Zoll langen Nase nahm es christfreundlichst über sich, ihm den ganzen Vorfall zu verständigen. Sie that noch allerley von dem ihrigen hinzu, verbrämte die Erzählung mit erbaulichen Anmerkungen, fürchterlichen Gespenster Geschichten, und schloß ihre Abhandlung mit dem Seufzer, daß es dem gottlosen Zweifler nimmermehr wohl gehen könne.

Mein Vater ward vorgefodert, und er bekannte und leugnete nicht. Der Herr von Süssenhayn, der fest am Glauben seiner Väter und der Jungfer Mor-

genehau hielt, entrüstete sich, und gebot dem angeklagten Bergzehender, öffentlich und feyerlich die Existenz des Kobolds anzuerkennen, oder sein Gebiete zu meiden. Der junge Philosoph hielt es für schimpflich, zu wiederrufen, wie Febronius und andere Ketzer seines Gelichters, er wählte das letztere, schnallte sein Bündel, und kehrte der Burg Süssenhayn, der Jungfer Morgenthau und dem Kobold den Rücken.

Siebentes Kapitel.

Der Ocean.

„Ich Unglücklicher!" rief mein Vater, indem er seinen Wanderstab vorwärts setzte: „wozu hat der „Eigensinn des Schicksals mich bestimmt! in meiner „Brust lodert Jünglingsfeuer, gleich der Glut aus „dem Vesuv, auf dem ich gebohren wurde, mich bil„dete ein würdiger Priester, mir goß Minchens Auge „Empfindung ins Herz, ein Käfer führt mich unter „die Räuber, ein Strauß macht mich zum Natur„forscher, ein dicker brauner Mann will mich dafür „mit der Fuhrmannspeitsche belohnen, ein Gewitter „bringt mich nach Süssenhayn, und ein Kobold „jagt mich wieder fort. Was soll endlich aus mir

„wer-

„werden! wo soll ich Menschen suchen, die einen „Bergzehender brauchen, und keine Kobolde glauben?“

Nachhängend diesen traurigen Vorstellungen wanderte er von Stadt zu Stadt mit seinem Bündel auf dem Rücken. Er kam ins Meißnische Erzgebürge, nach Freyberg, Annaberg, Schneberg, St. Georgenstadt und Schwarzenberg, Marienberg, Ilmenau, Halle in Tyrol, Schwatz, Ratenburg und Gott weiß wohin! Allenthalben bot er seine Dienste an, legte Proben seiner Kenntnisse ab, wurde bewundert, sollte angestellt werden: aber sobald der Irrglaube wegen des Kobolds bekannt wurde, gab man ihm einen mäßigen Zehrpfennig und ließ ihn förder ziehen. Er hätte bis nach Potosi wandern können, ohne eine Freystatt zu finden.

Darüber gieng nur allzubald sein kleiner Sparpfennig zu Ende, und er sah sich einem Nichts gegenüber, wie der Franzose spricht, das er auf keine Weise in ein Etwas zu verwandeln wußte.

Eines Abends gelangte er müde und matt in die Residenz eines kleinen deutschen Reichsfürsten. Hungrig und durstig, keinen Pfennig in der Tasche, gieng er vor der Bude eines lustigen Schneiders vorüber, der singend seine Nadel einfädelte. „Guter Freund!“ sprach mein Vater: „ihr seyd so lustig und ich so „traurig, ihr habt zu essen und ich hungere. Braucht

„ihr keinen lehrburschen, so will ich gern ums liebe „Brod das Schneiderhandwerk bey euch erlernen.“

„Kommt herein, wackerer Gesell!“ sagte der Schneider: „ich brauche keinen lehrburschen, aber ich „mindere gern die Noth der Armuth, wenn ichs ver„mag. Setzt euch an meinen Tisch, eßt von meinem „Brode, trinkt von meinem Dünnbier, dann offen„bart mir euer Anliegen, so will ich zusehn, wie ich „helfen mag.“

Die Worte klangen lieblich in meines Vaters Ohren, sie schallten bis in seinen hohlen Magen. Es gieng hinein, setzte sich an des Schneiders Tisch, aß, trank und that sich gütlich. In der Verdauungsstunde offenbarte er dem lustigen Schneider seine mißlichen Umstände, wie er aus einem Küchenjungen ein Straußenwärter geworden, aus einem Naturforscher ein Bergzehender, und wie er endlich der Gewalt eines Kobolds unterliegen müssen. „Ach!“ seufzte er: „ich „bin hoch betrübt, weiß nicht, wie ich meinen ehrli„chen Unterhalt erwerben soll. Auf der Spitze eines „feuerspeyenden Berges ward ich gebohren, und glaubte „mein leben in der Tiefe eines Schachtes zu endigen „— umsonst! der Kobold läßt mir keine Ruh. lie„ber Meister, thut ein Werk der Barmherzigkeit, „und nehmt mich zu eurem lehrling, so darf ich weder „betteln noch stehlen.“

Der

Der luſtige Schneider war ein kleiner, buckligter Mann, der über Alles in der Welt ſeine Freude hatte, es mogte noch ſo betrübt oder ernſthaft ausſehn. Es war eben keine hämiſche Freude am Unglück ſeines nothleidenden Bruders; ſondern ſein inneres Gefühl ſchied ſogleich das lächerliche vom Traurigen, er lachte über das Erſte, daß ihm die Ader vor der Stirn aufſchwall wie ein Schiffstau, und mitten im lachen half er dem letztern ab, wenn er konnte. Mein Vater, dem ein ſolcher Karakter auf dem Pfade ſeines Lebens noch nicht aufgeſtoßen war, erſtaunte nicht wenig, als er ſeinen gaſtfreyen Wirth bey der Erzählung von Unglücksfällen, deren bloßes Andenken ihm das Herz brach, überlaut lachen ſah. Sein Jünglingsfeuer loderte auf, er gerieth in Verſuchung, ihm den zinnernen Teller, der vor ihm ſtand, an den Kopf zu werfen, als der kleine buckligte Schneider, der ſeine Hitze merkte, plötzlich einlenkte, ſich auf die Zunge biß und ſeinen Gaſt um Verzeihung bat. „Ihr „müßt mir mein Lachen nicht vorübelnehmen," ſprach er, indem er ihm die Hand reichte: „es iſt meine „Art ſo. Ich habe von der Natur die Gabe empfangen, überall Stoff zum lachen finden zu können, und „bin glücklicher dabey, als unſer Herr Superintendent, „wenn er ſich in theologiſchen Streitſchriften herum„balgt. Da ihr mir nun eben erzählt, wie ihr einen „Strauß mit Schlüſſeln gefüttert, ſo konnte ich mich „unmöglich des Lachens enthalten." Hier platzte er von neuem in ein unmäßiges Gelächter aus, und trieb

es so lange, daß mein Vater endlich mit lachen mußte.

Nachdem sie einander eine Viertelstunde lang ins Gesicht gelacht hatten, nahm der kleine buckligte Schneider eine ehrbare Mine an.

„Nun ists genug, mein Freund," sprach er: „nun laßt uns auf Rath und Hülfe denken. Ihr „wollt bey mir das edle Schneiderhandwerk erlernen, „aber darinn kann ich euch nicht dienen. Meine „Kundschaft ist nicht groß, einen Lehrburschen kann „ich weder brauchen, noch ernähren. Ihr mögtet „glauben, ich spräche unwahr, könntet wohl aus der „Reinlichkeit meiner Wohnung, dem Bissen Brod, „den ich euch auftischte, dem Trunk Bier, der euren „Gaumen labte, auf den Wohlstand meines Hauses „schließen. Es ist wahr, Gott hat mich gesegnet, „aber nicht mein Handwerk ist dem ich meine Nah„rung verdanke, sondern mein Genie. Ihr müßt „wissen, ich bin ein Poet, die Verse fließen mir wie „Wasser:

Unverzagt,
nicht geklagt,
frisch gewagt,
hat schon manchen reich gemacht.

„Wenn Einer meiner Kunden seinen Geburtstag „feyert, gleich bin ich mit einem Gratulations-

„Gedicht

„Gedicht bey der Hand. Keine Bürgerhochzeit, keine „Kindtaufe wird gefeyert, ohne daß der luſtige „Schneider Luchs ſie nicht beſingt. Da erſchnappe „ich denn bald hier einen Gulden, bald dort einen „Gulden, und die Quelle meiner Dichtkunſt iſt unerſchöpflich. Der beſte Rath alſo, den ich euch geben „kann, wäre der: machts wie ich, werdet ein Poet. „Ich will euch ein Reimlexicon leihen, das ich ſelbſt „vermehrt und verbeſſert habe, darinn findet ihr alle „Reime von A bis Z, und könnet ohne die geringſte „Schwürigkeit ein Gedicht von 20000 Verſen machen, wenn ihr wollt. Ich arbeite auch zuweilen „ein Stückgen in den Muſenalmanach, aber ſelten, „denn Bürger und Voß bezahlen ſchlecht.“

Mein Vater ſtaunte nicht wenig, als er hörte, daß er ſich unter dem Dache eines Poeten befinde. Er hatte immer einen ſehr hohen Begriff von der Dichtkunſt gehabt, ein Dichter, meynte er, müſſe ſchon in ſeinem Auge ein Ehrfurcht einflößendes Feuer tragen, und nun ſaß er dem kleinen buckligten Schneider gegenüber, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und konnte nicht das Geringſte an ihm finden, was mit dem Bilde in ſeiner Seele harmonirt hätte. Er bat ſich einige Pröbgen ſeiner Poeſie aus, welche der Schneider ſogleich mit einem gefälligen Lächeln aus einem Käſtgen nahm, worinn er Nähnadel und Zwirn verwahrte; das ſichere Vorbewußtſeyn eines unfehlbaren Beyfalls glänzte in ſeinem Auge, er entfaltete das

Blatt, that einen guten Zug aus dem Bierkruge und begann wie folget:

An dem
fröhlich erwünſchten Tage
des
Chriſtlöblichen Eheverbündniſſes
zwiſchen
Herrn
Herrn Caſpar Fromhold Küchenrauch,
berühmten Bürger und Beckermeiſter einer
wohlehrſamen Beckerzunft,
und
der ehr- und tugend-belobten Jungfrau
Maria Euphroſina Eiſenthrathinn,
des
Herrn
Herrn Hans Chriſtoph Eiſenthrathe,
ehrſamen Leinewebers allhier,
einzige, eheleibliche Jungfer Tochter,
wollte
mit Scherzen, Kerzen und Herzen
durch nachſtehende Zeilen
ſeine Freude und Ergebenheit an den Tag legen
der da iſt ein ſchlauer Fuchs
genannnt Sebaſtian Jacob Fuchs.

Als Gott die Welt aus Nichts gemacht,
in ihrer bunten Frühlingstracht,
da ſchuf er auch die ſchönen Triebe
der treuen Zärtlichkeit und Liebe.
Dem Adam in dem Paradieß
er bald die Jungfer Eva wieß, —

Hier entſchlummerte mein Vater ſanft und ſüß. Darob entrüſtetete ſich Meiſter Luchs nicht wenig, er räuſperte ſich, umſonſt! er ſtampfte mit dem Fuße, umſonſt! endlich ſetzte er den Ellenbogen ſehr unſanft in ſeines Gaſtes Ribben, und als dieſer auftaumelte, ſprach er mit blitzendem Auge: „Glaubt ihr denn, „daß Apoll euch im Schlaf krönen werde? wenn ihr „nach guten Muſtern euch bilden wollt, ſo thut die „Ohren auf."

„Die hatt' ich auch offen, ſagte mein Vater, „aber lieber Meiſter, wenn man fünf Meilen gelau„fen iſt, ſo wollen die Augen mit Gewalt zu."

Der Schneider.

Und wenn ihr zehn Meilen gelaufen wäret, ſo ein Carmina muß euch munter erhalten.

Da half kein Proteſtiren, Polycarpus mußte die Augen aufſperren, rächte ſich aber dadurch, daß er die Ohren zuthat, und ſeine Seele nach Neapel unter das rothe Ziegeldach ſandte. Der kleine buck-

ligte

lichte Schneider las indeſſen mit einer feinen lieblichen Stimme, gleich dem Kratzen eines Bogens hinter dem Steg der Geige; das Carmen war in drey Hauptepochen getheilt, die erſte hub an, wie wir geſehen haben, vom Stammvater aller Menſchen, und gieng bis auf die Hochzeit zu Canaan, die zweyte von der Hochzeit zu Canaan bis auf die Vermählung der Semiramis, und die dritte von der Vermählung der Semiramis, bis auf den frohen Tag der Hymensfeyer zwiſchen dem Herrn Küchenrauch und der Jungfer Eiſenthratinn. Hier ergoß Poet Luchs ſich in die zierlichſten Allegorien, wie die Natur für den Becker Küchenrauch aus ihrem feinſten Mehl eine Paſtete zubereitet, und für die Jungfer Eiſenthratinn, deren Vater ein Leinweber war, die dauerhafteſten Fäden geſponnen. Länger konnte der arme Polycarpus nicht aushalten; gleich einem ſtarken, ſeitwärts gebogenen Aſte, der ſich plözlich losreißt, und in ſeine natürliche Lage zurückſchnellt, zerriß auch er die Bande der Wohlanſtändigkeit, ſein Kopf fiel nieder auf die Bruſt, als habe er das Genick gebrochen, der Schlaf hohlte ſeinen dickſten Schleyer aus der Höhle der Siebenſchläfer hervor, und verhüllte darein den vertriebenen Bergzehender. Meiſter Luchs ſah wohl, daß die Natur ſtärker war als ſeine Poeſie, ſchnürte unwillig ſein Manuſcript zuſammen, und legte ſich ſchlafen.

Am

Am andern Morgen, als meines Vaters lebensgeiſter wieder munter geworden, dachte er dem Vorſchlag ſeines Wirthes reiflicher nach, ſeine Eitelkeit bildete ihm ein, daß vielleicht verborgene Dichterkeime in ihm ſchlummerten, und daß das Schickſal ſeinen Merkur den Zufall geſandt habe, um dieſe Keime zu wecken. Die Verſicherung des Schneiders, daß kein eingebohrnes Genie in dieſer Stadt ſeinen Unterhalt finde, wohl aber ſchon mancher fremde Abentheuerer durch Reimgeklingel hier ſein Glück gemacht, war ein neuer Windſtoß in die Flamme ſeines Dichterfeuers. Er beſchloß im ganzen Ernſt, das Ding, wie mein Großvater geſagt haben würde, zu verſuchen, jedoch keinesweges auf eine ſo unwürdige Art, wie Meiſter Fuchs, ſeine Talente zu verſchwenden, ſondern ſogleich mit einem Heldengedicht hervorzutreten, bey deſſen Erſcheinung er nicht zweifelte, daß die Fama in drey Trompeten zugleich ſtoßen werde.

Der unumſchränkte Fürſt über die fünf Spannen Landes, auf welchen unſer Held ſeit vier und zwanzig Stunden ſein Weſen trieb, hieß Emerentius Theodor, von Gottes Gnaden Herzog zu A und B, gefürſteter Graf zu C und D, Graf und Herr zu E F G & caetera, & caetera, & caetera. Die Etcäteras ſind die Gedankenſtriche der großen Herren und bedeuten eigentlich nichts. Dieſer Emerentius Theodor war ein guter, ſchwammigter Menſch, der Alles ohne Unterſchied in ſich ſaugte, und auf den Ruhm Anſpruch machte, der

größte

größte Mäcen im heiligen römiſchen Reiche zu ſeyn. Um ſeinen Thron, das heißt um ſeinen Armſeſſel, lagerten ſich alle die, welche in der allgemeinen deutſchen Bibliotek oder in der jenaiſchen litteraturzeitung waren gemißhandelt worden, ſie ſäten nicht, ſie erndteten nicht, ſie ſammelten auch nicht in die Scheuer, und der Fürſt ernährte ſie doch.

Auf dieſes Schlaraffenleben war meines Vaters Plan kalkulirt. Ein Heldengedicht, Sr. Durchlaucht, dem Beſchützer der Muſen, dem ältern Bruder des Apoll gewidmet, ſollte auf einmal alle die Geſchöpfgen zu Boden ſchlagen, die bisher nur mit Idyllen und Liedern an den Mond den gähnenden Fürſten in den Schlaf geſungen hatten. Der kleine bukligte Schneider billigte den Entwurf, weil mein Vater ihm auf dieſe Weiſe in ſeiner Nahrung keinen Eintrag that, ja er verſprach ſogar ſeinen Gaſt unentgeltlich ſo lange zu füttern, bis das Heldengedicht ſeine Exiſtenz erhalten, unter der einzigen Bedingung eines mäßigen Antheils am Gewinn, den beyde im Geiſte ſchon aufgezählt und gelblächelnd vor ſich liegen ſahn.

Nun gieng mein Vater raſch ans Werk und kaum waren zwey Monde verfloſſen, als eine Epopee, betitelt der Ocean, in drey und dreyßig Geſängen ans licht trat. Doch verſtehe ich unter dieſem lichte nicht das licht der Welt. bis jetzt war es nur noch die lampe des Schneiders, denn nun mußte das Gedicht vor

allen

allen Dingen erſt mit kritiſchem Auge beleuchtet, und deshalb ein Sontag anberaumt werden, an welchem Meiſter Luchs als Kunſtrichter, das Geiſtesproduct meines Vaters prüfen ſollte So drückte Polycarpus ſich aus, eigentlich war es ihm aber nur darum zu thun ſein Werk vorzuleſen, denn er war feſt überzeugt, daß nichts daran zu beſſern ſey.

Mit auf den Tiſch geſtemmten Armen ſaß der kleine bucklichte Schneider meinem Vater gegenüber, welcher folgendergeſtalt begann:

Der Ocean.

Erſter Geſang.

„Tief aus der dämmernden Hülle der Nacht, gegoſ„ſen in die fürchterliche Höhle des himmelfatten An„ſchauens, irret mein wandernder Geiſt durch die „Schatten der entflohenen Jahrtauſende, ſammelt „im Schoos der Ewigkeit die Früchte der immer blü„henden Palmen, nagt mit ſcharfem Zahn an den „Wundern der Natur, und leckt mit ſtachlichter „Zunge an den Meiſterwerken der Schöpfung. —“

Hier

Hier fiel Meister Fuchs in einen sanften Schlaf, mein Vater blickte verächtlich auf ihn, hielt es nicht der Mühe werth, diesen gefühllosen Klotz zu wecken, sondern las sich selbst die drey und dreyßig Gesänge nach einander vor, und rief alle Augenblicke: welche Begeisterung! welche göttliche Erhabenheit! welch ein Schwung der Ideen!

Darauf wurde der Ocean sauber abgeschrieben, in Goldpapier gebunden und unser Held hatte bald darauf die Ehre, ihn Seiner Durchtlaucht zu überreichen, wobey er einen nagelneuen Scharlachrock trug, welchen der kleine buckligte Schneider ihm aus einem Stück gestohlnen Tuches verfertigt hatte.

Emerentius Theodor lächelte gnädig auf den vertriebenen Bergzehender herab, das Gedicht ward von ihm, und folglich auch von dem ganzen Hofe bis in den Himmel erhoben, denn kein Mensch verstand ein Wort davon, und bald erfuhr mein Vater, daß sein Ocean für ihn Goldkörner bey sich geführt habe, denn er ward wenig Tage nachher zum Aufseher über den fürstlichen Park ernannt, ein Amtgen, das seinen Mann nährte, und von welchem er mit Recht hoffte, daß kein Kobold ihn daraus vertreiben werde.

Achtes Kapitel.

Der Wolf.

„O du liebenswürdige Jungfer Morgenthau! rief mein Vater einst beym Aufgang der Sonne: „dein von Feuer triefendes Auge hat mehr vermogt, „als Mirchens seelenvoller Blick. Du hast mich mit „Hülfe eines Kobolds zum Dichter umgeschaffen, „dir verdanke ich die Ernennung zum Aufseher über „den fürstlichen Park, dir seyen auch die Erstlinge „meiner Muse geweyht.“ Er sprachs, sattelte seinen Dichterklepper, den er mit dem Namen Pegasus beehrte, und schrieb eine lange Satyre in Jamben, eine getreue Schilderung der Jungfer Morgenthau.

Das Gedicht wurde bald bey Hofe bekannt, man setzte es den Satyren des Boileau an die Seite, da man aber in dieser Residenz die Jungfer Morgenthau nie gesehn hatte, und doch durchaus ein dem Gemählde anpassendes Original haben wollte, so suchte man Aehnlichkeiten unter den Damen des Hofes auf. Unglücklicherweise traf es sich, daß mein Vater das Bild der Jungfer Morgenthau in einem Kopfputz mit gelbem Bande aufgestellt hatte, und daß die gelbe Farbe die Lieblingsfarbe der Fürstin war. Kaum hatte man diese wichtige Entdekung gemacht,

als ſogleich einer dem andern in die Ohren flüſterte: „die Satyre geht auf unſere Fürſtin, es paßt zwar „nicht ein einziger Zug, aber das gelbe Band beweiſt „es deutlich genug.“ Eine dienſtfertige Zofe, deren Reitze mein Vater einſt verſchmäht hatte, übernahm es, dieſe hämiſchen Vermuthungen der Fürſtin ſelbſt beyzubringen, dieſe war in jedem Verſtande des Worts ein Weib, leichtgläubig und rachſüchtig, das gelbe Band erregte ihre gelbe Galle, und ſie ſchwur es ihrer beleidigten Eitelkeit, ſich bey der erſten Gelegenheit an dem Dichter zu rächen.

Mein Vater erfuhr es zeitig genug, daß eine Wetterwolke am Horizont ſeines Glückes ſich aufthürme, er ließ, um den Streich abzuwenden, das Gedicht drucken, und ſetzte ſtatt der gelben Farbe die ziegelrothe. Sogleich deutete der ganze Hof die Satyre auf die Oberſtallmeiſterinn, welche nichts als ziegelroth trug, und vor Zorn und Ärger berſten wollte, als ſie die Abänderung der Farben erfuhr. Der arme Polycarpus erſchrack nicht wenig über dieß neue Mißverſtändniß, er veranſtaltete eine zweyte Auflage ſeines Gedichts, und ſetzte ſtatt ziegelroth, grasgrün. Doch nun ward ſein Unglück erſt vollkommen. Die Maitreſſe des Fürſten hatte ſich ſchon längſt zur Beſchützerinn der grasgrünen Farbe aufgeworfen, und da ſie vielleicht auſſerdem noch mehr Urſache als die beyden andern Damen haben mogte, ſich mit der Jungfer Morgenthau zu vergleichen,

ſo legte ſie einen feyerlichen Eyd in die Hände ihrer Zofe, dieß Bubenſtück nicht ungerochen zu laſſen.

Auf dieſe Weiſe hatte ſich mein armer Vater in Monatsfriſt drey mächtige Feinde gemacht, die vereint auf ſeinen Untergang lauerten. Er hielt es für vergeblich, in einer dritten Auflage ſeiner Satyre, das Grasgrün wieder mit einer andern Farbe zu verwechſeln, denn da der Hof einmal durchaus ein Original zu dem Gemählde haben wollte, und es keine Farbe auf der Welt gab, welche in dieſer fürſtlichen Reſidenz nicht von irgend einer jungen oder alten, ſchönen oder häßlichen Dirne getragen worden wäre, ſo ſah er wohl ein, daß er die Zahl ſeiner Feinde nur vermehren würde. Voller Unmuth ergab er ſich daher in ſein Schickſal, hängte die Leyer Apolls an die Wand, und nahm ſich vor, blos ſeinen Pflichten zu leben, um wo möglich durch Untadelhaftigkeit dem Streiche auszuweichen, welcher ihm drohte.

Der ihm anvertraute Park hatte ungefähr eine Stunde im Umfang, und begriff in ſich die Hälfte der Staaten des Fürſten Emerentius Theodor. Man hatte verſchiedene Kornfelder dazu genommen, mit Buſchwerk bepflanzt, und ließ nunmehro das Korn weit bequemer aus dem benachbarten Lande einführen. Allerley fremde und ſeltene Thiere, als indianiſche Hühner, Faſanen, türkiſche Enten, Dammhirſche, ſpaniſche Schaafe und dergleichen, giengen

frank und frey in dieſem Parke herum. Um ihnen jedoch das Weglaufen zu verwehren, hatte man das Ganze mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, welche dem Fürſten nichts koſtete, denn er borgte das Geld von der Landſchaft, die ihm bald darauf, als ſie bey ſeinem zweyten Prinzen zu Gevatter gebeten wurde, den Schuldbrief zum Pathengeſchenk überreichte.

Dieſe Mauer war für die kleinen Staaten des Fürſten Emerentius ein größeres Wunder, als die große chineſiſche Mauer gegen die Einfälle der Tatarn, ſie wurde daher auch jedem Fremden als eine Merkwürdigkeit gezeigt, und mußte beſtändig in baulichem Stande erhalten werden. Eines Tages bemerkte mein Vater, daß hinter einem dicken Gebüſch, welches an eine niedliche Einſiedeley grenzte, eine gewaltige Breſche in die Mauer gemacht worden. Er erſchrack über dieſe Verwegenheit, die er nicht dem Ohngefähr zuſchreiben konnte, ſondern die ihren Urſprung ganz deutlich Menſchenhänden verdankte, und wollte ſogleich nach Maurer und Steinmetz ſenden, die Lücke wieder zu ergänzen. Aber plötzlich ward ihm ein Billet ohne Unterſchrift in die Hand geſteckt, folgendes Innhalts:

„Wenn der Herr von Bullenbach ſeine Sottiſen „wieder gut machen will, ſo läßt er das Loch in der „Mauer ſo wie es iſt.“

Die

Die Sache war für meinen Vater ein Räthsel, indeß beschloß er die Mauer noch ein paar Tage unausgebessert zu lassen, und sorgfältig zu lauern, was es eigentlich damit für eine Bewandniß habe. Nicht lange, so erblickte er des Abends im Mondenschein eine verkappte Dame, welche in die Einsiedeley schlich. Er verkroch sich ins Gebüsch ganz nahe an der Mauerlücke, und hatte das Vergnügen, einen Dragoner Officier durchschlüpfen zu sehn, welcher als ein naher Vetter von der Maitresse des Fürsten, vor kurzem unter dem Fürstlichen Heere eine Fähndrichsstelle erhalten hatte. Sapienti sat! dachte mein Vater: die Mauerlücke geht mich nichts weiter an, wer sie gemacht hat, mag sie wieder ausbessern, meine Gefälligkeit wird die grasgrüne Farbe in Vergessenheit bringen, und in kurzem wird es mir vergönnt seyn, die Leyer des Apoll wieder von der Wand zu hohlen.

Er gieng und legte sich ruhig schlafen, indeß ein feindlicher Dämon von seinem unglücklichen Gestirn mit tückischer Schadenfreude herabsah. Ein unverschämter Wolf, der nicht wuste, daß die Mauerlücke blos zum Behuf des Dragoner Officiers offen war, bediente sich dieses Durchgangs um einen nächtlichen Spaziergang im Park zu machen. Er begegnete unvermuthet zweyen spanischen Schafen, und weil er noch in seinem Leben kein spanisches Schaffleisch genossen hatte, so nahm er sich die Freyheit, aus ihnen ein Frühstück zu machen, und nichts als einige Knochen übrig zu lassen.

Welch ein Donnerschlag für meinen Vater, als er am andern Morgen die traurigen Überreste fand. Er nahm sich sogleich vor, die ganze Sache zu vertuschen, und in der Geschwindigkeit ein Paar andere Schaafe aus Spanien kommen zu lassen. Doch konnte sein gepreßtes Herz nicht umhin, sich wenigstens dem kleinen buckligten Schneider anzuvertrauen, dieser lachte, daß er bersten wollte, versprach zu schweigen, und entdeckte das Geheimniß unter dem Siegel der Verschwiegenheit nur dreyen seiner Kunden. Ehe ein Tag verging, kam es bis zum Ohre des Fürsten, die gelbe Fürstin, die ziegelrothe Oberstallmeisterinn und die grasgrüne Maitresse schürten, hetzten, gossen Oel ins Feuer, und mein Vater befand sich plötzlich, ohne zu wissen wie, in einem kahlen Gefängniß, mit eisernem Geschmeide an Händen und Füßen.

Neuntes Kapitel.

Das Bley.

Die Wohnung, welche meinem Vater angewiesen worden, war, wie gesagt kühl, aber sonst eben nicht zum bequemsten. Es befand sich darinn ein Bund Stroh, wel-

welches seit vierzig Jahren dem jedesmaligen Bewohner zum Nachtlager gedient hatte, ein hölzerner Tisch, von welchem drey Beine abgefault waren, und das Gerippe eines Strohstuhls. Die vier nackten Wände waren nicht durch die Kunst verunstaltet, sondern prangten in ihrer natürlichen wilden Schönheit. Ein Fensterchen von vier kleinen Scheiben in Bley gefaßt, zählte dem armen Polycarpus die Strahlen der Sonne sehr parsam zu, und er verzehrte sein schimmlichtes Brod immer in einer angenehmen Dämmerung.

Die fürchterlichste Pein, welche in dieser unfreywilligen Einsamkeit ihn marterte, war die Langeweile. Umsonst bat er, ihm wenigstens seine Bücher und Schriften verabfolgen zu lassen, jedes Ohr war taub. Kein Stückgen Papier, kein Tröpfgen Dinte, kein armseliger Gänsekiel wurde dem Verbrecher, der des Hochverraths schuldig war, vergönnt, um seine Leiden wie Schubart ins Herz seiner Zeitgenossen singen zu können. Umsonst dachte er auf Mittel zur Flucht. Nicht so beharrlich, nicht so erfinderisch, wie der felsenfeste Trenck, blickte sein eingeschränkterer Geist die dicken Mauern muthlos an, und seufzte ungehört nach dem, der alle Fesseln löst, nach dem Jünaling mit der umgekehrten Fackel. O wie neidete er oft die Schwalbe, die vor seinem kleinen Fenster ihr Nest angebaut hatte! O wie glücklich schien ihm der Sperling, den er unterm Dache zwitschern hörte. Mäuse und Spinnen waren seine einzigen Gesellschafter,

ter, ihn weckte nichts aus dem melancholiſchen Hinbrüten, als zweymal des Tages der klirrende Schüſſel des Kerkermeiſters.

„Ich Elender!“ rief er in Thränen ſchwimmend: „warum ſpie der Veſuv mich aus! warum ward ich „nicht mit den Räubern zum Richtplatz geführt! „warum ſtarb ich nicht ſtatt des unſchuldigen Strauſ„ſes, den ich mit Schlüſſeln fütterte! warum erſchlug „mich nicht ein wohlthätiger Wetterſtrahl, als ich in „der Jägerhütte vor der Fuhrmannspeitſche Schutz „ſuchte! warum drehte der Kobold mir nicht den „Hals um! o hätte der Wolf die ſpaniſchen Schaafe „verſchont und ſtatt ihrer mich Unglücklichen zerriſſen! „Da ſitze ich nun, büſſe das Verbrechen der Mauer„lücke, ohne die geheimen Freuden der Einſiedeley „genoſſen zu haben, verfluche die ganze Welt, Min„chen ausgenommen, und Niemand hört meinen Fluch „als Mäuſe und Spinnen.

So verwinſelte mein armer Vater vier Monate ſeines Lebens, die Mauerlücke war unterdeſſen ausgebeſſert, die ſpaniſchen Schaafe durch ein Paar andere erſetzt, und der Dichter des Oceans rein vergeſſen. Zwar wagte es der kleine buckligte Schneider einigemal, dem Fürſten Knüttelverſe zu überreichen, in welchen er ſo wie die Karſchinn für Schubart bat, aber der gute ſchwammigte Fürſt pflegte ſie jedesmal ſeinem Kammerdiener anzuvertrauen, der die fürſtlichen Haare damit in Papilloten ſchlug.

Doch

Doch ſchon nahte die Stunde ſeiner Erlöſung. Der Geburtstag Seiner Durchlaucht ſollte feyerlich begangen werden. Die Fürſtin pra-gte in ſchwefelgelber Tracht, die Maitreſſe zog ihr beſtes, grasgrünes Kleid an, die Oberſtallmeiſterinn ſchimmerte ziegelroth, wie der ferne Brand eines Kornmagazins bey nächtlicher Weile am Himmel leuchtet. Der kleine buckligte Schneider beſang dieſen Tag mit Scherzen, Kerzen und Herzen, die ſämmtlichen Dichter des Hofes hatten Ströme von Dinte vergoſſen, und Myriaden von Federn zerkäut, die ausgemergelten Unterthanen ſuchten die letzte Kraft hervor, um ihrem Fürſten ein heiſeres Vivat zu kreiſchen. Mein Vater erfuhr durch den Mund des Kerkermeiſters ſchon den Abend zuvor die Annäherung dieſes feyerlichen Tages. Huſch! fuhr der Gedanke durch ſeine Seele, dieß Feſt auch durch ein Gedicht zu verherrlichen, und vielleicht in einem frohen Augenblick, wo man ſo ungern Jammer und Elend um ſich ſieht, ſeine koſtbare Freyheit wieder zu erlangen. Das dichteriſche Feuer glimmte hervor, aber wie ſollte er dieſem poetiſchen Drange luft machen? Wenn er auch nicht, wie es ſich doch gebührt hätte, die Ausflüſſe ſeiner Muſe auf holländiſch Poſtpapier trug, und in Goldpapier gebunden, zu den Füßen des Thrones legte, ſo gehört doch zum ſchreiben nun einmal Feder, Papier und Dinte, oder eine Wachstafel, oder ein Palmblatt und ein Griffel, und hätte er auch wollen, wie die Peruvianer, ſeine Gedanken in

Quipos ausdrücken, diese Sprache verstand am Hofe Niemand. Doch die Noth ist erfinderisch. Der mitleidige Kerkermeister hatte ihm vor einigen Tagen die asiatische Banise geliehen, aus welcher er das erste weiße Blatt riß, und sich so im Besitz eines Stückgens Papier sah. Nun fehlte es nur noch an einem Schreibwerkzeuge, da warf er seine Augen auf das kleine Fenstergen, aus vier Scheiben bestehend, welche in Bley gefaßt waren. Trotz des stürmischen kalten Wetters, welches den Regen in seine einsame Zelle schlug, zerbrach er die Scheiben, löste das Bley ab, und schrieb damit so gut es gehen wollte, auf das ziemlich beschmutzte Blatt.

Das Gedicht enthielt eine Allegorie, und wurde meines Vaters Meisterstück. Es traten darinn auf die drey Grazien, welche zum Feste Apolls wallfahrteten. Die Eine war gekleidet in ein schwefelgelbes Gewand, die andere in ein grasgrünes, die dritte in ein ziegelrothes. Apoll empfieng sie und ihre Glückwünsche sitzend zwischem dem Bachus und der Hebe, und erlaubte ihnen auf ihr Bitten, einen armen Dichter in Freyheit zu setzen, der am Fuße des Helikons in einer fürchterlichen Höhle angeschmiedet war.

Der gutherzige Kerkermeister übernahm es am Morgen des festlichen Tages das Blatt der Fürstinn zu überreichen, diese theilte es der Maitresse und der

Ober-

Oberſtallmeiſterinn mit, alle drey zogen die Mäuler zuſammen, warfen einen Blick in den Spiegel, bewunderten das grazienhafte ihrer Minen, vergaſſen ihren Groll auf den armen Polycarpus, und eilten zum ſchwammigten Fürſten, um ſeine loslaſſung zu bewürken. Der ſchwammigte Fürſt hatte eben eine Flaſche Schampagner in ſich geſögen, ſeine kleinen Augen blitzten freundlich nach der graegrünen Maitreſſe, und er ſprach ſiat!

Noch am ſelbigen Abend wandelte mein Vater wieder in Gottes freyer luft herum, doch wurde ihm zugleich angedeutet, binnen drey Tagen ein land zu räumen, das er allenfalls in einer Viertelſtunde hätte räumen können. Er küßte am andern Morgen den drey Grazien die Hand, dem Apoll den Rockzipfel, drückte den kleinen buckligten Schneider an ſein Herz, und verließ die Reſidenz des ſchwammigten Fürſten eben ſo arm als er ſie betreten hatte.

Zehntes Kapitel.

Feigherzigkeit.

„Holdſeelige Jungfer Morgenthau!“ ſeufzte der unglückliche Wanderer: „wie lange wird dein Freund „und Stiefbruder der Kobold, mich Armſeeligen „verfolgen! — München! München! ſchon zweymal „war ich im Geiſt ſo nahe dem Hafen meiner Wünſche, oder mit andern Worten dem Golfo di Napoli, da jagt mich der Aberglaube aus dem Harzgebürge, und die Liebe aus dem Park des ſchwammigten Fürſten. Schickſal, Zufall oder Dämon, wer „von euch leitet meine Schritte? weſſen Macht ſoll „ich anbeten?“ —

Die Macht der Nothwendigkeit, flüſterte eine geheime Stimme ihm zu. Nimm deine Vernunft gefangen unter dem Glauben, kehre um mit reuigem Herzen zu der Burg des Herrn von Süſſenhayn, bekenne vor ihm und der guten Jungfer Morgenthau, daß du dich gröblich vergangen, ehre das Daſeyn des zwickenden und kneifenden Kobolds; ſo werden ihre Herzen ſich wieder zu dir neigen, du wirſt wieder als Bergzehender im Schatten majeſtätiſcher Eichen herumwandeln, wirſt das fröliche Glückauf! deiner alten Kameraden hören, deren jeder mit traulichem

lichem Handschlag dir entgegen eilen wird, weil, wie du wohl weißt, im Himmel mehr Freude ist über einen büßenden Sünder, als über hundert Gerechte.

So sophistisirte der Mangel ihm vor, als er eben über eine dürre Hande schlich, und dann und wann zur Labung einige Wacholderbeeren pflückte, die er den froh umherschwirrenden Lerchen abstahl. Da aber sein Magen kein Lerchenmagen war, so erhub plötzlich der Hunger seine Stimme mit so hinreißender Beredsamkeit, daß mein Vater sich kurz und gut entschloß, den philosophischen Starrsinn aufzugeben, im Nothfall die Existenz von zehntausend Kobolden feyerlichst anzuerkennen, und auf diese Weise zu versuchen, ob er Gnade finden könne vor den Augen des Berghauptmanns von Süssenhayn.

Mit diesem Vorsatz lenkte er seine Schritte geradesweges nach dem Harzgebürge, welches er nach einem sehr beschwerlichen Marsch von zwölf Tagen, mit geschwollenen Füßen, und braungebranntem Antlitz erreichte. Das Herz klopfte ihm immer schneller, je mehr er sich der Burg Süssenhayn näherte, und als er schon durchs Gesträuch die kleine Jägerhütte erblickte, in welche er einst als Straußen-Mörder flüchtete, die vor Sturm und Ungewitter ihn schützte, und oft als Bergzehender seine Besuche empfing, da rollten ein paar empfindsame Thränen über seine braunen Wangen, Minchens Bild stand vor seiner Seele,

denn

denn eben hier war es, wo er es einſt ſo oft hervorgerufen hatte. Er verlohr ſich ganz in ſchwärmeriſchen Bildern der Vergangenheit und der Zukunft, als plötzlich ein angſtvolles Geſchrey um Hülfe an ſeine Ohren ſchlug. Polycarpus, obgleich nur mit einem dicken Knotenſtock bewafnet, bedachte ſich keinen Augenblick buſchein zu ſpringen, und durch dick und dün ſich einen Weg nach der Gegend zu bahnen, wo das Geſchrey herkam, welches ſich nach und nach in ein Gewinſel verwandelte.

Wahrer Muth ſtüzt ſich nicht auf Waffen, Muth iſt etwas ganz anders als Kraft, Bewuſtſeyn überlegener Kraft iſt nicht Muth, ſo wenig als der verſchenkte Groſchen deſſen, der Millionen beſizt, Wohlthätigkeit genannt zu werden verdient. — Mein Vater kam, ſah und bebte! der Herr von Süſſerhayn unter den Händen zweyer Mörder, dieſe Mörder die nemlichen beyden Wayſenknaben, welchen er auf Empfehlung der Jungfer Morgenthau bis jezt zum Vater gedient hatte, und welche, wie der geneigte leſer ſich noch erinnern wird, durch ihre Familien Ähnlichkeit mit dem armen Polycarpus, den erſten Grund zu dem unauslöſchlichen Haſſe der frommen Jungfer gegen ihn, und zu ſeiner nachherigen Verbannung legten. Sie waren Jeder mit einer Flinte und einem Hirſchfänger bewaffnet, aber was iſt Flinte und Hirſchfänger, wenn ein böſes Gewiſſen jede Sehne erſchlafft, die den Hahn ſpannen, oder den Säbel zücken will. Gedankt ſey es der weiſen Vorſicht!

ficht! Feigherzigkeit ist die Begleiterinn jeder bö-
sen That, wahren Muth giebt nur die Tugend. Wie
ein Blitzstrahl brach mein Vater durchs Gebüsch, sein
Knotenstock tanzte auf den Köpfen seiner Stiefbrüder,
und die feigen Buben flohen.

Innig bewegt kehrte er sich zu den Herren von
Süssenhayn, der in seinem Blute schwamm. Er
hatte einen Hieb über den Kopf und eine tiefe Wunde
in der linken Seite. „Bist du es, mein Sohn Po-
lycarpus!" rief er mit schwacher Stimme: „bist
„du es, der seinem undankbaren Vater das Leben ret-
„tet! O wie oft habe ich meine Härte gegen dich
„bereut! wie viele Boten nach dir ausgesandt, um
„dich zurück in meine Arme zu führen. Der Him-
„mel hat meinen heißesten Wunsch gewährt, dich noch
„einmal wieder zu sehn ehe ich sterbe, o mögte er auch
„noch den erhören, vor meinem Ende deine Tugend
„belohnen zu können."

Mein Vater sah wohl ein, daß hier weder Ort
noch Zeit sey, das Vergangene zu rekapituliren, und
da er den schwer verwundeten Berghauptmann kraftlos
vor sich liegen sah, so nahm er ihn kurz und gut auf
seine Schultern und trug ihn huckepack bis in die Burg,
wo er unter dem Angstgeheul der Jungfer Morgen-
thau in sein Bette gebracht wurde. Den Jäger Maß
sandte Polycarpus auf dem besten Klepper ins nächste
Städtgen, um einen Arzt zu hohlen, Jäger Anton

und

und Jäger Hans erhielten Befehl, den Wald zu durchſtreifen, und die mörderiſchen Buben lebendig oder todt in die Burg zu liefern. Die fromme und keuſche Jungfrau wollte ſich ganz unvermerkt aus dem Staube machen, wurde aber zu großem Wohlbehagen des ſämmtlichen Hausgeſindes, vor der Hand in den Keller geſperrt, wo ſie ſo lange ſchimpfte, weinte, fluchte, betete, ſprudelte, geyferte, bis ſie vor Mattigkeit weder Hand noch Fuß noch Zunge mehr rühren konnte.

Nach wenig Stunden führte der Jäger Hans triumphirend die beyden würdigen Söhne einer frommen Mutter, mit auf den Rücken gebundenen Händen, durch das Schloßthor auf den großen Hof, wo ſie von der geſammten Dienerſchaft angeſpieen und mit manchem derben Ribbenſtoß beehrt wurden. Sie geſtanden weinend, daß die ehrſame Jungfer Morgenthau ſie zu dieſer That verleitet habe, daß ihr ſchon ſeit langer Zeit das zähe leben des Herren von Süſſenhayn zur laſt geweſen, daß das Gut durch ihre ſorgfältige Vermittelung gänzlich verſchuldet ſey, das darauf geborgte Geld aber unangetaſtet in einem großen eiſernen Kaſten begraben liege, daß ſie nur den günſtigen Ausſchlag des mörderiſchen Unternehmens abwarten wollen, um ſich alsdann mit ihren Schätzen in Sicherheit zu begeben, und den etwanigen Erben die leere Burg zu hinterlaſſen.

Auf

Auf dieſes freywillige Bekenntniß ſandte man die ſaubern Spießgeſellen in die Amts Vogtey, wo ihnen ein eben ſo kühles Quartier angewieſen wurde als weyland meinem Vater, da der Wolf die ſpaniſchen Schaafe gefreſſen hatte. Die Jungfer Morgenthau ward aus dem Keller hervorgeholt und bekannte nichts; da aber der gefüllte eiſerne Kaſten die Auſſage ihrer Pflegkinder beſtatigte, ſo ward ſie gleichergeſtalt der engern Verwahrſam des Böttchers anvertraut, welcher ihr oft handgreiflich bewies, daß der Kobold in ihn gefahren ſey.

Um nie wieder auf dieſes würdige Kleeblatt zurückkommen zu müſſen, endige ich ihre Geſchichte lieber ſogleich. Der Herr von Süſſenhayn verzieh ihnen auf dem Sterbebette. Auf ſeine Vorbitte ward die peinliche Unterſuchung nicht allzuſtrenge betrieben, die Jungfer Morgenthau wurde eine Zierde des Zuchthauſes, wo ſie unter dem Singen erbaulicher Lieder, mit vieler Geſchicklichkeit Hirſchhorn kalpelte; die beyden Zweige dieſes verwelkenden Stammes folgten dem Kalbfell unter einem preußiſchen Regimente, und wurden, nachdem ſie zweymal entlaufen und wieder ertappt worden waren, neben einander an Einen Galgen gehängt.

Eilftes Kapitel.

Die Hölle.

Während die Burg Süſſenhayn auf dieſe Weiſe v allen Kobolden gereinigt wurde, langte der Arzt m Schweiß und Staub bedeckt daſelbſt an. Er unte ſuchte die Wunden des gnädigen Herrn und fand ſ nicht tödtlich. Mein Vater wich nicht vom Kranke lager, wohnte jedem Verbande ſelbſt bey, durchwacht jede Nacht im Vorzimmer, ängſtlich lauſchend na dem leiſeſten Athemzug des Schlummernden. Bal zupfte er ihm das Kopfkiſſen zurecht, bald wehrte ihm die Fliegen ab, bald braute er für ihn ein Gla limonade. Der Herr von Süſſenhayn bemerkt Alles im Stillen, und dieſe Krankheit bewürkte i ſeiner Seele eine mächtige Veränderung. Er dacht zum Erſtenmale ernſthaft an Tod und Ewigkeit, ſei im Grunde unverdorbenes Herz, aus dem nur de Strom der Welt bis jetz jede feinere Empfindung weggeſchwemmt hatte, fühlte auf einmal eine Leere, die jeder Menſchenkäher ſich ſo wie ich erklären wird. Seine ganze lage veränderte ſich plötzlich, ihn umgab nicht mehr die Jungfer Morgenthau noch ihre Buben, er mußte ſich des Gedankens entwöhnen, dieſe Perſo nen zu ſeiner Familie zu rechnen, ſich als von ihnen geliebt und geehret zu betrachten, er mußte Tagelang auf einer Seite gegen die Wand gekehrt liegen, mußte

ſeiner

seiner lieblings- und einzigen Beschäfftigung, der Jagd, entsagen, durfte nicht einmal viel reden, um der Heilung seiner Wunden nicht zu schaden; — was blieb ihm übrig? und was bleibt jedem wissenschaftlosen Kopfe übrig, um die leeren Stunden zu füllen? Die Seele will beschäfftigt seyn, findet sie keine Materialien vor sich, so schafft sie sich selbst welche, wiegt sich in Träume, wird Schwärmerinn, und hält ihre Schwärmerey für höhern Ruf zur Religion. Daher, und nicht immer aus Furcht des Todes, entstehen oft die frommen Bekehrungen auf dem Krankenlager. Ein Spielwerk muß die Seele haben, und die mancherley Verzierungen und Verbrämungen der Religion, bieten deren in Menge dar.

Der Herr von Süssenhayn fieng sehr bald an zu glauben, daß ein höheres Wesen aus väterlicher Fürsorge den unglücklichen Zufall vorher bestimmt, weil er ihn betroffen, um durch leiden ihn aus dem Sündenschlamme auf die Bahn der Frömmigkeit zu führen. Er verlangte nach einem Prediger. Und siehe, es erschien ein dickes, Polypenartiges Wesen, Magister Schlendrian genannt. Auf seinem Gesichte wohnte die höchste Unbefangenheit, er sah immer einerley aus, er mogte ein junges Brautpaar kopuliren, oder einem hülflosen Kranken das Sacrament reichen. Seine Berufsgeschäffte waren ihm durch langes Arbeiten im Weinberge des Herren mechanisch geworden; er glaubte Alles was man wollte, Ewig-

keit der Höllenstrafen, Gespenster, Kobolde, Alles, Alles! nur die Mehrheit der Welten nicht, denn er hielt steif und fest an der Schöpfungs Geschichte des Moses, wo Sonne, Mond und Sterne ein wenig cavalierement behandelt werden. Unter seinen Beichtkindern genoß er der tiefsten Ehrfurcht, denn er warnte sie oft vor den falschen Propheten, die umher schleichen wie der Wolf, der im Park des schwammigten Fürsten die spanischen Schaafe zerriß. Das Sündenleben des Herren von Süssenhayn war ihm schon längst ein Ärgerniß gewesen, oft wenn er des Morgens um 3 Uhr noch im süßesten Schlummer schnarchte weckten ihn die Jagdhörner und das Gebell der Hunde die unter den Fenstern seiner Pfarrwohnung vorüberzogen. Der Hoch- und Wohlselige Vater des gnädigen Herren, pflegte denn doch dergleichen tumultuarische Störungen oft durch ein paar Hasen, nicht selten durch einen Rehbock, und zuweilen gar durch ein wilde Sau wieder gut zu machen; aber der jetzige hochadliche Kirchen-Patron kam nicht allein selten in die Kirche und nie in den Beichtstuhl, sondern fror auch Alles selbst. Zu allem diesen kam noch ein besondere geheime Ursache, welche den priesterlichen Groll immer unter der Asche nährte. Der Herr Magister Schlendrian war nemlich vor vielen Jahren gesonnen, die Jungfer Morgenthau zu seiner christlichen und gottseligen Haushälterinn zu machen; sie war damals noch in ihrer Blüte, ihre holdselige Gestalt gereichte zum lobe des Schöpfers, und

Präliminär-Artikel waren bereits von beyden Theilen unterzeichnet, als die Dazwischenkunft des Gutsherren sie auf einmal zum Weltkinde machte, und das Züngelgen in der Wage dahin neigte, wo täglich Rehböcke und Hasen sammt der Ausbeute des Bergwerks zusammen floßen.

So etwas verzeiht ein Pfaff nie. Er ermangelte nicht, so oft das Sonntags Evangelium ihm nur den entferntesten Anlaß gab, auf diesen Unfug in der Gemeinde zu sticheln, da aber der Herr von Süssenhayn wie gesagt nur selten seinen erbaulichen Reden als Zuhörer beywohnte, so ergriff er die jetzige Gelegenheit mit Freuden, ihm seinen bisherigen ärgerlichen Lebenswandel ins Gewissen zu schieben.

„Nun, gnädiger Herr," hub er an, nachdem er sich zu den Füßen des Krankenbettes auf einen Sessel hatte fallen lassen: „wie steht es denn mit Ihrer „armen Seele?"

Der Hr. v. Süssenhayn.

So mittelmäßig, lieber Herr Pastor, keines schweren Verbrechens bin ich mich wohl nicht bewußt, Schwachheitsünden haben wir alle.

Magister Schlendrian.

Ja ja, das ist die Sprache des leidigen Verführers, des Satans. Da entschuldigen wir uns mit

unſerer Natur, mit unſerem Temperament, ſtatt daß wir unſer Fleiſch kreuzigen ſollten, ſammt den Lüſten und Begierden, aber mit ſolchen kahlen Entſchuldigungen werden wir dereinſt ſchlecht beſtehen.

Der Hr. v. Süſſenhayn.

Ich ſollte nicht denken, lieber Herr Paſtor. Ich ſtelle mir Gott als einen liebreichen Vater und nicht als einen Büttel vor, der immer bereit iſt, ſeinen züchtigenden Arm aufzuheben, und zu ſtrafen, wo wir oft anders wollten, und vielleicht nicht anders konnten.

Magiſter Schlendrian.

Da haben wirs! Gott behüte doch jede fromme Chriſtenſeele für ſolchen freygeiſteriſchen Grundſätzen. Am Ende wird es gar noch herauskommen, daß Sie keine Hölle glauben.

Der Hr. v. Süſſenhayn.

Ich glaube, daß das Gute belohnt und das Böſe beſtraft werden wird, wie, wann und wo? das weiß ich nicht. Ewige Strafe ſcheint mir aber in keinem Verhältniß mit dem Laſter zu ſtehn.

Magiſter Schlendrian

(andächtig die Augen verdrehend.)

Barmherziger Gott! ich bebe vor ſolchen Läſterungen. Und ich ſage Ihnen (hier erhub er ſeine Stimme) kraft meines Amtes als ein Diener am göttlichen Wort,

Wort, daß aus der Hölle keine Erlösung seyn wird, daß, wer sich hier einer geilen Brunst überlassen, dort im feurigen Schwefelpfuhl ewig dafür büßen soll, daß man dort keine Jagdmusik, sondern nur Heulen und Zähnklappen hören wird. Wollen Sie Beweise? hier sind sie.

Er schlug eine große Bibel auf, citirte hundert Sprüche, schrie lauter als ein Major vor der Fronte, und trieb den Herren von Süssenhayn endlich so in die Enge, daß dieser kein anderes Mittel übrig sah, als ihn zur Thür hinaus werfen zu lassen. Auf diesen Befehl hatte der Jäger Maß schon lange gewartet, und der Herr Magister Schlendrian befand sich plötzlich ohne recht zu wissen wie, auf der untersten Stufe der Windeltreppe, von da er Verwünschungen helfernd seinen Weg in die Pfarrwohnung fortsetzte. Gegen Abend sandte ihm mein Vater durch den Verwalter, zu Besänftigung seines geistlichen Stolzes, einen Rehbock und ein halb s Dutzend Hasen. Der Verwalter brachte die Antwort, daß, obgleich aus der Hölle keine Erlösung sey, man doch durch Gebet und gute Werke den Zorn Gottes von sich abwenden könne. Mein Vater lächelte und der Verwalter lachte.

Aber so unbedeutend dieser ganze Vorfall auch schien, so hatte er doch sehr ernsthafte Folgen. Der Kranke hatte sich geärgert, die Galle trat ihm ins Blut, seine Wunden verschlimmerten sich, das Fie-

ber wurde immer ärger, und am dritten Tage lag er ohne Hoffnung der Genesung. Er selbst fühlte sein herannahendes Ende, er berief meinen Vater an sein Bett, ließ die Umstehenden hinausgehn, und hielt folgende Rede an ihn:

„Polycarpus, ich will dir ein Geheimniß „entdecken, das mich mehr martert, als die fürchter„liche Vorstellung der Hölle des Magister Schlen„drian. Du bist mein leiblicher Sohn. Der „Mann deiner Mutter war ein ehrlicher alter Kauz, „der in seinem Leben nur eine Haupt und eine Staats„Action vollbracht hatte. Er besaß keine andere Tu„gend als die Ehrlichkeit, deswegen wurde er allent„halben betrogen, und nirgends geachtet. Es reut „mich von Herzen (hier trat eine Thräne in sein Auge) „daß ich das Eigenthum eines Andern angetastet. „Zürne nicht auf mich, mein Sohn! ich war damals „ein junger Wildfang, sah immer nur auf den gegen„wärtigen Augenblick, und dachte nie daran, daß „auch einst eine so ernsthafte Stunde wie die jetzige „kommen würde. Verzieh mir um meiner Reue „willen, und laß mich sterbend wenigstens so viel wie„der gut machen als ich kann.“

Mein Vater sank in seine Arme, beyde weinten bitterlich. Der Berghauptmann sandte nach einem Notarius und Zeugen, in deren Gegenwart er meinen Vater feyerlichst an Kindes statt annahm, und

ihn

ihn zum Universal Erben seines ganzen Vermögens erklärte. Noch in derselben Nacht verschied er sanft. Sein Körper wurde mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten zur Erde bestattet, bey welcher Gelegenheit der Herr Magister Schlendrian eine Rede hielt, in welcher er den Verstorbenen für fünf Harzgulden fünfundzwanzigmal Hochwohlselig nannte.

Zwölftes und letztes Kapitel.

Bestechung.

Mein Vater war also nun auf einmal Erb- Lehn- und Gerichtsherr von und auf Süssenhayn, Lindenbusch, Großenholz & caetera, & caetera. Er frug sich oft, ob er träume, und sein ganzes Leben hindurch geträumt habe? Der Küchenjunge, der Straußenwärter, der Bergzehender, der Parkaufseher, gingen wie Bildergen in der Zauberlaterne vor seiner Seele vorüber, er sah Alles wie im fernen Nebel, und nur Minchens Bild stand mit schimmernden Farben rosig lächelnd vor seinen Augen.

„Was hindert mich noch," rief er eines Morgens: „ganz glücklich zu seyn? Vergebens ruft mich

„das ſchallende Horn zum lärmenden Vergnügen der „Jagd, ich komme mit Wild beladen zurück, und „keine Hand ſo weich als Pflaum, trocknet mir den „Schweiß von der Stirn. Vergebens lächeln mir „die gelben Saaten und die braune Wange des zu„friedenen Schnitters, vergebens winkt mir der volle „Becher, ſo lange meine Seele nicht jenen wollüſti„gen Rauſch aus Minchens ſchwarzen Augen trinken „kann. Wohlan! es ſey gewagt! ich will nicht län„ger allein zur Jägerhütte luſtwandeln, ich will nicht „länger allein die weiten Säle dieſer Burg bewohnen, „wo in den langen einſamen Gängen nur der hohle „Schall meines eignen Fußtritts mir an die Ohren „ſchlägt.“

Er ſprachs und ergriff die Feder, um an den Herren van Doelen zu ſchreiben, und ihn einzuladen, ſein rothes Ziegeldach gegen die Burg Süſſenhayn zu vertauſchen. In demſelben Augenblick meldete ihm der Jäger Hans drey Fremde, zwey Männer und eine Jungfrau, welche den gnädigen Herren zu ſprechen verlangten. Er befahl, ſie herein zu führen, und — wer mahlt ſein Erſtaunen, als er in die Thür treten ſah — den Herren van Doelen, und hinter ihm — das ſchwarzaugigte Minchen, und hinter ihr — den alten treuen Schrimps.

Der leſer wird mir nicht zumuthen, ein Bild zu entwerfen, von dem Entzücken, den Freudenthränen,

den Umarmungen, dem Stammlen, den abgebrochenen Sylben, die ſich wechſelsweiſe durchkreuzten. Hundert Fragen für eine, und ehe noch die Antwort darauf erfolgte, wieder eine neue Frage. Endlich erhohlte man ſich ſo weit, daß man im Stande war einander zu hören, man ſetzte ſich, das Frühſtück wurde gebracht, und mein Vater mußte ſeine Geſchichte zuerſt erzählen. Er that es, ſo zuſammenhängend, als Minchens vis á vis ihm nur immer verſtatten wollte, und endigte mit der Frage: „nun, lieber Herr „van Doelen, laſſen Sie mich erfahren, welchem „Zufall ich das Glück verdanke, Sie ſo unvermuthet „unter meinem Dache zu bewirthen?“

Hr. van Doelen.

Gern mein theurer Pflegeſohn. Sie ſollen Alles wiſſen, was ſich mit ihrem alten Freunde zugetragen, ſeit dem Tage an dem Sie meine friedliche Wohnung am Golfo di Napoli verließen, um Küchenjunge unter einer Räuberbande zu werden. Ich erſpare Ihnen die Schilderung unſerer Angſt, unſers Schmerzes, unſerer Thränen um Sie. (Mein Vater ſah nach Minchen, Minchens Auge bejahte.) Ich that allenthalben die eyfrigſte Nachfrage nach Ihnen, Zeitungen und Wochenblätter nannten dem ganzen neapolitaniſchen Gebiete Ihren Nahmen, und beſchrieben Ihre Geſtalt und Kleidung, leider alles umſonſt! wenig Tage nachher langte der ehrliche alte Schrimps

bey mir an, und foderte das mir anvertraute Pfand zurück. Ich konnte ihm nur mit Thränen antworten, in Thränen badete ich auch den Brief, in welchem ich Ihrer Frau Mutter Ihre Entfernung meldete. Dieser ehrliche Greis hatte nicht Luſt ohne ſie zurückzukehren, auf mein Bitten blieb er bey mir, um ſein Leben unter der warmen Zone Italiens zu beſchließen.

Vier Jahre lang lebten wir in ununterbrochener Ruhe, und wir beyden alten Männer gewöhnten uns ſo an einander, daß auch nur Stundenlange Trennung uns ſchon weh that. Wir trieben Gärtnerey, wir machten phyſikaliſche Verſuche, Sie wiſſen, daß ich von jeher ein Liebhaber davon war, daß ich ſogar dieſe Liebhaberey auf Sie fortpflanzte. —

Mein Vater.

Der Himmel gebe, daß es Ihnen beſſer bekommen ſeyn möge als mir. (Das Bild des ermordeten Straußes ſtand lebhaft vor ſeiner Seele.)

Hr. van Doelen.

O es mißglücken den Gelehrten Verſuche genug, aber die Fuhrmannspeitſche iſt nicht immer hinterher. Dagegen konnten wir uns freuen wie die Kinder, wenn wir zum Beyſpiel einige Pflanzen electriſirt hatten, und ſie ſchoſſen luſtiger und ſaftiger empor als ihre Nachbarn. Wenn wir denn Abends uns müde und matt gearbeitet hatten, und mein Minchen uns

mit

mit freundlichem Geſicht eine friſche Milch vorſetzte, das war ein herrlicher Schmaus. (Mienchen blickte verſchämt nach meinem Vater, meines Vaters Auge bejahte, auf der Stirn des alten Schrimps ſaß die Rückerinnerung beſſerer Zeiten und Herr van Doelen fuhr fort:)

Ach! warum entgeht auch die einſame friedliche Hütte nicht den lüſternen Blicken des egoiſtiſchen Böſewichts der die ganze Welt nur für ſich geſchaffen glaubt! Eines Morgens ſchlenderte ich mit meiner Familie und meinem Freunde Schrimps nach der Stadt, um das Blut des heiligen Januarius fließen zu ſehn, deſſen Feſt gerade einfiel. Dieſe Neubegier koſtet mir meine Ruhe, mein Vermögen, mein Weib, und nur meine Tochter habe ich gerettet. Schon Tages darauf bemerkte ich zu verſchiedenen malen, daß fremde Männer um mein Haus ſchlichen, allein ich achtete es nicht. Kurze Zeit nachher fanden ſie Minchen am Brunnen, und eröfneten ihr Dinge, die ihr unſchuldiges Herz mit Abſcheu, und mich der Welt kundigen Mann, mit Zittern erfüllten. Von dem Augenblick an lebten wir noch eingezogener als zuvor, und da einige Wochen ruhig verſtrichen, ſo erwachte die Hoffnung in meiner Seele, daß die ganze Begebenheit nur ein vorüber gehender Schreck geweſen, der blos dazu diene, mich meine glückliche ländliche Zufriedenheit doppelt fühlen zu laſſen.

Nur zu bald entriß das Schickſal mir dieſen Wahn. Ich ward plötzlich vor Gericht geladen, und auf meine Frage warum? erhielt ich die Antwort: ich ſey ſchwerer Verbrechen angeklagt worden. Mit einem ſo ſchuldenfreyen Gewiſſen als das Meinige erſcheint man kühn vor jedem Richter. Der erſte Punct der Anklage war: ich ſollte am Feſt des heiligen Januarius gelacht haben. Die Behauptung war grundfalſch, ich habe nie in meinem Leben über religiöſe Ceremonien gelacht, ſie mogten noch ſo wunderlich ſeyn, den ich weiß, welchen Werth der Pöbel darauf ſetzt. Ich verlangte durch Zeugen überwieſen zu werden, und — wie groß war mein Schrecken! man nannte mir einen der angeſehenſten, reichſten Männer der Stadt, der ſich erboten die Wahrheit der Sache durch einen Eyd zu bekräftigen. Man gieng noch weiter, man machte mir es zum Verbrechen, daß ich vor achtzehn Jahren durch meine Bereitwilligkeit, Sie meinen lieben Pflegeſohn zu taufen, Eingriffe in die kirchlichen Geſetze gethan. Ich durchſchaute nur zu gut das ganze Gewebe der Bosheit, und zitterte vor meinem Schickſale. Man gab mir unter der Hand zu verſtehen, daß es noch in meiner Macht ſey, die ganze Sache zu vertuſchen, wenn ich mich entſchlieſſen wolle, meinen Ankläger zu beſtechen.

„Wie!“ rief mein Vater erſtaunt: „beſtechen? „Sagten Sie nicht, er ſey Einer der angeſehenſten „und reichſten Männer der Stadt geweſen? wie konn-

„te

„te er erwarten, von einem Manne, der nur sein „dürftiges Auskommen hatte, bestochen zu werden.“

Hr. van Doelen.

Guter Jüngling! Sie nehmen das Wort Bestechung im gröbsten Sinne. Nicht immer besticht man mit Gelde; Schmeicheleyen, Lobsprüche, kriechende Demuth, bestechen oft kräftiger als vollwichtige Dukaten Aber auch dieß verlangte man nicht von mir, ich sollte mehr als mein Vermögen, mehr als mein Leben aufopfern — die Ehre meiner Tochter!

Mein Vater blickte erschrocken auf Minchen, welche mit glühenden Wangen die Augen niederschlug.

Hr. van Doelen.

Das war die schändliche Art der Bestechung, die man von einem alten, mit Ehren grau gewordenen Vater erheischte. Nur darum ließ der vornehme Wollüstling seine Spione um meine einsame Wohnung schleichen, nur darum erdachte er die nichtswürdige Anklage, nur darum erbot er sich zum falschen Eyde. Ich sah das schreckliche meiner Lage nur zu gut ein, ich wuste, daß alsdann meine arme Familie der Willkühr des Ehrenschänders überlassen blieb, was blieb mir übrig, als meine Zuflucht zur list zu nehmen? Ich stellte mich willig zu allem, und bat nur um eine Frist von wenigen Tagen, um meine Tochter vorbereiten zu können. Sie ward mir gewährt,

ich wandte sie dazu an, meine wenigen Habseeligkeiten, Alles was ich retten konnte, unter Begünstigung der Nacht auf ein seegelfertiges Fahrzeug zu bringen, und wenig Stunden vor Anbruch jenes fürchterlichen Morgens, der meiner Tochter ihre Unschuld, und ihren Eltern das Leben kosten sollte, verließ ich sammt den Meinigen die friedliche Hütte unter dem rothen Ziegeldach auf immer, schifte mich ein, und stach mit einem günstigen Winde in See. Wir hatten eine beschwerliche Reise, mein armes Weib hatte durch den Kummer schon so viel gelitten, daß sie bald während der Fahrt gefährlich krank wurde, und am sechsten Tage in meinen Armen verschied. — Ich hatte neunzehn Jahre in einer glücklichen Ehe mit ihr gelebt — (Hier schwieg Herr van Doelen einige Augenblicke und suchte seine Thränen zu verbergen, Minchen schluchzte, der alte Schrimps sah vor sich nieder, mein Vater war sehr bewegt.)

„Gott segne sie!" rief er mit aufgehabnen Händen: „sie war meine Mutter, ich werde ihre frommen „Lehren nie vergessen!"

Hr. van Doelen.

Dies Zeugniß ist mir lieber, als ein Ehrendenkmal in Marmor gehauen. Doch lassen wir ruhen die Todten, und wenigstens verharrschen die Wunden, die ein unerbittliches Schicksal uns schlug. — Nach einer Reise von sieben Wochen, traten wir auf deutschem

ſchem Grund und Boden an's Land. Ich gieng mit dem alten Schrimps zu Rathe, wir zählten unſere Baarſchaft, ſie beſtand noch beynahe aus zweyhundert Dukaten. Wir beſchloſſen, uns nach Braunſchweig zu wenden, wo ehemals ein alter, ſteinreicher Bruder meiner Mutter lebte. Da ich, mit meiner kleinen Hütte zufrieden, nie daran gedacht hatte, mich durch ſein Erbe zu bereichern, ſo geſtehe ich, daß ich ſo nachläſſig geweſen war, mich ſeit zehn Jahren mit keiner Sylbe nach ihm zu erkundigen. Ich weiß alſo auch noch nicht, ob er lebt oder tod iſt? und wenn er lebt, wie er gegen einen armen, verſtoßenen, flüchtigen Verwandten verfahren wird. Ich bin auf der Reiſe dahin begriffen; ſchlägt mir meine Hoffnung fehl, ſo ſetze ich mich mit dem Reſt meiner Dukaten in eine kleine Landſtadt, und werde Schulmeiſter. — Daß der Gott, der unſchuldig Verfolgte ſchützt, meinen Plan begünſtigen wird, läßt mich ſchon der glückliche Zufall hoffen durch den ich Sie, mein theuerer Pflegeſohn wieder gefunden. Als ich durch dieſe Gegend reiſte, erfuhr ich von ohngefähr Ihren Vor- und Zunamen, meine Tochter und ich, wir ſchrien laut auf. — Hier wurde Minchen roth bis an die Ohrläppgen, in meines Vaters Auge blitzte Freude, Herr van Doelen fuhr fort:

Meinem Pflegeſohn ſo nahe zu ſeyn, ohne ihn noch vor meinem Ende zu umarmen, das konnte ich nicht über mein Herz bringen. Ich bin gekommen,

Sie an meinen Buſen zu drücken, und mich Ihres Glücks zu freuen.

Mein Vater ſchloß ihn heftig in ſeine Arme: „wollen Sie das? o ſie können es, ſie ſollen es! von „Ihnen hängt es ab, mich zum glücklichſten Sterb„lichen zu machen. laſſen Sie den alten Onkel in „Braunſchweig in ſeinem Fette erſticken, wenn er nicht „ſchon längſt vermodert iſt; geben ſie den Schulmei„ſter Plan auf — wenigſtens leſen ſie erſt dieſen „Brief, den ich eben an Sie ſchrieb, als mir Ihre „Ankunft gemeldet wurde.“

Er reichte ihm das beſchriebene Blatt, welches wie meine Leſer wiſſen, eine Anwerbung um Minchen enthielt. Ich weiß nicht, welch ein zartes, geheimes Gefühl Minchen den Innhalt des Briefes zuflüſterte, ſie heftete ihr ſchwarzes Auge an den Boden, und ihre volle Bruſt arbeitete ſichtbar unter dem florenen Tuche.

Mein Vater, eingedenk der Definition, welche Herr van Doelen ihm eben von der Beſtechung gegeben hatte, wagte es ſie mit Blicken zu beſtechen, deren zwar nur wenige trafen, weil ihr ſchwarzes Auge immer die Seegel ſtrich, aber auch dieſe wenigen blieben nicht ohne Würkung.

Nachdem der rechtſchaffene Prediger das Blatt durchlaufen, hob er ſeine Augen auf gen Himmel, es ſchwamm eine Thräne darinn, und ſein Geiſt ſchien mit Gott zu ſprechen. Darauf wandte er ſich zu ſei-

ner

ner Tochter: „Wilhelmine!“ ſprach er in einem feyerlichen, gerührten Tone: „dieſer Jüngling war einſt „dein Bruder, er verlangt heute dein Gemahl zu „werden, du weiſt wie ich denke, deine Wahl hängt „von deinem Herzen ab — willſt du Bedenkzeit?“ —

Minchen weinte und reichte meinem Vater die Hand.

„Nun ſo ſegne euch Gott! deſſen Wege ich im „ſtillen bewundere!“

Eine feyerliche Pauſe. Mein Vater drückte Minchen an ſein Herz, Herr van Doelen trat ans Fenſter und trocknete die Thränen, der alte treue Schrimps unterbrach zuerſt das Schweigen durch eine förmliche Gratulation.

Nun herrſchte lauter Jubel in der ganzen Burg Süſſenhayn, die Anſtalten zur Vermählung wurden gemacht, mein Vater ſchrieb an den kleinen bucklichten Schneider und lud ihn zur Hochzeit ein, es währte nicht lange, ſo trabte Meiſter Fuchs ſingend durch die Schloßpforte, lachte, daß ihm der dürre Bauch ſchwabbelte und verherrlichte das frohe Feſt durch Kerzen Scherzen und Herzen. Die Bergleute brachten unter dem Schall der Zittern dem jungen Paar ein fröhliches Glückauf! Magiſter Schlen-

drian arbeitete für fünf Harzgulden ein vortreffliches Epithalamium aus.

* * *

Nachschrift.

So kettet im menschlichen Leben sich eine Begebenheit an die andere, so hängt oft von der scheinbar unbedeutensten Kleinigkeit unser ganzes Schicksaal ab. Wäre meine Großmutter nicht auf dem **feuerspeyenden Berge** entbunden worden, so hätte mein Vater nie das Glück genossen, von einem frommen **Priester** erzogen zu werden; hätte der Sieger der Perser nicht den **Käfer** zu hitzig verfolgt, so würde er nie der Mörder eines **Straußes** geworden seyn, und nie nöthig gehabt haben, in der Jägerhütte vor einem **Gewitter** Schutz zu suchen; hätte er in den Schachten des **Bergwerks** nicht den Kobold verspottet, so hätte der Hunger ihn nie gezwungen, den **Ocean** zu besingen; der **Wolf** mußte die spanischen Schaafe fressen, und ein Gedicht mit Fenster **Bley** geschrieben meinen Vater aus dem Gefängnisse retten, um ihm Gelegenheit zu geben, auf die **Feigherzigkeit** zweyer Buben sein Glück zu gründen; die **Hölle** setzte ihn in den Besitz eines Rittergutes, die schändlichste **Bestechung** in den Besitz meiner schwarzaugigten Mutter; und wäre das Alles **nicht** geschehen, so wäre ich auch nicht geboren worden.

K.

Noch ein paar Worte zum Beſchluß.

Mit Vergnügen erariff ich die Feder, mit Vergnügen lege ich ſie wieder nieder. Freylich iſt das letztere Vergnügen von einer ganz andern Art, es iſt die Empfindung eines Menſchen, der ſich aus einer verdrüßlichen lage losgewickelt, und nach Jahresfriſt zum erſtenmale wieder frey athmen darf. Ich bin dem Publicum und meiner Ehre, die ſo vielfältig und hämiſch angetaſtet worden, Rechnung ſchuldig: erſtens von den Gründen, die mich nöthigen, dieß Unternehmen aufzugeben. Zweytens von meiner Einnahme und Ausgabe; um endlich einmal den gehäſſigen Vorwurf von mir abzuwälzen, als habe ich aus Gewinnſucht geſchrieben.

Was den erſten Punct betrifft, ſo ſind meiner Gründe mancherley. Erſtens: Mangel an Mitarbeitern. Von 75 Bogen, die dieſer Jahrgang enthält, habe ich ſelbſt funfzig geſchrieben, eine Arbeit, die ich nur leiſten konnte, weil ich ſchon einen kleinen Vorrath geſammelt hatte, und die mir in der Folge unmöglich werden würde.

Zweytens: die Cenſur, von der ich nichts weiter reden will, weil ich alles, was geſchah und

geſchehen iſt, nunmehro als abgeſchieden betrachte, und de mortuis nil niſi bene.

Drittens: die unverdiente Strenge und Bitterkeit, mit welcher man oft Dinge beurtheilt hat, die doch nur Scherz waren, und dem unbefangenem Leſer höchſtens ein Lächeln ablocken ſollten. Es hat mir weh gethan, daß ſogar Männer, deren Verdienſte ich kenne, deren Freundſchaft ich hochſchätze, die ich immer für vorurtheilfrey und aufgeklärt gehalten, dennoch Anſtoß an unbedeutenden Scherzen genommen, die, wenns hoch kam, doch nur eine gayeté du Coeur des Verfaſſers, aber ſicher nicht Bosheit verriethen. Es hat mir weh gethan, daß ich darum angefeindet wurde: es hat mir weh gethan, daß man immer nur auf Koſten meines Herzens von meinem Kopfe gut ſprach. Um alle dem in Zukunft auszuweichen, lege ich heute die Feder nieder, um ſie als Schriftſteller für Ehſtland nimmer wieder zu ergreifen.

Und nun muß ich das Publicum um Verzeihung bitten, wenn ich, um den zweyten Punct in ſein gehöriges Licht zuſetzen, eine etwas weitläuftige Berechnung meiner Einnahme und Ausgabe beyfüge.

Einnahme:

In Petersburg 10 Exemplare. (Zwanzig sind unbezahlt geblieben.) Rbl. 80

Auf Ösel.

Herr Land- und Kreis-Marschall von der Osten Sacken.
— Coll. Ass. Baron von Stackelberg.
— Ass. L. G. v. Vietinghoff.
— Rath O. J. v. Ekesparre.
— Prov. Secret. J. B. Sahmen.
— Rathsherr P. F. Bazoncourt.
— Pastor Frey zu Pyhh.
— Registrator C. G. Colln.
— Registrator Swahn.
Se. Excell. Herr Vice Gouverneur, Etats-Rath von Campenhausen.
Herr Capitän und Kreis-Gerichts-Assessor C. G. v. Ekesparre.
— Niederlandg. Ass. G. F. v. Sass.
— Postmeister C. F. Harnack. Zusammen 13 Exemplar 104

In Riga.

Frau Berens von Rautenfeld.
Herr Rector Morith. Zusammen 2 Exempl. 16

In Reval.

Se. Excellenz der Herr General en Chef, Senateur und Ritter von Grotenhielm.

 Rbl. 200

Transport Rbl. 200

Se. Excell. der Herr Generallieutnant, Ober-Commendant und Ritter v. Eſſen.
Se. Excell. der Herr General-Major, Gouverneur und Ritter v. Wrangel.
— —— der Herr Kammerherr Graf v. Tiesenhauſen.
— —— der Herr Etats-Rath v. Engelhardt.
— —— der Herr Etats-Rath Baron von Stackelberg.
— —— der Herr Etats-Rath v. Kurſel.
Herr Baron F. v. Ungern.
— —— v. Roſen.
— Advokat Rieſemann.
— Schul-College Wagner.
— Major und Stadt-Voigt v. Eſſen.
— Kreis-Marſchall v. Löwenſtern.
— pitän v Kruſenſtern.
— Hofrath v. Hoffmann.
— Gewiſſ. Ger. Aſſeſſ. v. Vietinghoff.
— v. Schilling v. Ortena.
— Oberl. Ger. Aſſeſſ. v. Richter.
— Coll. Aſſ und Kreis-Marſchall v. Helwig.
— erk. Älteſter Grigorl.
— Aſſeſſor Jencken.
— Coll. Aſſ. und Oberl. Ger. Anw. Reutlinger.
Fräulein v. Vietinghoff.
Demoiſell Wiſtinghauſen.
Herr Major v. Wrangel.
— Kreis-Richter v. Salza.
— Zollberechner Nottbeck.
— Oberl. Ger. Aſſeſſ. Herrmann v. Brewern.
— erk. Älteſter M. H. Gebauer.

Herr

Transport Rbl. 200

Herr Kammerherr v. Reutern.
— T. H. Witte.
— Official Hueck.
— Secretair H. J. Strahlborn.
— Brigadier Graf Pontus v. Steinbock.
— C. Höppener.
— Assessor Frese.
— Flottlieutnant v. Essen.
— Oberl. Ger. Assess. v. Schwengelm.
— Trib. Assess. v. Berg.
— Kammerjunker v. Berg. 2 Exemplare.
Zusammen 41 Exemplare . . 328

Auf dem Lande:

Herr Regierungs-Rath v. Stael.
Fräulein v. Madlossky in Baltischport.
Herr Obrister v. Bock.
Se Excell. der Herr General v. Yhrmann.
Herr Obrister v. Eckermann.
— Pastor Schwabe in Leal.
— Pastor Koch auf Jewe.
— Kandidat Arvelius.
Die Lesegesellschaft in Fellin. Zusammen 9 Exempl. 72

600

(Zwar haben noch nicht alle, die ich hier genannt, bezahlt, sie haben aber doch das Journal immer ordentlich abhohlen lassen, und also zweifle ich keinen Augenblick, daß sie bezahlen werden, so wie die Meisten es schon gethan haben.)

Transport	Rbl. 600
Auſſerdem habe ich noch eingenommen von denen Subſcribenten, welche das Journal nur ein Viertel- oder halbes Jahr mithielten, und hernach wieder abtraten : : :	64
Total der Einnahme	Rbl. 664

Ausgabe:

75 Bogen zu drucken, den Bogen à 4 Rubel :	Rbl. 300
36 Ries holländiſch Papier, zu jedem Stück 3 Ries, das Ries à 6 Rubel 50 Cop. : :	234
Die Auflage war jedesmal 200 Exemplare, 2400 Stück zu heften, das Stück à 1 Copeck :	24
2400 grüne Umſchläge, mit Holzſchnitt : :	25
An Porto, laut meiner geführten Rechnung, ausgegeben : : :	20
Total der Ausgabe	Rbl. 603

Wäre es möglich, daß nach dieſer Berechnung, die ich durch Quittungen und mein Buch documentiren kann, das Publicum noch im Stande ſey zu glauben, ich habe um 61 Rubel willen ein ganzes Jahr meiner Zeit aufgeopfert? ich habe um 61 Rubel willen Haß und Verfolgung über mich ergehen laſſen? ich habe um 61 Rubel willen mich Verleumdungen und Pasquillen Preis gegeben? — nein warlich! dann müßte ich ein Abderit ſeyn; denn meine Schriften — man mag ihnen nun einen noch ſo geringen

Werth

Werth beylegen — funfzig Bogen, die ich in Jahresfriſt ſelbſt lieferte, wären mir doch wohl immer von jedem Buchhändler mit 61 Rubeln bezahlt worden. Aber ich hatte einen edlern Zweck. Zwar war ich nicht ſo kühn zu glauben, daß ich etwas zur Aufklärung meines zweyten Vaterlandes zu thun im Stande ſey; nein, ich ſchrieb, um mich bekannt zu machen, mir Freunde zu erwerben, und zum Vergnügen der leſer etwas beyzutragen. Was ward mein lohn? Verluſt meiner Zeit, Feindſchaften, und endlich gar Pasquille. In wie fern ich zu den beyden letztern Anlaß gegeben, überlaſſe ich dem vernünftigen Beurtheiler zu entſcheiden.

Nun bleibt mir nur noch eine ſüße Pflicht zu erfüllen übrig, die ich mit Vorbedacht bis zuletzt aufgeſpart habe: der Dank, den ich meinen Mitarbeitern, und meinen obengenannten leſern mit vollem Herzen darbringe. Manche, ich darf ſagen viele, haben mich gütig beurtheilt, haben mich oft freundſchaftlich zurecht gewieſen, haben nie hinter meinem Rücken übel von mir geſprochen, ſondern mir die Wahrheit ins Geſicht geſagt; die Namen aller derer ſind mit unauslöſchlichen Zügen in mein Herz gegraben, und ich rechne es mir zum größten Gewinn, der mich für Zeitverluſt, Feindſchaften und Pasquille entſchädigt, daß ich dieſer Unternehmung Menſchenkenntniß verdanke. Zwar habe ich ſie theuer erkauft, aber dafür weiß ich auch nun, auf weſſen lippe

wahre Zuneigung wohnt, und wer mir nur ins Gesicht lächelte.

K.

Daß die Fortsetzung von der Biographie der Maria Stuart in diesem letzten Stücke nicht erscheint, ist nicht die Schuld des Herausgebers, vermuthlich gebrach es dem Herren Verfasser an Zeit. Auch wegen dem Beschluß der Ildegerte würde der Herausgeber eine Entschuldigung zu machen verpflichtet seyn, wenn nicht das gelieferte Stück bereits als eine vollständige Erzählung zu betrachten wäre.